

Decis. 2^m

Annalen

Annalen

der

Großherzoglich Badischen Gerichte.

In

Verbindung mit andern Rechtsgelehrten des Großherzogthums

herausgegeben

von

J. O. Bekk,

Vicekanzler des Oberhofgerichts in Mannheim

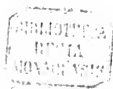
mit

Oberhofgerichtsrath **Trefurt** in Mannheim, den Hofgerichtsräthen **Aschbach** in Constanz, **Bayer** in Mannheim, **Sander** in Rastatt und **Woll** in Freiburg.

Sechster Jahrgang.

Karlsruhe, 1838.

Druck und Verlag von Christian Theodor Gross.



Register.

Die Ziffern bezeichnen die Seiten.

Abwelſung, angebrachttermoßen 65, 170.
Addition, in Adminiſtrativſachen 136.
Advokaten-Kuſache 297.
After-Erbſetzung 171.
Ahnen, deren Pflichttheilerecht 112.
Anerkennung der Schulden nach erlangter Großjährigkeit 276.
Anſagen, der — 116.
Angebrachttermoßen, Abweiſung 65, 170.
Anſchließungsrecht bei Recuſen in Adminiſtrativſachen 136.
Appellation, Nachbringung von weiteren Beſchwerden nach anderemunter Tagfahrt zur Nachweiſung der App. Summe 91; gegen ſchlichtrichterliche Urtheile 104; gegen unabdingten Befehl 312; Vortrag neuer Beſchwerden in der App. Inſtanz 132.
Arbeitslohn-Strafe, deren Erkennung gegen Vaganten 273.
Arreſt, Erkenntniß über deſſen Stattbarkeit 25.
Ausländiſche Urtheile, deren Vollſtreckung 27, 295.
Ausſtellung von Privatſchuldverſchreibungen 47.
Belladung, über 56, 108.
Beiträge zu kirchlichen Koſten 8.
Beſcheidungen der Staatsbeamten, Einſchreiten des Staats-Kameralis dabel 57.
Beſchwerden, neue, in der Tagfahrt zur Nachweiſung der App. Summe 91; wegen Verſpöderung 27; wegen der Vollſtreckung 175.
Beſitz, Klagen 160.
Beftrafung wiederholter dritter Diebſtähle 137, 178, 277, 285.
Beweis, zum ewigen Gedächtniß 173; durch Inſythen 74, 78, 90, 125, 142, 145, 180, 257; Vortrag neuer B. Mittel in der App. Inſtanz, 132; B. Paß bei der Regatoſienklage 135; durch Zeugen 155.
Bewieskraft von Schuldurkunden 16, 47.
Bürgſchaft 321.
Collegial-Urtheile 29, 161.
Competenz des Civilrichters in Streitigkeiten über Competenzhoh 8; in Gemarkungsſtreitigkeiten 180; zur Ermächtigung einer Ehefrau zur Prozeßführung 209; der Gerichte in Zoſſachen 197; der Schiedsgerichte bei Handelsunternehmungen 8.
Conſtitution des künftigen Vermögens 105.
Contumacialverfahren bei Collegialgerichten 153.
Deſerviten 297.
Diebstahl mit Einſteigen 305; Rückfallsſtrafe beim dritten Diebstahl 137, 178, 277, 285.
Dienerechtl., über Anwohnung deſſelben 271.
Dienſtbarkeit, Kuſſicht auf des Nachbars Gut 71, 166.
Ehe, eingebrachte Pfandſchulden in dieſelbe 1.
Ehefrauen, Competenz zur Ermächtigung zum Prozeßführen 209; minderjährige, deren Ermächtigung zu Rechtsgeschäften 36, 109.
Ehemann, ob er Vormund ſeiner minderjährigen Ehefrau ſei 36, 109.
Eid, Verbehalt der Zuſchiebung 280; Zurückſchiebung 84.
Einwerfungspflicht 301.
Entbindung von der Inſtanz 244.
Enſchädigung wegen Veränderung von Juſtifikaturen 315.
Enſcheidungen, richterliche, über Gleichförmigkeit 119.

Entſetzungsgrund eines Verbländlichkeits, deſſen Angabe mit der Klage 67.
Erkennniß über Stattbarkeit des Arreſts 25.
Ersagpflicht der Poſtkaſſe, 34; der Wirtſche 217.
Fehriſſſchulden der Ehegatten 1.
Faſſung des diſpoſitiven Theils der Urtheile 45.
Feiſchſchaft falſcher Münzen 108.
Forſtrevel, Koſtengerſaß 48.
Franzöſiſche Gerichte, Vollſtreckung ihrer Urtheile 17, 295.
Gant, Anwalt 125; Gläubiger, deren Rechte 182; Verſahren 125; Vermögensabſonderung 51.
Gastgeber, deren Verantwortlichkeit für das Einbringen von Dabelligkeiten der Reſervaten 217.
Gefährde der Gläubiger 9.
Gemarkungsſtreitigkeiten, civilrichterliche Competenz, über 180.
Gemeindebeamter, über deren Gehaltsbeſtimmung 13.
Gerichtshand der Prozeßkoſten 49; der geſährten Verwaltung 174.
Gerichte, deren Competenz in Zoſſachen 197.
Gesellſchaftsbeitrag, über Abſchaffung 335.
Gesändniß, richterliche Anerkennung einer Verbindlichkeit auf ein ſolches 67; Specialvollmacht für Ablegung 64; Widerruf im Civilprozeß 43.
Gläubigeranſchlag 125.
Güterverhältniſſe, eheliche, in Bezug vor 1812 ge-machte Eheverträge 117.
Haftbarkeit der Poſt für Paſete 34.
Handelsgeſellſchaft, Entſcheidung deren Streitigkeiten durch Schiedsrichter 7.
Handlohn in Erbfällen 95.
Handlungen zur Gefährde der Gläubiger 9.
Hilfsvollſtreckung im Falle des NRE. 214.—225.
Inſtanz, Entbindung von der 244.
Inſtandbeweis 61, 74, 78, 90, 125, 142, 145, 189, 257, 305, 325.
Israelitiſche Schulen, deren Claſſification 101.
Kanzleiſchl., über 226.
Kanzler des Oberhofgerichts, Verrihtungen deſſelben 28.
Kinderauſſetzung 313.
Klage, Veränderung, 169; wegen der Vollſtreckung 175.
Knechtſchaft 184.
Koſtengerſaß, über 50, 149; in Forſtrevelſachen 48.
Liegenschaftſchulden der Ehegatten 1.
Löſchung der Unterpfänder 81.
Loſungserſatz 130.
Maſſepfleger in Gaſtfachen 125.
Meineid 97.
Minderjährige Ehefrauen, deren Ermächtigung zu Rechtsgeschäften, 109; Umſtoßung der von ihnen vorgenommenen Rechtsgeschäfte 249.
Minderungsklage 334.
Mord, an Verwundten 37.
Mündliche Vorträge, in Strafſachen 73.
Münzen, falſche, deren Verpartition 108.

Negatorienklage, Beweislaß bei derselben 135.
 Nova in 2. Instanz 132.
 Ragnel'sche Vermögensübergaben 112.
 Officiere, Schulden Contrahiren derselben 189.
 Pakete, Postbarkeit der Post 34.
 Pensionen, über 85, 241, 271, 341; deren Unwiderrücklich-
 keit 82, 181.
 Pfandschulden, in die Ehe gebrachte 1.
 Pflanz- und Schulholz 5.
 Pflichtbeileger, der Mann 112.
 Post, Reclamation an dieselbe wegen ihr übergebener Sachen 34.
 Präsidentenwahl bei außerordentlichen Landtagen 6.
 Privatschuldschreibungen, deren Aufhebung 47.
 Privaturkunden, über deren Ablosung 16.
 Prozeßkosten, deren Gerichtskost 49.
 Proccutionsklage 157.
 R. Chensuntreue 343.
 Rechtsmittel, gegen Einbindung von der Instanz 241.
 Rechtspflege, deren Gleichförmigkeit 119.
 Reclamation, wegen der Post übergebener Sachen 34.
 Reisetkosten, Verstoß der — für Zeugen 103, 169.
 Rejection, ob sie bei Beweisuntertungen zulässig seien 155.
 Rückfallstrafe, bei dritten Diebstählen 137, 178, 278, 285.
 S. Entlung fremder Sache, 183; Urkunden über 176.
 Schiedsrichter, Appellation gegen deren Urtheile 104;
 Competenz derselben bei Handelsunternehmungen 7.
 Schulden, Anerkennung derselben nach erlangter Gerech-
 tigkeit 278; der Ehegatten 1.; Schulden-Contrahiren der
 Officiere 159.
 Schuldurkunden, deren Beweislaß 16, 47.
 Schulen, israelitische, deren Classification 101.
 Schulholz 8.
 Selbsthändler 321.
 Segn und Denken 196.
 Specialvollmachten, bei Ablegung von Geschäftnissen 64.
 Staatsanwalt, dessen Einschreiten bei Beleidigungen der
 Staatsbeamten 57.
 Straffachen, Mündlichkeit in 73.
 Strafrecht des Rückfalls bei dritten Diebstählen 137, 178, 278,
 285.
 Strafrechtsprincip 22.
 Straßenraub 78, 325.
 Testament, geheimes 90; öffentliches 259.
 Thatbestand des Vermandtenmordes 37.
 Todschlag 229.
 Tödtung und Wilderei 265.
 Unabsetzung, der von Minderjährigen vorgenommenen Rechts-
 geschäfte 249.
 Unbedingter Zahlungsbefehl auf den Grund eines
 Urtheils 69.
 Uniform Reglement 172.
 Unterpächter, Lösung derselben 81.
 Unwiderrücklichkeit der Pensionen 82, 181.
 Urkunden, Privat, über deren Ablosung 16.
 Urtheile, ausländische, deren Vollstreckung 17, 295; eines
 Collegiums 29, 161; über deren Ablosung 45; Vollstreckung
 derselben 69.
 Vaganten, Erkennung der Arbeitshausstrafe gegen dieselben 273.
 Verantwortlichkeit der Witthe für die zu ihnen gebrach-
 ten Effecten 217.

Verjährung der Zinsen 6.
 Verjährung in Rechtsgeschäften der Winterjäheigen 249.
 Vermögens-Abänderung als Wirkung der Eant 51; Con-
 sultation des zu befragenden 105; Uebergaben, außerordentliche 112.
 Verparituz fälscher Münzen 109.
 Versäumnisseckenntniß, deren Erlassung 93, 153.
 Verträge, Aufhebung derselben durch Dritte 3.
 Verurtheilung, auf Instiken 74, 99, 125, 189.
 Verwandtenmord 37.
 Verzugssinsen 293.
 Vollmacht für Ablegung von Geschäftnissen 64.
 Vollstreckung ausländischer Urtheile, 17, 295; Beschei-
 den wegen der Vollstreckung 175.
 Vorbehalte der Eidegelschreibung 260.
 Vorempfang, dessen Einwirkung 301.
 Vorstoß für auswärtige Zeugen 103, 169.
 Vorträge, mündliche, in Straffachen 73.
 Wandeltage 334.
 Wechselrecht, Rechtsfall aus dem 197.
 Widerruf der Geschäftnisse im Eideprozeß 43.
 Wiederherstellung, wegen Neubilden 337; gegen Verfä-
 len-Erkennung 22.
 Wilderei und Tödtung 265.
 Wille 247.
 Witthe, deren Verantwortlichkeit für das Einbringen von
 Effecten der Reisen 217.
 Zahlungsbefehl, unbedingter auf den Grund eines Ur-
 theils 69.
 Zehndbezug, über 317.
 Zeugen, Beweis 155; Verstoß der Reisetkosten für auswär-
 tige 103, 169.
 Zichorienwurzel, Zehndberechtigung hierfür 317.
 Zinsen, Verjährung 6; aus Verzug 293.
 Zollfachen, Competenz zur Entscheidung über 197.
 Zunftstatuten, Entschädigung wegen Abänderung derselben
 345.
 Zurücknahme, einer hinterlegten Summe 182.
 Zurückschreibung des Eides 84.
 Verzeichniß
 derjenigen Landrechtssätze, welche in den Annalen, sechster Jahr-
 gang 1838, erläutert sind:

L. R. S.	pag.	L. R. S.	pag.	L. R. S.	pag.
214.	225.	1167.	9.	1630.	60.
676.	71.	1311.	278.	1648.	334.
710ca.	317.	1322.	16.	1831.	95.
915.	112.	1326.	47.	1834.	335.
919.	301.	1338.	276.	1952.	217.
972.	259.	1941.	155.	2277.	6.
1100ca.	112.	1362.	84.	24. R. S. 51.	7.
1153.	293.				

Verzeichniß
 derjenigen §. der Prozeßordnung, welche in den Annalen,
 sechster Jahrgang 1838, erläutert sind:

§. der Prozeßord.	pag.	§. der Prozeßord.	pag.
118.	56, 106.	694.	25.
337.	67.	841.	125.
471.	108.	829-934.	133.
575.	260.	952.	17, 295.
584.	84.		

Rechtsphilosophische Betrachtungen: pag. 116, 121, 184, 194,
 214, 245, 264, 283, 292, 299, 324.
 Curiosa: pag. 60, 72, 149, 223.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 1.

Karlsruhe den 6. Januar 1838.

1.

Ueber die von einem Ehegatten in die Ehe gebrachten Pfandschulden.

Eine Frau bricht im Augenblick der Ehe ein Haus, welches nicht durch Ehevertrag in die communauté fällt. Vor der Ehe hatte die Frau ein Capital aufgenommen, und dafür jenes Haus verpfändet. Während der Ehe wird dieses Capital aus der Gütergemeinschaft bezahlt. Es fragt sich, ob nach Auflösung der Gütergemeinschaft die Frau oder ihre Erben gehalten sind, den Betrag dieses Capitals der Gütergemeinschaft zu ersetzen, oder ob letztere angesehen werden muß, als habe sie durch dessen Zahlung bloß ihre eigene Schuld bezahlt, weshalb dann keine Rückforderung statt finde?

Die Lösung dieser Frage im ersten Sinne findet sich in dem Art. 1409 und 1437 des Code civil.

Ersterer sagt: La communauté se compose passivement, . . . de toutes les dettes mobilières dont les époux étaient grevés au jour de la célébration de leur mariage. . . . sauf la récompense pour celles relatives aux immeubles propres à l'un ou à l'autre des époux.

Diesem Artikel zufolge fallen also alle dettes mobilières einer der Ehegatten, die zur Zeit der Eingehung der Ehe bestanden, zu Last der Gemeinschaft; jedoch kann, nach Auflösung der Gemeinschaft, von dem schuldnerischen Ehegatten ein Ersatz (récompense) verlangt werden, wenn diese dettes mobilières Bezug auf ein ihm persönlich verbleibendes Immoebel haben.

Was sind dettes mobilières nach französischem Recht? Alle diejenigen, welche zum Gegenstand eine Summe Geldes oder ein Mobilar-Object haben, sagt der Art. 529 (*omnis actio ad consequendum mobile est mobilia*); dieses ist aber hier der Fall: denn der Gegenstand der Forderung des Gläubigers, der das Capital vorschoss, ist eine Summe Geldes. Der Umstand, daß das Capital durch eine Hy-

pothek versichert ist, macht es nicht zum Immoebel: denn der Art. 529 stellt keinen Unterschied für den Fall auf, wo die obligations durch eine Hypothek versichert sind, und der Art. 528 erklärt ausdrücklich als Immoebel nur diejenigen Klagen (*actions*) qui tendent à revendiquer un immeuble, welches natürlich diejenigen ausschließt, die nur per indirectum die Veräußerung des Immoebels zur Folge haben können.

Toulier, du contrat de mariage Tome XII. Nr. 208, erklärt dieses mit folgenden Worten: Nous avons dit que les dettes mobilières sont celles qui ont des meubles pour objet. Ainsi toutes les obligations, de donner des meubles quelconques, une somme d'argent, une certaine quantité de blé, de vin, un cheval, un boeuf, sont des dettes mobilières à la charge de la communauté, quand même le débiteur aurait donné une hypothèque pour sûreté de la dette; car quoique l'hypothèque soit un droit réel sur les immeubles du débiteur, comme elle n'est qu'un accessoire de la dette, elle n'en change pas la nature mobilière.

Im nämlichen Sinne spricht Duranton, cours de code civil sich aus. Tome XIV. Nr. 214.

Es kann also keiner Frage unterliegen, daß die Schuld der Frau, wovon es sich in specio handelt, durch die Ehe zu Last der Gemeinschaft fiel.

Nun entsteht aber die zweite Frage, ob, wenn während der Ehe die Gemeinschaft diese Schuld bezahlt hat, dieselbe nach Auflösung der Ehe von der Frau oder ihren Erben, den Ersatz des Betrags des Capitals fordern kann? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen.

Wirdings hat die Gemeinschaft eine Schuld bezahlt, die zur Zeit wo die Zahlung geschah, ihre eigene Schuld geworden war: allein die Grundsätze über Gütergemeinschaft, sowohl als der Text des Gesetzes, geben der Gütergemeinschaft das Recht, einen Ersatz zu fordern, sobald die Ehe aufgelöst ist.

Ich habe bereits bemerkt, daß der Art. 1409, Nr. 1

der Gemeinschaft einen Ersatz zuerkennt, wenn die von einem Ehegatten in die Ehe gebrachten Mobilarschulden Bezug auf ein demselben persönlich zugehöriges Immobilien haben. Dieser Satz wird im Art. 1437 näher entwickelt. Toutes les fois, heißt es hier: qu'il est pris sur la communauté une somme, soit pour acquitter les dettes ou charges personnelles à l'un des époux et généralement toutes les fois que l'un des deux époux a tiré un profit personnel des biens de la communauté, il en doit la recompense.

Toullier tome XII. Nr. 343 sagt hirtüber: Les époux ne peuvent, durant le mariage, ni enrichir la communauté aux dépens de leurs biens propres et personnels, ni s'enrichir eux-mêmes en augmentant leur fortune personnelle aux dépens de la communauté. Ce serait évidemment, dans les deux cas, changer en partie des droits matrimoniaux qu'ils avaient à l'époque du mariage et augmenter ceux de l'un pour diminuer ceux de l'autre, car celui qui enrichit la communauté aux dépens de ses propres, augmente la part que l'autre doit prendre lors du partage, et diminue d'autant la sienne, comme aussi celui qui augmente sa fortune personnelle aux dépens de la communauté, diminue la part qu'y prendrait l'autre. Disons donc qu'il n'est pas au pouvoir des époux durant le mariage, d'enrichir la communauté aux dépens de leurs biens propres ou personnels, ni d'enrichir ou augmenter ceux-ci aux dépens de la communauté.

Demnach sagt der Verfasser im Tome XIII. Nr. 147: Il y a deux espèces de recompenses; 1. l'une due à l'un des époux, lorsqu'il a enrichi la communauté à ses dépens; 2. l'autre due par celui des époux qui s'est, au contraire, enrichi aux dépens de la communauté, ou qui en a tiré quelque profit personnel. Er bricht sich auf den Art. 1437, der die Regel enthalte und sagt in Nr. 151: L'art. 1437 ne se borne pas à le consacrer par une disposition simple et précise, dont les conséquences aurnent peut-être pu suffire; il le développe par quelques exemples. Der Verfasser stellt nun verschiedene Beispiele dar: unter andern in Nr. 152 grade das hier vorliegende eines Kapitals. Lorsque, sagt er, la charge personnelle à l'un des conjoints, acquittée des deniers de la communauté, consistait en une somme d'argent exigible, il est clair que le rapport qu'il doit faire à la masse est d'une somme pareille à celle qui a été tirée de la communauté pour acquitter cette dette.

Duranton sagt das Nämlche. T. XIV. Nr. 361 bis 364.

Favard im Repertoire de la nouvelle législation du Communauté conjugale, Sect. 1 §. 2 Nr. 1 (T. I. p. 345) spricht sich folgendermaßen aus:

En principe général, toutes les dettes mobilières dont les époux sont grevés au jour de la célébration du mariage, ou dont se trouvent grevées les successions qui leur étoient pendant le mariage, entrent en communauté. C'est la disposition formelle du Nr. 1. de l'art. 1409. Cette règle est en harmonie parfaite avec l'art. 1401, qui fait entrer en communauté tout le mobilier que les époux possédaient au jour de la célébration du mariage, et tout celui qui leur étoit pendant sa durée. Les choses, sont égales et la justice est satisfaite.

Mais il peut arriver et il arrive quelquefois que l'un des époux tire un profit personnel des biens de la communauté, et, pour maintenir l'égalité l'art. 1437 porte qu'il en doit la recompense. Il ne dit pas que l'obligation par suite de laquelle ce profit a été obtenu, n'a pas été à la charge de la communauté; il suppose au contraire que cette obligation a dû être acquittée par elle; mais il dit que l'époux qui en a tiré un avantage personnel, en devra recompense à son conjoint.

Or se sont les rentes et dettes passives qui ont pour cause un avantage que l'époux n'apporte point en communauté que le Nr. 3 de l'art. 1409 a en vue et appelle dettes personnelles aux époux. Elles entrent en communauté par rapport aux créanciers; mais elles n'y entrent, à l'égard de l'autre époux, que pour les arrérages ou intérêts; il lui sera dû recompense pour le capital, s'il a été acquitté par la communauté; et s'il n'a pas été acquitté, il restera, après la dissolution de la communauté, à la charge de l'époux qui a profité de l'avantage que représente la rente ou dette passive, *commoda sequuntur incommoda* S. 10, ff. de reg. jur.

Ainsi si avant le mariage l'un des époux a acquis un immeuble pour le prix duquel il a consenti une rente, cette rente entrera en communauté (art. 1409 du Code civil); mais comme il profite seul de l'immeuble, le capital de la rente restera à sa charge, après la dissolution de l'association, et, s'il a été acquitté par la communauté, il en sera dû la recompense à l'autre époux, parcequ'il s'agissait d'une dette personnelle.

Nur die Zinsen des fraglichen Kapitals, die die Gemeinschaft während ihrer Dauer bezahlt hat, bleiben ihr definitiv und ohne Ersatz zu Last, laut Nr. 3 des Art. 1409.

Es ist dieses die compensation der Benutzung der Güter der Frau, die nach Art. 1401 Nr. 2 der Gemeinschaft zugehört.

(Coelix *)

Anmerkung der Redaktion. — Der geehrte Herr Verfasser dieses Aufsatzes wird mir erlauben, in Kürze meine entgegengesetzte Ansicht darzustellen, wie sich solche im Großherzogthum Baden nach den Erläuterungen Brauer's (im Einflange mit einer Justizministerialverfügung vom 26. Februar 1812, Abf. 1. — Regierungsblatt Nr. X.) seit langen Jahren durch die Praxis festgestellt hat.

Ich sage: die von einem Ehegatten, z. B. von der Ehefrau, in die Ehe gebrachte Schuld, welche unterpfändlich auf einer ihr eignen bleibenden Eigenschaft haftet, ist nicht als eine solche zu betrachten, welche im Verhältniß zum Mann eine eigene Schuld der Frau bleibt, und für welche also die Frau, wenn sie aus dem Vermögen der Gemeinschaft getilgt wird, nach §. 1400 Nr. 1, oder 1437 der letztern Vergütung zu leisten hätte.

Es ist nämlich die Frage: ob die Frau in diesem Falle der Gemeinschaft den Betrag der bezahlten Schuld zu vergüten habe? — ganz gleich zu stellen der Frage: ob die Frau diese Schuld, wenn sie während der Ehe nicht bezahlt wurde, bei deren Auflösung als ihre eigne Schuld vorhinweg zurückzunehmen habe, oder davon nach §. 1482 nur die Hälfte ihr zur Last bleibe?

Nach im letztern Falle haftet die Frau nach §. 1486, dem Gläubiger gegenüber für das Ganze der von ihr in die Ehe gebrachten Schuld, aber sie hat, wenn sie das Ganze bezahlen muß, vom Mann die Hälfte als Vergütung zu fordern, statt daß umgekehrt nach des Herrn Verfassers Ansicht die Frau da, wo die Gemeinschaft das Ganze bezahlte, dem Ehemann die Hälfte zu vergüten hätte.

Brauer setzt die fahrenden Schulden, welche nach dem Satz 1400 Nr. 1, in die Gemeinschaft fallen, denjenigen, die nach dem Ausdrucke der nämlichen Gesetzesstelle „*Eigenschaften angehören*“ (ben des termes „*relatives aux immeubles*“), entgegen. Die letzteren erklärt er als liegenschaftliche Schulden, die nicht in die Gemeinschaft fallen, wogegen alle übrigen Schulden als fahrende der Gemeinschaft zur Last kommen in der Art, daß die Gemeinschaft, wenn sie dieselben bezahlt, von dem bringenden Eheheil die Vergütung, von der die Ehe 1400 Nr. 1 und 1437 handeln, nicht zu leisten habe, daß vielmehr der bringende Eheheil, wenn er eine solche Schuld aus dem eignen Vermögen zahlt, nach

§. 1486 die Hälfte derselben vom Ehemann oder dessen Erben (d. i. mit andern Worten: das Ganze von der Gemeinschaft) sich ersetzen lassen dürfe.

In diesem Sinne hält nun Brauer diejenige Schuld für eine liegenschaftliche, „welche zur Hingabe einer Eigenschaft führt, oder deren Gegenstand eine Eigenschaft ist,“ — und er führt als solche auf:

- a) fremde Eigenthumsansprüche an eine beigebrachte Eigenschaft (§. 326 Abf. 4),
- b) Forderungen, die mit Vorzugsrecht (privilege) auf einer beigebrachten Eigenschaft haften, „also aus dem Erwerb oder der Erhaltung derselben entspringen“ (§. 2103),
- c) Forderungen, die auf einer während der Ehe angefallenen Erbschaft haften, nach Verhältniß der in der Erbschaft begriffenen, dem erbenden Eheheil allein zufallenden, Liegenschaften (§. 1414),
- d) Forderungen, die auf einer Eigenschaft haften, welche Einem der Ehegatten mit der darauf ruhenden Schuld von Ihnem abgetreten wurde (§. 1406),
- e) Forderungen, die auf einer beigebrachten Eigenschaft unterpfändlich haften, wobei der bringende Ehegatte nicht zugleich persönlicher Schuldner ist, sondern nur nach §. 2167 zc. als dritter Besitzer mit einer Pfandflagse belangt werden kann.

Dagegen erklärt Brauer alle übrigen Schulden, und zwar, namentlich auch jene Geldschulden für fahrende, „welche Pfandrecht auf eine beigebrachte Eigenschaft haben, sobald der bringende Theil der persönlichen Schuldner ist, weil in dessen Hand die Schuld nicht nach der Reben-eigenschaft des Pfandes, sondern nach der Haupt-eigenschaft der persönlichen Verbindlichkeit seinen geschatzt werde.“

Ich will mich nun nicht näher auf die Frage einlassen, ob diese Abtheilung der Schulden, insoweit Brauer die Einen als liegenschaftliche, und die Andern als fahrende bezeichnet, richtig sey? —

An und für sich dürfte wohl als eine liegenschaftliche Schuld nur diejenige zu betrachten seyn, welche vom Standpunkte des Gläubigers zu betrachten als ein liegenschaftliches Recht erscheint, von den obigen, von Brauer aufgeführten, also nur die unter a und genannten, nämlich jene, welche nicht in Geldforderungen, sondern in dinglichen Ansprüchen an das Gut selbst bestehen, in Bezug auf Unterpfandrechte also nur diejenigen, welche ohne persönliche Verbindlichkeit des Ehegatten gegen ihn nur als dritten Besitzer des Unterpfandes geltend gemacht werden.

In Bezug auf diese letztern sehe man Zacharia fronz. Civilrecht §. 508 Nr. 1 a, und Toullier, Tit. V. du con-

*) Advokat in Paris, und Herausgeber der revue française et étrangère de legislation. D. R.

trat de mariage, tome I. Nr. 215, wo er unter die von der Gemeinschaft ausgeschlossenen dettes personnelles des époux rechnet: „les dettes purement hypothécaires, c'est-à-dire dont ils (les époux) ne sont tenus que comme possesseurs de l'héritage hypothéqué.“

Zieht man hiernach den Begriff der liegenschaftlichen Schulden enger, als ihn Brauer gezogen hat, so wird man auf der andern Seite mit dem Herrn Verfasser des obigen Aufsatze anerkennen müssen, daß es außer den eigentlich liegenschaftlichen Schulden noch andere gibt, welche „Liegenschaften angehen“ (relatives aux immeubles), und welche daher dem Eheheil, der sie beibrachte, nach S. 1409 Nr. 1 als eigene Schulden in der Art zur Last bleiben, daß derselbe sie vorhinweg zu übernehmen, beziehungsweise der Gemeinschaft, wenn diese sie bezahlte, Vergütung dafür zu leisten hat.

Und man wird bei dieser Unterstellung gerade die von Brauer unter b, c und d irrig als liegenschaftlich aufgeführten Schulden als solche fahrende Schulden zu betrachten haben, welche Liegenschaften angehen, und welche daher nach S. 1409 Nr. 1, obschon sie nicht eigentlich liegenschaftlich sind, dennoch gleich diesen dem bringenden Ehegatten (gegenüber dem andern Ehegatten) zur Last bleiben.

Unter diese im S. 1409 Nr. 1 verhandenen, auf Liegenschaften sich beziehenden, Schulden gehören aber die gewöhnlichen Pfandschulden eben so wenig, als unter die eigentlich liegenschaftlichen.

Zacharia, §. 508. Note 3, rechnet sie nicht hierher, und was im obigen Aufsatze aus Toullier und Favard angeführt ist, bemerkt keineswegs, daß diese Schriftsteller alle Pfandschulden unter die dettes relatives aux immeubles zählen, so daß der bringende Eheheil, wenn sie von der Gemeinschaft bezahlt werden, dafür Vergütung zu leisten hätte.

Nach S. 1482 fällt von den Gemeinschaftsschulden auf jeden Ehegatten die Hälfte, ohne Rücksicht, welcher derselben sie beigebracht habe, und es versteht sich im Allgemeinen auch wohl von selbst, daß derjenige, der seine eigenen Schulden zahlt, von einem Andern hierfür keine Vergütung anzusprechen habe, daß also die Gemeinschaft, wenn sie wirkliche Gemeinschaftsschulden tilgt, von dem Ehegatten, der sie beibrachte, keinen Ersatz fordern könne, daß somit hinsichtlich einer solchen Ersatzverbindlichkeit immer nur die Frage präjudiziell sei: ob die Schuld wirklich eine Gemeinschaftsschuld geworden, oder ob sie eine eigene Schuld des bringenden Eheheils (gegenüber dem andern Eheheil) geblieben sei?

Von dieser Ansicht ausgehend erklärt Toullier den mit dem S. 1437 in Verbindung stehenden Nachsatz vom Artikel 1409 Nr. 1, wornach alle, ohne eigene Liegenschaften

eines Ehegatten sich beziehenden Schulden dem Ehegatten, der sie beibrachte, zur Last bleiben, für eine Erweiterung der Vorschrift, daß nur liegenschaftliche Schulden von der Gemeinschaft ausgeschlossen bleiben, oder (hinsichtlich der darunter begriffenen nicht eigentlich liegenschaftlichen Schulden) für eine Ausnahme von der Regel, daß alle fahrenden Schulden in die Gemeinschaft fallen.

Unter Nr. 208 sagt er namentlich:

„Du principe, que toutes les dettes personnelles et mobilières des époux sont à la charge de la communauté, nos auteurs *exceptaient* celles, qui avoit pour cause le prix d'un propre de . . .“

„Ce principe est consacré par l'art. 1437 du Code.“

Wenn nun Toullier in den im obigen Aufsatze citirten Stellen sagt, daß jede Summe, welche zur Zahlung der eigenen Schulden eines Ehegatten aus der Gemeinschaft verwendet wurde, von diesem Ehegatten derselben wieder vergütet werden müsse, so wie derselbe umgekehrt, wenn sein eigenes Vermögen für die Gemeinschaft verwendet wurde, von dieser den Ersatz zu fordern habe, indem ein Ehegatte während der Ehe sich nicht auf Kosten der Gemeinschaft, noch die Gemeinschaft auf Kosten eines Ehegatten sich bereichern könne, — so ist dies Alles ganz unabweislich richtig; aber es ist damit keineswegs gesagt, daß ein Ehegatte sich auf Kosten der Gemeinschaft bereichere, daß nämlich diese die eigene Schuld eines Ehegatten bezahle, wenn sie eine von demselben beigebrachte Pfandschuld tilgt. Es hängt dies vielmehr immer wieder von der Vorfrage ab: ob eine solche in die Ehe eingebrachte Pfandschuld eine eigene Schuld des sie bringenden Ehegatten (gegenüber dem andern Eheheil) bleibe, oder ob sie eine Gemeinschaftsschuld werde? — in welcher letzterem Falle die Gemeinschaft damit nur ihre Schuld und nicht eine solche tilgt, welche dem bringenden Eheheil (gegenüber der Gemeinschaft) zur Last bleibt, in welchem Falle also auch nicht gesagt werden kann, daß der Ehegatte dadurch, daß die Gemeinschaft die Schuld bezahlte, sich auf deren Kosten während der Ehe bereichere. Eine solche Bereicherung mag in der Eingeheug der Gütergemeinschaft selbst liegen, aber von einer solchen ist hier nicht die Rede, und diese Art der Bereicherung eines Ehegatten erscheint überall, wo überhaupt Vermögen oder Schulden in ungleicher Größe in die Gemeinschaft eingeworfen werden.

Nur wenn einmal mit der Stiftung der Ehe die auf das Vermögen bezüglichen Rechtsverhältnisse der Eheleute ausdrücklich oder gesetzlich festgestellt sind, kann alsdann hieran nach S. 1395 während der Ehe nicht mehr abgeändert werden, und gerade als eine Folge dieses S. 1395 erklärt Toullier (im Eingang der im Aufsatze citirten Stelle Nr. 343) die Bestimmung des S. 1437, daß ein Ehegatte die

Gemeinschaft oder diese den einzelnen Ehegatten nach geschlossener Ehe durch einseitige Erwerbungen nicht mehr bereichern könne.

Damit ist aber, wie gesagt, die Frage, ob die von einem Ehegatten beigebrachten Pfandschulden nach Schließung der Ehe noch eigne Schulden des Ehegatten (gegenüber dem andern Ehegatten), oder ob sie Schulden der Gemeinschaft seien? — noch gar nicht berührt, viel weniger entschieden.

Daß übrigens Toullier diese Frage nicht im Sinne des obigen Aufsatze beantwortet, und daß er die beigebrachten Pfandschulden nicht als solche betrachtet, welche, als sich auf Liegenschaften beziehend, nach §. 1409 Nr. 1 dem bebringenden Ehegatten zur Last bleiben, dies geht nicht nur daraus hervor, daß er unter den vielen erwähnten Beispielen die, doch am häufigsten vorkommenden, Pfandschulden gar nicht erwähnt, sondern bestimmter noch aus dem unter Nr. 209 aufgestellten Principe, wornach diejenigen Schulden hier gemeint sind, „qui ont pour cause le prix d'un propre“ etc.

Der Titel der Forderung muß sich also auf den Werth einer von der Gemeinschaft ausgeschlossenen Sache (sei es eine wirkliche Liegenschaft oder ein nach §. 1400 und ff. vorliegenschaftliches Fahrnißstück) beziehen.

Dies ist der Fall bei den Vorzugsforderungen, deren Vorzugrecht nach §. 2095 „aus der Eigenschaft der Forderung entspringt,“ und, so weit es sich auf Liegenschaften bezieht, nach §. 2103 überall nur auf dem Erwerb oder der Werthserhöhung derselben beruht.

Von diesen Forderungen kann man also sagen, daß sie „Liegenschaften angehen“. Der Ehegatte besitzt die Liegenschaft nur vermöge des Preises, den er als Äquivalent derselben zu entrichten hat, die Verbindlichkeit zur Zahlung dieser Schuld ist die Bedingung seines Erwerbs, und er erwirbt dem Werthe nach nur so viel, als hiervon nach Abzug dessen, was er für den Erwerb noch zu zahlen hat, übrig bleibt.

Bei bloßen Pfandschulden ist alles dieses anders. Ihr Titel steht mit der für die Schuld verpfändeten Liegenschaft in gar keiner Verbindung, diese Schulden beruhen auf ganz andern Rechtsgeschäften, auf Darlehen u. d. g., die der Liegenschaft an und für sich ganz fremd sind; und erst durch ein Nebengebing oder durch einen spätern Vertrag werden für die Erfüllung der aus diesen Rechtsgeschäften hervorgehenden Verbindlichkeiten Liegenschaften zu Unterpfand eingesetzt. Diese Schuldigkeiten an und für sich beziehen sich aber in keiner Weise auf eine Liegenschaft.

Darum und nicht aus einem Uebersehen sind bloße Pfandschulden im §. 1437 unter denjenigen nicht genannt, welche, obgleich nicht eigentlich liegenschaftlicher Natur,

dennoch dem bebringenden Ehegatten zur Last bleiben, und für welche er, wenn die Gemeinschaft sie zahlte, Vergütung zu leisten hat.

Auch alle übrigen speziellen Bestimmungen des Gesetzes über solche Vergütungen beruhen auf demselben Principe, und wo die §. 1408, 1407, 1408 und 1412 von Ersatzeleistungen eines Ehegatten für seine aus der Gemeinschaft bezahlten Schulden sprechen, liegt überall eine Schuld für den Erwerb einer Liegenschaft zu Grund.

Erstlich der §. 1414, wornach die Schulden, welche aus einer einem Ehegatten während der Ehe angefallenen Erbschaft haften, ohne Rücksicht, ob sie Pfandschulden oder bloß persönliche Schulden des Erblassers sein, nach Verhältniß der in der Erbschaft begriffenen Fahrnisse zu den darunter befindlichen Liegenschaften in die Gemeinschaft fallen, beziehungsweise dem bebringenden Ehegatten zur Last bleiben, beruht auf dem nämlichen Principe. Der verhältnißmäßig auf die Liegenschaften kommende Antheil ist die Last, gegen deren Uebernahme der erbbende Ehegatte diese Liegenschaft erwirbt.

Toullier (a. a. D. Nr. 285) sagt in dieser Beziehung: „les dettes mobilières, pour la portion dont les immeubles de la succession sont chargés, sont en quelque sorte le prix de ces immeubles, puisque ce n'est qu'en payant ces dettes que le conjoint héritier peut avoir et posséder les immeubles.“

Auch was im obigen Aufsatze aus dem Repertoire von Favard ausgezogen ist, beweist nicht, was damit bewiesen werden soll.

Die Ansicht von Favard ist von jener von Brauer und von Toullier nicht der Sache nach, sondern nur im Ausdrucke verschieden.

Brauer bezeichnet nicht bloß die den Liegenschaftlichen Rechten entsprechenden Verbindlichkeiten, sondern auch die andern auf Liegenschaften sich beziehenden (d. h. aus dem Erwerb einer Liegenschaft entspringenden) Schulden, hinsichtlich deren die §. 1409 Nr. 1 und 1437 von einer Vergütung an die Gemeinschaft sprechen, als liegenschaftliche Schulden.

Toullier erklärt die Letztern zwar für fahrende Schulden, sagt aber, daß dieselben ausnahmsweise demohngachtet nicht in die Gemeinschaft fallen, sondern dem Ehegatten, der sie beibrachte, als eigne Schulden zur Last bleiben, der Gemeinschaft also, wenn sie dieselben bezahlte, wieder ersetzt werden müssen.

Nun kommt Favard mit einer dritten Ausdrucksweise, und sagt, daß jene (nicht eigentlich liegenschaftlichen, aber dennoch im Sinne des §. 1401 Nr. 1 „Liegenschaften angehenden“) Schulden zwar in die Gemeinschaft fallen,

von dem Ehegatten, der davon befreit wurde, aber gleichwohl Ersatz zu leisten sey. Er sezt jedoch bei:

„elles entrent en communauté par rapport aux créanciers; mais elles n'y entrent à l'égard de l'autre époux, que pour les arrérages ou intérêts; il lui sera dû récompense pour le capital, s'il a été acquitté par la communauté. etc.“

Im Verhältnis zu den Gläubigern fallen jene Schulden, da sie faßbar sind, allerdings in die Gemeinschaft, und diese Gemeinschaft hat nach S. 1410 für alle Forderungen selbst dann zu haften, wann auch nur die Frau (mit sicherem Jahr und Tag) sie beibrachte.

Aber hiervon handelt es sich hier nicht. Hier ist nur von der Gütergemeinschaft der Eheleute unter sich die Rede, und daß jene aus Eigenschaften eines Ehegatten sich beziehenden Schulden nicht in diese Gemeinschaft fallen, bestritten auch Kavard nicht, daher kommt seine Ansicht mit jener von Toullier der Sache nach überein. Daß übrigens Kavard eben so wenig, als Toullier die bloßen Pfandschulden unter jenen dethes relatives aux immeubles begreift, geht aus dem, was oben aus dem Répertoire angeführt ist, selbst hervor, indem dort nur diejenigen Schulden als nach S. 1409 Nr. 1, und S. 1437 dem beibringenden Ehegatten zur Last bleibend erklärt werden,

„qui ont pour cause un avantage que l'époux n'apporte point en communauté etc.“ —

also nur diejenigen, welche in dem Gewinne des einen Ehegatten, nämlich in dem Erwerbe eines ihm eignen bleibenden Guts, ihren Entstehungsgrund haben, was nicht der Fall ist bei bloßen Pfandschulden, durch deren Kontraktion der Ehegatte nicht, wie etwa bei einem Eigenschaftskaufe ein (ihm eignen bleibendes, von der Gemeinschaft angegriffenes) Gut erwirbt. **Beß.**

II.

Anfrage.

Sind die Präsidenten für die auf den 10. Februar 1838 außerordentlichweise einberufene Ständerversammlung neu zu ernennen?

Antwort der Redaktion. — Ja. — Nach dem §. 43 der Verfassungsurkunde erneuert der Großherzog „für jeden Landtag einen Präsidenten der ersten Kammer.“

und bekräftigt von 3 durch die 2te Kammer gewählten Kandidaten

„für die Dauer der Versammlung Einen“ als den Präsidenten.

Es fragt sich daher nur, ob es sich im Februar 1838 um eine bloße Fortsetzung des im Jahr 1837 begonnenen Landtags, oder um einen von neuem berufenen Landtag handle?

Im ersten Falle werden die bereits gewählten Präsidenten ihr Amt nur fortzuverrichten haben, im letztern Falle werden dagegen nach dem gedachten §. 43 neue Präsidenten zu wählen seyn.

Nun ist im §. 68 der Verfassungsurkunde gesagt, daß jeder Landtag vom Großherzog geschlossen werde, wozu welcher Beendigungsart jedoch der §. 42 nicht noch jene der Vertagung und jene der Auflösung kennet.

Das Gesetz unterscheidet also zwischen dem Schlusse und einer bloßen Vertagung des Landtags.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten, die Verhandlungen aufzuheben zu lassen, kann nun aber in nichts Anderem als darin bestehen, daß im Falle einer Vertagung die Wiedereröffnung der Sitzungen lediglich als eine Fortsetzung des nämlichen, nur unterbrochenen, Landtags erscheint, wogegen der vom Regenten ausgesprochene Schluß eines Landtags die bis dahin stattgehabten Verhandlungen oder Sitzungen als ein abgeschlossenes Ganzes bezeichnet, so daß mit einer etwaigen Wiedereröffnung ein neuer Landtag begonnen wird.

Da nun am 1. August 1837 die Ständerversammlung nicht vertagt, sondern geschlossen wurde, so ist jetzt, wenn eine neue ständische Verhandlung aus was immer für einem Anlasse nötig wird, ein neuer Landtag zu eröffnen, für welchen nach dem §. 45 der Verfassungsurkunde auch die Präsidenten von neuem zu ernennen sind.

Der Umstand, daß die gewöhnliche zweijährige Periode noch nicht abgelaufen ist, kann hieran nichts ändern.

Nach dem §. 46 der Verfassungsurkunde muß alle zwei Jahre eine Ständerversammlung statt finden, es ist aber nicht gesagt, daß eine solche nicht auch früher, schon vor Ablauf dieser Periode, wieder berufen werden könne. Zwei Jahre sind die gewöhnliche Periode, welche nicht überschritten, wohl aber abgekürzt werden darf.

Auf die Erneuerung der Kammern hat übrigens eine solche Abkürzung der Landtagsperioden keinen Einfluß. Derselbe geht nach dem durch das Gesetz vom 28. Dezember 1831 modifizirten §. 79 der Verfassungsurkunde alle zwei Jahre zu 1/4 vor sich, es mögen in der Zwischenzeit viele oder wenig Landtage gehalten werden. **D. R.**

III.

Zu L. R. S. 2277.

Ein Mandatar hatte im Jahre 1823 Gelder seines Auftrages in eigenem Nutzen verwendet. Im Jahre 1836 klagte letzterer auf diese Summe und forderte zugleich, gestützt auf L. R. S. 4996, fünf Prozent Zinsen vom Jahre 1823. Der Unterrichter erkannte nach dem Klagegehren. In zweiter Instanz schützte der Beklagte gegen die Zinsforderung die

Einrede der Verjährung, sich auf L. R. S. 2277 berufend, vor.

Der III. Civ. Senat des Hofgerichts des Unterhainkreises hielt diese Einrede für begründet und erkannte unterm 28. October d. J. Nr. 10,782:

daß Beklagter nur schuldig sey, die Zinsen aus den eingeklagten 77 fl. von den letzten fünf Jahren vom Tage der zugestelltem Klage an rückwärts gerechnet zu bezahlen.

Gegen obige Entscheidung dürfte wohl folgendes einzumwenden seyn:

1. Die 30jährige Verjährung bildet für alle Klagen die Regel, L. R. S. 2282. Statuirt das L. R. irgendwo kürzere Fristen für die Klagenverjährung so sind dies Ausnahmen und daher strictissime interpretationis.

Nun sagt L. R. S. 2277, Kapitalzinsen, d. h. Zinsen aus dargeliehenen Kapitalien *) (Der Uetler sagt interêts des sommes prêtées) werden in fünf Jahren verfallen. Also nur die Zinsen, welche Jemand aus einem speziellen Vertrage zu fordern habe, verjähren binnen fünf Jahren, wie z. B. beim Darlehen, bei Kaufschillingen, bei Verzugszinsen, welche auf den Grund eines geschehen Vertheils hin zu laufen anfangen. Der Grund des Gesetzes ist aber der, daß alle diese Personen mit einem Titel versehen sind, Kraft dessen sie ihre Zinsen einfordern können. Sie haben Kenntniß von dem ihnen zustehenden Rechte und verlaufen sie dessen Verfolgung, so nimmt der Gesetzgeber an, daß die Zinsen, welche weiter als fünf Jahre zurück geben, bezahlt seien (praesumptio juris et de jure). Eine Bestimmung im Interesse der öffentlichen Ordnung und als Strafe der negligentia gegeben.

2. Anders beim Mandate, einem auf das unbedingteste Vertrauen gegründeten Verhältnisse, dessen Mißachtung das ältere Recht mit der infamia bestrafte, von dem es jeden dolus entfernt wissen wollte.

Der Auftraggeber ist nämlich nicht schon aus dem Auftragsvertrage mit einem luidbaren Titel versehen, der ihm die Einklagung der Zinsen möglich macht, ihn dazu auffordert. Es muß erst ein rechtswidriges Facium von Seiten des Mandatar hinzukommen, welches für ihn das Recht zur Zinsforderung wichtig werden läßt. **)

*) Kapitalzinsen und Anleihe: Zinsen (wie Brauer in seinen Erläuterungen Bd. IV. S. 318 den französischen Text übersetzt) sind keineswegs gleichbedeutend. Der Ausdruck: Kapitalzinsen — im Gegensatz von Erb- und Pachtzinsen — bezeichnet den Gattungsbegriff, welcher die geleglichen, die bedingungen und die Verzugszinsen umfaßt und geht daher weiter als der Uetler.

**) Dem Mandatare ist nirgendz unterlag, die von dem Gemaltgeber oder für dessen Rechnung von Dritten empfangenen Summen in seinem Nutzen zu verwenden. Eine solche Verwendung ist daher

Mit andern Worten:

Die unrechte That verpflichtet den Mandatar im Momente der Berührung zu der Entschädigung, die bei Geldforderungen vom Gesetze zum voraus bestimmt ist. L. R. S. 1153. 1282. 1382. c. 1908.

Weil nun die Entschädigung Folge einer rechtswidrigen That, weil diese ferner kein gemeinschaftliches Facium, und daher dem Wissen des mandans fremd ist (agere non volenti non currit praescriptio) ***), weil es weiters, bei einer rechtswidrigen That zur Begründung der Entscheidung keiner Anforderung bedarf, was L. R. S. 1996 in concreto speziell functionirt, und endlich nur diejenigen Zinsen in 5 Jahren verfallen werden, welche angefordert werden können und müssen, so dürfte wohl kaum zu bezweifeln seyn, daß die Zinsen des L. R. S. 1996 nicht in fünf, sondern in 30 Jahren, verfallen werden.

Dr. Heden.

IV.

Zu H. R. S. 51.

Mehrere Israeliten hatten sich, ohne daß der Vertrag schriftlich abgefaßt worden wäre, zum Einkauf und Verkauf von Wolle, unter gleicher Theilnahme an Gewinn und Verlust verbunden. Die Gesellschaft löste sich auf, und eines der früheren Gesellschaftsmitglieder belangte das andere auf eine gewisse Summe, welche dieses aus dem Gesellschaftsverhältnisse schuldete. Der Unterrichter verhandelte und entschied. Das Hofgericht des Unterhainkreises, zweiter Senat, wies jedoch durch Erkenntniß vom 11. October d. J. Nr. 10087, ohne daß von einem der streitenden Theile die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts wäre vorgeschützt worden, die Klage ab und vor den zuständigen Richter, d. h. vor Schiedsrichter, und zwar:

an und für sich keine unrechte That im Sinne des L. R. S. 1588. Die der Gemaltgeber die Summen, die er in seinem Nutzen verwendet, von dem Tag der Verwendung an verzinsen muß, so muß auch der Gemaltgeber dem Mandatar die Auslagen, welche dieser macht, von dem Tag an verzinsen, da der Vorstoß bewiesen gemacht worden ist. L. R. S. 1996 und 2001.

Läßt sich aber der Mandatar bei seiner Geschäftsführung eine unrechte That zu Schulden kommen, so haftet er aus diesem Titel dem Mandanten für allen Schaden, den er ihm dadurch zugefügt hat, noch besonders. Aus der bloßen Verwendung in eigenen Nutzen folgt aber mehr nicht als die Verbindlichkeit zur Rückgabe der verwendeten Summen mit Zinsen vom Tag der Verwendung an für den Mandatar.

***), Diese Rechtsregel kommt auch dem Mandanten zu Statten. Man muß das Anfangsziel der Verjährung nicht mit der Art derselben verwechseln. Alle Zinsen ohne Unterschied werden in fünf Jahren verfallen, weil sie von Jahr zu Jahr zahlbar sind. Laut d. h. d. R., Rechtsfälle, I. Bd. S. 149 — 156. W.

In Erwägung, daß dieser Streit zwischen Handelsgesellschaften in Gesellschaftsangelegenheiten gemäß H. R. S. 51 durch Schiedsrichter entschieden werden muß;

In Erwägung, daß demnach jeder Streit der Art den ordentlichen bürgerlichen Gerichten entzogen ist, was noch insbesondere die Proceßordnung §. 187 und 215 zu erkennen gibt;

In Erwägung, daß eine den bürgerlichen Gerichten entzogene Streitigkeit nicht einseitig durch den Willen der Parteien, d. h. nicht durch Prorogation, sondern nur durch Ernennung der Gerichte als Schiedsrichter (was hier nicht geschah) vor dieselben gebracht werden und die gebietende Bestimmung des Artikels 51 durch die §§. 32 – 36 der Proceßordnung keine Abänderung erleiden kann. R. d. G. 10.

Auf dieselbe Weise hatte sich der nämliche Senat 8 Tage früher, am Annalen III. 4, das Hofgericht des Mittelrheinkreises ausgesprochen.

Außerer Ansicht sind jedoch die meisten französischen Gerichte, welche annehmen:

1. Daß das Gericht sich nicht ex officio für incompetent erklären dürfte *).

2. Daß die Bestimmung des H. R. S. 51 nicht dergestalt absolut gebietend sey, daß nicht derartige Streitigkeiten durch Prorogation vor die ordentlichen Gerichte gebracht werden könnten. Vergleiche Hailet ad art. 51 d. C. d. C. Rogron C. d. Procéd. expliquée ad art. 170.

Dr. Heden.

V.

Beiträge zu kirchlichen Lasten.

In freier Zeit haben seit unfürdenklichen Zeiten die Hofbauern das Pflaster und Schindholz geliefert, und die Tagelöhner waren von diesen Lasten frei.

Im Jahr 1825 brach sich nun der Gemeinderath, zu dieser Last künftig auch die Tagelöhner beizugehen.

Die Regierung beschwerte sich dagegen, das Oberamt E. und die Kreisregierung verwarfen aber diese Beschwerde, weil die Lieferung des Holzes für den Pfarrer und Schullehrer eine Gemeindefast sei, wozu alle Gemeindefürher nach ihren Steuerkapitalen beizutragen haben.

Die Tagelöhner, welche die Abgabe als eine Gemeindefast nicht anerkennen wollten, sondern sie als eine Privatlast der Hofgüter der Bauern erklärten, ergriffen nun den Rekurs an das Ministerium des Innern, welches unterm 16. Sept. 1836 Nr. 10,356 erliefte:

„Abgaben an eine Pfarrei sind Gemeinden nicht kraft öffentlichen Rechts schuldig, sondern nur in soweit dafür eine privatrechtliche Verbindlichkeit besteht, und auch gegenüber den Schulheeren besteht ohne Privatrechtstitel keine Verpflichtung zu einer Abgabe von Kompetenzholz.“ **)

*) Allein nach §. 54 und §. 252 der Proceßordnung hat der Richter selbst über seine Zuständigkeit zu erkennen, ohne die Einrede der Incompetenz erst anzuwenden. Wo aber die bürgerliche Parteilargeeignung — wie dies namentlich auch in Beziehung der Erbe von der Prorogation der Fall ist — eigenthümliche Bestimmungen enthält, da können die Ausnahmen des französischen Rechts, welches in so weit nicht als Quelle für uns gilt, der den Entscheidungen der bürgerlichen Gerichte niemals in Betracht kommen.

**) Die Beiträge, welche die Gemeinden nach dem Gesetz vom 29. August 1825 ohne besondere Verbindlichkeit und kraft öffentlichen

„In sofern also die Gemeinde eine Verbindlichkeit zur Abgabe des fraglichen Pflaster- und Schindholzes nicht anerkennt, kann sie im Verwaltungsmwege dazu nicht angehalten werden, und bei der diesfälligen Aufschlüsselung der Gemeinde, so wie hinsichtlich einer etwaigen Prozeßführung derselben, müssen die §§. 8 und ff. der Verordnung vom 14. Juli 1834, ***) Regierungsbefehl Nr. 34 zur Anwendung kommen, indem die Hofbauern bei der Frage, ob die Holzabgabe auf der Gemeinde laste? — betheiligte sind, gleichviel ob sie eine diesfällige Klage gegen die Gemeinde selbst erheben, oder ob solche von der Pfarrei oder Schule selbst erhoben werde.“

„Erst wenn entschieden ist, daß die Gemeinde das fragliche Holz abzugeben habe, wäre es Sache der Verwaltungsoberbehörde, den Maßstab zu bestimmen, nach welchem die Bürger diese Gemeindefast zu beschließen haben.“

„Bis dahin ist also die Sache in ihrem bisherigen Zustande zu belassen, und den Hofbauern, welche die Holzabgabe bisher einrichteten, zu überlassen, eine richterliche Beurtheilung der Gemeinde zur Entrichtung dieser Abgabe in der ihnen angemessenen schreibenden Weise zu veranlassen.“

D. R.

lichen Recht zu den Forderungen zu leisten haben, bestehen nur in Geld, und die Holzabgaben, welche den Gemeinden nach dem nämlichen Gesetz §. 50, sowie nach den §§. 7 und 8 der Vollzugsordnung vom 2. August 1836, Regierungsbefehl Nr. 35, kraft öffentlichen Rechts obliegen, beziehen sich nur auf die Feuerung der Schulzimmer, nicht aber auf das Kompetenzholz für den Lehrer.

D. R.

***) Nach dieser Verordnung können nämlich, wenn ein Recht oder eine Verbindlichkeit zwischen der Gemeinde einerseits und einzelnen Bürgern als Unterthanen oder Kontrahenten andererseits in Frage liegt, die Bürger, da sie hierbei als die Organe der Gemeinde erscheinen, weder als Mitglieder der Gemeindeabtheilung oder Ausschüsse noch in der Gemeindeversammlung mitwirken, wenn Namen der Gemeinde über Anerkennung, oder Vertretung der gegenbeteiligten Rechte oder Verbindlichkeiten ein Verlaß gefaßt werden soll.

Kann danach der Gemeinderath oder Ausschuss, weil er auch die übrigen Mitglieder nicht mehr vollständig ist, seinen gültigen Beschluß nicht fassen, so ist nach §. 8 der Verordnung vom 11. Juli 1834 die Gemeindeversammlung zu vernehmen, wenn auch sonst der Gemeinderath und Ausschuss für alleinigen Aufschluß kompetent gewesen wäre.

§ 9. In diesem Falle, oder wo die Sache sonst schon zur Gemeindeversammlung gehört, wegen der großen Anzahl der auszusprechenden gegenbetheiligten Bürger, die die Gemeindeversammlung nicht mehr vollständig, so steht nach §. 9 die Staatsbehörde den Gemeindefürhern aus, insofern es sich um Vertretung oder Verlesung des Rechtes der Gemeinde auf Gemeindefürhern handelt, wozu auch in diesem Falle denjenigen Bürgern, die mit der Gemeinde das nämliche Interesse haben, freisteht, die Rechte der Gemeinde auf eigene Kosten zu verfolgen oder zu verteidigen.

Wenn also im vorliegenden Falle die Hofbauern, welche die Abgabe bisher leisteten und solche nunmehr auf die Gemeinde übertragen wollen, mehr als 1/3 der Gemeindefürher ausmachen, so daß nach §. 37 der Gemeindeordnung ein gültiger Gemeindefürher gefaßt werden kann, so entscheidet die Staatsbehörde, vorbehaltlich des Rekurses an die höhere Verwaltungsbehörde, ob den Ansprüchen der Bauern, wodurch derselben die Holzabgabe als eine Last der Gemeinde zu übertragen wollen, auf Kosten der Letzteren verbindlich zu begeben sei, oder nicht, in welchem letzteren Falle es den Tagelöhnern frei stünde, entweder den Ansprüchen nachzugeben und die Liebernahme der Holzabgabe auf die Gemeinde als eine Gemeindefast zu erklären, oder auf ihre eigenen Kosten die Freiheit der Gemeinde von dieser Last gerichtlich geltend zu machen, dreisamweise zu verteidigen.

D. R.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 2.

Karlsruhe den 13. Januar 1838.

I.

Oberhofgerichtliche Auslegung des L. R. G. 1167
in einem Rechtsfalle.

Am 7. Juni 1834 verkaufte Roman Grebe von Forchheim an seinen Schwiegersohn Joseph Zoller alldort:

- 1) ein Haus, Scheuer und Stallung um . . . 800 fl.
- 2) 5 Mannshaut Ader auf dem Harderer Zug und 7 1/2 Mannshaut Ader im Spengler zusammen um 500 "

Summa 1300 fl.

unter folgenden Bedingungen:

- a) sind am Kaufschillinge 500 fl. baar zu bezahlen und eine mit 500 fl. auf dem Hause haftende Obligationsschuld vom Käufer zu übernehmen, jedoch mit dem Anfügen, daß der Verkäufer, so lange er und seine Ehefrau lebt 250 fl. an den Käufer zu 5% jedesmal an Martini zu verzinsen habe, wofür Verkäufer für sich und seine Ehefrau das leibzügliche Nutzungsgerecht und 7 1/2 Mannshaut Ader im Spengler vorbehalte; die weitem 300 fl. sind fällig nach dem Tode des Verkäufers oder seiner Ehefrau.
- b) Verkäufer behält sich das leibzügliche Nutzungsgerecht für sich und seine Ehefrau im Hause vor, und wenn Käufer mit ihnen nicht auskommen sollte, so hat Verkäufer dem Käufer jährlich 15 fl. Entschädigung zu zahlen.

Der Vertrag wurde ins Grundbuch transcribirt, die Kaufurkunde vom Großherzoglichen Amtskreisforate ausgefertigt und vom Käufer sogleich Zahlung der 500 fl. geleistet, eben so auch die auf dem Hause haftende Pfandschuld übernommen.

Zum Monate November 1834 traten mehrere Gläubiger gegen Roman Greber auf; er war aber außer Stande sie zu befriedigen und erklärte sich für zahlungsunfähig, so daß das Amt am 2. Dezember die Bank erkannte.

Es zeigte sich bei der Liquidation eine bedeutende Ueber-

schuldung, welche die Gläubiger auf obigen Kauf aufmerksam gemacht und sogleich veranlaßt hat, solchen als einen zum Abbruch ihrer Rechte gefährdevoll vom Schuldner abgeschlossenen Vertrag nach L. R. G. 1167 anzufechten. Der Gantanwalt erhielt von dem Gläubigerausschusse die Vollmacht, die Nichtigkeitssklage zu begründen, was er durch folgende Behauptungen versuchte.

I. Der Kauf sei offenbar zur Vernachtheiligung der Gläubiger und gefährdevoll abgeschlossen; denn wäre das Haus mit den zwei Grundstücken unter eine öffentliche Steigerung genommen worden, so hätte der Erlös wenigstens um 800 fl. höher als der bedungene Kaufpreis steigen müssen.

II. Die Kaufbedingungen selbst zeigten am augenscheinlichsten, daß die Gefährde des Schuldners unterlaufen sei; der Gantmann habe sich wohlweislich das leibzügliche Wohnungsgerecht im Hause für sich und seine Ehefrau vorbehalten, so wie das Nutzungsgerecht von 7 1/2 Mannshaut Ader im Spengler.

Zur Zeit des Vertrags sei er schon materiell gantmäßig gewesen; er habe kaum vier Wochen vor Abschluß dieses Vertrags seiner Tochter, der Ehefrau des Beklagten, eine Ehesteuer von 1300 fl. gegeben, und kurz vor dem Kaufabschlusse seine meisten Schulden contahirt; bald hierauf habe er sich aber auf klüchtigen Fuß gesetzt, und durch dieses Benehmen seine gefährdevolle Handlungsweise mehrfach zu erkennen gegeben.

In rechtlicher Begehung stütze sich die Klage, insbesondere in Bezug auf die Legitimation der Gläubiger, auf den L. R. G. 1167, wornach dieselben fast eigenen Rechts klagen seien, die von ihrem Schuldner zum Abbruch ihrer Rechte unternommenen Handlungen anzufechten: es bedürfe zur Begründung der Klage bloß des doppelten Beweises, daß

- 1) die Rechtshandlung des Schuldners den Rechten der Gläubiger Eintrag thue; und
 - 2) daß diese Rechtshandlungen in der Absicht geschehen seien, die Gläubiger zu bereinträchtigen.
- Das erstere werde durch die Gantacten und durch eine

gerichtliche Laration der verkauften Eigenschaften außer Zweifel gesetzt werden; die Absicht der Gefährde dagegen werde nach §. 832 der P. O. und nach Satz 212 des H. R. vermutet, wenn das Geschäft innerhalb 10 Tagen vor Ausbruch der Conto vorging, folglich umgekehrt, müßten die Gläubiger nach §. 834 der P. O. und nach Satz 214 des H. R. die Hinterlistigkeit des Vorgangs beweisen, wenn der Vertrag früher zu Stande gekommen. Die Klage sei aber durch den §. 834 der P. O. jedenfalls gegründet, und insbesondere der richterliche Vermuthungsbeweis hier zulässig.

Eine Reihe übereinstimmender Vermuthungen spreche gerade gegen den Gantmann; denn

A. habe er kurz vor Abschluß des fraglichen Kaufs so bedeutende Schulden contrahirt, daß bereits eine materielle Gantmäßigkeit vorhanden war, welche jedenfalls aber durch den Kauf notwendig herbeigeführt werden mußte.

Die gefährdevolle Absicht des Gantmannes ergebe sich B. aus den ganz ungewöhnlichen und höchst auffallenden Kaufbedingungen, worin er durch Vorbehalt des Wohnung- und Nutzungsberechts für sich gesorgt zu haben schien.

C. Sei der Kauf mit dem eigenen Kinde abgeschlossen, und zwar so sehr unter dem wahren Vortheile, daß die gefährliche Handlung Jedermann sogleich in die Augen springen müsse, und endlich

D. habe der Gantmann diese seine gefährdevolle Absicht selbst unabweisend ausgesprochen, indem er sich zu Polizeibediener Futterer äußerte: „was frag ich jetzt darnach, der Kauf mit meiner Tochter ist gültig, es sind schon sechs Monate vorbei, meine Frau zieht ihr Vermögen weg und die Gläubiger sollen sehen, was sie erhalten.“

Das Klagebegehren ging nun dahin, zu erkennen: „daß der Kauf für nichtig zu erklären sei.“

Der Beklagte widersprach in seiner Vernehmung im Allgemeinen den Klagevortrag, soweit darin die Gefährde des Schuldners behauptet war, und suchte nachzuweisen, daß zur Ansehung eines belasteten Vertrags nicht bloß Gefährde des Schuldners, sondern auch die Gefährde des Gegencontrahenten dargehen werden müßte. Damit verband er außer der Einnahme der Verzinsung des R. N. S. 1467 a, die übrigens offenbar ungegründet war, die Einnahme der fehlenden Activlegitimation der Gantmasse zur Sache, indem er nachwies, daß vier Gantgläubiger zur Zeit des Kaufvertrags gar noch nicht Gläubiger waren, folglich zur Ansehung des Kaufs nicht legitimirt seien, und die Gantmasse somit nicht als Klägerin auftreten könne.

Im Beweisverfahren wurde erhoben, daß

1) die verkauften Eigenschaften mit Berücksichtigung der Vertragsbedingungen um 200 fl. zu nieder verkauft

worden sein; es wurde das Wohnungsberecht und das Nutzungsberecht nach der mutmaßlichen Lebensdauer der Gantleute angeschlagen, und eben so die von denselben übernommenen Kosten der Verzinsung davon abgeschlagen, und hieraus das Resultat gezogen, daß der Käufer für die Eigenschaften bloß 1700 fl. bezahlt, überhien die Eigenschaften einen wahren Werth von 1900 fl. hätten.

2) Der Zeuge, Polizeibediener Futterer deponirte:

„Der Gantmann habe von dem Kauf seines Schwiegersohns gesprochen, und behauptet, dieser Kauf sei gültig, er frage jetzt nichts mehr darnach, die Gläubiger sollen schauen, wie sie es bekommen.“

Auf gepflogene Verhandlung wurde dem Begehren der Klage gemäß erkannt:

daß der zwischen Gerber und Zoller abgeschlossene Kauf, unter Verfallung des Beklagten in alle Kosten, für nichtig erklärt werde.

In der Hauptsache beschränkten sich die Entscheidungsgewalt auf Beantwortung folgender Fragen:

I. Ist die Klage in Rechten gegründet?

II. Ist sie durch Einreden elidirt?

III. Sind die zu ihrer Begründung gesetzlich erforderlichen thatsächlichen Untersuchungen erwiesen?

Ad I. wurde bemerkt: Nach R. N. S. 1467 sind die Gläubiger kraft eigenen Rechts befugt, die von ihrem Schuldner zum Abbruch ihrer Rechte geschehene Rechts-handlung anzufechten. Hierzu wird vorausgesetzt, daß die Vertragsabhandlung den Rechten der Gläubiger Abbruch thue — ut adsit effectus fraudandi — und daß der Kauf zum Abbruch der Rechte der Gläubiger unternommen worden sei — ut adsit affectus fraudandi — Brauers Erläuterungen Bd. III. Seite 111. Hiernach könne es keinem gegründeten Zweifel unterliegen, daß die Gültigkeit des vom Gantmann fünf Monate vor seiner Insolvenzerklärung abgeschlossenen Eigenschaftskaufs von den Gläubigern angefochten werden kann, sofern die von ihnen behauptete Benachtheiligung und die behauptete Gefährde wirklich vorhanden ist.

Ad II. Nur vier Gläubiger seien vorhanden, deren Forderung eine spätere Entstehungszeit habe, als die angefochtene Rechtsabhandlung, es geräth daher diese Einrede schon aus dem Grunde, weil bekanntlich durch den Concurs eine Gemeinschaft unter den Gläubigern entsteht, folglich bei der Befolgung eines Rechtsanspruchs durch die Gantgläubiger, als solcher, nur die Berechtigung der Mehrzahl in Berücksichtigung kommen kann. Die weitere Einrede, daß zur Begründung der Richterfeistklage aus R. N. S. 1467 die mala fides beider Contrahenten erforderlich werde, daß aber im vorliegenden Falle nur der böse Glaube des Verkäufers behauptet sei, ist ungegründet, weil zur Begründung der

Richtigkeitsklage das Gesetz nichts verlange, als eine von dem Schuldner zum Abbruche der Rechte der Gläubiger gehörende Rechtshandlung: man wird daher höchstens mit Brauer a. a. D. den bösen Glauben von Seiten des Schuldners, nicht aber von Seiten des Gegencontrahenten verlangen können.

Ad III. Es ist bewiesen:

A. daß zur Zeit des Kaufs der Gantmann schon überschuldet gewesen, und

B. daß die Verkaufsobjekte unter dem wahren Werthe veräußert, und

C. daß die sonderbaren Vertragsbedingungen die unverschämte Absicht zur Gefährdung in sich tragen, und diese Absicht noch durch ein Hauptumstand bestätigt werde, indem nämlich der Gantmann während des Gantprozesses zu einem unbescholtenen Zeugen sich dahin äußerte: „was frag ich darnach, der Kauf mit meiner Tochter ist gültig.“

Gegen dieses Erkenntniß ergriff Beklagter die Berufung, worin namentlich zwei Beschwerdegründe aufgestellt wurden, nämlich:

I. daß durch den Kauf den Gläubigern kein Nachtheil zugewogen sei, weil nach einer richtigen Berechnung zur Zeit des Kaufs das Vermögen des Gemeinschuldners wenigstens nicht unter dem Betrage seiner Schulden gestanden sei;

II. daß zur Aufsechtungsklage des L. R. S. 1167 nicht bloß der Beweis der Gefährde von Seiten des Schuldners, sondern zugleich auch der Beweis der Gefährde von Seiten des Gegencontrahenten erfordert werde. Der S. 831 der P. D. erklärt, daß alle vom Gemeinschuldner in den letzten zehn Tagen vor dem Tage der Ganteröffnung geschlossenen Rechtsgeschäfte, wodurch er das Eigenthum an Eigenschaften unentgeltlich abgegeben hätte, in Bezug auf die Masse der Gläubiger nichtig und unwirksam seien, daß dagegen alle derartigen Rechtsgeschäfte, die einen belasteten Vertrag darstellen, auf die Klage der Gläubiger für nichtig erklärt werden, wenn sie dem Richter Kennzeichen einer Gefährde darbieten. Der folgende S. 832 bestimme weiter, daß alle in den letzten zehn Tagen vor der Ganteröffnung eingegangenen Verbindlichkeiten und Handlungen, welche eine Verminderung des erdarschen Vermögens zur Folge haben, die Vermuthung gegen sich haben, daß sie aus Gefährde des Gemeinschuldners entstanden, jedoch nur dann nichtig seien, wenn bewiesen wird, daß von Seiten der übrigen Vertragspersonen eine Gefährde untergelaufen ist.

Hieraus wurde nun unter Bezug auf den H. R. S. 211 weiter gefolgert, daß man distinguiren müsse,

1) zwischen Rechtshandlungen des Gemeinschuldners,

die sich schon ihrer Form nach als reine Schenkungen darstellen, und

2) zwischen Rechtshandlungen, die zwar einen belasteten Vertrag darstellen, aber im endlichen Resultate einer vom Gemeinschuldner beabsichtigten Schenkung gleichkommen, und endlich

3) zwischen solchen Rechtsgeschäften, welche nach Inhalt und Form belastete Verträge sind, allein dennoch die Absicht zu erkennen geben, daß sie zum Abbruche der Rechte der Gläubiger abgeschlossen worden sind. Die reinen Schenkungen erkläre das Gesetz für unbedingt nichtig und unwirksam, es erklärt den Akt der Schenkung an und für sich schon für eine Gefährde der Gläubiger im Sinne des L. R. S. 1167, wogegen jene Rechtsgeschäfte, die in Form eines belasteten Vertrags eingegangen sind, nur unbedingt nichtig und unwirksam seyn sollen, wenn nämlich der Beweis sich herausstellt, daß sie, nach ihren rechtlichen Folgen beurtheilt, die Vortheile einer wahren Schenkung erreichen: in diesem Falle seien dieselben nichtig, jedoch nicht von Rechtswegen, sondern nur auf das deßfallstige richterliche Erkenntniß. Alle jene Verträge aber, die weder offene noch verkleidete Schenkungen seien, hätten nur die Vermuthung gegen sich, daß sie aus Gefährde entstanden seien; allein zur Richtigerklärung sei der Beweis der doppelseitigen Gefährde nothwendig, da ja das Gesetz nach den Worten bestimme:

„sie sind nichtig, wenn von Seiten der übrigen Vertragspersonen eine Gefährde untergelaufen ist.“

Hieraus gehe nun für die Auslegung des S. 831, in Verbindung mit dem L. R. S. 1167 so viel hervor, daß darin nur alle andern einseitigen Rechtshandlungen des Gemeinschuldners für nichtig erklärt worden; denn sonst sei die Collision zwischen dem S. 831 und 1832 nicht zu heben, was der eine durch die Distinction zwischen unentgeltlichen und belasteten Rechtsgeschäften als Vorschrift aufstelle, hebe der andere in seiner Allgemeinheit wieder auf; daß aber jene Distinction im Sinne des Gesetzes festgehalten werden müsse, ergebe sich aus der Quelle unserer neuen Ganterordnung. Der Handelsrechtssatz 212 ff. sei wörtlich in die Ganterordnung, nämlich in die §§. 831 und ff. übergegangen; letztere aber ohne alle Modification aus dem römischen Rechte geschöpft, welches in l. 10 §. 1 und l. 6 §. 11 Dig. quae in fraudem creditor gerade dieselbe Unterscheidung aufstelle — „ait prætor: quæ Lucius Titius fraudandi causa sciente te in bonis quibus de agitar, fecit, actionem competere oportet; sciente te sic accipimus te conscio et fraudem participante, non enim si simpliciter scio creditores illum habere hoc sufficit ad contendendum sed si particeps fraudis fuit.“

„Simili modo dicemus et si cui donatum sit, non esse querendum, an sciente eo cui donatum, gestum sit, sed hoc tantum an fraudentur creditores.“ So auch Zachariae Bd. II. S. 214 und Paillet ad R. R. S. 1167.

Den R. R. S. 1167 und S. 834 der P. D. so allgemein und unbedingt angewendet, wie der Unterrichter gethan habe, wäre eine Sanction großen Unrechts, es werde für ein Unrecht ein noch härteres für den schuldlosen einzelnen Dritten weit fühlbarer Unrecht statuiret; und wenn auch Brauer zum R. R. S. 1167 diese Distinction verwerfe, so stehe ihm die konstante Praxis der französischen Gerichte entgegen. Kaufbards Rechtsfälle Bd. I. S. 3 u. S. 440. Bestehe ein solcher Unterschied zwischen belasteten und unentgeltlichen Beträgen schon für jene Rechtsbehandlung, die der Schuldner mit einem Dritten im Kaufe der zehn Tage vor der Sanctionöffnung vorgenommen hat, so müsse er auch für ältere Rechtsbehandlungen bestehen, welche das Gesetz nicht einmal zum Voraus mit der *presumptio mali* verfolge.

Nachdem nun weiter dazuthun versucht wurde, wie der Schwiegersohn des Verkäufers über die Vermögensverhältnisse seiner Schwiegereltern im Irrthume gewesen und bei dem kleinen Vortheile von 200 fl. eine Absicht, die Gläubiger seiner Schwiegereltern zu gefährden, um so weniger vermuthet werden dürfte, als ja bei Vorbehalt des Wohnungs- und Nutzungsrechts auf Seiten des Verkäufers der in der Expertise angenommene Vortheil noch nicht effektiv geworden, vielmehr von der längern oder kürzern Lebensdauer der wohnungsberechtigten Schwiegereltern abhängig sei, schloß die Beschwerdeschrift in Verichtigung der bei dem Unterrichter vorgetragenen Einnahme der fehlenden Activerlegitimation mit den Worten:

Die Gläubiger sind als Nachfolger des Gemeinschuldners zur Klage nicht legitimirt, weil bloß der Gemeinschuldner arglistig gehandelt hat, und gleichsam seine Rechtsnachfolger die *exceptio doli proprii* trifft.

Hierauf hat das großherzogliche Hofgericht des Oberrheinkreises unterm 31. Januar d. J. erkannt.

Es sei der Bescheid des Begleitamts Kenzingen, unter Verschüttung des Beklagten, Appellanten in die Kosten der zweiten Instanz, lediglich zu bestätigen.

Entscheidungsgründe.

In Erwägung, daß Beklagter, Appellant selbst zugibt, es habe nach dem Inventar der Roman Gerberischen Gantakten zur Zeit des Abschlusses des fraglichen Kaufvertrages vom 7. Juni 1831 bereits der Schuldenstand das Vermögen um 360 fl. 24 fr. überlegen, und daß, selbst wenn man die von ihm aufgestellte Berechnung als richtig

annehmen wolle, das Aktivvermögen des Roman Gerber damals nicht einmal 400 fl. mehr, als dessen Schulden betragen hätte, mithin selbst in diesem Falle eine Gant voranzusetzen gewesen wäre, wie sie dann faum ein halbes Jahr später (2. December 1834) wirklich ausbrach.

In Erwägung, daß, nach dem erhobenen Gutachten der Sachverständigen, Roman Gerber das fragliche Haus sammt Grundstücken beträchtlich unter dem wahren Werthe verkauft hat, daß der Verkauf an seinen Lechtermann (den jetzigen Beklagten, Appellanten) und unter Vorbehalt des lebenslänglichen Nutzungs- und Wohnungsrechts, wodurch der Werth des Kaufobjektes zum Nachtheile der Gläubiger des Verkäufers nothwendigerweise bedeutend sinken mußte, geschah, daß zudem auch durch die hinsichtlich der Zahlung gemachten Bedingungen der größere Theil der Gläubiger im Falle einer spätern Gant nothwendig beeinträchtigt werden mußte, alle diese Umstände aber in Verbindung mit den oben berührten Vermögensverhältnissen des Roman Gerber zur Zeit des Kaufabschlusses und mit der Aussage des Zeugen Stephan Futerer (16 S. 81 der Aktsakten) dem Richter hinlängliche Ueberzeugung gewähren müssen, es habe Roman Gerber jenen Verkauf zum Abbruch der Ansprüche seiner Gläubiger bemittelt.

In Erwägung endlich, daß der R. R. S. 1167 den Gläubigern das Recht einräumt, alle jene Handlungen, die ihr Schuldner zum Nachtheil ihrer Rechte unternimmt, anzusehen, ohne diejenigen, wo ein etwaiger Gegencontrahent des Schuldners sich der Gefährde nicht mittelbahässig gemacht hätte, davon auszunehmen und nach dem §. 834 der P. D. gleichfalls ohne Unterschied und Ausnahme alle zur Gefährde der Gläubiger geschehenen Handlungen und Zahlungen für nichtig erklärt — die Gesetze hinlänglich klar sind und zu ihrer Auslegung des römischen Rechts, worauf Appellant sich zwar bezieht, nicht bedürfen — daß mithin auf die Frage: ob der besagte Theilnehmer der Gefährde war, gar nicht ankommen kann: ist wie oben geschehen bestätigend erkannt worden *).

*) Man sehe dagegen den in der 2. Kammer im Jahr 1831 über die Sanctionordnung erstatteten Kommissionsbericht zu den §§. 831 — 834. Dort ist das System des zum Gesetz gewordenen Entwurfs dahin erläutert, daß vorerst

a. zwischen der unentgeltlichen Hingabe von Liegenschaften des Schuldners und der Zahlung noch nicht fälliger Schuldforderungen einerselbst

b. und allen andern Rechtsgeschäften andererseits unterschieden werde.

Hinsichtlich der Letzteren ist gesagt, daß sie nur nichtig seien, wenn sie eine Gefährde des Gläubigers enthalten, und daß der Un-

Der Appellant führte dagegen die Oberappellation aus und erwirkte ein abänderndes Urtheil; das großherzogliche Oberhofgericht erkannte nämlich unterm 31. August d. J. dahin:

Es seien die Urtheile der beiden früheren Instanzen dahin abzuändern, daß die klagende Gantmasse, unter Verurtheilung in die sämmtlichen Kosten aller drei Instanzen, mit ihrer Klage abgewiesen werde.

B. R. W.

Entscheidungsgründe.

Die vom Rechtspraktikanten Salura als Gantanwalt verfaßte und am 8. Mai 1835 beim Amte Kenzingen eingereichte Klage auf Aufhebung des unterm 7. Juni 1834 zwischen dem Eridar und seinem Schwiegersohne abgeschlossenen Eigenschaftskaufs gründet sich auf L. R. S. 1167, 1167 a und Pr. D. §. 834, wornach die Gläubiger des Gantmanns die Befugnis haben, alle von denselben zu ihrer Gefährde geschehenen Veräußerungen binnen Jahresfrist von deren Vornahme an in eigenem Namen anzufechten. Diese Frist ist ausdrücklich des Präsentari der Klage als gehörig einhalten, somit die Klage rechtzeitig ange stellt, und die deßfalls vorgeschützte Einrede unbegründet, nicht so jene der fehlenden Aktivlegitimation. Die Klage wurde, wie deren Rubrum deutlich zeigt, Namens der Roman Gerber'schen Gantmasse, oder des Roman Gerber'schen Gläubiger-Consortii ange stellt. Das Gläubiger-Consortium als solches kann aber nach L. R. S. 1166 keine andere Rechte des Eridars geltend machen, als jene, welche diesem, und zwar nicht seiner Person ausschließlich zustehen.

Hierher gehört die in Frage stehende Umstoßungsklage, welche nicht auf der behaupteten Thatsache der Verführung des Verkäufers über sieben Zwölfel beruht, nicht; die Klage des L. R. S. 1167 hat niemals der Schuldner, sondern, wie aus den Worten: „in eigenem Namen“

herausgeht, nur die Gläubiger des Schuldners und zwar nur jene, welche zur Zeit der vor sich gegangenen und angefochtenen Veräußerung schon Gläubiger waren, und in sofern ein Recht haben, zu verlangen, daß der Schuldner nicht absichtlich und zu ihrem Nachtheile sein Vermögen, das allgemeine Unterpfand für ihre Forderungen, verringere.

— In eigenem Namen traten die Gläubiger, welche die in zweiter und dritter Instanz vorgelegte Vollmacht der Advokaten Ruff und Weller unterzeichneten, und damit die Klagerhebung des Rechtspraktikanten Salura genehmigten, nicht auf, sondern lediglich in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Gläubigerausschusses, welcher nach §. 840, 3 der Pr. D. nur streitige Ansprüche der Masse oder aller Kreditoren, als Rechtsnachfolger des Eridars, verfolgen darf.

Bei diesem offensbaren Mangel der Aktivlegitimation kommt es auf eine Erörterung darüber, ob die Klage im Uebrigen in Rechten begründet sei, nicht an, und mußte, wie geschehen, abändernd erkannt, zugleich aber auch die Gantmasse, als unterliegender Theil, nach §. 169 der P. D. in die Kosten aller drei Instanzen verurtheilt werden.

Schmidt.

II.

Ueber die Ernennung und Gehaltsbestimmung der Gemeinderescher.

Obiger Gegenstand ist bereits in einem in Nr. 44 der Annalen von 1837 mitgetheilten Falle abgehandelt worden. Nach meinem Dafürhalten ist aber derselbe dadurch noch keineswegs genügend aufgeklärt. Vielmehr dürften bei einer reiflichen Erwägung der Sache noch sehr erhebliche Zweifel über die Richtigkeit der Entscheidung des groß. Ministeriums des Innern sich darstellen. Unter diesen Umständen wird eine nochmalige Erörterung des Gegenstandes bei dessen Wichtigkeit nicht am unrechten Orte seyn.

Dem Thatsächlichen des vorgetragenen Falles ist nur noch beizufügen, daß Daler unterm 21. März 1834 von dem Gemeinderath mit Zustimmung des größten Bürgerausschusses auf sechs Jahre zum Stadtverrescher gewählt worden war.

Zur richtigen Beurtheilung des mitgetheilten Falles und entsprechenden Auslegung der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen der G. D. ist vor Allem erforderlich, daß man zwischen der Wahl eines Gemeindereschers und der Bestimmung des Gehalts für denselben gehörig unterscheidet.

Was nun

1) die Wahl des Reschers anbelangt, so bestimmt der §. 127 der G. D. mit ausdrücklichen Worten, daß der

Gemeinderath unter Zustimmung des größten Ausschusses in Städten, in Landgemeinden aber nach Gemeindefaß auf längere oder kürzere Zeit ernannt wird. Hiernach kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß zu jeder lebenslänglichen, unauflösbaren Anstellung eines Gemeinderathes die Zustimmung des größten Ausschusses, beziehungsweise der Gemeinde nöthig ist. Erwägt man nun dies und zieht man bei dem vorliegenden Fall seine in Betracht, daß Daler am 21. März 1834 der angesehnen geselligen Bestimmung gemäß nur auf sechs Jahre zum Verrechner gewählt war, daß somit seine Dienstzeit mit dem 20. März 1840 zu Ende gegangen, und wenn er dann ganz unter seinen jetzigen Verhältnissen im Dienst hätte bleiben wollen abermals die Zustimmung des größten Ausschusses erforderlich gewesen wäre, so ist wohl klar, daß, wenn Daler noch vor Ablauf seiner sechsjährigen Dienstzeit lebenslänglich und unauflösbare angestellt werden sollte, gleichfalls die Zustimmung des größten Bürgerausschusses hierzu eine unerlässliche Bedingung war. Hiemit dürfte wohl der unter 1 a angeführte Entscheidungsgrund des großherzogl. Ministeriums des Innern so ziemlich beseitigt seyn *).

Was den Entscheidungsgrund unter 1 b betrifft, so scheint mir die Ansicht der Kreisregierung in dieser Beziehung auch jetzt noch den Vorzug zu verdienen. Richtig ist es zwar, daß der §. 37 der G. D. nur von Gemeindefaß spricht; indem er unter Abf. 3 zur Gültigkeit eines solchen die Zustimmung der Mehrheit sämtlicher Gemeindebürger fordert; allein es ist dagegen zu erwägen, daß der größere Bürgerausschuß der die Gemeindeversammlung vertretende Körper ist und daß sich durchaus kein Grund denken läßt, warum der Gesetzgeber für den Fall, wo die Gesamtheit versammelt ist, zur Gültigkeit eines Beschlusses die absolute Stimmenmehrheit sämtlicher Gemeindebürger vorgeschrieben haben sollte, während zur Gültigkeit eines Beschlusses über denselben Gegenstand bei dem die Gesamtheit vertretenden, aus dieser selbst

gewählten Körper die Mehrheit der Anwesenden schon hinreichend wäre. Bei diesem Verhältniß der Sache entspricht es gewiß weit mehr den Regeln der Hermeneutik, die gesetzlichen Bestimmungen über die Beschlüsse der Gemeindeversammlungen, als jene über die Beschlüsse des Gemeinderaths und des kleinern Bürgerausschusses analogisch anzuwenden, besonders wenn man noch in Erwägung zieht, daß das Gesetz die Bestimmungen über den größten Ausschuss mit denen über die Gemeindeversammlung in einem Kapitel abhandelt und daß die Beschlüsse des Gemeinderaths und des kleinern Ausschusses keine solche wichtigen Angelegenheiten der Gemeinde zum Gegenstande haben, als jene der Gemeindeversammlung und des größten Ausschusses **). Das Gesetz bestimmt in §. 40 der G. D. auch nichts darüber, wie viele Mitglieder des größten Ausschusses erscheinen müssen, um einen gültigen Beschluß fassen zu können. Dessenungeachtet hat man in dem vorliegenden Fall unbedenklich angenommen, daß nach §. 37 Abf. 2 das Erscheinen von zwei Drittel sämtlicher Mitglieder des größten Ausschusses nöthig gewesen. Warum hat man in dieser Beziehung nicht die gesetzlichen Bestimmungen über die Beschlüsse des Gemeinderaths und des kleinern Ausschusses zur Norm genommen? Zwar heißt es in dem durch den Aufsch in Nr. 44 mitgetheilten Erlass großherzogl. Ministeriums des Innern nur, daß die gesetzlich erforderliche Anzahl erschienen sei; allein ich zweifle doch sehr, daß man unter dieser gesetzlich erforderlichen Anzahl weniger als zwei Drittel verstanden. Nach der ausdrücklich ausgesprochenen Ansicht der untern Behörden, namentlich des Gemeinderaths, wurde aber das Erscheinen von zwei Drittel als notwendige Bedingung der Gültigkeit des Beschlusses des größten Ausschusses vorausgesetzt ***).

*) Daraus, daß der große Ausschuss in seinem Geschäftskreise die Gemeindeversammlung vertritt, folgt nicht, daß auch die Form der Verhandlungen des großen Ausschusses, der denn doch nicht die Gemeindeversammlung selbst, sondern lediglich ein vertretender Ausschuss ist, die nämliche wie bei der Gemeindeversammlung seyn müsse, und wenn man sich an Analogien halten will, so ist der große Ausschuss in Bezug auf seine Form (auf die Art seiner Bildung und auf seine Eigenschaft als bloße Behörde oder Vertreterin der Gemeinde) dem kleinen Ausschuss ähnlicher als der Gemeindeversammlung. D. R.

**) Wenn man auf den Grund des §. 37 Nr. 2 der Gemeindeordnung annahme, daß zur Gültigkeit einer Beratung des großen Ausschusses $\frac{1}{2}$ seiner Mitglieder erscheinen müssen, so wäre es allerdings inconsequent, die Vorschrift des §. 37 Nr. 3 nicht ebenfalls auf den großen Ausschuss anzuwenden.

Allein aus dem in Nr. 44 der Annalen enthaltenen Ministerialerlasse vom 21. Juli 1837 geht keineswegs hervor, daß das Minist-

*) Wenn D. wirklich nicht bereits auf unbestimmte Zeit gültig ernannt war, sondern nur auf 6 Jahre, so also sich nicht bloß um seinen Gehalt und die Bedingungen seiner Anstellung und Entlassung, sondern zugleich um die neue Anstellung für eine weitere Periode handelte, so war dazu nach §. 127 der Gemeindeordnung die Zustimmung des großen Ausschusses allerdings erforderlich.

Gleichab aber die frühere Wahl auf unbestimmte Zeit, so daß, ehe eine neue Wahl eintreten konnte, vorerst eine Entlassung des D. nöthig wäre, so konnten der Gemeinderath und kleine Ausschuss, die zur Gehaltsbestimmung kompetent sind, über die Bedingungen dieser Entlassung, beziehungsweise über die für gewisse Fälle ihm (in einer Person) zu leistende Entschädigung gültig beschließen.

D. R.

Endlich den weitern Einwurf andelängend, daß, wenn die Ansicht der Kreisregierung die richtige wäre, der in §. 40 der G. D. vorgesehene Fall einer noch des Ausschusses bedürftigen Stimmengleichheit nur da, wo wirklich alle Mitglieder des Ausschusses erschienen, möglich wäre, so läßt sich dagegen wohl mit Grund bemerken:

a) Daß es hier, wo es sich darum handelt, den Willen des Gesetzes zu erkennen, gar nicht darauf ankommen könnte, wie oft der im Gesetze vorgesehene Fall eintreten könnte; indem eine umfängliche Gesetzgebung auch schon für selten vorkommende Fälle Vorkehrung trifft. Ist doch auch in §. 41 der G. D. dem Bürgermeister in der Gemeindeversammlung bei Stimmengleichheit die entscheidende Stimme eingeräumt, und doch ist es hier unbestritten, daß zur Gültigkeit eines Gemeindebeschlusses die absolute Mehrheit der Stimmen aller stimmfähigen Gemeindebürger erforderlich ist, und doch wäre anzunehmen, daß in weit weniger Fällen sämtliche Gemeindebürger zusammenkommen, als sämtliche Mitglieder des größten Ausschusses!

b) Daß es ganz unrichtig ist, daß der im Gesetze vorgesehene Fall der Stimmengleichheit nur da eintreten könnte, wo sämtliche Mitglieder des Ausschusses erschienen. Dieser Fall könnte vielmehr bei jeder Versammlung, bei welcher die gesetzlich erforderliche Zahl sich einfindet, vorkommen. Man setze den Fall: der größere Ausschuss besteht aus neunzig Mitgliedern. Die gesetzlich erforderliche Anzahl, welche, um einen gültigen Beschluss fassen zu können, erscheinen müßte, wäre sechzig. Zur Gültigkeit des Beschlusses wären aber 46 Stimmen nöthig, Stimmengleichheit aber vorhanden, wenn 45 Stimmen für den Beschluss sich aussprechen, und befände sich nun unter diesen 45 Stimmen jene des Bürgermeisters, so wäre ein gültiger Beschluss gefaßt. Ueber die Richtigkeit dieser Ansicht kann kaum ein Zweifel seyn, wenn man die Verhandlungen der zweiten Kammer vom Jahr 1831 über die §§. 36 und 37 der G. D., 104 Hft S. 2—22 durchliest, wornach die nicht erschienenen Gemeindebürger nicht als der Mehrheit der erschienenen beizurechnend angesehen werden können, sondern anzunehmen ist, daß sie derselben nicht beizurechnen.

Durch die freitragende Darstellung glaube ich nun dargethan zu haben, nicht allein, daß zur lebensfähigen Anstellung

rium des Innern den §. 37 Nr. 2 auf den großen Ausschuss anwendbar gehalten habe. Konsequent mit der in Bezug auf §. 37 Nr. 3 gegebenen Entscheidung mußte das Ministerium des Innern wohl annehmen, daß beim großen Ausschuss das Erscheinen von 2/3 der Mitglieder nicht erforderlich sei, sondern es wie nach §. 136 beim kleinen Ausschuss an das Erscheinen von mehr als der Hälfte schon genüge. In Bezug auf die Wahlen, welche der große Ausschuss vorzunehmen hat, ist nun aber durch den §. 7 des Gesetzes vom 3. August 1837 etwas Singuläres bestimmt.

D. R.

des Stadtverrechners Daler, mit Anspruch auf Pension, die Zustimmung des größeren Bürgerausschusses nöthig gewesen, sondern auch, daß ein gültiger Beschluss des größeren Ausschusses hierüber nicht vorgelegen, daß solch einem auch die Staatsgenehmigung nicht ertheilt werden konnte.

Was nun aber die Frage noch betrifft, in wiefern — die Gültigkeit eines Beschlusses des größten Ausschusses vorausgesetzt — es angemessen war, demselben die Staatsgenehmigung zu ertheilen oder zu verweigern? so ist meine Ansicht darüber folgende: die Staatsbehörde hat bei Erwägung dieser Frage, so wie der größere Ausschuss bei der Fassung seines Beschlusses, lediglich das Interesse der Stadtgemeinde ins Auge zu fassen. Die Stadt Karlsruhe nun, welche noch eine bedeutende Schuldenmasse hat, die zur Verrichtung ihrer Gemeindebedürfnisse nicht allein bedeutende Umlagen, sondern auch noch Detröisfälle nöthig hat, scheint mir allen Grund zu haben, sparsam zu seyn, und ohne besondere Gründe neue Lasten nicht auf sich zu nehmen. Als einen solchen besonders Grund hätte man in dem vorliegenden Fall etwa den Umstand gelten lassen können, daß die Stadt Karlsruhe einen tüchtigen oder tauglichen Berechner unter den freitragenden Bedingungen nicht hätte erhalten können. Dieses Umstandes geschah aber hier nicht allein seiner Erwähnung, sondern es ist wohl auch mit Gewisheit anzunehmen, daß es in der Residenzstadt Karlsruhe an Bürgern, welche die erforderlichen Eigenschaften zur Führung dieses Dienstes besitzen und zur Uebnahme desselben unter den früheren, gleichfalls nicht weniger als ungünstigen Bedingungen bereit gewesen wären, nicht fehlt *). Erwägt man nun hiezu, daß die

*) Es würden sich ohne Zweifel Viele finden, die den Dienst unter den früheren Bedingungen zu übernehmen bereit wären. Eine andere Frage ist es aber: ob sich gleich Tüchtige finden würden, und ob sie, wenn dies der Fall wäre, nicht alsbald die gleichen Ansprüche wie D. erheben, oder ein anderes sichereres Unterkommen suchen würden?

Ob diese und andere Rückfragen für eine Art Unentloosbarkeit und für gewisse Pensionansprüche von Gewicht seien, und welcher Einfluß ihnen zukomme? — dies ist die allgemeine Frage der Dienstrapragmatik, über die schon so unendlich viel pro und contra gesagt und geschrieben wurde.

In Bezug auf die Staatsdiener hat unsere Gesetzgebung die Vortheile eines bürgerlichen Dienstverhältnisses anerkannt, in Bezug auf die Bürgermeister und Gemeinderäte aber in Anerkennung des Uebergewichts der Gegenstände sogar eine periodische Wahlerneuerung vorgeschrieben, und in Bezug auf die Gemeinderichter und Rathsdirektoren wegen Verhältnissen der Verhältnisse die Sache der besondern Bestimmung in jeder einzelnen Gemeinde überlassen.

Dies vorausgesetzt, wie man nun annehmen dürfen, daß in den großen Städten, wo der Dienst des Gemeinderichters und des Rathsdirektors eine besondere Geschäftskennntnis und die volle Thätigkeit eines Mannes in Anspruch nimmt, die Gründe, auf welchen die Pragmatik der Staatsdiener beruht, überwiegend seien, daß

Staatsbehörde bei Ertheilung der Staatsgenehmigung zu Gemeindebeschläüssen in zweifelhaften Fällen mit Recht auf die größere oder geringere Majorität, womit der Beschluß gefaßt worden, Rücksicht nimmt, so möchte — auch abgesehen von der Gültigkeit des hier in Frage stehenden Beschlusses — die Kreisregierung bei der so bedeutenden Minorität hinreichenden Grund gehabt haben, die Staatsgenehmigung nicht zu ertheilen.

2) Dagegen bin ich mit den beiden Classen des großh. Ministeriums des Innern darin einverstanden, daß es zur Festsetzung des Gehalts des Gemeindeverrechners allein der Zustimmung des größten Ausschusses, beziehungsweise der Gemeinde nicht bedarf. Die Regierung des Mittelrheins hat bereits früher, in der Hauptsache gestützt auf dieselben Gründe, in einem Falle, welcher in Nr. 45 der Annalen des Jahrg. 1836 mitgetheilt worden ist und worauf sich in der Note zu dem Auslass in Nr. 44 der Annalen des Jahrg. 1837 berufen wird, ganz dasselbe erkannt. Allein damals handelte es sich lediglich um den Gehalt des Gemeindeverrechners, nicht aber auch, wie hier, um die Ernennung. Mit dieser Bemerkung wird auch der Widerspruch, den vielleicht Mancher beim Lesen des letztern Aufsatzes zwischen der frühern Regierungsverfügung und der neuern wegen der Ernennung und Gehaltsbestimmung des Stadtverrechners Dalton zu finden versucht seyn dürfte, gehoben seyn.

Schmitt.

III.

Hofgericht am Unterrhein.

Beweistraft einer Schuldurkunde, welche nur von einem der Schuldner unterzeichnet ist. (V. R. S. 1322).

A. forderte Namens seiner Frau von dem B. ein Darlehen von 100 fl. nebst Zins vom 4. Februar 1835 zu 5 Prozent zurück, und führte zur Begründung dieser Klage an, daß der Beklagte B. und der C. am 4. Februar 1835 von der Frau des Klägers, als sie noch lebig gewesen, ein Darlehen von 100 fl. vorgezählt erhalten hätten, und daß hierauf eine Urkunde, lautend:

„Wir Endersunterscribirene beaufunden, von der N. N. ein Darlehen von 100 fl. erhalten zu haben, und verpflichten uns in solidum, d. h. Einer für den Andern haftend, es zu verzinsen und auf Anfordern zurückzugeben“

daher die Beschränkung der Entlastbarkeit mit bedingter Pensionszusage dem Borzug verleihe, und ein darauf gehender Beschluß der Gemeindebehörde zu billigen sei, wogegen in kleineren Orten bei einer einfachen Verwaltung, wo eine geringere allgemeine verordnete Befähigung hinreicht und der Dienst nur eine Nebenbeschäftigung des Mannes ausmacht, die nämlichen Gründe nicht in demselben Maße vorhanden und die Gegenstände überwiegen

D. R.

ausgefertigt und von dem Beklagten B. unterzeichnet worden sei.

Der Beklagte gab zu, die Urkunde unterzeichnet zu haben, er behauptete jedoch, das Darlehen wäre nicht ausbezahlt worden und nicht zu Stande gekommen; er und der Mitschuldner C. hätten zwar von der Frau des Klägers Wein gekauft und wären derselben einen Rest schuldig geblieben; allein es hätte noch darüber abgerechnet werden sollen, er habe die Urkunde unterschrieben, in der Unterstellung, daß der in der Schuldurkunde genannte Betrag der bedrechnete Restbetrag wäre, da nun aber C. nicht unterzeichnet hätte, so wäre die Berechnung von diesem nicht anerkannt und die Schuld nicht richtig.

Auf gepflogene Verhandlungen wies der Unterrichter den Kläger aus dem Grunde ab, weil man wegen mangelnder Unterschrift des Mitschuldners das Rechtsgeschäft als nicht perfekt ansehen könnte.

Auf die von dem Kläger ergriffene Appellation wurden bei der Berathung in dem II. Senat des biesigen Gerichtshofes folgende Meinungen geäußert:

1) ein Botant trat der Meinung des Unterrichters bei;
2) ein anderer Botant sagte: der V. R. S. 1203 geklärt den Gläubiger, jeden Sammtschuldner auf das Ganze zu belangen; die Klage ist also gegen den B. auf das Ganze begründet; sie ist aber auch gegen diesen bewiesen; denn gemäß §. 434 der P. D. wird durch die Anerkennung der Rechtheit der Unterschrift auch die Rechtheit des Inhalts der Urkunde nachgewiesen, womit auch die Bestimmungen der V. R. S. 1322 und 1319 übereinstimmen, es ist also gegen den B. durch den Inhalt der Urkunde bewiesen, daß er und noch ein Schuldner ein gemeinschaftliches Darlehen machten, und darauf, wor dieser Mitschuldner sei, kommt es bei dem Rechtsstreit gegen den B. gar nicht an, da dieser zufolge §. 1203 auf das Ganze belangt werden kann, B. muß daher das Ganze bezahlen;

3) ein anderer Botant sagte: die Uebnahme der Sammtverbindlichkeit ist ein Accessorium, das Darlehen ist die Hauptsache; jene Verbindlichkeit besteht nur, wenn diese gültig und außer Zweifel ist; ein von Zweien aufgenommenes Darlehen muß in der Regel als zu gleichen Theilen aufgenommen angesehen werden, demnach beweist die Anerkennung der Unterschrift des B. nur den Beweis der Schuld des B., d. i. von 50 fl. und die Uebnahme der Sammtverbindlichkeit für die Schuld des C.; diese Schuld des C. ist aber nicht bewiesen, also ist auch die Samtverbindlichkeit daher unwirksam; der Kläger hat demnach nur 50 fl. nebst Zins zu fordern, mit den andern 50 fl. ist er abzuweisen;

4) eine vierte Meinung ging von denselben Grundfäden aus, wie die dritte, sie hielt jedoch den Fall für geeignet, wegen der andern Hälfte, gemäß V. R. S. 1367, der Frau des Klägers den Erfüllungserb aufzuerlegen, weil für die Schuld des C. einiger Beweis darin liegt, daß nämlich der Kläger und der Beklagte in der Person des Mitschuldners einig sind, daß die gegen den Beklagten geltende Urkunde von mehr als einem Schuldner spricht, und daß der Beklagte zugestand, daß der C. dem Kläger etwas schuldig sei, er aber nur nicht wisse wie viel.

Die vierte Meinung erhielt zuletzt die Majorität für sich, und nach ihr wurden Entscheidungsgründe und Urtheil abgefaßt.

Sommer.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 3.

Karlsruhe den 20. Januar 1838.

Hofgericht des Mittelrheinkreises.

Sind die Urtheile der französischen Gerichte im Großherzogthum vollstreckbar? Auslegung der §§. 952, 953 der Prozeßordnung.

Ueber diese Frage haben sich verschiedene Ansichten in dem zweiten Senate des Gerichtshofes gebildet, welche in den nachstehenden Urtheilen niedergelegt sind:

I. Hofgerichtlicher Zwischenbescheid vom 23. April 1836, Nr. 2174.

In Sachen
des ehemaligen Handelsmanns L. H. B. Pouget zu Paris,
Klägers, Appellanten,
gegen

M. Charlier Lamartinière zu Baden, Beklagten, Appellaten,
Wechseiferderung von 7638 francs 45 centimes nebst
6% Zinsen vom 30. fructidor an 11 und Kosten ad
190 fr. 46 cent. betreffend.

wird auf gesetzmäßige Appellationsverhandlungen zu Recht erkannt:

Würde Appellant binnen 28 Tagen, des Gegentheils
Gegenbeweis innerhalb gleicher Frist vorhalten, bei
Vermeidung des Ausschlusses z. rechtsgenüglich nach-
weisen:

daß die königlich französischen Gerichte in ähnlichen
Fällen, wie der vorliegende, die Urtheile der groß-
herzoglich badischen Gerichte ebenfalls vollziehen;
so soll sowohl in der Hauptsache, als der Kosten wegen,
weiter ergehen, was Rechtens.

B. R. B.

Entscheidungsgründe.

Das Gesuch des Klägers ist auf Vollstreckung eines vom
dem Handelsgericht zu Paris erlassenen Verurtheilungs-
kenntnisses vom 8. fructidor des Jahres 12 der französi-
schen Republik gerichtet, welches den Beklagten solidaris-
ch mit einem gewissen Brisseau verurtheilt, an den Kläger
auf den Grund eines angestellten Wechsels die Summe

von 7638 francs, 45 centimes nebst Zinsen vom Tag
der Klage zu bezahlen.

Da der Beklagte die Existenz und den Inhalt des ge-
dachten Urtheils einräumt, und nur die Vollziehbarkeit
desselben auf den Grund der §§. 951 — 953 der Prozeß-
ordnung bestritten, ferner die Einrede der 30jährigen Ver-
jährung vorgeschützt hat; so fragt es sich:

- 1) ist das vorliegende Gesuch an sich gesetzlich begründet?
- 2) wird dasselbe durch die entgegengegesetzten Einreden
elidirt?

Ad 1. hat sich Kläger auf §. 932 Nr. 3 der Prozeß-
ordnung, in Verbindung mit der Bekanntmachung des groß-
herzoglichen Justizministeriums vom 10. November v. J.
(im Regierungsblatt Nr. 62) berufen, wornach auf Ver-
langen eines im Auslande gegen Inländer oder Ausländer
gefällten Urtheils und Bitte um Vollstreckung diese nach
Vorladung der Parteien verfügt werden solle; wogegen
Beklagter, auf dem in dem Gesetze vorkommenden Wort
Verlangen bestehend, die Erheblichkeit der gedachten
Bekanntmachung und folgendermaßen die Zulässigkeit des klä-
gerischen Gesuchs bestritt.

In Erwägung jedoch, daß der §. 932 Nr. 3 der Pro-
zeßordnung, nach seiner wörtlichen Fassung, den Forderungen
der Sprachrichtigkeit, dem Zusammenhang des ganzen Ge-
setzes und den Motiven desselben nicht entspricht, aus
letztern (wie solche in dem Archive für die badische
Rechtspflege und Gesetzgebung II. Band, Seite
102 ff. nebst dem Entwurfe dieses Titels der Prozeßordnung
abgedruckt sind) sich vielmehr ergibt, daß statt des Aus-
drucks „auf Verlangen eines Urtheils“ der „auf Vorlage
eines Urtheils“ gebraucht werden wolle, weil es keinen
Unterschied machen konnte noch sollte, ob das ausländische
Gericht oder die theilhabende Partei die Vollstreckung ver-
lange, der Gesetzgeber vielmehr nur die zwei Fälle unter-
scheiden wollte, wo das ausländische Gericht über seine
Staatsangehörigen erkannt hatte oder nicht; weshalb hier
offenbar in der officiellen Ausgabe des Gesetzbuchs ein
Druckfehler unterlaufen ist, was auch in der Bekannt-

machung des großherzoglichen Justizministeriums anerkannt zu seyn scheint, obwohl sich diese hohe Stelle zu einer authentischen Interpretation des Gesetzes nicht bewegen gefunden hat: aus diesen Gründen hat das Gericht seinen Unstand genommen, den Sinn entstehenden Ausdruck des Gesetzes nach der Intention des Klägers zu verbessern, und hiernach das Gesuch desselben an sich ohne weitere Nachfrage über die Competenz des ausländischen Gerichts oder die Rechtskraft des fraglichen Urtheils für begründet zu halten, weil diese Voraussetzungen des Gesetzes auf ausländische Urtheile gegen die eigenen Staatsangehörigen nicht anwendbar sind (§. 932 Nr. 1 und 2 der Prozeßordnung), der Beklagte aber zur Zeit der Urtheilsfällung anerkanntermaßen französischer Staatsbürger gewesen ist.

Ad 2. Die Einrede der Beklagten aus §. 933 der Prozeßordnung, daß die königlich französischen Gerichte eine gleiche Willfährigkeit bei Vollziehung der Urtheile badischer Gerichte nicht beobachten, ist nach Inhalt des angeführten Gesetzes begründet, und es mußte deshalb dem Kläger die erforderliche Nachweisung auferlegt werden, wobei dem Beklagten der Gegenbeweis vorbehalten wurde, welcher sich auf die in der mündlichen Verhandlung aufgestellte Behauptung zu erstrecken hat, daß das vorliegende Urtheil schon nach allgemeinen Bestimmungen der französischen Gerichtsordnung die Vollziehbarkeit wegen Ablaufs der Zeit verloren habe.

Das Erkenntniß über die weitere Einrede der 30jährigen Verjährung bleibt vorbehalten; eine dresfällige Beweisaufgabe war aber überflüssig, weil das Datum des Urtheils nicht bestritten ist, und es mußte bereits erheblichen Beweis über die Unterbrechung der Verjährung durch gerichtliche Handlungen gegen den Samtschuldner Brissneau angetreten hat (vergl. R. N. S. 2219), welcher seiner Zeit erforderlichen Falls noch durch Production der bezüglichen Urkunden zu erheben ist.

Hiernach wurde, wie gesehen, erkannt, und der Kostenpunkt nach §. 173 der Prozeßordnung vorbehalten.

II. Zur Führung des ihm auferlegten Beweises legte hierauf der Kläger nöthlich nachfolgende Urkunde nebst einer deutschen Uebersetzung vor:

Ministère des affaires étrangères.

Direction du commercial et du contentieux.

B. du Contentieux.

Paris le 29. Juin 1836.

J'ai reçu, Monsieur, la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 16. de ce mois. Vous m'y exposez, que les tribunaux du Grand Duché

de Bade saisis par un Sr. Pouget, d'une demande en autorisation d'exécution sur le territoire Badois, d'un jugement rendu en France, ont repoussé la requête et motivent leur arrêt.

1° sur ce que les tribunaux Français n'accorderaient pas l'exécution d'un jugement rendu dans le pays de Bade, et que la réciprocité étant un principe du droit des gens, les tribunaux Badois ne doivent pas avoir plus de condescendance pour nos jugemens que nos tribunaux n'en auraient pour les leurs.

Et 2° sur ce que le jugement dont il s'agit, serait frappé de peremption en France, pour n'avoir pas été exécuté dans les six mois, ainsi que le prescrivent les dispositions de l'art. 156 du Code de procédure civile française.

Mais que cependant cette décision n'a été rendue que sous forme provisoire, le tribunal de Carlsruhe auprès duquel l'instance avoit été produite ayant accordé au demandeur un délai de quatre semaines pour faire toutes justifications qui établiraient le mal fondé de l'arrêt.

En conséquence, et pour pouvoir satisfaire à l'obligation qui vous est imposée, vous me priez de vous délivrer une déclaration qui met le tribunal de Carlsruhe en demeure de connaître pertinemment

1° les prescriptions de la législation Française, quant à l'exécution sur notre territoire, des jugemens rendus par un tribunal étranger;

2° la valeur réelle qu'aurait devant nos tribunaux, dans son application au jugement qui nous occupe, l'art. 156 du Code de procédure civile.

Pour ce qui est d'abord de l'exécution en France, des jugemens rendus en pays étranger, il est hors de doute que notre législation l'admet en principe, et la preuve s'en tire des articles 546 du Code de procédure civile et 2123 du Code civil, ainsi conçus:

Article 546. Les jugemens rendus par les tribunaux étrangers et les actes reçus par les officiers étrangers, ne sont susceptibles d'exécution en France que de la manière et dans les cas prévus par l'article 2123 du Code civil.

Article 2123. L'hypothèque ne peut résulter des jugemens rendus en pays étranger; qu'autant qu'ils ont été déclarés exécutoires par un tribunal Français, sans préjudice des dispositions contraires qui peuvent être dans les lois politiques ou dans les traités.

Ainsi, en principe et en droit, le législateur a laissé les tribunaux libres et maîtres d'accorder

l'exécution sur notre territoire des jugemens rendus en pays étranger. Voici maintenant, quant à l'application, les règles et les usages suivis par nos tribunaux. Les assertions de mon département à cet égard, reposent sur les informations qu'il a reçues du Département de la Justice.

Les tribunaux Français, saisis d'une requête en exequatur d'un jugement rendu en pays étranger, maintiennent intacte la souveraineté de la justice du pays; ils n'admettent l'instance qu'après que le demandeur a assigné sa partie adverse devant eux et reconnu ainsi leur juridiction et leur droit à réviser au fonds le jugement dont on leur demande l'exécution. Mais si ce jugement ne statue que sur des intérêts privés, si l'équité de ses dispositions ne présente aucune incertitude, et si ces mêmes dispositions n'ont rien de contraire au droit public français, il est d'usage constant que le tribunal en ordonne l'exécution pure et simple.

Quant à la peremption qui vous serait opposée par le tribunal de Carlsruhe, et qui proviendrait des dispositions de l'article 156 du Code de procédure civile, il suffit pour la combattre de se reporter à la date de la Loi qui l'on invoque, laquelle a été décrétée le 14. avril 1806, c'est-à-dire deux ans environ après le jugement rendu contre le Sr. Lamartignière, et dont l'exécution par conséquent est restée soumise à la loi antérieure. Or cette loi antérieure n'était autre que l'article 12 du titre 12 de l'ordonnance de Louis XIV. de 1673, spéciale aux matières commerciales et qui portait que les procédures de la juridiction consulaire seraient faites suivant ce qui était prescrit par le titre XVI de l'ordonnance d'avril 1667, qui disait que les jugemens rendus par défaut voudraient comme jugemens contradictoires et définitifs dans les cas où le défaillant, contre lequel ils auraient été rendus, ne se pourvoirait pas à l'audience suivante en sommant celui qui avait obtenu le défaut, à comparaitre et en offrant de plaider sur le champ.

Ainsi, il est certain que si la question s'engageait devant un tribunal français, ce tribunal repousserait l'application de l'article 156 du Code de procédure civile, comme ne pouvant régler les effets d'un jugement prononcé sous l'empire d'une autre législation.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma parfaite considération.

A. Thiers.

A Monsieur Audoin, avocat.

Cette Urkunde war von der großherzoglichen Gesandtschaft in Paris legalisirt. Ihr wesentlicher Inhalt stimmt auch mit dem Gutachten dreier Pariser Advocaten überein, welches von dem Kläger ebenfalls producirt wurde.

Nach gepflegter Verhandlung erging der weitere III. hofgerichtliche Zwischenbescheid vom 3. December 1836 Nr. 6393, womit erkannt wurde:

daß der von dem Kläger durch Vorlage eines Schreibens des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten d. d. Paris den 29. Juni 1836 angetretene Beweis, Einwenden ungeachtet, für zulässig und erheblich zu erklären, sofort dem Beklagten aufzugeben sei, die ihm etwa noch zustehenden Einwendungen gegen die Rechtmäßigkeit des Urtheils des Handelsgerichts zu Paris vom 8. thermidor des Jahres 12 der französischen Republik binnen 28 Tagen unter dem Rechtsnachtheile dahier vorzutragen, daß sonst auf Anrufen des Klägers über dessen Vollstreckungsgesuch nach Lage der Akten endlich erkannt werden solle.

Entscheidungsgründe.

Kläger hat den durch hofgerichtlichen Zwischenbescheid vom 23. April l. J. auferlegten Beweis mittelst zweier Urkunden, nämlich eines Schreibens des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und eines Gutachtens dreier Pariser Advocaten zu führen versucht. Beklagter hat gegen die Form dieser Urkunden eingewendet, daß sie nicht officieller Natur, und nicht von der competenten Behörde ausgefertigt seien, und gegen den Inhalt, daß dieser mehr gegen als für den Kläger beweise, daß nämlich die französischen Gerichte die Urtheile ausländischer Staaten nicht schon unter den Voraussetzungen der babilischen Proceßordnung, sondern erst nach vorgängiger Prüfung der Materialien für vollzugreif erklären.

Aus den vom Kläger bei der mündlichen Verhandlung vom 26. November d. J. vorgelegten Urschriften der erwähnten Urkunden (welche Beklagter als solche anerkannt hat) ergibt sich übrigens, daß sie allerdings förmliche Beurkundungen des darin vortragenen Inhalts vorstellen sollen; insbesondere ist das Schreiben des französischen Ministers, unter der Firma seines Ministeriums ausgefertigt, an den Advocaten Audoin als Anfragenden gerichtet, und enthält die Bemerkung, daß die Erklärungen des Ministeriums auf die von dem Justizministerium eingezogenen Erkundigungen sich gründen. Diese von der großherzoglich babilischen Gesandtschaft legalisirte Urkunde ist daher in jeder Hinsicht als eine öffentliche zu betrachten, und um so glaubwürdiger, als die in Frage stehende Reciprocität der bei Vollstreckung ausländischer Urtheile geltenden Grundfälle nicht wohl durch einzelne Entscheidungen

französischer Gerichte, sondern in Ermangelung klarer Gesetze nur durch officiellen Ausdruck des competenten Ministeriums dargezogen werden kann.

Die in dem Erlass des französischen Ministeriums angezogene französische Gesetzgebung, nämlich der Art. 2123 des Code civil (Landrechtssatz 2123) sagt aber nur, daß die Urtheile ausländischer Staaten von einem inländischen Gerichte für vollziehbar erklärt werden können und müssen, ehe sie in Frankreich rechtliche Wirksamkeit erhalten, ohne sich über die Bedingungen auszusprechen, unter welchen solche Urtheile für vollziehbar erklärt werden sollen. Als solche Bedingungen werden nun in der vorliegenden Urkunde des französischen Ministeriums angeführt, daß das ausländische Urtheil nur über Privatinteressen verläge, die Rechtmäßigkeit seiner Bestimmungen keinem Zweifel unterliege, und das öffentliche Recht des französischen Staates dadurch nicht verletzt werde.

Die französische Gesetzgebung erkennt daher im Allgemeinen den Grundsatz der Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile an, wie auch die Schriftsteller über diese Gesetzgebung, insbesondere Zacharia Handbuch des französischen Civilrechts 3te Auflage S. 32 bestätigen, geht aber offenbar weiter als die bairische im §. 932 der Prozeßordnung, indem sich die französischen Gerichte nicht bloß auf die Prüfung der ausländischen Competenz und der Rechtskraft des Urtheils zu beschränken, sondern die rechtliche Begründung des Urtheils selbst, nach Vernehmung des Beklagten, zu erwägen haben.

Eine gleiche Willkürfreiheit bei Vollstreckung ausländischer Urtheile wie nach den Bestimmungen der bairischen Prozeßordnung wird daher von den französischen Gerichten nicht beobachtet, und es möchte insofern scheinen, daß der §. 933 der Prozeßordnung dem Begehren des Klägers unbedingt entgegenstehe. Allein dieses Geſetz stellt nur im Allgemeinen den Grundsatz der Wechselseitigkeit bei Vollziehung ausländischer Urtheile auf und verlangt, daß der ausländische Staat die Urtheile der bairischen Gerichte ebenfalls vollziehe, aber nicht, daß es unter den nämlichen Bedingungen geschehe, wie die Urtheile ausländischer Staaten in Baden vollzogen werden. Es genügt also in Bezug auf §. 933 der Prozeßordnung, daß der betreffende ausländische Staat nur überhaupt den Grundsatz der Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile anerkenne, um eine gleiche Vollziehbarkeit für die Urtheile dieses Staates im Großherzogthum ansprechen zu können, jedoch nur unter den gleichen Bedingungen, welche jener Staat in dieser Beziehung selbst.

Wenn also der französische Staat nach seinen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten den Grundsatz der Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile zwar im Allgemeinen anerkennt,

jedoch seinen Gerichten die Prüfung der gedachten Urtheile nicht bloß in formeller, sondern auch in materieller Hinsicht überläßt, so konnte das vorliegende Vollstreckungsgesuch des Klägers auf den Grund der im §. 933 der Prozeßordnung ausgesprochenen Wechselseitigkeit nicht unbedingt verworfen, sondern es mußte dem Beklagten freigestellt werden, seine etwaigen Einwendungen gegen die rechtliche Begründung des zu vollstreckenden Urtheils des Handelsgerichts zu Paris vom 8. thermidor des Jahres 12 der französischen Republik jetzt noch vorzutragen, da sich das bisherige Verfahren nur über die Erfordernisse des §. 932 der Prozeßordnung zu erstrecken hatte.

Was das von dem Kläger vorgelegte Gutachten der Pariser Advocaten betrifft, so konnte darauf, als solches, wegen Mangels der öffentlichen Autorität, formell keine Rücksicht genommen werden, wiewohl dasselbe mit dem ministeriellen Schreiben dahin übereinstimmt, daß die französischen Gerichte, den Grundsatz der Vollziehbarkeit der ausländischen Urtheile anerkennend, letztere auch hinsichtlich der Materialien einer Prüfung unterwerfen, bevor sie dieselben für vollzugreif erklären.

Aus diesen Gründen ist durch Zwischenbescheid wie geschehen erkannt worden.

Nachdem Beklagter in formeller und materieller Beziehung Einreden gegen jenes Urtheil vorgebracht hatte, und weitere Verhandlungen gepflogen waren, wurde — theilweise von andern Botanten —

IV. das hofgerichtliche Urtheil vom 30. October 1837 Nr. 10,557 gefällt, wodurch der Bescheid des Bezirksamts Baden vom 21. October 1835, belegend:

die Klage und das darin gestellte Begehren um Ertheilung eines Vollzugsdecrets des Urtheils des Handelsgerichts zu Paris d. d. 8. thermidor des Jahres 12 der französischen Republik findet nicht statt, und es wird der Kläger in die Kosten verurtheilt, lebiglich bekräftigt, und Appellant auch in die Kosten dieser Instanz verurtheilt wurde.

Die Entscheidungsgünde lauten so:

Für die Beantwortung des vorliegenden Rechtsstreits ist die Verantwortung der Frage präjudiziell, ob und unter welchen Voraussetzungen das Urtheil eines französischen Gerichtshofes im Großherzogthum zu vollstrecken ist. Da hierüber weder ein Staatsvertrag Maß gibt, noch eine auf den Grund der Gegenseitigkeit von der großherzoglichen Regierung erlassene Vorschrift besteht, so kommen die §§. 932 und 933 der Prozeßordnung zur Anwendung.

Der erstere §. verordnet, daß auf Ersuchen eines ausländischen Gerichts, oder auf Vorlage seines Urtheils, nach Vernehmung des Beklagten, die Vollstreckung so vorgenommen werden soll, als wäre die Vollstreckbarkeit von

einem inländischen Gericht erklärt, jedoch — sofern der Beklagte ein Inländer ist, oder zwar ein Ausländer, aber nicht Angehöriger jenes fremden Staates — nur, wenn dargethan ist, daß, nach inländischen Gesetzen beurtheilt, die fremde Gerichtsbarkeit begründet war, und das Urtheil Rechtskraft erlangt hat.

Auf diese Weise hat die neueste babilische Gesetzgebung, der Idee eines allgemeinen Völkerstaates kundigen, höchst einfache und klare Bestimmungen getroffen, welche der rechtlichen Natur eines endgültigen richterlichen Urtheils völlig entsprechen, da den inländischen Gerichten weder zur Pflicht gemacht, noch die Befugniß eingeräumt wurde, das Urtheil des ausländischen Richters, seinem materiellen Gehalte nach, ihrer Prüfung zu unterwerfen.

Nur im Falle der Kläger ein Ausländer ist, und der Beklagte vorrückt, daß von dem auswärtigen Staate eine gleiche Willkürlichkeit nicht beobachtet werde, soll — nach der Vorschrift des §. 953 der Prozeßordnung — vorerst dem Kläger die Nachweisung abgefordert werden, daß der ausländische Staat in ähnlichen Fällen die Urtheile der babilischen Gerichte ebenfalls vollziehe. Es ist demnach die Wohlthat des Gesetzes für den Ausländer, wie billig, an die Reciprocität geknüpft, aber keineswegs den babilischen Gerichten zur Obliegenheit gemacht, das im vorhergehenden §. 952 aufgestellte Princip in diesem Falle zu verlassen, sich die Gesetze und Rechtsgewohnheiten des fremden Staates zur Richtschnur zu nehmen, und die Regeln, welche dort bei dem Vollzug der Urtheile auswärtiger Gerichte angewendet werden, zu befolgen, gleich als wären sie von dem inländischen Gesetzgeber vorgeschrieben.

Eine solche Auslegung des §. 953 entspräche einmal dem Wortlaute des Gesetzes nicht; denn hiernach hat der Beklagte das Recht, den Beweis der Reciprocität sogleich zu verlangen, nicht nur wenn er behauptet, daß der auswärtige Staat gar keine Willkürlichkeit übe, sondern sobald er nur in Abrede zieht, daß das Ausland eine gleiche Willkürlichkeit beobachte. Unter dieser „gleichen Willkürlichkeit“ kann keine andere verstanden werden, als die im §. 952 erwähnte, wie die ausdrückliche Bezugnahme des §. 953 auf die „Fälle des vorigen §.“ beweiset. Ebenso sind die Schlussworte des §. 953

„daß der auswärtige Staat in ähnlichen Fällen die Urtheile der babilischen Gerichte ebenfalls vollziehe,“ auf die Fälle des vorigen §. 952 zu beziehen. Der Kläger muß nämlich nachweisen, daß der auswärtige Staat in ähnlichen Fällen, d. h., sobald nur der Beklagte vernommen, (Koll des §. 952 Nr. 1) beziehungsweise die Competenz und Rechtskraft dargethan ist (Koll des §. 952 Nr. 2), die Urtheile babilischer Gerichte vollstrecke.

Sodann kann es nicht in der Absicht der babilischen Staats-

gesetzgebung gelegen seyn, sich der Nachvollkommenheit in diesem Punkte gänzlich zu entäußern, und die Gerichte zum Voraus an die bestehenden und künftigen Gesetze und Rechtsgewohnheiten des Auslandes in dieser Lehre zu verweisen, gleichviel ob sie den im Großherzogthum geltenden Staats- und privatrechtlichen Principien widerstreiten oder nicht. Dieß wäre aber die Folge einer Gesetzesauslegung, wor- nach es genügt, daß der fremde Staat nur überhaupt den Grundsatz der Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile anerkenne, um eine gleiche Vollziehbarkeit für seine Urtheile, wenn auch nur unter den von ihm selbst festgesetzten Bedingungen, ansprechen zu können.

Wollte man aber auch hievon absehen und jene Deutung des Gesetzes für die richtige annehmen, so hätte der Kläger doch den ihm in Gemäßheit des §. 953 der Prozeßordnung auferlegten Beweis nicht geführt, und es müßte sein Gesuch dennoch verworfen werden. Denn Frankreich rufen in der That den Grundsatz der Vollstreckbarkeit ausländischer Urtheile nur schreinbar an.

Bekanntlich drückt sich die königlich französische Ordonnance vom Januar 1629 im Artikel 121 so aus:

„Les jugemens rendus — es royaumes et souverainetés étrangères, pour quelque cause que ce soit, n'auront aucune hypothèque ni exécution en notre royaume: — et non obstant les jugemens, nos sujets, contre lesquels ils auroient été rendus, pourront de nouveau débattre leurs droits, comme entiers, devant nos officiers.“

Der Inhalt dieser Ordonnance läßt darüber keinen Zweifel übrig, daß das Urtheil eines ausländischen Gerichts in Frankreich ohne alle Wirkung seyn soll. So wurde sie auch nach dem Zeugnisse der bewährtesten Rechtslehrer stets ausgelegt.

Auf den Grund eines arrêt des Parlements zu Aix vom 28. Juni 1810 sprach sich dessen Präsident dahin aus, das Parlament habe entschieden:

„qu'on ne peut exécuter en France, contre des étrangers qui y sont réfugiés, les jugemens rendus dans une monarchie étrangère, mais qu'il faut venir par nouvelle action contre eux.“
Merlin questions de droit, m. jugement Nr. XIV. (4^{me}. éd. Bruxelles 1829. Tom. 10. pag. 132.)

In den Conclusionen Merlin's, auf welche das arrêt des Cassationshofes vom 18. pluviose des Jahres 12 der französischen Republik erging, wird gesagt:

„Pourquoi donc ces jugemens ont-ils été considérés par le parlement d'Aix, comme insuffisants pour justifier les faits qu'ils énonçaient, et qu'ils avaient pris pour base de leurs dispo-

sitions? — C'est parceque les jugemens rendus par les tribunaux étrangers ne sont en France d'aucun poids contre les Français, et qu'il faut que la cause y soit de nouveau décidée. — L'art. 121 dit en général, que ces jugemens n'auront aucune exécution en France; et assurément ces mots *aucune exécution* excluent toutes les manières de donner en France un effet quelconque à des pareils jugemens.“ — Und weiterhin pag. 134:

„Pour que l'on puisse débattre comme entiers les droits sur lesquels un jugement a statué, il faut nécessairement qu'il soit réputé comme non *avenu*.“

Die neuere französische Gesetzgebung hat hieran nichts geändert; der Art. 121 der gedachten Ordonnance ist, als Verfassungsgesetz, fortwährend in Kraft, und wird überall noch angewendet.

Die in der Declaration des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vom 29. Juni 1836 angelegenen Art. 546 des Code de procédure und 2123 des Code civil befehlen nur, daß ausländische Urtheile in Frankreich wider ein Pfandrecht begründen noch vollstreckt werden können, wenn sie nicht von einem französischen Gerichtshofe für vollziehbar erklärt sind. Allein sie legen den französischen Gerichten überall keine Pflicht auf, die Vollziehbarkeit auszusprechen, noch weniger setzen sie die Bedingungen fest, unter welchen dies zu geschehen habe. Darum halten sich auch die französischen Gerichte, nach wie vor, an den in der Ordonnance von 1629 aufgestellten Grundsatz. Sie räumen dem Beklagten unbedingt das Recht ein, eine neue gerichtliche Verhandlung der Sache zu verlangen, gleich als ob diese von dem auswärtigen Gericht überall nicht entschieden wäre.

So beginnt das arrêt der Cour royale de Paris vom 27. August 1816, welches von dem Cassationshofe unterm 19. April 1819 bestätigt wurde, mit dem Entscheidungsgrund:

„Attendu que les jugemens rendus par les tribunaux étrangers, n'ont pas d'effet ni d'autorité en France. Merlin l. c. pag. 137.“
Crispian lehrt Toulhier le droit civil français (3^{me} éd. Bruxelles 1824, tom. X. Nr. 82 pag. 75):

„L'étranger se trouve dans la même situation que s'il n'avait point obtenu de jugement dans son pays.“ — Nr. 84. Nos nouveaux Codes ont consacré et expliqué le principe établi par l'ordonnance de 1629. L'art. 546 du Code de procédure, les art. 2123 et 2128 du Code civil portent etc.“

Damit stimmt der Inhalt der Declaration des königlich

französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten überein. Ganz im Sinne der Ordonnance von 1629 wird darin erklärt, daß die dortigen Gerichte, die Zuständigkeit ihres Landes handhabend, ein Gesuch um Vollzugsbefreiung nur dann zulassen, wenn der Kläger durch Verletzung des Beklagten ihre Gerichtebarkeit und ihr Recht, den materiellen Gehalt des ausländischen Urtheils ihrer Prüfung zu unterwerfen (*leur droit à réviser au fond le jugement*), anerkennen; und daß sie die Bitte nur dann gewähren, wenn bei dieser Prüfung die Rechtmäßigkeit desselben keinem Zweifel unterliege. Sie achten sich daher in keiner Weise an das ausländische Urtheil für gebunden, vielmehr ziehen sie, weit davon entfernt, in dem Urtheile des auswärtigen Staates die ihm zukommende *praesumptio juris et de jure* zu erblicken, die ganze Sache von Neuem vor ihren Richterstuhl. Finden sie sich auch bewogen, nach gegessenen Verhandlungen dem Gesuche des Klägers zu entsprechen, so erklären sie zwar dem Worte nach das ausländische Urtheil, der Sache nach aber ihr eigenes für vollzugerecht.

Mit Grund kann man daher behaupten, daß Frankreichs Gesetzgebung und Gerichte das Princip der Vollziehbarkeit auswärtiger Urtheile nur scheinbar, in der That aber nicht anerkennen.

Die gleiche Willkürbarkeit, wie sie der §. 953 der Prozeßordnung voraussetzt, wird dort keineswegs beobachtet. Aus diesen Gründen mußte, nach Ansicht des §. 406 der Prozeßordnung, und ohne auf die Prüfung der weitem Einreden des Beklagten einzugehen, wie geschehen erkannt, und Kläger, als unterliegender Theil, in die Kosten beider Instanzen verurtheilt werden. Prozeßordnung §. 169.

v. Stockhorn.

II.

Ein launiges Wort über die ernste Frage nach dem wahren Strafrechtsprincip.

Da ist mir durch Zufall ein Schriftchen in die Hände gekommen: „Einige Worte zur Begründung des Entwurfs zu einem neuen Criminalgesetzbuche für das Königreich Sachsen. Leipzig, bei Kummer 1836,“ oder eigentlich von einem guten Freunde mit Gewalt in die Hände gedrückt worden. Mit gewissem Widerstreben guckte ich vor der Rückgabe hinein, denn ich bin nicht, wie er, Jurist ex officio, dann las ich ein Bißchen darin, dann las ich weiter, dann las ich bis zu Ende, und nun schreibe ich da so ein Ding, das vielleicht wie eine Recension aussieht, aber nichts weiter ist, als ein offener Brief an alle Herrn Juristen, die vielleicht das Schriftchen noch nicht kennen (Denn Alles kennt doch bisweilen ein Jurist

auch nicht, oft nicht einmal das eigentliche Rechtsprincip), daß sie es gefälligst zur Hand nehmen, darin lesen und, wie ich, ihre Freude am Geschickterwerden haben mögen. Es ist von einem mir Unbekannten geschrieben, der mir aber ein recht lieber Mann geworden ist, und den ich mit gutem Gewissen als einen tüchtigen, ehrenfesten und im Kopfe völlig klaren Juristen und Philosophen rekommandiren kann; und je weniger ich vom Metier bin, desto unbefangener ist vielleicht meine Empfehlung. Ich will also, um den Herrn Juristen einigen Appetit zu machen, einen etwas umständlichen Vorbrief hier anzuheften beginnen, und wenn ich, außer einfacher Andeutung des Inhalts, auch viel Lob und wenig Tadel mit einfließen lasse, so geschieht das unwillkürlich und aus purer Dankbarkeit. Denn dem Verfasser einer gut geschriebenen Schrift bin ich immer von ganzem Herzen mit Dank zugehan. Ich bin also wohl besungen, allein gerade deswegen wünsche ich, daß die Herrn Juristen sich ebenfalls vom eigentlichen und allein wahren Rechtsprincip fangen lassen möchten; und wir sollen uns ja Funken und Samenkörner einander in die Seele streuen, denn ist auch all unser Wissen Stückwerk, so ist es doch das Nichtwissen noch weit mehr. Gesundheit, gut Wetter, Ruhe und Freude am Leben und ein tüchtiges Rechtsprincip, das sind denn doch, wie mir jeder Jurist zugeschieden wird, Hauptsachen; und wenn ich ihm auch zu den andern nicht so in der Kürze verhehlen kann, wie zum letzten, daß ich nur auf ein Büchlein von 73 Seiten hinweise, so ist doch dieses für ihn, als Juristen, so viel werth als jene andern. Ich sehe freilich ein, daß, was der Leser thun sollte, ich nicht selbst thun sollte, sondern ihm überlassen, das Werken in Gedanken zu loben, aber — er hat es ja nicht, und ich werde ihm ja auch nicht das Lesen ersparen, sondern wünschte nur seinen Appetit und Lesetrieb so aufzuregen, daß er es nicht erwarten kann, einen Buchladen und das Buch zu finden; wenigstens soll nicht der Mangel an Andeutungen von meiner Seite allein die Schuld tragen, wenn er es überseht.

Sogleich pag. 1 und 2 ist Alles gut und klar gedacht und recht schön gesagt. Pag. 3 dillo; und wie er da gerade das Wort „Kategorien“ hineinwirft, zeigt schon, daß ihm der richtige Sinn dieses Ausdrucks geläufig, und er mithin Philosophus ist, in der guten alten Bedeutung. Daß er die Entwicklung der Philosophie als den innersten Lebenspunkt des Strafrechts angiebt, und seine Definition der Philosophie ist recht schön, und wie sich bei uns Deutschen nun der Hauptpfeiler in der Theorie ausleben muß. Wie das, was man Bedürfnis nennt, eigentlich Strafrechtstheorie sei, ist (pag. 5) so schön als kurz gezeigt. Und daß er nun sogleich den Nagel auf den Kopf trifft,

mit der Frage über die Beziehung des Gesetzgebers zur Philosophie, das hat mir auch nicht schlecht gefallen. Und die Wichtigkeit, die er einem neuen Systeme der Philosophie in Deutschland beilegt, ist auch so schön und gründlich, als wo er (pag. 6) uns Deutsche wegen unserer abstrakten Streckenreiterei lobt, daß es einem jeden Landeseinwohner wohl thun muß. Das von den Lebensfasern und der Rechtssitte hat mir auch gefallen, und das Lob der Rechtsphilosophie that einem dann vollends so gut, als es muß, wenn man ein Deutscher und folglich ein geborner Philosoph ist. Daß er endlich gar (pag. 7) auf den „innersten Kern“ aller Theorien zurückgeht, das ist, wenn's ihm glückt, dann vollends vortrefflich; besonders wenn es ihm, wie er sagt, und ich auch glaube, gar nicht schwierig dünkt, in den verschiedenen Theorien den inneren Nervenfasern zu entdecken. Und dann der Schluß der Vorerinnerung (pag. 8), „daß der Gesetzgeber unter der Philosophie, aber über den Philosophien stehen müsse,“ ist ein würdiger Standpunkt, da es, wie man sieht, nicht eitelstlich gemeint ist. Das Büchlein dünkt mir jetzt schon so schön, daß es jeder Jurist auf seinen Tisch legen sollte, und jede Gesetzgebungskommission obnehin.

Nun kommt (pag. 11) so ein Unterschied zwischen dem obersten Grund und Grundsatze, der ein wenig spitz und nicht deutlich genug entwickelt scheint; was aber auch damit gesagt seyn solle, so ist die in Klammern beigebrachte Angabe absoluter und relativer Strafrechtstheorien ganz passend und bezeichnend. Der Grund, warum alle relativen Theorien abseheulich sind, ist (pag. 11) deutlich hingestellt, und die Art, wie er jede einzelne Theorie kurz und richtig abfertigt, ist, gerade der Kürze wegen, jedem vernünftigen Menschen zugänglich. Daß er (pag. 16) zum Schluß, nachdem er alle diese Theorien treffend angegeben, auf das Positive darin eben so entschieden aufmerksam macht, das allein zeigt schon den philosophisch gebildeten und in Rechtsgeschäften gewandten Kopf. Diese Einfädelung des Büchleins ist recht schön. Die Bemerkung, daß „jede Theorie in gewissen Punkten Recht erhält, stellt den Leser sogleich auf den bestimmten Standpunkt.“ Ueberhaupt that einem in diesem Schriftchen wohl, daß man immer sogleich sieht, wo und wie, und daß man nie zu lange dialektisch herumgerührt wird; dieß ist an solchen kleinen Schriften die eigentlich praktische Form. Daß er die gar nicht philosophischen Theorien zuletzt (pag. 17) und nur so als Anhangsel bringt, nur so nothdürftig, wie sie auch entstanden sind, das hat mir auch gefallen. Und so, wie er auf das Rechtsgefühl kommt, so lasse ich mir's gefallen; aber er sagt auch nicht, daß dieses Gefühl selbst ein letztes sei, sondern er stellt es nur als den grüßten Boden hin, aus dem das philosophische Princip für das Bewußtseyn der Menschen hervorkömte.

Und daß und wie er nun die, heutiges Tags schon kräftig hervorgemachene Idee eines obersten Princip's gleichsam zum Brennpunkt seiner ganzen Darstellung macht, das hat Nachdruck und wirkt, auf mich wenigstens, und so denke ich, auch auf andere rechtliche Leute. Daß er dann wieder ganz piano einleitet und der Idee nach und nach beizukommen sucht, das schadet nichts am Nachdruck, denn es ist vorher ein Abschnitt, und bei einem solchen pflege ich das Buch hinzulegen und auszusuchen, und den Spiritus, wenn, wie hier, einer da war, wirken zu lassen. Daß es nun „synthetisch“ und „analytisch“ kommt, das genirt mich nicht, denn das ist immer so in der Philosophie; und wie der Mensch zwei Arme hat, so hat er auch zwei Naselöcher, denkt nur nicht so oft daran, und eben so hat er auch das synthetische und analytische Wesen in seinem Denken stecken, nur denkt er ebenfalls noch weniger daran. Ist nun einmal ein Strafrechtsphilosoph veranlaßt, ihn daran zu erinnern, so wird's auch nichts thun. Was (p. 18) von dem „Wesen einer wirklichen Idee“ gesagt ist, ist wichtig, und wenn es auch nicht viel ist, so ist es genug. Bei weitausfassenden philosophischen Gedankenreisen das Passende herauszufinden und bestimmt anzugeben ist nicht so leicht zu machen, als zu lesen und igrig, je einfacher und ungewohnener es erscheint, desto mehr die Reize des Autorposters. Das führt ihn dann (p. 20) ganz wie von selbst darauf, „daß der Gesetzgeber sich die historischen Ergebnisse vorzugsweise aneignen müsse,“ und die eigentliche Konstruktion der Strafrechtsidee den subtileren Beweisen der Philosophie überlassen könne. Nur daß „das Resultat der reinen Spekulation nicht mit dem historischen Resultat in einen bedenklichen Widerspruch komme.“ Und so fängt er denn (p. 21) an, das Geschichtliche näher zu betrachten, um in der Folge die Resultate der Spekulation damit zu vergleichen. Wie von der rohesten Sache an, durch die verschiedensten Stufen, es bis zur Rechtsordnung gekommen, und endlich das Bedürfnis eines obersten Princip's hervorragt, ist in aller Kürze klar angegeben. Daraus entstehen die relativen und absoluten Theorien, und den Mangel beider giebt er (p. 23) auch an. Wie er nun (p. 25) entwickelt, daß es schon in dem gefunden Menschenverstande und allen Formen der Sache so gut, als in neuerer Philosophie, enthalten liege, die Strafe als nothwendige Folge des Verbrechen's zu betrachten, das ist sehr gut und überzeugend hingestellt; und wie sich dann das in der Idee unerwiesliche Recht und der Begriff der Gerechtigkeit gleichsam von selbst daran anknüpft, das zeigt von der Klarheit des Gehirns. Die Definition des Rechts (p. 26) als Gleichheit gegenseitiger Behandlung Aller erscheint dann ganz natürlich, und die Strafe hebt bloß die Ungleichheit auf. Wenn aber nun ein Mann, der das Alles so schön und klar einseht, das „mit dem Verlangen aller

Zeiten übereinstimmende Resultat der Spekulation“ nur für eine „Versicherung der Eingeweihten“ ausgiebt, so glauben wie ihm nicht, daß er sich ernstlich für nicht eingeweiht ansieht. Denn wer Gedankenverhältnisse so gut zu verstehen und so schön aufzusassen im Stande ist, der hat vielleicht Hegel's sämtliche Schriften nicht umständlich studirt, aber dessen und anderer Philosophen Rechtslehren hat er genau und mit aller Schärfe der Beweise aufgefaßt. Wollte Gott, daß alle Rechtslehrer mit so großer Fleißarbeit so viel Kenntniß der Philosophie verbanden, dann möchte immerhin ein jeder die detaillirte Kenntniß philosophischer Systeme dahingestellt seyn lassen. Daß der Gesetzgeber nur „den bereits begonnenen Bau fortsetzt“, wie p. 27 gesagt ist, das kann man nicht oft genug wieder sagen. Daß das nun gewonnene Princip der Gerechtigkeit alle relativen Theorien in sich enthält, jede an ihrem Plage, und ihnen also nicht entgegensteht, daß es auch gar kein großes philosophisches Nützlichkeitsbedarfnis, um dieses Princip einzuführen und als wahr anzuerkennen, das kann man doct ebenfalls lesen, und ist besonders für Rechtslehrer geschrieben, die noch mit ihrer Lehrstange im Rebel relativer Theorien herumfahren. Und das unterscheidet, so heißt es p. 28, dieses Princip auch von den absoluten Theorien, daß es jene relativen Momente nicht unberücksichtigt verläßt. Daß er endlich (p. 29) alle bisherigen Theorien nur als einen „logischen Gedankenprozeß“ auffaßt, der sich „durch die Geschichte hindurchzieht,“ das, und vieles Andere, zeigt, wie der ungenannte Verfasser an spekulativen Schriften nicht bloß genippt, sondern ganz mit wirklichem Durst und Denksuft kräftige Jäger daraus gethan hat. Aus diesem „Princip der vermittelten Einheit“ so heißt es p. 29) aller Momente der Strafe fließt ein Reichthum der Gesichtspunkte für den Strafgesetzgeber“ u. s. w., was, wie alles Folgende, in dem Schrifften selbst nachzulesen zu werden verdient. Es folgt nämlich noch recht vieles Lesenswerthe auf 14 Seiten, denn ich stehe mit meinem Lobe erst p. 29, und habe das Wichtigste der Schrift, die praktische Verwirklichung der Idee noch gar nicht berühren können, wie: daß die ständige Prüfung eines Entwurfs nur negativ seyn könne, daß ein Gesichtsbild nicht bloß im luftigen Elemente einer Theorie wurzeln solle, daß das Princip gar nicht der directen Anerkennung in einem besondern §. des Gesetzbuchs bedürfe u. s. w.; ich denke aber, wenn ich nicht jetzt schon einigen Appetit zum Selbstlesen gemacht, da ich ihm so ziemlich bis zum Höhepunkt des Büchleins hingeleuchtet, dem werde ich durch weiteres oder gar vollständiges Durchlaufen auch das Weglaufen nicht wehren können. Eigentlich ist mir's ja auch gleichgültig, denn ich habe ja nicht als Recensent gearbeitet, dann hätte ich gar nicht so viel Lesens nöthig gehabt und bin auch nicht begabt für mein Lob und nicht bescheiden, denn ich kenne den Verfasser nicht; aber die Sache kenne ich, denn ich habe das Schrifften aufmerksam ganz durchgesehen, und das hatte mich ja eben veranlaßt, es zur Hälfte im Detail und im Allgemeinen ganz zu loben und allen Juraisten und Strafrechtgelehrten nicht sowohl, sondern allen guten Juristenschristen und ganzer Fülle der Ueberzeugung zu empfehlen.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 4.

Karlsruhe den 27. Januar 1838.

I.

Zur Erläuterung des §. 694 der Prozeßordnung.

Der §. 694 der Prozeßordnung verordnet wörtlich:

„Nach geschlossener Verhandlung verkündet der Richter in der nämlichen (zur Justification des Arrestes anberaumten) Tagfahrt das Erkenntniß über die Statthaftigkeit und die Fortdauer, oder die Unstatthaftigkeit und Wiederaufhebung des früher verfügten Arrestes, im letzten Falle mit der weiteren Bestimmung, ob der Arrest gegen Sicherheitsleistung oder ohne dieselbe aufgehoben werden soll.“

Wenn man diese Gesetzesstelle grammatisch, und nur aus sich selbst interpretirt, kommt man zu folgendem Resultate:

Der Richter kann nach geschlossenen Verhandlungen in der Rechtsfertigungstagsfahrt den früher verfügten Arrest nur entweder für statthaft oder für unstatthaft erklären.

Thut er ersteres, so muß er verordnen, daß der Arrest fortbauern soll, trifft er letztere Verfügung, so muß er weiter bestimmen, daß der Arrest wieder aufzuheben sei. Der citirte §. unterscheidet nämlich ausdrücklich das Erkenntniß über die Statthaftigkeit und die Fortdauer von dem über die Unstatthaftigkeit und Wiederaufhebung des früher verfügten Arrestes. Der für statthaft erklärte Arrest kann demnach eben so wenig wieder aufgehoben werden, als der für unstatthaft erkannte für fortbauern erklärt werden kann.

Nach dem Wortlaute des Gesetzes soll der Richter „im letzten Falle“ fernere verfügen, ob der Arrest gegen Sicherheitsleistung oder ohne solche aufgehoben werden soll.

Unter diesem letzten Falle kann aber nach der Construction des fraglichen Satzes kein anderer verstanden werden, als der, wenn der Arrest für unstatthaft erklärt wird, und daher wieder aufgehoben werden soll.

Die Worte „im letzten Falle“ beziehen sich zwar zunächst nur auf das Wort „Wiederaufhebung;“ doch kann der Arrest, dem Wortverstande nach, nur dann wieder aufgehoben werden, wenn er für unstatthaft erklärt wurde; der

allegirte §. spricht auch ausdrücklich von der „Unstatthaftigkeit und Wiederaufhebung“, also von letzterer als einer Folge der erkannten Unzulässigkeit des Arrestes, im Gegensatz der „Statthaftigkeit und Fortdauer.“

Demnach wäre der Richter befugt, den Arrestbeklagten, obgleich er den Arrest für unstatthaft erklärte, zur Cautionsleistung anzuhalten.

Was der Arrestbeklagte bei dieser Manipulation gewonnen, und was der Arrestkläger dabei verloren hat, ist nicht einleuchtend. Der Impetrant wollte nämlich durch die Arrestanlage nur Sicherheit erlangen, welche er auch erhielt, obgleich er mit seiner Klage abgewiesen wurde. Der Arrest selbst ist hier ja auch nichts anderes, als ein Sicherungsmittel — §. 675 der Prozeßordnung. Der Richter würde in einem Erkenntniß verfügen, der Impetrant soll keine Sicherheit haben, und soll doch Sicherheit bekommen.

Der Impetrant kann nach Eröffnung eines Erkenntnisses, worin der Arrest für unstatthaft erklärt und gegen Sicherheitsleistung wieder aufgehoben wird, nur ausrufen: wehe mir, ich habe gestiftet! — Wäre nämlich der Arrest für statthaft erklärt worden, wäre es viel besser um ihn gestanden; denn da war ihm doch noch geflattet, entweder den Arrest fortbauern zu lassen, oder die Wiederaufhebung gegen Cautionsleistung zu verlangen. Cf. §. 693 der Prozeßordnung. Er hätte thun können, was ihm weniger geirrt hätte. Dieses Wahlrecht wurde ihm aber durch seinen glänzenden Sieg genommen.

Wenn nun die Verfügung, daß der Arrest unstatthaft, jedoch nur gegen Sicherheitsleistung wieder aufzuheben ist, im Gesetze seine Begründung findet, entsteht die weitere Frage: unter welchen Voraussetzungen muß der Richter den für unstatthaft erklärten Arrest gegen Cautionsleistung, und unter welchen Bedingungen ohne solche aufheben? Gibt es hierüber gar keine gesetzliche Bestimmungen, ist dies lediglich dem Gutdünken, der Willkür des Richters anheimgestellt? Die Antwort kann nur seyn, die Prozeßordnung sagt hierüber gar nichts! Auch darüber sagt dieses

Gesetzbuch nichts, wie der Richter seine Verfügung, daß der Impetrat Caution leisten muß, vollstrecken lassen kann. Doch wozu weitere Deductionen — darüber sind wir gewiß im Reinen, daß wir durch die grammatische Auslegung den wahren Sinn des fraglichen §. nicht erfassen haben; denn hiernach würde diese Gesetzesstelle offenbar etwas Abfurdres verfügen, und daß der Gesetzgeber keine absurde Vorschriften geben wollte, versteht sich von selbst. Da wir übrigens durch eine dem Wortverstande angemessene Auslegung die wahre Absicht des Gesetzgebers nicht kennen gelernt haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Regeln der logischen Interpretation zu Rathe zu ziehen. Diese liefern uns dagegen folgendes Ergebnis:

Der §. 695 der Prozeßordnung schreibt, wie schon oben angedeutet wurde, vor, daß der Arrestbeflagte durch Bestellung hinreichender Sicherheit für die Ansprüche des Arrestklägers die Aufhebung des Arrestes zu jeder Zeit, wie namentlich auch in der Rechtsfertigungstagsfahrt bewirken kann.

Vergleicht man diesen §. mit dem §. 694, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß dem Gesetzgeber bei der Abfassung des letzten §. die Bestimmung des nachfolgenden vorgeschwebt hat. Demnach ist es leicht möglich, daß — was scheinbar dem §. 694 widerspricht — auch der für statthaft erklärte Arrest vom Richter wieder aufgehoben werden kann; doch ist in diesem Falle die Wiederaufhebung nicht sowohl eine Folge der Statthaftigkeit, als der bestellten Caution. Die Wiederaufhebung gegen Caution muß der Richter immer verfügen, wenn der Arrest für statthaft erklärt und vom Impetraten Sicherheit gestellt wurde, er kann es aber auch nur in diesem Falle. Wenn das Gericht die Wiederaufhebung aus dem Grunde der Unstatthaftigkeit verordnet, braucht es in dem Erkenntnis nicht ausdrücklich zu sagen, daß es den Arrest ohne Cautionleistung wieder aufhebt, da sich dies von selbst versteht, und überall keine denkbare Ursache zur Bestellung einer Sicherheit vorhanden seyn kann.

Dem Entwickeln zufolge wird der Richter am Schlusse der Justificationstagsfahrt möglicherweise nur folgende Verfügungen geben können:

- 1) der früher erklärte Arrest sei für statthaft zu erklären, und habe deshalb fortzubauern; oder
- 2) der Arrest sei für statthaft zu erklären, jedoch aus dem Grunde der vom Arrestbeflagten bestellten Caution gegen solche wieder aufzuheben; oder endlich
- 3) der Arrest sei für unstatthaft zu erklären, und sei deshalb (jedenfalls ohne Sicherheitsleistung) lediglich wieder aufzuheben.

Wenn wir nach dieser Interpretationsweise unsern §. 694 wieder aufmerksam durchlesen, können wir die Worte „im

letzten Falle“ nur auf das Wort „Wiederaufhebung“ beziehen, und da wir nun wissen, daß auch der für statthaft erklärte Arrest wieder aufgehoben werden kann, werden wir die Wiederaufhebung nicht in eine so enge Verbindung mit der Unstatthaftigkeit bringen, wie früher, als uns die grammatische Auslegung mit dem Wörtchen „und“ hierzu nöthigte. Klar wird es uns dann werden, daß der Gesetzgeber bei der Schlußbestimmung des §. 694 der Prozeßordnung an dem Fall dachte, daß der Impetrat, die Wohlthat des §. 695 der Prozeßordnung benützend, in der Rechtsfertigungstagsfahrt Caution leistete, welcher Umstand zwar den Richter nicht hindern kann, den Arrest für statthaft zu erklären, wohl aber veranlassen muß, den für statthaft erkannten Arrest gegen die bestellte Caution wieder aufzuheben. Diese Auslegung wird auch durch von Willers Motive zum Entwurfe der Prozeßordnung unterstützt, wo es bei den §§. 636 — 699 heißt:

„die Verbandsungsweise ist hier dem gemeinen Prozeß je gemäß vorgezeichnet.“

Etwas Neues wollte also die Prozeßordnung nicht schaffen. Der gemeine Prozeß weiß aber davon nichts, daß der unstatthaft erklärte Arrest vom Richter unter der Bedingung der Sicherheitsleistung wieder aufgehoben werden kann. Wohl aber kann, dem gemeinen Prozeß zufolge, wenn Caution angeboten wurde, in der Rechtsfertigungstagsfahrt, wie zu jeder Zeit, der für statthaft erklärte Arrest gegen Bestellung von Sicherheit wieder aufgehoben werden.

Cf. Claprot, Einleitung in sämtliche summarische Prozeß §. 436.

Rittermaier, gemeiner Prozeß. Bd. II. Seite 162, 164. Linde, Lehrbuch des Civilprozeßes §. 332.

Boier, Theorie der summarischen Prozeß §. 38. Zu der Ueberzeugung muß man übrigens jedenfalls kommen, wenn man den §. 694 einer genauern Prüfung unterwirft, daß er rücksichtlich der Klarheit und Bestimmtheit der Fassung weit hinter den übrigen Paragraphen der Prozeßordnung zurücksteht, und mit diesen das allgemein anerkannte Lob in dieser Beziehung nicht theilt *).

*) Mit dem Resultate dieser ganzen (wohl scharfsinnigen) Ausföhrung bin ich einverstanden. Nur möchte ich zur Rechtsfertigung der — wenn auch nicht ganz klärenden — Retikation des §. 694 bemerken, daß das Verbindungswort „und“ zwischen den Worten: „Statthaftigkeit und Fortdauer,“ — so wie jenes zwischen den Worten: „Unstatthaftigkeit und Wiederaufhebung“ — grammatisch keineswegs nothwendig die Bedeutung habe, daß nur die Statthaftigkeit und als Folge derselben die Fortdauer des Arrestes mit einander, oder die Unstatthaftigkeit und als deren Folge die Wiederaufhebung mit einander ausgesprochen werden können.

Wenn das Gesetz von einem „Erkenntnis“ über die Statthaftig-

Daß eine rein und streng grammatische Interpretation des oft erwähnten Paragraphen schon in praxi zu Mißgriffen verleitet hat, kann ich aus eigener Erfahrung versichern, ja ich mache besonders auf einen in den Annalen erzählten Rechtsfall aufmerksam, der wegen einer andern, als der hier besprochenen Rechtsfrage, und in diesen Blättern mitgetheilt wurde. Er findet sich in Nr. 42 des V. Jahrgangs sub III.

In diesem Falle wurde nämlich der impetretete Arrest für unstatthaft erklärt, deshalb wieder aufgehoben, der Impetrat aber demohneachtet zur Cautionleistung angehalten. —

Wenn ich auch durch obige Auseinandersetzung nicht alle Anstände und Zweifel beseitigt haben mag, so hoffe ich doch wenigstens hiemit eine tüchtigere Feder zur Erläuterung des gewiß der Klärung bedürftigen §. 694 der Prozeßordnung aufgefordert zu haben. v. Ulla.

II.

Rechtsfall einer Beschwerdeführung wegen Verweigerung und Verzögerung des Verfahrens, und wegen Verletzung der Vorschriften über das Vollstreckungsverfahren.

Die Frau Prinzessin Auguste von Nassau besangte den

Richt und die Fortdauer des Arrestes“ (sich, so sagt es, daß der Richter sowohl über die Statthaftigkeit als über die Fortdauer zu erkennen habe; es ist aber damit nicht gesagt, daß er über beides in der gleichen Richtung sich auszusprechen habe. Beides sind nur Gegenstände des Erkenntnisses, aber wie das Erkenntnis hinsichtlich des Einen und des Andern ausfallen soll, ist nicht gesagt. Dies wird sich vielmehr nach andern gesetzlichen Bestimmungen richten.

Der Richter kann über die Statthaftigkeit des Arrestes affirmativ, und über die Fortdauer desselben dennoch negativ erkennen, indem er nämlich etwa — wie im obigen Aussage ganz richtig ausgesprochen ist — den an sich statthaften Arrest nach §. 695 gegen Sicherheitsleistung aufhebt. Umgekehrt wird er zwar nicht über die Statthaftigkeit des Arrestes negativ und über die Fortdauer daneben dennoch affirmativ erkennen können; allein hieran hindert ihn nicht die Vorschrift des §. 694, sondern es hindert ihn daran die Natur der Sache und etwa der §. 688, nachdem ein unstatthafter Arrest nicht euerklärt, folglich, wenn die Unstatthaftigkeit später erkannt wird, auch nicht mehr deklät werden darf.

Darnach wird, was die zweite Zusammenstellung der „Unstatthaftigkeit und Wiederaufhebung“, — betrifft, bei erkannter Unstatthaftigkeit immer auch die Wiederaufhebung des Arrestes erfolgen müssen; aber es ist nicht nötig, daß, wenn die Unstatthaftigkeit nicht erkannt wird, gerade auch die Wiederaufhebung des Arrestes unterbleiben müsse, indem diese, wenn gleich der Arrest nicht unstatthaft ist, gegen Sicherheitsleistung dennoch verfügt werden kann. D.R.

X auf Bezahlung einer Schuld, welche derselbe zwar eingekandt, zu deren Zahlung er aber keine Mittel besaß. Die Klägerin erwirkte nun einen Beschlag auf die Besoldung des X nach §. 1023, 1016 der Prozeßordnung, ehe aber die vier Wochen des §. 1016 Nr. 3 verstrichen waren übergab der Beklagte dem Gericht eine Erklärung dahin daß er noch mehr Schulden als die der Klägerin, aber keine Zahlungsmittel als den Abzug an seiner Besoldung besaß, seine andern Gläubiger hätten ebenfalls ein Recht auf den Besoldungsabzug, und um ihn vor dem Ausbruch einer Gant zu retten, bitte er, seine Gläubiger, wie er sie anmit benenne, vorzuladen und ein Arrangement mit ihnen zu versuchen. Die Vorladung geschah, die Mehrzahl der benannten Gläubiger kam, und die erschienenen Gläubiger wurden nun unter Widerspruch der Frau Prinzessin von Nassau durch Urtheil pro rata ihrer Forderungen mit in den Besoldungsabzug eingewiesen, wobei sich denn auch die Frau Prinzessin von Nassau beruhigte. Da aber nicht sämtliche vom X benannte Gläubiger erschienen waren, so erließ das Gericht eine Aufforderung an dieselben, um sich darüber auszusprechen, ob sie gleichfalls dem Arrangement mittelst Eintritt in den Besoldungsabzug des X sich anschließen wollten. Dagegen nun erhob die Frau Prinzessin von Nassau eine Beschwerde, stütze dieselbe auf Verzögerung und Verweigerung der Verhandlung und Entscheidung, auf Verletzung der Vorschriften des Vollstreckungsverfahrens, und bat, ihr noch eine Klage auf Zulassung der Verzögerung gegen das Gericht vorzubehalten. Allein es wurde erkannt:

In Anbetracht der Beschwerdeführung vom 24. Juli, und des Urtheils des Stadtraths Karlsruhe vom 18. August, nach Anhören der mündlichen Rechtsausführung des Anwalts der Beschwerdeführerin, und:

In Erwägung des Grundes der Beschwerde wegen Verzögerung oder Verweigerung der Verhandlung und Entscheidung, daß eine solche hier nicht vorliegt, indem das Stadtrath Karlsruhe nirgends die Verhandlung verzögert oder die Verhandlung verweigert, sondern nur den besondern Rechtsansprüchen der Beschwerdeführerin aus dem Grund nicht entsprach, weil sie in Rechten nicht für begründet hielt, wodurch die Beschwerdeführerin ein Recht auf das alsbaldige oder einjährige Rechtsmittel der Appellation, nicht aber auf das Rechtsmittel der Beschwerde nach §. 1244 Nr. 1, 2 der Prozeßordnung erhalten konnte, indem dieser nur von dem Fall ausgeht, wo der Richter ganz unthätig bleibt, und die Entscheidung selbst verweigert.

In Erwägung, daß aus den nämlichen Gründen auch keine Zulassung der Verzögerung von Seiten des Stadtraths Karlsruhe vorhanden, also der ohnedies ungeeigneten Bitte um Vorbehalt der Klage auf Zulassung der Verzögerung nicht Statt zu geben ist,

indem diese mit oder ohne Vorbehalt der Beschwerdeführerin sucht.

In Erwägung des Grundes der Beschwerde wegen Verletzung der Vorschriften des Vollstreckungsverfahrens, welche darin liegen soll, daß das Stadtmagistrat Karlsruhe anstatt der Beschwerdeführerin den angeordneten Besoldungsabzug des Schuldners an Zahlungsstatt zuzuwenden, andere Gläubiger desselben zur Annahme ihrer Forderungen und Theilnahme am Besoldungsabzug aufgerufen habe, daß, wenn auch der §. 963 der Prozeßordnung eine Beschwerdeführung wegen Verletzung gesetzlicher Vorschriften des Vollstreckungsverfahrens zuläße, diese Beschwerde sich nur auf die Verletzung proceßualistischer Vorschriften beschränkt, wie dieses insbesondere der §. 959 Nr. 1 darthut, hier jedoch keine proceßualistische Vorschrift der Art der Vollstreckung verletzt ist, sondern nur aus inneren Rechtsgründen vom Stadtmagistrat Karlsruhe noch andere Gläubiger des Schuldners als das Ergebnis des richtig angeordneten Vollstreckungsverfahrens hinsichtlich des Besoldungsabzugs zugelassen wurden, und daraus für die Beschwerdeführerin ein Grund zur Ablehnung oder nach §. 1169 zu einer einstigen Appellation gegen die Zulassung anderer Gläubiger an den Besoldungsabzug, nicht aber eine Beschwerdeführung sich ableitet.

In Erwägung, daß zwar das Stadtmagistrat Karlsruhe den 7. Mai zu Gunsten der Beschwerdeführerin den Besoldungsabzug angeordnet, jedoch ihn der Beschwerdeführerin noch nicht zur Zahlung zugewiesen hat, sie demnach zufolge des §. 1073, 1074 noch kein alleiniges Recht auf den Besoldungsabzug erhielt, vielmehr das Stadtmagistrat Karlsruhe auf die Benennung anderer Gläubiger des X in seiner Eingabe vom 30. Mai diese Gläubiger vorst, und unter dem 5. Juli durch Urtheil zu Recht erkannte, daß die erschienenen Gläubiger neben der Beschwerdeführerin auf den Besoldungsabzug zugelassen seien, wobei sich die Beschwerdeführerin betrugte, und demnach von dem zu ihren Gunsten und auf ihr Betreiben erkannten Besoldungsabzug als alleiniges Ergebnis ihrer Vollstreckungsbitte abstand.

In Erwägung endlich, daß der Schuldner in der nämlichen Eingabe vom 30. Mai, worin er die schon durch Urtheil vom 5. Juli zugelassenen, so wie die jetzt noch durch das Decret vom 20. Juli d. J. zur Erklärung aufgeforderten Gläubiger benannte, seine Zahlungsunfähigkeit erklärte, und gerade zur Abwendung einer Sanktion um Beirufung aller Gläubiger auf den Besoldungsabzug anstand, das Stadtmagistrat Karlsruhe somach zufolge des §. 847 der Prozeßordnung allerdings vor Eröffnung der Sanktion durch Einsetzung aller Gläubiger einen Vergleich erzielen durfte, dann aber mit dem Vollstreckungsverfahren zu Gunsten einzelner Gläubiger, insoweit sie, wie die Beschwerdeführerin, nach

§. 838, 1073, 1074 der Prozeßordnung noch kein beendigt alleiniges Recht auf dessen Ergebnis erhalten haben, einhalten mußte, so wird aus diesen Gründen zu Recht erkannt, „daß die erhobene Beschwerde zu verwerfen, die Beschwerdeführerin in die dadurch veranlaßten Kosten zu verfallen, und der Bitte um Vorbehalt einer Klage auf Justizverögerung nicht Statt zu geben sei.“

Sander.

III.

Justizministerium.

Karlsruhe den 24. November 1837.

Nr. 4,515. An das Großherzogliche Obergericht.

Man hält für angemessen, daß die beiden Ranzler des Obergerichts rüchlichlich der bürgerlichen Streitigkeiten in ähnlicher Weise thätig seien, wie ihnen rüchlichlich der Straf- und Entscheidungsfachen, mittelst der hierbei Statt findenden Instruirtion vom 1. April 1837 gemacht ist.

Es wird daher Nachfolgendes bestimmt:

1) Sowohl der Ranzler als der Vicekanzler, jeder für den ihm zugetheilten Senat, hat auf die Verathung der zur mündlichen Schlußverhandlung reif gewordenen bürgerlichen Streitigkeiten durch Einsicht der Akten sich besonders vorbereiten, auch seiner Zeit, nachdem der Respicient in Folge des §. 1121 der Prozeßordnung über die Beschlüsse, oder Urtheilsfassung Vorschläge gemacht hat, durch Hervorhebung und Beleuchtung aller für die Entscheidung wichtigen Momente auf den Gang der Verathung leitend einzuwirken.

2) Behufs jener Vorbereitung sind die Akten, sobald der Respicient dieselben durchgegangen hat, dem Ranzler oder Vicekanzler jeweils zuzustellen, ehe sie nach der Verordnung vom 13. September v. J. Nr. 4346 zur Einsicht der übrigen Senatmitglieder aufgelegt werden.

3) Die unter Nr. 1 bezeichnete Verriichtung liegt den Ranzlern gleichmäßig ob, sei es, daß in dem betreffenden Senate der Oberhofrichter, oder einer von ihnen selbst den Vorsth führt; sie können dagegen in bürgerlichen Streitigkeiten nicht Respicienten seyn.

4) Im Falle der Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung des Ranzlers oder Vicekanzlers überträgt der Oberhofrichter die gedachte Verriichtung, wenn er sie nicht selbst besorgt, einem Oberhofgerichtsath.

Zoffy.

vdL. Camery.

Hauptredacteur: Vicekanzler Bött in Mannheim.

Drucker und Verleger: C. F. H. Grob.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 5.

Karlsruhe den 3. Februar. 1838.

I.

Wie sollen Collegialurtheile zu Stande kommen?

Der Umstand, daß in Collegialgerichten die Urtheile nicht aus einem einzigen Verstand, sondern aus mehreren Individuen geschöpft werden, welche leicht verschiedene Voraussetzungen eines Urtheils auf verschiedene, in ihrem Endresultate bald übereinkommende, bald sich widersprechende Weise entscheiden können; hat von jeher in einzelnen Fällen eigene Schwierigkeiten für die Festsetzung des wahrhaften Auspruchs der Majorität dargeboten.

Seltener traten jedoch diese Schwierigkeiten zum Vorschein, so lange die Richter nur verpflichtet waren, das Resultat des Urtheilsgeschäfts in dem sogenannten Urtheile der Interessenten bekannt zu machen. Man gewöhnte sich leicht, die Voraussetzungen, durch welche die einzelnen votanten in ihrer Endabstimmung geleitet wurden, für unwesentlich und eine Verschiedenheit in diesen Voraussetzungen für unerheblich zu achten. Wenn nur im Resultat, nämlich in den Folgerungen aus den verschiedenen Prämissen, eine Uebereinstimmung der Mehrheit Statt hatte, so nahm man keinen Anstand, darin den das konkrete Recht bestimmenden richterlichen Willen zu erkennen.

Durch die Anordnung, daß die Gerichte mit den Urtheilen zugleich die Voraussetzungen, auf die sie gebaut sind, bekannt machen sollen, haben sich jedoch bald unabweisbare Bedenken gegen die alte Methode der Aburtheilung dargeboten.

In Criminal- und Civilsachen kamen häufig Entscheidungen vor, wo der Wille der Majorität eines Collegiums im Endresultat des Urtheilsgeschäfts ein ganz anderer war, als jener der Majorität in Beurtheilung der Prämissen der Entscheidung: z. B. bei einem Urkundenbeweise hält eine Majorität die Urkunde für formell beweisend, und eine aus andern votanten bestehende Majorität hält sie auch für materiell entscheidend, allein jeder dieser Entscheidungen in den gedachten beiden Voraussetzungen des eigentlichen Urtheils steht eine so starke Minorität entgegen, daß

diese beiden Minoritäten in Hinsicht der Hauptentscheidung, nämlich der Beantwortung der Frage, ob der Beweis geführt sei, eine Majorität für die Negation bilden.

Eben so beim Zeugenbeweis können von 9 votanten nur 3 die Frage der Zulässigkeit verneinend beantworten, wenn dann bei der Abstimmung über die materielle Beweisraft wieder eine Minorität von 3, welche aus andern Personen als die vorige Minorität besteht, sich für die Unvertheilbarkeit des Beweismittels ausspricht, so bilden diese beiden Minoritäten für die Hauptentscheidung, daß der Beweis nicht geführt sei, eine Majorität von 6. Derselbe Urtheilsstand kann bei Criminalsachen besonders auch da vorkommen, wo reinen Inzichtenbeweis vorliegt.

Hier kann eine Minorität von 3 gegen 6 votanten Verurtheilung auf reinen Inzichtenbeweis für unzulässig halten, und eine andere Minorität von 3 hielt ihn zwar für zulässig, aber nicht für hinlänglich. — Für das Resultat der Klagefreierklärung besteht also eine Majorität von 6 gegen 3, während jede der beiden Voraussetzungen dieses Resultats durch gleich starke Majoritäten auf entgegengesetzte Weise beantwortet wurde, und darnach das Schuldig auszusprechen wäre.

Hier zeigt sich nun ein scheinbar nicht zu lösender Widerspruch: Hält man sich nach der bisher am häufigsten betrachteten Weise bloß an das Resultat des Urtheilsgeschäfts, so fehlt es der den Beweis für nicht geführt erklärenden Majorität an Gründen für ihre Entscheidung, hält man sich aber nur an die Prämissen des Urtheils, so fehlt es an einer wahrhaften Majorität für das Endresultat. Man ist in dieser Verlegenheit überhaupt, besonders aber in Criminalsachen um so mehr geneigt, sich der ersteren nur das Resultat der Aburtheilung ins Auge fassenden Ansicht hinzugeben, da man vor Einführung der Entscheidungsgründe sich an diese Anschauungsweise gewöhnte, und da dieses Verfahren immer das dem prinzipiell Angeklagten günstigere ist; und über den Anstand hinsichtlich des Mangels der Gründe muß man dann natürlich dadurch hinwegkommen suchen, daß man die Hauptentscheidung

als feststehend betrachtet, und nur über die derselben zum Grund zu legenden Motive in eine neue Beratung und Abstimmung eingeht; was dann freilich in den meisten Fällen zu einem der Wahrheit widersprechenden Resultat führt, immer aber kein aus Gründen geschöpftes Urtheil, sondern eine Verleumdung der von der Vernunft gebornen Ordnung ist, indem hier der Verstand etwas ohne Gründe als richtig gelten läßt, und sich dann hinterher für sein zu früh gebildetes Urtheil Gründe aussucht, welche zwar seinem Urtheil nicht zu Grunde liegen, mit welchen er es aber doch rechtfertigen zu können glaubt.

Da nun von beiden Wegen, welche nothwendig immer dem dieckst entgegengesetzten Richterspruch herbeiführen, nur einer der richtige sein kann, so ist es für die Rechtspflege von der höchsten Wichtigkeit, hier alles Schwanken und Irren durch feste Begründung der Wahrheit zu beseitigen.

Es ist hierzu vor Allem nothwendig, sich den Begriff des richterlichen Urtheils, so wie sich solcher bis jetzt entwickelt hat, klar zu machen.

Es bedarf des Endes keiner Erinnerung, daß der Richterspruch in seiner ersten Form schlechthin als der Wille eines obersten Machthabers erscheint, und daß er erst in seiner weiteren Entwicklung die Gestalt eines Vernunfturtheils, einer Entscheidung aus Gründen, annimmt.

So lang aber in einer Gesetzgebung noch keine Vorschriften erscheinen, welche für die vernünftige Begründung eines Richterspruchs eine gewisse Gewährung geben, so lange kann begreiflich der Anspruch eben so wohl nur das Produkt der blinden Willkür, als das der vernünftigen Ueberzeugung seyn; ein Vorwurf, welcher die Urtheile rechtsgelehrter Richter ohne Entscheidungsgründe eben so wohl als die Aussprüche der Geschworenen trifft.

Der Begriff des Rechts verlangt schlechthin, daß die Rechtsentscheidungen nicht von der Willkür, sondern von der Vernunft gegeben werden, es ist also eine unabwendbare Forderung des Rechts, daß Einrichtungen bestehen, welche eine Würdigung gewähren, daß die Entscheidungen der Richter nicht auf grundlose Willkür, sondern auf vernünftigen Gründen beruhen.

Eine solche Einrichtung ist die Vorschrift der Entscheidungsgründe, ihr Zweck ist kein anderer, als jene Gewährung zu geben; so wie daher eine Gesetzgebung die Richterkollegien zu Entscheidungsgründen anweist, hat sie ihnen damit nothwendig auch die Verpflichtung auferlegt, die Rechtsfälle nicht bloß in ihren Endresultaten, sondern zugleich auch in den diesen zum Grund liegenden Voraussetzungen durch Stimmenmehrheit zu entscheiden. Mit andern Worten, es ist damit der Wille des Gesetzgebers ausgesprochen, daß die Richtersprüche der Collegien eben

so wohl wie die der Einzelerichter Vernunfturtheile, d. h. Folgerungen aus Gründen seyn sollen.

Da es sich nun hier um Rechturtheile handelt, so müssen die Gründe, aus welchen das Urtheil zu schöpfen ist, rechtliche seyn; wahre geltende Rechtsgründe sind aber für den Richter nur die, welche er nach vorgängiger Prüfung anerkennt, d. h. ein Rechtsfact oder eine Thatsache darf vom Richter seinem Urtheil nur zu Grund gelegt werden, wenn er denselben zuvor aus gesetzlichen Gründen als wahr anerkannt hat; diese Verpflichtung ist für den Collegialrichter ganz wie für den Einzelerichter vorhanden, der Unterschied ist nur, daß der letzte bei dem ganzen aus unbestimmt vielen Vernunfturtheilen zusammengesetzten Geschäfte des Rechtssprechens immer sein individuelles Urtheil über Rechts- und Thatsachen selbstständig ausspricht und festhält, ohne dabei durch einen fremden Anspruch gebunden zu seyn; während in einem Collegialgerichte nur das Gesamtcollegium die nämliche Selbstständigkeit im Geschäft des Urtheilens hat, indem bei der von unten nach oben fortschreitenden Erbauung der Urtheilsgrundlagen die einzelnen Botanten Schritt vor Schritt durch die Aussprüche des Collegiums gebunden werden.

D. h. so wie eine für die Hauptentscheidung präjudicielle That der Rechtsfrage durch die Majorität entschieden ist, so muß jeder Botant sofort diese Entscheidung als ihn bindend anerkennen; denn durch diese Entscheidung der Majorität ist nun der ausgesprochene Satz, um den es sich handelt, so sehr solcher auch immer der Ueberzeugung des Einzelnen widerspreche, zur Ueberzeugung des Richters in seiner Gesamtheit, und damit zu einem für die Motivierung eines Richterspruchs allein geeigneten rechtlichen Gründe gegeben.

Da wo die Richter nicht verpflichtet sind, ihre Urtheile mit Entscheidungsgründen zu versehen, mag sich leicht die Ansicht bilden, daß man nur das Resultat des Urtheils, nämlich den Ausspruch, daß eine Civilpartei zu etwas Bestimmtem verpflichtet oder nicht verpflichtet, daß ein peinlich Angeklagter schuldig oder unschuldig sei, für wesentlich, die Gründe dieses Ausspruchs aber für unwesentlich hält, da aber, wo die Befundung von Entscheidungsgründen vorgeschrieben ist, kann dieser Irrthum nicht bestehen, sondern die Ueberzeugung macht sich unfehlbar geltend, daß das vernünftige Urtheil über ein Rechtsverhältnis nicht bloß in dem Endresultate des Urtheilungsgeschäftes, sondern eben so wesentlich auch in den Voraussetzungen dieses Resultats besteht, daß das Endresultat alle Prämissen in sich einschließt, und daß, Entscheidungsgründe für ein Urtheil angeben, in der That nichts Anderes heißt, als, das Urtheil in seine wesentlichen

Bestandtheile zerlegen, oder nachweisen, wie aus verschiedenen durch die Anerkennung des Richters (bei Collegien also der Majorität) zum formellen Recht erhobenen Voraussetzungen, welche für sich eben so viele Berufsurtheile bilden, die Entscheidung des in concreto vorliegenden Rechtsverhältnisses vernunftgemäß hervorgeht.

Ist nun aber dieses richtig, so ist es auch einleuchtend, daß bei Theilnahme einer Rechtsfache das Collegialgericht ganz denselben Gang zu verfolgen hat, wie der Einzelrichter; es muß vorerst die letzten Gründe seines Urtheils, also die allgemeinsten Rechtsätze, welche darauf mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß haben, festsetzen, und im Fortschreiten zu den der Entscheidung näher liegenden, weniger allgemeinen Grundlagen darf dann der einzelne votant das zuvor durch Abstimmung zum ausgemachten Recht erhobene Allgemeinrecht nicht wieder aufgeben, und ein anderes nur von ihm inebsondere anerkanntes Allgemeinrecht dafür substituiren. Dies ist so wenig statthaft, als es denkbar ist, daß der Einzelrichter eine Prämisse seines Urtheils zugleich anerkenne und auch nicht anerkenne; denn durch eine unabweisbare Nothwendigkeit ist für die Urtheilsfunktionen von Collegien das Gesetz der Majoritätsentscheidung gegeben, dieses würde aber vernichtet seyn, wenn den einzelnen votanten gestattet wäre, im Gang einer gut geleiteten Deliberation und Abstimmung bei Entscheidung sekundärer Fragen Sätze geltend zu machen, welche vorher schon die Majorität verworfen hat, und welche deshalb dem für diese konkrete Entscheidung allein vom Gericht anerkannten, also auch allein geltenden formellen Recht widersprechen.

Vergeßlich würde sich hiergegen der einzelne votant auf sein Recht der freien Rechtsüberzeugung berufen, denn dieses Recht ist kein unbeschränktes, sondern dem Grundsatz der Majoritätsentscheidung untergeordnet.

Der einzelne votant kann natürlich nicht gezwungen werden, seine Rechtsüberzeugung zu ändern, aber durch den gedachten Grundsatz ist er verhindert, sie gegen den Willen der Majorität bei der einzelnen Entscheidung geltend zu machen.

Auch Hester in seinem interessanten Aufsatz über die juristische Intelligenz (civil. Arch. 13, S. 92) steht es für unabweislich an, daß da, wo die Entscheidung von mehreren Vorfragen abhängt, getrennte Abstimmungen über diese Fragen Statt haben müssen, wenn gleich das dadurch herbeigeführte Endresultat in der Entscheidung ein ganz anderes seyn würde, falls jeder votant für sich allein den Prozeß des Urtheilens von der obersten Vorfrage bis zu der letzten Konklusion herab durchlaufen dürfte. Er sagt darüber folgendes:

„Nicht ohne Schein behauptet Mancher, jede Sache

„müsse aus dem Ganzen, oder im Ganzen entschieden werden. Jeder Richter habe hauptsächlich das Ende zu bestimmen, was ins Künftige den Parteien Rechtens seyn solle, und dafür müsse er sich aus dem ganzen vorliegenden Material ein Urtheil bilden; nur das, was er, Alles zusammen genommen, für wahr und recht erkenne, dürfe sein Endurtheil motiviren. Es könne ihm für seine Combinationen der einzelnen Glieder durch den Willen Anderer kein Gesetz rücksichtlich eines Glieds aufgedrungen werden, welches er selbst schließlich für vernünftig halte. „So mögen auch wohl die Asten die Sache betrachtet haben, wenigstens findet man bei ihnen keine Spur von einer Theilung der Abstimmung über Vorfragen, und da man in der Regel keine eigentlichen Entscheidungsgründe gab, so führte auch keine äußere Nothwendigkeit dazu. Schärfer aber mußte die Sache genommen und auf die Spitze gleichsam gestellt werden, insofern sich die ohne Zweifel richtige Ansicht geltend gemacht hat, daß nur solche Urtheile als rechtmäßig anzuerkennen seien, welche durch überzeugende, mindestens eine vernünftige Erwägung des Richteramts beaurkundete Gründe unterstützt seien. Auch die Collegien können von dieser Anforderung nicht freigesprochen werden. Sie sollen als moralische Einheit ein jedes handeln, sie sollen eigentliche Organe der juristischen Intelligenz seyn, und wenn nur aus bestimmten Gründen zu entscheiden ist, so müssen sie sich auf jenen einen Weg wenigstens, nämlich durch vereinzelte Abstimmung, eine Kette oder Brücke von Gründen zum Endresultat bilden, wie der Einzelrichter sie aus sich selbst nimmt. Freilich bleibt es ein großer Widerspruch, wenn intelligente Wesen durch das Reinformelle ihres Zusammenstehens genöthigt werden, einer Partei suchenden Partei etwas zuzufügen, was sie sämmtlich nach ihren individuellen Überzeugungen für Unrecht erkennen. Allein es bleibt doch immer unlegbar, daß nicht die Einzelnen im Collegium zu richten haben, sondern das vielföpfige Ganze, zu welchem sich die Einzelnen verhalten wie bloße Organe, in welchem daher ihre Persönlichkeit völlig ausgeht. — Man kann auch sagen: so viele Vorfragen, als sich in einem Prozesse zur Entscheidung darbieten, so viele einzelne Rechtetheile giebt es, deren jeder einzeln verörtert und abgethan werden muß; — das Endresultat knüpft sich daran von selbst.“ —

So ist es; wenn dem Begriffe nach jedes Urtheil nur ein Resultat von Gründen seyn kann, so ist auch das richterliche Urtheil ein solches Resultat, eine nothwendige Folge aus zuvor fest bestimmten Voraussetzungen, wenn also der Urtheilende keine physische, sondern eine aus mehreren Individuen zusammengesetzte Person seyn soll, so heißt das gar nichts Anderes, als die Prämissen, aus

welchen das Urtheilseresultat von selbst folgt, sollen nicht von den im Collegium stehenden einzelnen Botanten in getrennter Verstandeshätigkeit, sondern von der vereinten Urtheilskraft des Collegiums, also bei Meinungsverschiedenheit durch Stimmenmehrheit, entschieden werden.

Mit dem von Hesser beklagten Uebelstande aber, welcher in der widerstehenden Ueberzeugung der einzelnen Botanten liegt, wird man sich leichter besreunen, wenn man nicht überseht, daß dieses ein gemeinsamer Mangel alles formellen Rechts ist, und man wird sich dann auch nicht veranlaßt sehen, mit Hesser aus diesem Grunde dem Institut der Einzelrichter den Vorzug zu geben. Kommt nicht auch der Einzelrichter oft in den Fall, wegen der Schranken, welche formelle oder materielle Gesezbestimmungen ihm setzen, Richterprüche geben zu müssen, welche er für materielles Unrecht hält? — Der Grundsatß der Collegialität und Majorität ist auch nichts anderes, als eine solche, das urtheilende Individuum beschränkende Gesezbestimmung, und wenn nicht zu leugnen ist, daß dadurch so gut wie durch andere allgemeine Vorschriften zuweilen materielles Unrecht erzeugt wird, so ist doch aus hier nicht auszuführenden Gründen gewiß, daß sie weiter in den meisten Fällen die collegialische Berathung dem materiellen Rechte förderlich ist.

Trefurt.

Anmerkung der Redaktion. — Naturgemäßer ist es allerdings, daß man auf die Gründe das Urtheil baue, statt daß man umgekehrt zuerst das Urtheil gebe, und alsdann zu dessen Rechtfertigung erst die Gründe aufsuche.

Man könnte mit Recht das letztere Verfahren bei dem Einzelnen, der das Urtheil gäbe, als eine blinde Willkür bezeichnen, und auch gegen ein Richtercollegium wäre dieser Vorwurf gegründet, wenn die einzelnen Mitglieder, statt nach Erwägung der Gründe das Urtheil zu geben, dieses fällen und alsdann zur Rechtfertigung desselben sich die Gründe erst aufsuchen wollten.

Dieser Vorwurf findet aber keine Anwendung, wenn die einzelnen Mitglieder bei Fällung ihres Urtheils vernunftgemäß verfahren, wenn jeder derselben seine Abstimmung über den Streitgegenstand auf die Gründe baut, die er für richtig hält.

Daß die einzelnen Mitglieder auch bei Erwägung der Voraussetzungen, aus welchen ein jeder sein Urtheil über den Streitgegenstand ableitet, als eine Gesamtheit, als eine durch die Majorität sich ausdrückende Einheit erscheinen müssen, ist weiter nach allgemeinen Grundsätzen, noch nach positiven Bestimmungen nothwendig.

Vom philosophischen Standpunkt aus läßt sich zwar

hierfür Vieles sagen, und was sich dafür sagen läßt, ist in dem obigen Aufsatze sehr geistreich zusammengestellt, jedoch der wichtige Einwand, den sich Hesser selbst macht, von meinem geehrten Freunde etwas zu leicht abgeferigt.

Bei dem vorgeschlagenen Verfahren, wornach die Majorität vorerst über die Gründe entscheidet, und der Einzelne alsdann bei seiner Endabstimmung sich an diese Entscheidung zu halten hat, kann sich nämlich als das Resultat der über die einzelnen Gründe gefaßten Beschlüsse ein Urtheil ergeben, welches nicht nur die Mehrheit für ungeschieht hält, sondern selbst ein solches, welches alle Mitglieder für ungeschieht halten.

Sehen wir den Fall: das Richtercollegium bestreue aus neun Mitgliedern, wovon drei eine Klage deswegen für verwerflich halten, weil sie dieselbe nach dem vorgebrachten Thatfachen, für rechtlich nicht begründet halten, — drei andere deswegen, weil sie die zum Beweise der vorgebrachten Thatfachen vorgebrachten Beweismittel (z. B. die Zeugen) für gesetzlich unzulässig erkennen, — endlich die drei übrigen deswegen, weil sie, obgleich die Beweismittel für zulässig ansehend, das materielle Ergebnis derselben für ungenügend oder mißlungen erachten.

Obgleich nun in diesem Falle alle neun Botanten die Klage für verwerflich halten, so müßte derselben nach dem von meinem geehrten Freunde vorgeschlagenen Verfahren dennoch Statt gegeben werden, wenn die drei ersten, die drei zweiten und die drei letzten in Bezug auf ihren Entscheidungsgrund jeweils isolirt stünden. Die Klage wäre nämlich durch die zweiten und letzten drei, also durch sechs gegen die drei ersten Botanten, als rechtlich begründet, — sodann die Beweismittel durch die ersten und letzten drei, also durch sechs gegen die zweiten drei als gesetzlich zulässig, — und endlich das Ergebnis der Beweismittel durch die ersten und zweiten drei, also wieder durch sechs gegen die letzten drei, auch als materiell genügend oder gelungen erkannt, so daß dann auf diesem künstlichen Wege das Urtheil gegen die Ansicht aller Botanten zu Gunsten des Klägers ausgesprochen werden müßte.

Dieser große Mißstand ist nun aber damit wohl nicht beseitigt, daß man darauf verweist, daß auch der Einzelrichter oft Urtheile geben müsse, die er für materielles Unrecht halte.

Materielles Recht, das nicht gesetzliches Recht ist, kommt beim Richter nicht in Auspruch.

Nun liegt aber zwischen unserm Falle und dem damit verglichenen der Unterschied darin, daß in unserm Falle die Collegialrichter ein Urtheil sprächen, welches jeder von ihnen nach dem Geseze für Unrecht hält, während der

Einzelfrichter nie in den Fall kommen kann, ein Urtheil geben zu müssen, welches er nach den Gesetzen für nicht begründet hielt.

Dies ist es wohl auch, was von einem allgemeinen Standpunkte aus in Bezug auf den Gang des Urtheilsgeschäfts für die Collegialgerichte einerseits und für die Einzelfrichter andererseits eine Verschiedenheit des Verfahrens rechtfertigt.

Der Einzelfrichter wird allerdings vorerst über die einzelnen, für die Entscheidung des Streitgegenstandes selbst maßgebenden, Vorfragen sich entscheiden, und daraus alsdann die Entscheidung über den Streitgegenstand selbst ableiten. Er kann dies thun ohne Nachtheil für das Ergebniß seiner Reflexionen, denn er kann über die einzelnen Vorfragen in sich selbst nicht zweierlei Meinungen haben, er kann also, wenn er aus der Entscheidung der Vorfragen sich die Entscheidung der Streitsache selbst ableitet, nicht zu einem nach seiner Ansicht ungesetlichen Ergebnisse gelangen.

Dagegen kann die Gesamtheit eines Collegiums bei Entscheidung der Vorfragen allerdings in sich selbst getheilte Meinung seyn, so daß dieselbe über die Entscheidung der Streitsache selbst möglicherweise eine andere Ansicht hat, als diejenige ist, welche die wechselnde Majorität bei den verschiedenen Vorfragen hatte.

Sagt man nun, daß in einem solchen Kollisionsfalle, wenn man die in der Ansicht über die Entscheidung der Streitsache selbst zusammenfassende Majorität als maßgebend annehme, die nur nachträglich angenommenen Entscheidungsgründe des Gerichts nicht die wahre Ansicht der Majorität seie, so kann man hierauf erwidern, daß bei der entgegengesetzten Annahme die Entscheidung der Streitsache selbst nicht die wahre Ansicht der Majorität sei.

Man hat daher gewissermaßen unter zwei Uebeln zu wählen, und es fragt sich, welches derselben das geringste sei? —

Es wird dies von der weitem Frage abhängen: was ist die Hauptsache, was das Wesentlichste, dem das Sekundäre im Kollisionsfalle zu weichen hat? —

Mie scheint die Hauptsache ist die Ansicht, wie der Streitgegenstand selbst zu entscheiden sei. Wo hierin die Mehrheit der Botanten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, zusammenstößt, da liegt die Wahrheit für das Urtheil. Wenn dabei in Bezug auf einzelne Gründe die Majoritäten wechseln, so haben sie sich dem, was nun einmal durch das Urtheil in der Hauptsache fest steht, zu fügen, und in diesem Falle kann es sich allerdings ergeben, daß in Bezug auf einzelne Fragen der Entscheidungsgrund, wie er im Namen des Collegiums ausge-

sprochen und dem Urtheil beigelegt werden soll, erst nach gesähtem Urtheile festgestellt werden muß. Deswegen kann man aber noch keineswegs sagen, daß das Urtheil, als nicht aus Gründen hervorgegangen, auf bloßer Willkühr beruhe. Außerlich ist aus dem Urtheil mit den Entscheidungsgründen weder die eine noch die andere Art der Entstehung desselben sichtbar, — und innerlich, oder in der Sache selbst, fällt der Vorwurf deswegen nicht auf die Richter, weil das Urtheil, für das die Mehrheit stimmt, immerhin aus den, wenn gleich verschiedenen, Gründen der im Resultate zusammenfallenden Mehrheit hervorgieng, also der Verschiedenheit der Gründe ohnerachtet dennoch nicht auf Willkühr beruht.

Ueber die Vorfragen, aus deren Verantwortung jeder Einzelne sein Urtheil ableitet, wird gegenüber den Parteien keine Entscheidung gegeben, sondern die Entscheidung beschränkt sich auf den Streitgegenstand, d. i. auf die unter den Parteien bestrittenen Rechte und Verbindlichkeiten. Die Vorschrift, daß das Urtheil mit Entscheidungsgründen verkündet werden soll, vermag die Natur der letztern nicht zu ändern. Das Gesetz (Prozeßordnung §. 335) thut der Entscheidungsgründe, vom Urtheil getrennt, Erwähnung, dieselben sind also jedenfalls nicht ein Theil des Letztern. Sie sind nur die Gründe für die Entscheidung, enthalten aber nicht eine Entscheidung selbst, daher kann man nicht, wie mein Freund es thut, sagen: daß diejenigen, welche der durch die Mehrheit erfolgten Entscheidung einer (für das Urtheil über die Streitsache selbst nur einen Entscheidungsgrund ausmachenden) Vorfrage nicht beitreten, diese Entscheidung nunmehr gleichwohl als formelles Recht annehmen, und darauf ihr Urtheil über den Streitgegenstand selbst bauen müssen. Von einer solchen, formelles Recht begründenden, Entscheidung über jene Vorfragen wissen die Gesetze nichts.

Nur allein über den Streitgegenstand ist eine Entscheidung zu geben, und selbst nie über diesen war ehemals abzustimmen. In sofern nun aber die neue Prozeßordnung auch die Mittheilung von Entscheidungsgründen vorschreibt, ist jetzt im Falle von Meinungsverschiedenheiten zwar auch noch abzustimmen, was als Entscheidungsgrund aufzunehmen, d. h. als solcher zu verurtheilen oder mitzutheilen sei; aber die durch das Zusammentreffen der Mehrheit gegebene Entscheidung über den Streitgegenstand selbst kann, da kein Gesetz dies ausdrückt, dadurch keineswegs bedingt seyn.

Bei der etwaigen Abstimung über die sekundäre Frage: was nunmehr (da bei der Abstimung über die Streitsache selbst jeder Botant seine eigenen Gründe haben mochte) als der Entscheidungsgrund des Collegiums anzugeben sei? — haben nun diejenigen, die bei der Ent-

scheidung der Sache selbst in der Minorität waren, diese Entscheidung als formelles Recht anzuerkennen, sie haben sich auf den durch diese Entscheidung ihnen angewiesenen Boden zu stellen, und sich auszusprechen, was bei der nun gewordenen Lage der Sache als Grund der Entscheidung zu verkünden sei (wie dieses Verfahren namentlich auch der §. 24 der Verordnung vom 21. April 1832 vorschreibt). Ist die Mehrheit, welche das Urtheil gab, in ihren Gründen einig, so kann in Bezug auf die Frage, was als Entscheidungsgrund zu verkünden sei? — kein weiterer Streit vorkommen. Sind die darunter begriffenen Botanten uneinig, es bestehen aber unter ihnen (wie in den im obigen Aufsätze angegebenen Beispielen) nur zweierlei Meinungen, so ist die Sache ebenfalls einfach, die überstimmte Minorität gibt nämlich zwischen diesen zwei Meinungen den Ausschlag, indem die einzelnen Mitglieder derselben erklären, welcher der beiden Meinungen sie nunmehr, da die ihrige verworfen ist, relativ den Vorzug geben.

Sind aber, wie in dem von mir hier oben angeführten Beispiele, unter den für das nämliche Resultat stimmenden Mitgliedern drei oder noch mehr verschiedene Ansichten in Bezug auf die Gründe vorhanden, so bietet sich hier dieselbe Schwierigkeit dar, welche überhaupt auch bei Abstimmungen über das Endurtheil in allen Fällen an Tag kommt, wo mehr als zwei verschiedene Meinungen erscheinen, ohne daß für eine derselben eine absolute Mehrheit zu gewinnen ist.

Wo es sich hiebei nur um größere oder geringere Summen handelt, kommt die analoge Bestimmung des §. 551 der Prozeßordnung zur Anwendung. In andern Fällen wird man, der Natur der Sache nach (wie dies z. B. in den Ständekammern geschieht), vorerst die Reihenordnung, in welcher die einzelnen Anträge oder Fragen zur Abstimmung kommen, festsetzen und dabei immer diejenigen, welche für die andern präjudiziell sind, vorausgehen lassen.

In dem von mir oben angeführten Beispiele ist die Frage, ob die Klage den vorgetragenen Thatfachen nach in Rechten begründet sei? — präjudiziell für die Frage des Beweises dieser Thatfachen, denn, wenn die Thatfachen rechtlich unerheblich sind, so kommt es auf den Beweis derselben gar nicht mehr an. Unter den beiden andern, den Beweis betreffenden, Fragen gebührt jener über die Zulässigkeit der Beweismittel der Vorrang vor jener über das materielle Ergebniß derselben, indem bei gesetzlich unzulässigen Beweismitteln nicht mehr weiter gefragt werden darf, was dieselben ihrem Gehalte nach sonst zu beweisen geeignet wären?

Ist alsdann die erste zur Abstimmung gebrachte Frage verworfen, so haben diejenigen, welche dafür stimmten, nunmehr sich für einen der beiden andern Anträge (dem sie nämlich den relativen Vorzug vor dem andern geben) zu erklären, da Einer der verschiedenen vorgeschlagenen Entscheidungsgründe angenommen werden muß. Hiernach wird sich bei der Abstimmung über den zweiten oder bei jener über den dritten Antrag nothwendig eine absolute Mehrheit ergeben. D. R.

II.

Hofgericht Kaschau.

Rechtsfall über eine gegen die Postkasse erhobene Klage auf Ersatz eines nicht abgegebenen Geldpakets.

In diesem Rechtsfall hatte der Kläger die Klage nur auf den Besitz des Postscheins begründet, und nur in dieser Beziehung ist er mit seiner Klage abgewiesen worden. Es konnte daher auch nicht in der Entscheidung der Sache erwogen werden, in wie weit der Postschein für einen Kläger, der sich als Aufgeber der Sache zur Post darstellt, oder der als Adressat klagt, den Beweis der Legitimation zur Sache und den Beweis der wirklich geschehenen Aufgabe begründet, es konnte ferner nicht erwogen werden, ob bei dem Leugnen der Aufgabe zur Post der Beweis der Nichtaufgabe überhaupt zulässig ist, und wer ihn zu führen hat.

Daß aber die Klage nur auf den Besitz des Postscheins und auf dessen Natur als Zettel au porteur begründet wurde, erklärt sich daraus, daß in der von der Postadministration wegen des Verlustes des Geldpakets veranstalteten Dienstuntersuchung der jetzige Kläger selbst zugegeben hatte, daß er damals gar nicht am Orte war, wo die Aufgabe geschah, und daß sein Sohn, den er als den Aufgeber bezeichnete, erklärt hatte, es wisse sich einer Aufgabe des Pakets gar nicht zu erinnern, und könne sich den unter seinen Papieren vorgefundenen Postschein nicht erklären. Uebrigens war der Postschein als ächt anerkannt, und von einem damit bei der Post vorgefallenen Unterschleif war bei der Ehrenhaftigkeit des Ausstellers gar keine Rede. Irgend eine Eintragung des Pakets in den Postkarten war auch nicht ersichtlich, und so blieb die ganze Sache in der Untersuchung unaufgeklärt. Ob übrigens eine anders angestellte Klage, oder die gegen das diesseitige Urtheil ergriffene Appellation ein anderes Resultat gewährt, soll seiner Zeit mitgetheilt werden.

Die Entscheidungsgründe lauten im Wesentlichen: Die Klage ist darauf gerichtet, daß besagter Postschein dem Kläger für ein zur Post aufgegebenes aber nicht angekommenes Paket von 300 fl. diesen deklarirten Werth

nebst Zinsen ersehe, und wird lediglich allein und ausdrücklich darauf gegründet, daß Kläger den über diese Aufgabe zur Post ausgestellten Schein besitze, daß der gleiche Schein auf den Inhaber das Recht der Reklamation übertragen, und daher Kläger als Inhaber des Scheins die 300 fl. zum Ersatz fordere.

Diese Klage muß aber, so wie sie ausgesprochen ist, als in Rechten nicht begründet, verworfen werden.

Die Uebergabe einer Sache an die Post zur Uebersendung an einen andern Ort ist das Rechtsgeschäft des Receptums, wie solches in dem R. N. S. 1782 seqs. dahin festgesetzt ist, daß demselben die Rechtsätze über die Hinterlegung zur sichern Hand zur nähern Bestimmung vorgeschrieben sind. Da diese Rechtsgeschäfte der Post vom Staat aus dem Grund der Oberherrlichkeit als Regale betrieben werden, so kann man es nicht als eine Handelsunternehmung betrachten, wollte man es aber als eine Unternehmung eines Inhabershandelsgeschäfts nach A. S. 1, Absatz 4 ansehen, so wäre es den Vorschriften über Waarenversendung nach A. S. 98 sfgde. zu unterstellen. In beiderlei Unterstellung ist aber das Rechtsgeschäft ein bestimmtes, von der Postanstalt mit dem Aufgeber abgeschlossenes Geschäft, mit der Verbindlichkeit, das Aufgegebene dem Adressaten zu überliefern, und da der Adressat dabei ausdrücklich benannt werden muß, und auch nur der Aufgeber den Vertrag für sich einkauft, und sich den Postschein ausstellen läßt, um die Auslieferung einer Sache an den benannten Adressaten zu beweisen, so kann nicht behauptet werden, daß der über das Rechtsgeschäft ausgestellte Postschein, als Beweismittel der Aufgabe einer Sache an die Post, ein Zettel au porteur wäre, der alle aus diesem Rechtsgeschäft entspringenden rechtlichen Folgen auf den Besitzer des Scheins als solchen zu Eigentum überträgt. Die Zettel auf Inhaber sind nach A. S. 190 wechselseitige Zahlungszusagen, welche nur eine Verbindlichkeit des Ausstellers zur Zahlung der darin benannten Schuldsumme an den Inhaber enthalten, der Postschein für ein zur Versendung durch die Post aufgegebenes Stück ist aber keine primäre Verbindlichkeit zur Zahlung einer bestimmten Schuldsumme, sondern ist nur die Ausrückungsurkunde, daß ein Stück mit einem bestimmten Werth an einen benannten Adressaten aufgegeben wurde, und folgert bezüglich der Pflicht zur Zahlung einer Geldsumme nichts anderes, als die sekundäre Verbindlichkeit, daß die Post schuldig ist, wenn das aufgegebene Stück nicht ankommt, dessen Werth nach dem Inhalt des Postscheins zu bezahlen. Wer aber diesen Werth zu verlangen hat, das steht nicht im Postschein, und darüber wird er am wenigsten aufgestellt, daß jeder Inhaber des Postscheins einseind die Zahlung verlangen kann. Dieses Forderungsrecht muß anders

woher, und aus der Natur des Rechtsgeschäfts begründet werden.

Betrachtet man nun dasselbe, so findet man alsbald, daß bei allen zur Post aufgegebenen Sachen, Briefen und Paketen der Adressat als Eigenthümer der Sache betrachtet wird, und daß deshalb die Post durch Abgabe des aufgegebenen Briefs oder Pakets alle ihre Pflichten aus der Aufgabe erfüllt; wenn nun der Adressat Jener ist, gegen welchen die Pflichten der Aufgabe einer Sache zu erfüllen sind, so ist er auch Jener, welcher die Erfüllung der Pflichten verlangen kann, und er ist es also, welcher hauptsächlich die Abgabe des aufgegebenen Pakets, oder bei dessen Verlust den Ersatz verlangen kann, weil, wie gesagt, die Post selbst ihn als Eigenthümer des allein unter seinem Namen laufenden Briefs oder Pakets betrachtet. Insofern auch der übrige der Post unbekannte, und von ihr gar nicht zu ersragende Aufgeber aus der Aufgabe Rechte erwirbt, so hat er doch selbst der Post den Adressaten als den benannt, gegen welchen sie ihre Pflichten zu erfüllen hat, und dieser ist es insofern, nach R. N. S. 1239, 1937, der zum Empfang der Zahlung, d. h. der Vertragserfüllung, zur Erhebung der aufgegebenen Sache der Post angewiesen, folgeweise auch zur Forderung des Ersatzes für das verlorene Stück berechtigt ist. Klagt sonach der Adressat wegen Nichtempfang des aufgegebenen Stücks, oder klagt der Aufgeber Namens des Adressaten, so beweist der Postschein die Adresse des Empfängers, also die Legitimation des Klägers, und zugleich wohl auch die Aufgabe des Stücks, und ob dagegen behauptet werden kann, daß das Stück nicht aufgegeben worden sei, ist eine Frage, die nicht hierher gehört. Will aber der Aufgeber klagen, so muß er sich als Aufgeber in eigener Person oder in seinem Namen und somit als die Vertragsperson nennen, welche durch Aufgabe des Stücks an die Post das ganze Rechtsgeschäft eingeleitet hat, und ob er nun die wirkliche Aufgabe zu beweisen hat, obson er den Postschein vorlegen kann, oder ob der Beweis der Nichtaufgabe nach Grundsätzen des Civilrechts oder des Handelsrechts gegen ihn geführt werden muß, ist eine Frage, welche hier nicht zur Erwägung kommt, weil Kläger weder aus dem Recht des Adressaten noch aus seinem eigenen Recht des Aufgebers, sondern nur aus dem Besitz des Postscheins geklagt hat, welcher aber als Beweismittel des Rechtsgeschäfts nie dasselbe in sich selbst thatsächlich und rechtlich begründen kann. Alles dieses trifft mit den beschriebenen, also auch schon zur Zeit des Gegenstandes der Klage bestandenen und den 11. August 1834 Regierungsblatt 1834 Nr. 40 verkündeten Vorschriften der Post zusammen, denn indem dorten der §. 98 von der Reklamation der verlorenen Sachen spricht, wird gerade bei dem Ersatz der be-

schädigten Sachen der Gegenwart des Empfängers, und dessen Recht des Ersatzes erwähnt, und alle Haftbarkeit hört durch die Uebernahme von Seiten des Empfängers auf. Daß aber der Posschein nicht au porteur ausgestellt wird, ergibt der §. 25 ausdrücklich, indem die Zurückgabe eines ausgegebenen Stücks ausdrücklich nicht an die alleinige Vorlage des Posscheins, sondern an die dort beschriebene Ausweisung über die Eigenschaft als Aufgeber gebunden wird, was nicht Statt finden könnte, wenn der Posschein au porteur ausgestellt, und sonach der Besitzer des Posscheins auch der Besitzer, oder vielmehr der Eigentümer des zur Post ausgegebenen Stücks wäre.

Nach allem diesem mußte die allein nur auf die Inhabung des Posscheins begründete Klage, unter Verfallung des Klägers in die Kosten, abgewiesen werden.

Sander.

III.

Ist der Ehemann kraft Gesetzes Pfleger seiner minderjährigen Ehefrau?

Diese Frage ist in Nr. 31, IV. der Annalen von 1837 bejahend beantwortet, und dieselbe Ansicht wird mit Bezug auf den gedachten Auslass auch in dem Vereinsblatt für die Amtsevidorate ausgesprochen.

Zur Widerlegung dieser Ansicht soll hier eine Entscheidung, welche von dem großherzoglichen Justizministerium bestätigt wurde, bekannt gemacht werden.

Ein Bürger von R. heirathete eine minderjährige Frau. Er wollte ihr Vermögen von dem gewissen Vormund in Empfang nehmen, weil er der gesetzliche Pfleger und Vermögensverwalter sei, wurde aber von dem Amt mit seinem Antrag abgewiesen. —

Auf den ergriffenen Recurs erkannte die Kreisregierung: Die Vormundschaft über Margarethe R. hat sich nach R.N. S. 478 mit ihrer Verheirathung erledigt.

Es ist nun (nach R.N. S. 480, in Verbindung mit §. 15 des II. Einführungsgesetzes) durch das Amt, nach Erhebung des Gutachtens der nächsten Verwandten und des Waisengerichts, für dieselbe ein Pfleger zu bestellen, vor welchem der bisherige Vormund die Rechnung ablegt.

Eine solche Pflegschaft kann man dem Ehemann einer minderjährigen Frau übertragen, wenn er sich dazu nach Vermögen, Fähigkeit und Reumund eignet, es kann aber auch jede andere angemessene Person zum Pfleger ernannt werden.

Die Verwaltung des Ehemanns beschränkt sich, wenn er nicht Pfleger wird, auf die in R.N. S. 481 bestimmten Handlungen, während der Pfleger für den Capitalstock des Vermögens und dessen zweckmäßige Verwendung nach R.N. S. 482 verantwortlich ist. —

In dem Bericht an das großherzogliche Justizministerium wurde über diesen Gegenstand weiter bemerkt:

1) In Frankreich sind die Meinungen über die Frage getheilt. Siehe darüber Zacharia Handbuch S. 429, Note 3.

2) In dem Code annoté von Paillet werden für die tutela legitima des Ehemanns die Bestimmungen der R.N. S. 508 und 2208 angeführt. Der erstere Satz erklärt den Mann zum gesetzlichen Vormund der unmündigen Frau, der zweite Satz sagt, daß das Gericht der minderjährigen Frau einen Verstand zur Prozeßführung ernenne, wenn der Mann den Prozeß für sie nicht führen wolle.

Allein

a) der Ausnahmefall des R.N. S. 506 eignet sich nicht zur analogen Anwendung. — Die Entmündigung tritt nur bei der volljährigen Frau ein. — Der Mann ist in der Regel beim Eintritt der Entmündigung bereits Verwalter ihres Vermögens (R.N. S. 1421, 1428, 1531). — Es wäre unbillig, ihm diese Verwaltung, die er mit Willen der Eigentümerin bereits besitzt, zu entziehen. Die Aussicht über die Person besitzt er schon kraft ehelichen Rechts. (R.N. S. 213). —

b) Bei R.N. S. 2208 ist zu erwägen: a) Die Prozeßführung ist häufig bloße Verwaltungshandlung, und steht dann nach R.N. S. 481 der gewaltentlassenen Frau mit Autorisation ihres Ehemanns zu.

Der R.N. S. 2208 redet von einem in Folge ausgefallener Forderung gegen ehewilbige Eigenschaften gerichteten Zugriff, also nicht von den eigentlichen Eigenschaftsklagen, deren R.N. S. 482 gedenkt.

β) Jedenfalls scheint R.N. S. 2208 zwar vorauszusetzen, daß der Mann Pfleger seiner Frau seyn werde, aber er schreibt es nicht vor.

3) Von den deutschen Juristen erklären sich gegen die gesetzliche Curatel des Manns: Zacharia Handbuch S. 429, Baurittel Handbuch IV. Pflegschaft S. 536 — 537.

Es sprechen für ihre Ansicht unter andern folgende Gründe: a) Die gesetzliche Vormundschaft kann nur da angenommen werden, wo ein Gesetz sie ausdrücklich vorschreibt. — Dies ist bei der Pflegschaft über die gewaltentlassene Frau nicht der Fall.

b) Der R.N. S. 480 schreibt vielmehr unbedingt vor, daß dem emancipirten Minderjährigen ein Pfleger durch den Familiengerath ernannt werden soll.

In legislativer Hinsicht scheint es nicht zweckmäßig zu seyn, den Mann zum notwendigen Pfleger zu machen, da es der Ehefrau, wenn sie volljährig wurde, äußerst lästig werden muß, Rechenschaft über die Verwaltung von ihrem Gatten zu erhalten.

In den Fällen, wo sich die Frau auf völlige Vermögensabsonderung (R.N. S. 1538) verheißt hat, also ihren Mann von der Verwaltung ausschließen wollte, würde er als gesetzlicher Pfleger dennoch über das Vermögen zu verfügen haben, und beim Eintritt der Volljährigkeit nicht ohne Störung der ehelichen Verhältnisse aus dem Besitz gesetzt werden können.

Das großherzogliche Justizministerium hat durch Erlass vom 11. Juli 1837, Nr. 2728 den gegen die angegebene Regierungsverfügung ergriffenen Recurs aus den in dem Bericht angeführten Gründen und in Betracht, daß Recurrent früher in Gant gerathen sei, verworfen.

Gleiches Schicksal hatte ein Recurs, welcher gegen eine ähnliche Verfügung desselben Kreiergebietes ergriffen, und durch Justizministerialerlaß vom 11. Juli 1837, Nr. 2729 verworfen wurde.

Zgbb.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 6.

Karlsruhe den 10. Febr. 1838.

I.

Verwandtenmord.

(Zweifelhaftigkeit des Thatbestandes.)

Der Kirchhof zu St. Ilgen ist mit Bäumen und Heben bepflanzt, woran dem Schullehrer daselbst die Ruhestätte zu steht. Während er nun am Nachmittag des 8. März 1838 mit dem Pugen der Bäume beschäftigt war, bemerkte seine mit anwesende Ehefrau, daß der Dachshund in dem Winkel an der Kirchenmauer etwas aus dem Boden hervorgescharrt habe. Das Hündchen kniete seinen Augenblick, sprang alsdann sehr zudringlich an seiner Herrin hinauf, ließ schnell wieder in den Winkel, und wiederholte das Hin- und Herspringen so lange, bis sie ihm endlich folgte. Hier erblickte die Frau einen länglichten Klumpen, in Leinwand gewickelt, neben einer kleinen Grube, aus welcher ihn der Hund herausgezogen hatte. Der hinzugerufene Schullehrer schlug das Tuch sorgfältig zurück, in welchem sich die mit einem Häubchen und Hemdchen bekleidete Leiche eines Kindes befand.

Er schickte hierauf, nach kurzem Bedenken, seine Frau zur Hebamme, die bei ihrem Erscheinen äußerte, das Kind möge der Babette Kähler gehören, welche unlängst in der Heidelberger Anstalt niedergekommen seyn soll.

Auf Anordnung des von dem Funde in Kenntniß gesetzten Bürgermeisters verwahrte die Hebamme den Leichnam bis zur Vornahme der Legalinspektion und Sektion, welche am 9. März Statt fand.

Das Kind, welches nach dem Ermessen der Gerichtsärzte schon wenigstens vier Wochen todt gewesen seyn mochte, war weiblichen Geschlechts und völlig ausgetragen. Weder an dem Kopfe, noch an den übrigen Theilen des Körpers konnten, die eingetretene Fäulniß abgerechnet, Abnormitäten oder Spuren äußerer Gewalt wahrgenommen werden. Ergiebig dagegen war die innere Besichtigung. Einen halben Zoll hinter der großen Fontanelle befand sich auf der Pfeilnath, zwischen der sehnichten Schädelhaube und den Seitenwandbeinen ein Blutextravasat, welches, sowohl an

der inneren Fläche der allgemeinen Bedeckungen als an dem Pericranium stark anhängend, gegen zwei Quentchen geronnenen Blut betrug. Die Schädelknochen waren leicht beweglich, und die Hirnhäute wie der lange Sinus mehr oder weniger mit Blut angefüllt. Zwischen beiden Hemisphären, also an der inneren Fläche derselben und insbesondere an der hinteren Stelle, wo beide auf dem tentorio cerebelli auflagern, entdeckte man ein Extravasat von circa vier Quentchen geronnenen Blut, welches aber nicht so compact, sondern mehr verbreitet war. Die Grundfläche wurde unverletzt befunden. — Die Oeffnung der übrigen Cavitäten bot nichts Auffallendes dar.

Die Kunstverständigen erklärten in ihren Gutachten: daß fragliches Kind in Folge des Blutaustritts auf und in der Schädelhöhle, welcher durch die Einwirkung einer äußern Gewalt entstanden seyn müsse, eines apoplektischen Todes gestorben sei, allein aus dem Esambe konnten sie nicht ermitteln, auf welche Weise die Gewaltseinwirkung Statt gefunden habe.

Die beschuldigte Barbara Kähler, welche schon am 9. März in Mannheim, wo sie vor wie nach ihrer Niederkunft bei einem jüdischen Handelsmann als Magd gebient hatte, zur Haft gebracht und sofort an das Oberamt Heidelberg zur Untersuchung abgeliefert wurde, ist den 5. Juni 1807 zu St. Ilgen geboren, vermögenslos und noch ledig, jedoch seit 1830 Mutter eines unehelichen Kindes, welches ihre zu St. Ilgen verheirathete Stiefschwester Barbara Moser in Kost und Pflege hat. Die gegen sie gepflogene Untersuchung lieferte folgendes Resultat: am 25. Jenner kam die Inquisitin in der academischen Entbindungsanstalt zu Heidelberg mit einem völlig reifen Mädchen nieder, und verließ am 3. Februar Nachmittags gegen zwei Uhr mit ihrem gesunden Kinde diese Anstalt, um sich in ihre Heimath zu begeben.

Nach ihrer Angabe im Verhör vom 11. März starb das Kind unterwegs zwischen Hochbach und Reimen an den innern Sichern in ihren Armen. Sie trug es nach St. Ilgen hinein, und vergub es in einer Ecke des Kirchhofs

neben die Mauer, welche sie überstiegen hatte, weil der Kirchhof geschlossen war. Hierauf besuchte sie ihre Tante Marie Eva Schneider, bei welcher sie schlief. Den anderen Morgen in aller Frühe kehrte sie nach Heidelberg und von dort nach Mannheim zurück. — Das Hembchen und Häubchen, womit der Leichnam bei seiner Entdeckung bekleidet war, wurden von ihr, auf Vorzeigen, ohne Umschweife anerkannt. Mittlerweile war die Anzeige eingelaufen, daß die Inquisitin am 7. Februar wieder im Gebärdhaus zu Heidelberg erschienen, und daß sie einige Tage vorher in einem Bäckerehaus zu Heidelberg über Nacht gewesen sei.

Die hierüber einvernommene Hausfrau und Magd bestätigten auch, daß die Inquisitin eines Abends gegen 10 Uhr bei ihnen eingesprochen und um die Erlaubniß gebeten habe, bei der letzteren schlafen zu dürfen, wobei sie erzählte, daß sie von Mannheim käme und nach St. Ilgen gewollt hätte etc. Sie hatte übrigens kein Kind bei sich und entfernte sich den andern Morgen wieder.

Im Verhöre vom 23. März änderte nun die Inquisitin ihre erste Angabe dahin ab, daß sie am 3. Februar nicht nach St. Ilgen gegangen, sondern mit einer Metourchaise nach Mannheim gefahren sei, um zu sehen, ob sie nicht bei ihrer Dienstherrin als Säugamme unterkommen könne. Sie blieb daselbst über Nacht und ging den andern Vormittag mit dem Kinde, welches viel geschrien und elend ausgesehen haben soll, wieder weiter, angeblich um das Kind nach St. Ilgen zu ihrer Schwester zu bringen. Die Angabe über den Aufenthalt in Mannheim wurde von ihrer Dienstherrin und einigen anderen Personen als wahr bestätigt. Die Inquisitin behauptete aber ferner, daß sie am 4. Februar von Mannheim nach Heidelberg zurückgefahren, zwischen drei und vier Uhr daselbst angekommen, und ohne Verzug mit dem Kinde zu Fuß nach St. Ilgen gegangen sei. Im Uebrigen beharrte sie bei ihrer ersten Angabe mit dem Zusatz, daß sie zwei bis dreimal bei der Schneider übernachtet, und fast die ganze Zeit im Bett zugebracht habe.

Wirklich ist auch durch die beschworenen Aussagen der Marie Eva, ihres Sohnes Franz und seiner Ehefrau Margaretha Schneider von St. Ilgen hergestellt, daß Inquisitin am Freitag den 5. Februar Abends beiläufig um 10 Uhr bei ihnen einsprach, um ein Nachtquartier bat und erzählte, sie habe für ihren Dienstherrn Geschäfte in Heidelberg gehabt, und gedacht, sie wolle nun ihre Verwandten besuchen. Den andern Tag blieb sie, unter dem Vorgeben, daß sie zu müde sei, um aufzustehen und fortzugehen, im Bette ihrer Tante liegen. Erst Abends in der Dämmerung kam sie auf eine Viertelstunde zur Margaretha Schneider in die Wohnstube herunter. Sie sprach jedoch mit Niemandem von einem Kinde und hatte auch kein

solches bei sich. Sonntags den 7. Februar bei Taggebrauch verabschiedete sich die Inquisitin mit dem Bemerken, daß sie nach Heidelberg gehen und von dort mit einem Wagen nach Mannheim reisen wolle.

Daß sie an diesem Tage von St. Ilgen nach Heidelberg gieng, ergibt sich insbesondere aus dem Zeugniß des Judenmädchens Marie Maier, mit welchem die Räuber in der Gegend von Keimen zusammentraf, und des Bürger Ludwig Braun von St. Ilgen, welcher, aus der Stadt zurückkehrend, unweit des Mannheimer Thors, den beiden Mädchen begegnete und ihnen die Zeit bot.

Im Verhöre vom 11. April mußte nun die Inquisitin zur Fr. 55 bekennen, daß sie an eben demselben Tage, als sie mit ihrem Kinde von Mannheim nach Heidelberg zurückgefahren, in dem Bäckerehaus zu Heidelberg übernachtet habe, indem sie zugleich angab, daß sie nach der Beerbigung des Kindes wieder nach Heidelberg zurückgegangen sei.

Als man ihr hiernächst vorhielt, daß sie demnach nicht schon am Donnerstag den 4. Februar — wie früher angegeben — sondern erst am Freitag den 5. Februar im Schneiderschen Hause eine Nachtherberge gesucht habe, erklärte dieselbe: sie sei von Heidelberg, wo sie in dem Bäckerehaus übernachtet, wieder nach St. Ilgen gegangen, um sich bei ihren Verwandten auszurufen, weil sie sich noch zu matt gefühlt habe, ihre Dienste in Mannheim zu versehen. Ich war damals — sagte sie — so schwach, daß mir das Gedächtniß aus jener Zeit fast ganz verschwunden ist. Ich blieb fast die ganze Zeit, so lange ich zu St. Ilgen war, im Bette liegen.

Zugleich bestätigte die Inquisitin, daß sie am Sonntags den 7. Februar in Begleitung der Marie Maier sich nach Heidelberg begeben, und daß sie dort die Hebammen der Entbindungsanstalt besucht habe.

Nach der ethischen Versicherung der Oberhebamme erzählte ihr die Inquisitin: das Kind sei bei ihrer Schwester zu St. Ilgen gestorben, und mit Vorwissen des Pfarrers durch den Schullehrer beerdigt worden etc. Wenn Jemand darnach frage, so solle sie nicht sagen, daß sie (die Räuber) in der Anstalt niedergekommen sei, indem bis jetzt Niemand etwas davon wisse. — Die Inquisitin gab dies — die auf den Pfarrer und Schullehrer bezügliche Aeußerung allein ausgenommen — mit dem Anfügen zu, sie hätte nicht haben wollen, daß Jemand in St. Ilgen ihre Niederkunft erfahre, weil sie gefürchtet, daß die heimliche Beerbigung herauskommen würde.

Der andern Hebamme soll sie gesagt haben: das Kind sei wohl und weine auch nicht mehr; es befände sich bei ihrer Schwester zu St. Ilgen. — Diese Angabe ward jedoch von der Räuber selbst in der Confrontation widersprochen.

Im Uebrigen stellte sie jede thätliche Mißhandlung des Kindes beharrlich in Abrede, und versicherte wiederholt, daß sie sich, so lang es gelebt, nicht von ihm getrennt habe.

Bei Durchgehung der an das großherzogliche Hofgericht zur Aburtheilung eingesendeten Akten fand der aufgestellte Verteidiger die Angabe der Inquistin, daß sie mit der Leiche ihres Kindes zur Nachtzeit die Kirchhofmauer überstieg habe, höchst unwahrscheinlich, und nahm davon Anlaß, sich hierüber mit ihr zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie ihm nun, daß nicht sie selbst, sondern ihre Stiefschwester Moser das Kind auf den Kirchhof getragen und daselbst verscharrt habe.

Diese Revelation zog weitere Erörterungen nach sich, in deren Folge die Inquistin zum einigen Umschweifen gelang, daß sich die Sache wirklich so verhalte, wie sie der Verteidiger vorgetragen. Sie habe nämlich das todtte Kind ihrer Stiefschwester an dem schon erwähnten Abend ins Haus gebracht, und sie ersucht, dasselbe auf den Kirchhof zu begraben.

Nach einem harten Kampfe zwischen der Furcht vor der Strafe des Meineids und der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, gab auch die Moser diese Thatfache, welche sie bei ihrer früheren Einvernahme, des abgelegten Eides ungeachtet, verschwiegen hatte, als richtig zu, mit der feierlichen Betrünnung jedoch, daß sie nur, den inständigen Bitten ihrer Schwester nachgebend, das Kind, welches, nach Angabe derselben, schon einen Tag todt gewesen seyn soll, den andern Morgen vor Tagesanbruch auf dem Kirchhof an jener Stelle verscharrt habe, wo es durch den Hund des Schullehrers aus Tageslicht gezogen worden sei. Das ihr vorgezeigte Hemdchen und Händchen erkannte sie für die nämlichen Kleidungsstücke, womit sie das Kind erhalten und begraben habe.

Zwar konnte die Moser den Tag, an dessen Abend ihr das todtte Kind überbracht worden, nicht bestimmt angeben; sie erinnerte sich aber genau, daß die Räuber sich alsbald unter der Verhüllung entfernte, sie wolle bei der Schneider eine Unterkunft suchen. Den andern Mittag begab sich sodann die Moser in die Schneiderische Behausung, wo sie die Inculpatin im Bette ihrer Tante liegend antraf, und derselben erzählte, daß und wo sie das Kind begraben habe. Die Angeschuldigte nahm nun die Sache auf sich, und versprach ihrer Schwester, sie gewiß nicht zu verrathen.

Im Verhör vom 6. September 1836 erzählt Inquistin, daß sich die Moser lange geküßelt habe, das Kind zu übernehmen, und setzt hinzu: „Auf meine fortgesetzten Bitten befiel sie aber doch das Kind, und ich ging unverweilt in das Schneiderische Haus, wo ich dann wirklich, ohne von dem Kinde etwas zu erzählen, die Nacht bei Eva

Maria Schneider zubrachte. Den andern Tag um die Mittagszeit kam meine Stiefschwester Moser in das Schneiderische Haus und trat vor mein Bett hin. Ich war damals gerade allein in der Kammer. Dort erzählte sie mir, sie hätte mein Kind mit Anbruch des Tages auf den Kirchhof hinten an der Kirchenmauer bei Rebstöden vergraben ic. „Ich sah sie dann nicht mehr, indem ich am darauf folgenden Tage Morgens frühe wegging, ohne sie wieder zu besuchen.“ —

Allein darauf wollte sich die Inquistin selbst in der Confrontation mit der Moser nicht befinnen können, daß sie derselben gesagt habe, das Kind sei schon einen Tag todt. Der Verteidiger suchte nun hauptsächlich auszuführen

I. daß überhaupt der Thatbestand der Tödtung unerwiesen sei, weil keine Gewissheit darüber vorliege, auf welche Weise und insbesondere, ob durch eine rechtswidrige Handlung der Inculpatin das fragliche Kind um's Leben gekommen;

II. daß, auch hievon abgesehen, nur ein mangelhafter Indicienbeweis gegen die Inculpatin vorliege, und eine Verurtheilung zu peinlicher Strafe auf bloße Injuncten niemals Statt finde; *)

III. daß zudem der gute Leumuth der Inquistin und namentlich der Umstand, daß sie nicht heimlich geboren, und daß sie gegen ihr erstes Kind die Mutterpflichten bis jetzt getreulich erfüllt habe, für die Schullosigkeit derselben spreche. —

Nach dieser Ansicht ward durch hofgerichtliches Urtheil vom 2. December 1836 die Angeschuldigte der Tödtung ihres Kindes für schuldig erklärt, und der dagegen von dem Staatsanwalt ergriffene Recurs durch oberhofgerichtliches Erkenntniß vom 29. Mai 1837 als unbegründet verworfen, wozu auf der einen Seite die Meinung, als sei der Thatbestand des angeschuldigten Verbrechens nicht constatirt, sondern vielmehr wahrscheinlich, daß fragliches Kind bei der Rückfahrt nach Heidelberg durch einen Stoß oder Druck auf den Kopf beschädigt worden, und auf der andern Seite die Annahme, als sei nicht erwiesen, daß die Räuber am 4. Februar 1836 ohne ihr Kind in Heidelberg übernachtet, und daß sie dasselbe den andern Abend todt nach St. Ilgen gebracht habe — das Weisse beigetragen zu haben scheint.

Beurtheilt man aber den Fall genau nach den Akten, so kann man auch zu einem ganz andern Resultate gelangen: ad 1. Das Verbrechen der Tödtung ist vorhanden, wenn die durch eine rechtswidrige Handlung entstandene Körperverletzung die wirkende Ursache des erfolgten Todes eines

*) Vergl. dagegen Annalen 1837, Nr. 31.

Menschen war. Feuerbach Lehebuch 2c. §. 208. Wenn von einer Tödtung durch Verwundung oder Vergiftung die Rede ist, so genügt der Beweis des Daseyns einer tödtlichen Wunde, oder die Auffindung des Giftes im Körper oder der von demselben im Körper angerichteten Zerstörungen. Die Unmöglichkeit hingegen, daß der Tod des Verwundeten oder Vergifteten von einer anderen Ursache, als von der Wunde oder Vergiftung, z. B. von einem Schlagfluß u. s. w., herrühren könne, braucht nicht erwiesen zu seyn; — mathematische Gewißheit kann in dieser Beziehung nicht gefordert werden. Titmann Handbuch 2c. III. Bd. §. 891 und 892. Nun haben sich auf und in der Schädelhöhle des fraglichen Kindes bedeutende Blutextravasate vorgestunden, welche nicht von selbst, sondern nur durch die Einwirkung einer äußeren Gewalt auf jenen Körpertheil entstanden seyn können. Daß diese gewaltsam erzeugten Abnormitäten den Tod des Kindes nothwendig zur Folge haben mußten, ist von den Kunstverständigen einstimmig ausgesprochen. Von welcher Art die äußere Gewalt, wodurch die innere Verletzung hervorgerufen wurde, gewesen seyn mag, bleibt freilich unentschieden. Allein man muß hierbei nicht stehen bleiben, sondern die Umstände, welche zwischen der Geburt und dem Ableben des Kindes in Mitte liegen, mit zu Rathe ziehen.

Da besagtes Kind in normalem Zustande ganz unbeschädigt und gesund zur Welt kam, auch wenigstens zehn Tage nach der Geburt noch lebte, so rechtfertigt sich die Annahme der Gerichtsbärge, daß es weder im Mutterleibe noch bei der Geburt verletzt worden sei, um so mehr, als letztere nach dem Zeugniß der Hebammen leicht und regelmäßig von Statten gieng. Das Kind war aber auch noch eben so gesund, als die Inquisitin mit demselben am 3. Februar 1836 die Entbindungsanstalt verließ. Hierüber liegen officiële Zeugnisse vor. Wenn nun die Angeschuldigte, nach ihrer wiederholten Versicherung, von jenem Tage an sich mit dem Kinde, so lang es gelebt, in ununterbrochener Gemeinschaft befand, und keine mit den Naturgesetzen vereinbare Todesart, kein widriges Ereigniß oder Ungefähr anzuführen oder wahrscheinlich zu machen vermochte, welches dem Kinde den Tod gebracht haben könnte, so muß man denn doch unwillkürlich zu der Vermuthung gelangen, daß nur sie selbst Hand an das Kind gelegt haben kann, da keine dritte Person mit im Spiele war. Besteht aber überall kein Grund, eine andere als vorsätzliche Gewalthatung anzunehmen, so muß diese Handlung nothwendig der Angeschuldigten imputirt werden, wenn gleich die Ärzte der Verletzung nicht ansehen konnten, wie und durch wen sie hervorgerufen wurde. Indessen ist die Beantwortung der Frage: ob die Handlung eine rechtswidrige war? ausschließliche Aufgabe des urtheilenden Richters, nicht des

Ärztes. Der zuletzt allegirte Schriftsteller bemerkt nun in Bezug auf den Kindsmord, §. 884 C. 586:

„Ist endlich über die Mutter so wenig, als über das Kind selbst ein Zweifel, sondern bloß davon die Rede, ob dasselbe ermordet oder todt geboren worden, oder eines natürlichen Todes gestorben sei, so können allerdings die Wunden, welche an dem Leichname gefunden werden, den Mord außer Zweifel setzen; auch muß die Vermuthung gegen die Mutter, als Urheberin dieser Wunden so lange gelten, bis sie bewiesen hat, daß sie von einer dritten Person herühren.“

Dieser in der Bernunft begründete Satz paßt — obschon es sich hier um einen Verwundtenmord handelt — in so fern auf den vorliegenden Fall, als die Inquisitin mit ihrem Kinde zur Zeit seines Ablebens ganz allein in Berührung war und nicht entfernt auf die Idee kam zu behaupten, es sei ihm am 4. Februar im Wagen selbst oder beim Ein- oder Aussteigen auch nur ein Haar gekrümmt worden.

Man darf aber wohl annehmen, daß die Inquisitin, welche sich sehr gut zu vertheiligen wußte, nicht unterlassen haben würde, ein allenfallsiges Gegenstück dieser Art zu ihrer Entschuldigung anzuführen. Allein sie wollte selbst in ihrer Vernehmlassung auf den Recurs des Staatsanwalts sich eines solchen Unfalls nicht erinnern können, wie sie denn überhaupt nicht zu wissen vorgibt, auf welche Art die Verletzung im Kopfe des Kindes entstanden seyn mochte. Nach dem Ausspruch der Gerichtsbärge mußte aber in Folge des beträchtlichen Extravasates der Tod des Kindes als bald eintreten. Es würde also in wenig Augenblicken — ohne Zweifel unter sichtbaren Convulsionen — im Wagen selbst verschiedne seyn, wenn es dort die Kopfverletzung erhalten hätte. Dies konnte aber — sollte man glauben — der sorgsamten Mutter, die ihm doch am nächsten war, nicht wohl unbemerkbar bleiben. Wäre noch obenrein der Stoß oder Druck auf den Schädel des Kindes durch eine Erschütterung des Wagens — dessen Verschaffenheit übrigens eben so unbekannt als die Fahrt selbst unerwiesen ist — verursacht worden, so hätte solchen die Inquisitin, weil sie das Kind in den Armen und auf dem Schooße hielt, zunächst empfinden müssen. Da ihr jedoch von allem dem nicht das Mindeste erinnerte, vielmehr das Kind, nach ihrer eigenen Angabe, wohlbehalten aus dem Wagen gekommen ist, so muß es, statt auf die vom Vertheidiger ausgedachte Weise, unter ganz andern Umständen sein Leben eingebüßt, und den Todesstreich erst dann empfangen haben, als sich die Mutter ganz allein mit ihm zu ebener Erde befand. Man wolle sich hiezu nur die Manipulation der Cäcilia Debold auf einen Augenblick vergegenwärtigen, Annalen 1837 Nr. 21, um sich einen Begriff

davon zu machen, wie unsere Inquisitin ungefähr zu Werth gegangen seyn dürfte. Es wird sich dann bloß fragen:
ad II. ob derselben eine den Tod ihres Kindes beabsichtigende Handlung mit Grund zugeraut werden kann?

Die gegen die Inquisitin vorliegenden Indicien reduciren sich im Wesentlichen auf folgende:

1) Sie ist geständig und überwiegen, sowohl ihrer Stiefschwester, bei welcher sie vor ihrem Eintritt in die Entbindungsanstalt zwei bis drei Wochen zugebracht hatte, als der Hebammen zu St. Ilgen, von welcher sie damals wegen ihres verzogenen Geschichts zu Rede gestellt ward, die Schwangerschaft verläugnet zu haben, und zwar, wie sie vorgibt, aus Rücksicht für die Verwandtschaft, welcher sie die Schande habe sparen wollen.

2) Schon in der Entbindungsanstalt behandelte sie ihr Kind, nach dem Zeugniß der Hebammen, gleichgültig und lieblos, und berühte sich ganz besonders, recht bald fortzukommen, was auch schon daraus hervorgeht, daß sie die gewöhnliche Zeit von 14 Tagen nicht ausbielt.

3) Am 3. Februar aus der Klinik entlassen, schlug sie, statt ihr Kind ohne Verzug in die Heimath zu verbringen, den Weg nach Mannheim und zwar angeblich bloß darum ein, weil sich ihr zufällig eine Fahrgelegenheit dargeboten haben soll. Ob dieses Herumvagiren bei der rauhen Witterung, welche im Monat Februar zu herrschen pflegt, dem Säugling zuträglich seyn mochte oder nicht, scheint ihr ganz gleichgültig gewesen zu seyn.

4) Wegen ihrer Dienstherrschaft in Mannheim äußerte die Inquisitin, daß sie das Kind, welches kränzlich sei, ihrer Schwester zu St. Ilgen in Verpflegung geben wolle. Sie entfernte sich mit demselben am Vormittag des 4. Februar, und kehrte Abends um 10 Uhr in dem Bäckershaufe zu Heidelberg ein, ohne ein Kind bei sich zu haben. Dasselbe muß also jetzt schon tot gewesen seyn, weil die Inquisitin immerfort behauptet, daß sie es, so lange es gelebt, nie von sich gelassen habe!

5) Den andern Morgen verließ die Inquisitin ihre Nachherberge und überbrachte Abends gegen 9 Uhr ihrer Stiefschwester zu St. Ilgen ein Kind mit dem Vermerken, daß es schon einen Tag todt sei. Wer möchte nun, da die Inquisitin selbst sagt, das Kind sei an einem Donnerstag, als sie mit demselben von Mannheim nach Heidelberg zurückgefahren, und von dort zu Fuß nach St. Ilgen gegangen, in ihren Armen verschieden — noch bezweifeln, daß es wirklich am Abend des 4. Februar ums Leben gekommen, und die Nacht über, bis zum folgenden Abend, wo es die Inquisitin unter dem Schutze der Dunkelheit nach dem ungefähr dritthalb Stunden von Heidelberg entlegenen St. Ilgen getragen hat, irgendwo verborgen gewesen sei?

Daß aber dieses unglückliche Geschöpf keines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben, steht fest, da nach der Verordnung vom 1. April 1824 das Gutachten der großherzoglichen Sanitätscommission dem richterlichen Erkenntnisse unbedingt zum Grunde gelegt werden muß. Auf wessen Rechnung soll nun die Gewaltthat, deren Wirkungen die Section zu Tag gefördert hat, gerichtet werden, wenn nach der eigenen Angabe der Inquisitin keine dritte Person in der Lage war, thätlich auf das Kind einzuwirken zu können? Doch nicht genug.

6) Die Inquisitin bekräftigte ihr Schwester mit der Bitte, das Kind heimlich auf den Kirchhof zu begraben, und beschränkte sich, nach erhaltener Zusage, nicht weiter um dasselbe. Sie wollte, ihrem Geständniß zufolge, nicht haben, daß Jemand in St. Ilgen ihre Niederkunft erfahre, weil sie gefürchtet, daß die heimliche Beerdigung des Kindes herauskommen könnte.

Es ist demnach nur allzukurz, daß sie ihre Schwangerschaft in St. Ilgen verläugnete, damit man ihr nicht auf die Niederkunft passe; und daß sie diese verschwiegen, damit das heimliche Begräbniß des Kindes unentdeckt bleibe.

Darum spiegelte sie auch der Schneiderschen Familie am 5. Februar vor, sie hätte Geschäfte für ihren Herrn in Heidelberg zu besorgen gehabt, und gedacht, sie wolle nun ihre Verwandten besuchen; damit diese glauben sollten, sie wäre seit ihrer letzten Anwesenheit um Weihnachten wieder in ihrem Dienste zu Mannheim, und also nicht im Gefängniß zu Heidelberg gewesen.

Ueberhaupt waren die Erzählungen, welche die Inquisitin am 7. Februar den Hebammen dabeist unangefordert machte, augenscheinlich darauf berechnet, daß Niemand das wahre Schicksal ihres Kindes erfahre. — Wie sie hiebei calculirt haben mag, ist leicht zu durchschauen. Sie hatte die Absicht, ihren alten Dienst wieder anzutreten. In St. Ilgen wußte man nichts Zuverlässiges über ihre zweite Schwangerschaft, und in Mannheim hatte sie das lebendige Kind sehen lassen, weil ihrer Dienstherrschaft die Niederkunft in der Klinik zu Heidelberg bekannt war. Wenn nun die Moser das todt Kind, welches in St. Ilgen sonst Niemand zu Gesicht bekam, heimlich verscharrte, wenn keine der Hebammen aus der Schule schwärzte, vielmehr die Eine das Kind noch am Leben glaubte, die Andere hingegen in der Meinung stand, daß es zwar gestorben, aber mit Vorwissen des Pfarrers durch den Schullehrer, mithin offenkundig, beerdigt worden sei — so konnte man weiter in Mannheim, noch in Heidelberg, noch in St. Ilgen auf die Idee kommen, nach dem zweiten Kinde der Inquisitin zu fragen. Ohne Zweifel wäre auch das Gras darüber gewachsen, hätte nicht der Hund des Schullehrers das Geheimniß enthüllt. Wozu aber all diese falschen Vor-

spiegelungen und verdächtigen Heimlichkeiten, wenn die Inquisitin ihr Kind nicht wirklich erschlagen und also keine Ursache gehabt hätte, die Leiche den Augen der Welt zu entziehen? Die heimliche Verscharrung des Leichnams, an welcher ihr so viel gelegen war, steht im engsten Zusammenhange mit ihrem vorausgegangenen Benehmen. Wäre es ihr darum zu thun gewesen, das Kind zu ernähren und groß zu ziehen, so würde sie sich um Weihnachten mit ihrer Schwester, statt derselben die Schwangerschaft zu verläugnen, vorläufig wegen dessen Uebernahme und Verpflegung besprochen, sie würde das Kind in der Gebäranstalt nicht verwahrloset und dasselbe nach ihrer Entlassung unverzüglich nach St. Ilgen gebracht, sie würde sich beim Pfarramte gemeldet, und die benötigte Unterstützung aus der Gemeindefasse nachgesucht haben u. s. w. Aber auch abgesehen von dieser auffallenden Sorglosigkeit, hätte sich die Inquisitin, wäre sie unschuldig an dem Tode ihres Kindes, ganz anders verhalten müssen. Was konnte ihr, da sie nun doch einmal den Leichnam nach St. Ilgen getragen, dringender seyn, als dem Pfarramte den Todesfall gleich bald anzuzeigen, eine Leichenschau zu veranlassen, und die Beerdigung durch den Geistlichen zu begehren, um sich von allem Verdachte zu reinigen? Was konnte sie — schon seit 1830 ihrer Geschlechtslehre verlustig — zu einer entgegengekehrten Handlungsweise bestimmen, als die Gefahr, der strafenden Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, wenn an der Leiche die unverkennbaren Spuren der verübten Gräueltthat entdeckt werden?

7) Bedenkt man, daß die Inquisitin, welche ihren Schwängerer nicht mit Namen angeben zu können erklärte, mittellos und genöthigt ist, als Rädder ihr Brod zu verdienen, so läßt sich auch begreifen, daß sie zu dem äußersten Mittel ihrer Zuflucht nehmen konnte, um sich der Sorgen für ihr zweites Kind zu entziehen. Sagte sie doch im Verhör vom 12. April selbst: „wenn das Kind am Leben geblieben wäre, so hätte ich mich doch mit ihm quälen müssen, wie wohl ich dieß gern gethan hätte.“ — Das Motiv der That scheint demnach sehr nahe zu liegen, zumal die Inquisitin schon ein Kind zu ernähren hat.

8) Die gerichtlichen Rügen, welche sich die Inquisitin der Reide nach zu Schulden kommen ließ, unterstützen endlich die Anschuldigung noch ganz besonders, weil sich mit Recht vermuthen läßt, daß ein wichtiges Interesse sie bestimmt haben muß, die Wahrheit zu hinterhalten. Namentlich hatte sie es darauf abgesehen, den Tag, an welchem das Kind seinen Tod gefunden, sorgfältig zu maskiren, um alle Nachforschungen zu vereiteln. Nachdem dieselbe überführt war, daß sie nicht schon, wie zuerst angegeben, am 3. Februar nach St. Ilgen gegangen, sondern nach Mannheim gekommen und bis den andern Vormittag da-

selbst verblieben ist, verlegte sie ihre Fußreise auf den 4. Februar, und ließ also das Kind einen Tag später sterben. Als hiernächst ausgemittelt war, daß sie die Nacht von diesem Tage in einem Bäderhause zu Heidelberg und also nicht bei ihrer Tante zu St. Ilgen zugebracht habe, indem sie erst am 5. Februar spät Abends bei der letzteren eingetroffen ist, wollte sie am 4. Februar, nach der Beerdigung des Kindes, nächstlichsweise nach Heidelberg zurückkehren, in dem Bäderhause über Nacht geblieben und den andern Tag wieder nach St. Ilgen gegangen seyn, um bei ihren Verwandten sich auszurufen. Da sie am Ende noch zugeben mußte, daß nicht sie selbst, sondern ihre Schwester das Kind beerdigt, und daß sie eben an jenem Abend, als sie die Leiche nach St. Ilgen gebracht, sich bei ihrer Tante einlogirt hatte, so ist auch vollkommen gewiß, daß sie nicht schon am 4., sondern erst am 5. Februar in der Nacht mit dem Kinde nach St. Ilgen gekommen seyn muß. Dessen ungeachtet will die Inquisitin nicht anders wissen und meinen, als daß sie an dem nämlichen Tag, an welchem sie von Mannheim nach Heidelberg zurückgefahren, das Kind, welches damals zwischen Rohrbach und Reimen in ihren Armen verschied, sei, nach St. Ilgen gebracht habe, um nicht darüber Rechenschaft geben zu müssen, wo sie sich am 4. und 5. Februar den Tag über herumgetrieben, wo sie den Leichnam des Kindes von dem einen Abend bis zum andern verborgen gehabt, und wo sie sich am letztgenannten Tage so müd gelaufen hat, daß sie den folgenden Tag im Bett liegen mußte. Durch die Zusammenfchmelzung dieser beiden Tage in Einen, wußte die Inquisitin mit Hilfe einer affectirten Gedächtnißschwäche allen Fragen über ihr geheimnißvolles Treiben geschickt vorzubugen. Sie erscheint daher schon allein nach diesem Verhalten in der Untersuchung als eine Person, zu welcher man sich der in Frage stehenden That wohl verleben kann.

ad III. Gleichwohl ist unter den Gründen, welche die Unschuld der Inquisitin sprechen sollen, oben angeführt:

1) Der gute Kenmuth, weil ihr außerdem, daß sie bereits im Jahr 1830 ein uneheliches Kind geboren hat, nichts weiter zur Last gelegt werden könne.

Wie mancher Mensch hatte sich aber eines guten Rufes erfreut, bis er zum Verberberer wurde oder bis sein Unwesen an den Tag kam. Es ist an sich sonderbar, daß Jemanden die erste Mißthat bloß darum nicht zugetraut werden soll, weil er noch keine zweite begangen hat. Uebrigens dürfte die gute Meinung von dem früheren Lebenswandel der Inquisitin, durch das ad II. Vorgetragene so ziemlich geschwächt werden.

2) Die getreuliche Erfüllung der Mutterpflichten gegen

das erste Kind soll ebenfalls nicht annehmen lassen, daß die Inquisitin ihr zweites Kind ums Leben gebracht habe.

Darauf möchte jedoch wenig oder gar kein Werth zu legen seyn, weil die Angeschuldigte, schon für die Ernährung des ersten Kindes in Anspruch genommen, das zweite von seiner Geburt an erwiefermaßen übel behandelt hat. Jener Schluß ist also, bei veränderten Umständen, nicht zulässig. Hatte nicht auch die E. Debold ihr erstes Kind gut gepflegt, und doch das zweite, wenige Stunden nach ihrer Entlassung aus der Heidelberger Gebäranstalt, am 29. April 1836 zwischen Rohrbach und Keimen auf eine schauerhafte Weise ermordet!

3) Die Ruhe, womit sich die Beschuldigte bei allen ihren Verhören über die Lebensfrage in dieser Untersuchung ausgesprochen haben soll, wurde nicht minder beifällig aufgenommen.

Sie hat aber inhaltlich der Akten in den jeweiligen Verhören bald geweint, bald gelächelt, bald die Thränen unterdrückt, bald die Achseln gezuckt, bald ruhig und bald betroffen geschwiegen. Die vermeintliche Ruhe konnte ihr mithin nicht zum Vorstand gereichen. — Ganz besonders empfahl sich die Inculpation endlich durch den Kunstgriff,

4) daß sie den Sectionserfund nicht natürlich zu erklären suchte, daß sie vielmehr darüber stillschwiege, ohne sich etwaiger Ausflüchte zu bedienen!

Dies ist indessen schon dadurch motivirt, daß sie das Kind an den innern Sichern versterben ließ. Sie ertheilte aber auch auf den ihr im Verhör vom 12. April gemachten Vorhalt: daß sie mit dem dringenden Verdachte belastet sei, ihrem Kinde das Leben genommen zu haben — die Antwort: „Ich weiß jetzt recht wohl, wodurch das Kind den Schaden — bekommen hat. Ich trug nämlich kurz vor Weihnachten viele Körbe rothen Sand, welchen meine Herrschaft gekauft hatte, in den Keller hinunter und dabei fühlte ich, daß ich mir und meinem Kinde wehe that; denn ich hob die Körbe mit herunter hängenden Armen vor den Leib hin, welcher mithin Schritt für Schritt einen Druck erhielt.“ —

Hierauf hat es die Inquisitin an einem Versuch, die Entstehung des Extravasats auf eine natürliche Weise zu erklären, nicht fehlen lassen, obgleich solcher von den Kunstverständigen schon deswegen für misslungen erachtet werden mußte, weil das Kind unbeschädigt und gesund zur Welt kam und noch zehn Tage lebte, ehe es eines gewaltsamen Todes starb.

Da sich's die Inquisitin überhaupt nicht zur Aufgabe gemacht hat, die Wahrheit zu sagen, so durfte begreiflicherweise auch kein Ausschluß über die wahrhaftige Entstehungsart des Blutaustrittes von ihr erwartet werden.

Immerhin aber hat sich die beliebte Maxime: „si fecisti nega“ in ihrer Rußanwendung auf den vorliegenden Fall als sehr praktisch bewährt. Bayer.

II.

Oberhofgericht.

Ueber den Widerruf von Geständnissen im Civilprozeß.

Debengeständniß gegen Rassist.

Ueber das Schicksal dieses Rechtsstreits in erster und zweiter Instanz berichten die Annalen dritter Jahrgang, Nr. 30, S. 295 — 299.

Es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß die Ladung auf die von der Klägerin gegen das hofgerichtliche Urtheil erhobene Wiederherstellungsklage durch hofgerichtlichen Beschluß vom 15. Dezember 1835 abgeklärt worden ist. Annalen vierter Jahrgang, Nr. 11, S. 63 bis 65.

Die Klägerin hatte aber gegen das hofgerichtliche Urtheil vom 19. September 1834 auch die Oberberufung ergriffen, und sich somit eines devolutiven und eines außerordentlichen Rechtsmittels gegen das nämliche Erkenntniß bedient. Allein die Oberberufung hatte keinen bessern Erfolg als die Wiederherstellungsklage, indem das hofgerichtliche Urtheil unterm 11. November 1836 in letzter Instanz bestätigt wurde.

Entscheidungsgründe.

In Erwägung, daß die Prozeßordnung der simultanen Ausübung der Odrappellation und Restitution nicht entgegensteht, und ein Verzicht auf die Odrberufung in der gleichzeitigen Anstellung der Wiederherstellungsklage nicht enthalten, somit die Odrappellation, der entschiedenen Restitution ungeachtet, jetzt noch zulässig ist *);

Nach Ansicht des §. 148 der Prozeßordnung, nach welchem eine Partei, wenn sie beim mündlichen Vortrag ihrer Rechtsache nicht gegenwärtig war, oder dieser von ihr nicht unterschrieben ist, die Zugeständnisse irriger Thatfachen durch Widerruf ansprechen und nach Umständen unwirksam machen kann;

In Betracht, daß das hier befragte, im amtlichen Protocoll vom 21. Februar 1834 enthaltene Geständniß der Gemeinde Rassist nur von ihrem Bürgermeister Sch. und dem von diesem Bevollmächtigten Rechtspraktikanten W. abgelegt wurde;

*) Man sehe dagegen die Annalen, erster Jahrgang S. 303.

In Erwägung, daß der benannte Bürgermeister selbst nicht von der besagten Gemeinde, sondern einzig von dem Gemeinderath bevollmächtigt war;

In Betracht, daß jedoch nach §. 126 der Gemeindeordnung der Gemeinderath nicht befugt war, den Bürgermeister als alleinigen Geschäftsführer der Gemeinde zu bevollmächtigen, sondern nebst dem Bürgermeister noch zwei Beigeordnete aus der Mitte des Gemeinderaths zur Versorgung des Beigeordneten zu ernennen waren;

In Erwägung, daß zwar eine spätere Vollmacht vorliegt, nach welcher die Gemeinde selbst ihrem mehr erwähnten Bürgermeister die Versorgung ihrer Rechtsache übertrug, daß aber nach dem §. 125 der Gemeindeordnung die Gemeinde nur darüber: ob einem Anspruch gerichtlich zu begegnen sei? abzustimmen hat, dagegen nach §. 126 ibid. nicht die Gemeinde selbst, sondern wenn die Uebnahme des Rechtsstreits einmal beschlossen ist, ohne weitere unmittelbare Mitwirkung der Gemeinde nur der Gemeinderath das Weitere des Rechtsstreits zu besorgen, dieser aber, wie bereits bemerkt wurde, zwei Beigeordnete neben dem Bürgermeister zur Versorgung des Beigeordneten zu ernennen hat;

In Betracht, daß dieser gesetzlichen Bestimmung auch dadurch nicht entsprochen ist, daß der Rechtspraktikant W. in einer weiteren Vollmacht v. 27. März 1834 von dem Bürgermeister und gesammten Gemeinderath nebst einem Aufschußmann bevollmächtigt wurde, welche Vollmacht auf die früheren Handlungen dieses Bevollmächtigten nach §. 138 der Prozeßordnung zurückbezogen werden könnte, indem zur Ablegung von Gesandnissen nach R. N. S. 1356 und §. 142 Nr. 12 der Prozeßordnung eine Specialvollmacht wäre erforderlich gewesen, die einmal in der eben gedachten Vollmachtsurkunde nicht enthalten ist, und zum anderen von dem Gemeinderath auch nicht erteilt werden könnte, weil solche nicht von den Gemeindevertretern, sondern einzig von der Gemeinde selbst hätte ausgehen können;

In Erwägung, daß der Beweis eines Irrthums nur dann erforderlich ist, wenn das Gesandniß von der Partei selbst abgelegt wurde, nicht aber auch alsdann, wenn solches wegen des Mangels einer Ermächtigung der Sachwalter, mithin aus einem bloß formellen Grunde angefochten wird;

In Erwägung, daß über die Zulässigkeit eines Widerrufs mittelst eines Zwischenerfahrens, somit summarisch zu verhandeln ist, daher der Beweis:

„daß der amtliche Bescheid vom 7. Oktober 1834 der Gemeinde selbst schon am 26 ejusd. eröffnet wurde,

somit der Widerruf wegen Ablauf der 14tägigen Frist veräußert sei —“

nach dem §. 674, Nr. 4 der Prozeßordnung schon mit der Einlassung auf die Imploration zur Anerkennung des Widerrufs hätte angetreten werden sollen, und daher in dritter Instanz nicht mehr zulässig ist;

In Erwägung, daß der Beweis der an die Gemeinde Rastig geschehenen Eröffnung des amtlichen Bescheids vom 7. Oktober 1834 unerschöpflich ist, indem die Eröffnung nicht an die Gemeinde, sondern an die zur Führung des Prozesses durch den §. 126 der Gemeindeordnung gesetzlich legitimierten Bürgermeister und zwei Gemeinderäthe hätte geschehen sollen, solche aber an den Bürgermeister allein geschah, und die Bestellung von zwei Beigeordneten desselben von Seiten der Gemeinde unterlassen worden ist.

N. d. Gr. v. 10.

Bayer.

III.

Curiosum.

Wie man Beweiskenntnisse verändert!

In einem Prozesse zwischen der Grundherrschaft v. B. und der Gemeinde M. verfolgte erstere gegen letztere ein ausschließliches Weidrecht auf der Gemarkung. Das Amt A. erließ folgendes Beweiskenntniß:

Der klägernde Theil habe zu erweisen, daß ihm das ausschließliche Weidrecht auf der Gemarkung der Gemeinde M. zustehe, und letztere schuldig sei, sich des Austreibens von Schafen zu enthalten.

Der klägerische Anwalt bewerkte hiegegen, daß in diesem Erkenntniß nicht die dem Klagebegehren zu Grunde gelegten Thatsachen, sondern das Klagebegehren selbst, d. h. die rechtlichen Folgerungen aus jenen Thatsachen zum Beweise aufgestellt seien. Da nun aber Gegenstand eines Beweiskenntnisses nur Thatsachen seyn können, so werde um Verbesserung desselben gebeten.

Hierauf verfügte das Amt:

Wieb nunmehr das amtliche Beweiskenntniß dahin abgeändert und festgestellt:

„Würde Klägerin erweisen, daß ihr das Weiden mit Schafen auf der Gemarkung M. allein und ausschließlich zustehe, und solche daher befugt sei, der Gemeinde M. oder den dortigen Wälderbesitzern das Austreiben von Schafen zu untersagen, so soll ic.

Weider sind diesem Beschlusse keine Entscheidungsgründe beigefügt, aus welchen man ersehen könnte, welchen Unterschied das Amt sich zwischen diesen beiden Erkenntnissen gewacht hat.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 7.

Karlsruhe den 17. Februar. 1838.

I.

Ueber die Fassung des dispositiven Theils der Urtheile.

Wenn ein Streit sich erhebt über ein bürgerliches Rechtsverhältniß, und die Parteien die richterliche Gewalt anrufen, so ist es ihr Bestreben, eine Entscheidung zu erlangen; sie wollen, daß diese Frage zwischen ihnen zu einem Ausgange gebracht, daß ein Endurtheil gegeben werde.

Erreichen sie auch stets diesen Zweck so, daß, wenn ein Erkenntniß erfolgte, damit auch des Streitens ein Ende sei? —

Diese Frage ward mir nahegelegt, als in einem concreten Falle ein Theil sich auf ein angeblich früher in dieser nämlichen anhängigen Sache ergangenes Urtheil berief, d. h. die *exc. rei Judicatae* vorkühnte, dieses Urtheil nun der richterlichen Prüfung unterworfen, und in mehr als einer Beziehung mangelhaft befunden ward. — Diese Mängel bezogen sich hauptsächlich auf die formelle Fassung, und gaben die Ueberzeugung, wie sehr sorgsam diese jedesmal einzurichten sei. Denn wie wenig drücken Endbescheide oft das aus, was sie eigentlich sagen sollen, lassen errathen, was der Richter meinte, aber in Gedanken behielt, während er ein Anderes schrieb.

Es sei mir erlaubt, folgende Meinung über die unsrer Prozessgesetze entsprechende Fassung des dispositiven Theils der Erkenntnisse hier niederzulegen.

Die Prozessordnung hat bezüglich des Inhalts der Endsentenzen nur dahin sich ausgesprochen, daß sie im §. 378 (mit Bezug auf §. 354) bestimmte, im Eingange derselben solle das urtheilende Gericht, der Namen und Wohnort der Parteien, die Partitrolle eines Jeden und der Streitgegenstand benannt seyn. So nämlich diese Bestimmungen, so streng sie einzuhalten sind, so scheinen sie doch keineswegs den ganzen Umfang, den ein Enderkennniß einnehmen soll, gehörig und erschöpfend zu bezeichnen; denn notwendiger Inhalt ist doch wohl, daß ein Ausspruch über das streitige Verhältniß erfolge, nothwendig scheint die Bezeichnung des

Klaggrunds; aber weder jene §§. noch sonstige erwähnen darüber etwas. Wir müssen daher auf indirectem Wege suchen, was bestimmt ausgesprochen nicht vorliegt.

Wir finden nun, daß uns §. 370 der Prozessordnung das Wesen eines Endbescheids dahin bestimmt, daß er in demselben über alle Streitfragen erkannt wissen will. Das Wesentliche des ganzen Prozesses soll sich hier concentrirt finden; alle Vorträge, wie sie bisher von den Parteien gehalten wurden, sollen sich in diesem letzten Spiegel reflectiren. Wir haben es im Endurtheile mit nichts Anderem zu thun, als mit denselben Verhältnissen, welche uns im Laufe des Streits beschäftigt, denn diese streitigen Punkte bilden ja den Inhalt; — somit werden aber auch dieselben Regeln, welche die Vorträge während des Prozesses leiteten, auf diesen Inhalt anwendbar, da dieser ja nur durch jene gegeben und gebildet wird. So erscheinen denn, bei diesem Nachgehen, die Grenzen eines Definitiv-Bescheids auf einmal bestimmt und bekannt, denn, wenn über alle Streitfragen darin entschieden werden soll, so müssen wir, um die Requisite jenes zu finden, auf die Erfordernisse des Vorbringens dieser zurück gehen.

Die streitigen Punkte werden nun in den verschiedenen Partischriften niedergelegt; diese Beschaffenheit ist dadurch genau in der Prozessordnung bestimmt, daß sie sich über den Inhalt einer Klage ausspricht, und alle folgenden selbstständigen Behauptungen eben so angeordnet und beschaffen wissen will, wie die Klage selbst, cfr. §§. 293, 323 der Prozessordnung, daher das gleich Anzuführende auch für sie gilt. Die Requisite einer Klage sind durch die §§. 247, 350, 4105 bestimmt. Da es bei einem bürgerlichen Rechtsstreite überall nur auf Thatfachen und deren gesetzliche Folgen ankommt, die Thatfachen aber nach Verschiedenheit der Fälle sehr verschieden seyn können, so ist höchst Deutlichkeit und möglichste Bestimmtheit im Vortrage von Thatfachen die nächste Pflicht der streitenden Theile, ohne deren Erfüllung der Richter nicht zu verhandeln braucht. Es wird also erfordert, daß bestimmt und deutlich angegeben werden:

1) Die Streitenden (Ihr Namen, Wohnort)

- 2) ihre Parteirollen,
- 3) der thatsächliche Grund des Begehrens,
- 4) den Gegenstand dieses Begehrens,
- 5) dieses Gesuch selbst.

Ueber Alles, was in der Klage und im Laufe des Verfahrens von Erheblichkeit und Bedeutung vorgetragen wurde, soll sich nun auch das Urtheil aussprechen. Was das Wesen der ganzen Verhandlung ist, das darf, das kann dem endlichen Ponten des Streitigen nicht fehlen, wenn ein Erkenntniß als Schlußstein eines geordnet verhandelten Prozesses angefügt wird. Was klar und deutlich in der Verhandlung vorgetragen ward, fordert schon von selbst eine bestimmte Urtheilung über jeden bedeutsamen Punkt. Der Endscheid ist die Antwort auf die Streitige Frage, und man darf mit Recht sagen: er soll in seinen wesentlichen Eigenschaften ebenso beschaffen seyn, wie eine Klage. Er soll also ebenso genau, deutlich und bestimmt

- 1) die Namen und den Wohnort der Streitenden,
- 2) die Eigenschaft, in welcher sie auftreten,
- 3) den Grund der Klage,
- 4) die Entscheidung über den Gegenstand und das Gesuch der Klage,

5) daselbe hinsichtlich der erheblichen selbstständigen Einreden, Replik etc., so weit es nach der Lage der Sache darauf noch ankommt, in sich enthalten, wozu noch

6) die Bestimmungen über die Realisirung des Ausgesprochenen (wenn der Inhalt positiver Rechte vertheilt) hinzukommen, so wie

7) stets das urtheilende Gericht benannt seyn muß.

Nachdem wir diese Folgerungen aus allgemeinen Bestimmungen gezogen haben, entsteht wohl eine bedeutende Unterstüßung ihrer Richtigkeit, wenn wir nun R. E. 1351, 1350 Nr. 3 anschlagen, und dort die Erfordernisse der gesetzlichen Vermuthung aus einer rechtskräftig entschiedenen Sache normirt finden, — Erfordernisse, welche die nämlichen sind, die wir eben auf anderem Wege fanden.

Die Festhaltung des eben Angeedeuteten bei Abfassung eines Urtheils entspricht dem Wesen des Civilprozesses. Der Richter dieser Welt, nur formeller Recht sprechend, soll es dahin zu bringen suchen, daß des Streitens ein Ende sei, und der Zwist soll dahin führen, daß Frieden werde. Der Grundsatz: ne bis in idem, ward daher ein leitender, und mit Recht steht dem gefällten Erkenntniß jene gesetzliche Vermuthung zur Seite, welche, durch ein Verurtheilen auf ein solches, dem Richter juristische Gewißheit über die in jene frühere Entscheidung aufgenommene Thatsache gibt, somit den, welcher es für sich anführt, von weitem Beweise befreit. Erken wir hierin wieder die große Kraft des formellen Rechts, so muß darin auch für den gewissenhaften Richter die Aufforderung liegen, eine wahrhafte Endentscheidung

die ungewisselt nur über das Streitige Verhältnis, aber über dieses auch ganz, sich aussprechen, zu ertheilen.

R. E. 1351 fordert nämlich die oben bezeichneten Requirite mit den Worten: — „um sich auf solche (die rechtskräftig entschiedene Sache) beziehen zu können, muß der Gegenstand der Klage derselbe seyn etc.“ — Die gesetzliche Vermuthung tritt also nur dann ein, wenn diese Requirite der Identität nachgewiesen werden; sie finden sich (oder sollen sich finden) nur in dem Erkenntniß. Dieses ist die öffentliche Urkunde, welche vorgelegt werden muß, und nur aus ihr soll der spätere Richter erkennen, ob und daß die Bedingungen des Gesetzes vorhanden seien. Hier ist es nun besonders, wo eine mangelhafte Redaction des früheren Erkenntniß nicht allein dem früheren Sieger Schaden bringen, sondern dem spätern Richter Verlegenheiten bereiten kann. Was soll insbesondere dieser Richter einer unbestimmten laienhaften Fassung gegenüber thun? Soll er, durch jene Mangelhaftigkeit genöthigt, in den ganzen früheren Streit wieder von Neuem eingehen, und sich durch dessen Irrgwinde eine eigene Ansicht suchen? Würde ihn dieses nicht zum Richter in substantia des früheren Streits machen? Wird er aber, wenn die Fehlerhaftigkeit der früheren Entscheidung ihn über Wesentliches im Stiche ließe, sich anders zu helfen im Stande seyn, als durch ein Nachsichsehen in den früheren Acten, durch ein Nachurtheilen, um das zu errathen, was ihm im Bescheide gesagt seyn sollte. Und glücklich dann noch, wenn die früheren Acten existiren, und eine Möglichkeit hierzu gegeben ist.

Wie wenig wird also damit gesagt, wenn es heißt: „der Kläger sei mit seiner Forderung abzuweisen,“ oder „der Beklagte sei schuldig, 100 fl. binnen etc. zu zahlen.“ Und doch ist jurellen so die Fassung. Besonders unwillkürlich scheint aber öfters die Redaction Redung versagender Decrete, indem der Bescheid, ohne weiteres Anpassung auf den einzelnen Fall, nur in die gesetzlichen Ausdrücke nach §. 357 und seq. gekleidet wird. So kurze Zeit erst ich mich in der praktischen Jurisprudenz bewege, so wenig daher es mir anstehen mag, einen Tadel auszusprechen, so muß ich doch bemerken, daß mir nicht ganz selten Erkenntnisse zu Gesicht kamen, welche gewiß als inhaltlos bezeichnet werden können, welche niemals im Stande wären, aus sich allein verständlich zu seyn, durch sich selbst einen deutlichen Begriff zu geben über das, was unter den Parteien streitig war, oder das genau zu bezeichnen, was unter ihnen Rechtens seyn soll.

Weil Beispiele stets besser verdeutlichen, so sei es erlaubt, hier ein kleines anzuführen, wie nach meiner Ansicht ein Urtheil beschaffen seyn soll. Bei folgender Klage: A aus F fordert von B aus 3 100 fl. aus einem am 14. Jenner 1835 gegebenen Darlehen, nebst 5% bedungenen Zinsen vom

4. Februar 1836. — würde das condemnatorische Erkenntniß so lauten; nachdem das urtheilende Gericht gehörig benannt, und das rubrum gegeben wäre: „sei Beklagter, B aus Z, schuldig und gehalten, dem Kläger, A aus X, 100 fl. Capital aus Darlehen vom 14. Jenner 1835, nebst Zinsen zu 5% aus dieser Summe vom 1. Februar 1836 an, binnen 14 Tagen, bei Vermeidung der Vollstreckung, zu zahlen, und habe die Kosten zu tragen“ *). Der Inhalt dieses Erkenntnisses enthält alles Nöthige; er beantwortet genau die Klage, ihn kann man leicht in die ursprünglichen der Proceßordnung Gemäße Klage zurückübersetzen. Ich bemerke hiebei: es könnte überflüssig und ängstlich genau erschrinnen, den Tag des gegebenen Darlehens anzunehmen, aber würde man eine Klage, die ohne die Bezeichnung des Datums erhoben ward, zulassen? Gewiß nicht, und wenn es auch der Richter thäte, der Gegner würde sicher die exc. obscuri libelli vorbringen, denn die köstliche Einrede der Verjährung könnte ihm ja zur Seite stehen, und hätte seinen Gehalt.

Wenn in einem Streite mehrere Forderungen verschiedener Entstehung zur Sprache kamen, so muß auf die Nebeneinanderstellung derselben die nämliche Genauigkeit der Angaben verwendet werden, wie auf die einzelnen, und eine Abrechnung stets dem accessoirischen Liquidationsverfahren vorbehalten bleiben. Besonders schwierig, deswegen aber ja um so größerer Aufmerksamkeit ausfordernd, ist die Fassung der dringenden Entschiede. Bezüglich der zum Eide aufzufolgenden Thatsachen kommt es sehr auf den einzelnen Fall an, aber eine scrupulöse Genauigkeit in Festsetzung des allein Relevanten kann nicht genug empfohlen werden, denn wie oft hängt sich nicht eine reservatio mentalis an unbedeutende Nebenumstände, welche zu entfernen der eichterlichen Sorgfalt entzogen.

Wie also ein Erkenntniß einen Streit abthun soll für immer, so soll es das Bekrittene auch in seinen Umfang aufnehmen, indem es darüber entscheidet, und damit den alten Spruch bewahrheiten, daß *res judicata jus facit inter partes*. —

W. v. Meyseubug.

*) Wäre der Kläger J. B. die Einrede entgegengehalten, daß der Beklagte das eingeklagte Darlehen sammt Zinsen unterm 2. December 1836 schon wieder heimbezahlt habe, so dürfte das Urtheil folgendermaßen lauten: es sei das Darlehen, welches der Beklagte unterm 14. Jenner 1835 vom Kläger zu 5 Procent verzinslich empfangen, und welches der Letztere mit Zinsen vom 1. Februar 1836 gegen denselben eingeklagt hat, als durch die vom Beklagten am 2. December 1836 geleistete Kapital- und Zinszahlung gütlich zu erklären, und daher der Kläger mit seiner Klage unter Verfallung in die Kosten abzuweisen.

D. N.

II.

Oberhofgerichtliche Entscheidung über den Umfang der Ausnahme des L. R. G. 1326 (s. Annalen Jahrgang 1836 S. 153 f., S. 197 ff.).

Dagegen oberhofgerichtliche Jahrbücher V. Jahrgang S. 35, §. 5 i. f. und VII. Jahrgang S. 154 und 155.

In der Gant des Landwirths und Viehhändlers Roman Gerber liquidirte ein Gläubiger:

1) auf Handschrift vom 17. November 1834 ein Darlehen von 159 fl. 30 fr.

2) auf Handschrift vom 26. November 1834 ein Darlehen und Ruhausschilling von 594 „

Beide Handschriften waren von der Hand des Schuldners unterschrieben und die Richtigkeit der Unterschrift wurde auch nicht bestritten; dagegen behauptete der Gemeinshalter, daß er außer dem Betrage von 66 fl. vom Gläubiger nichts erhalten habe. Auf diesen Widerspruch hin suchte die Gantmasse die Beweislast beider Urkunden als nicht mit dem Besaße „gut, oder gutgeheißen“ versehen, zu bekräftigen, und nachzuweisen, daß die Ausnahme des L. R. G. 1326 hier nicht eintrete, da es sich nicht um ein in das Gewerbe des Schuldnere einschlagendes Rechtsgeschäft handle. Der Unterrichter verwarf aber diese objectiv einschränkende Auslegung jener Ausnahme und erklärte beide Forderungen liquid.

Auf ergriffene Appellation reformirte aber das Hofgericht des Oberrheinkreises und wies den Gläubiger mit seinen Forderungen schließlich ab, weil hier von seinen zu den gewöhnlichen Berufsgeschäften des Schuldners gehörigen Rechtshandlungen die Rede sei, wofür allein die Ausnahme des L. R. G. 1326 ihrem vernünftigen Zwecke gemäß angewendet werden könne.

Das großherzogliche Oberhofgericht hob aber dieses Urtheil auf, und stützte das amtliche Urtheil wieder her aus folgenden

Gründen:

Die vom Liquidanten und Oberappellanten zum Beweise seiner beiden Darlehensforderungen vorgelegten, von ihm geschilderten, vom Erbar aber unterschriebenen beiden Urkunden sind, was die Unterschrift anlangt, als ächt anerkannt. — Der Inhalt der Urkunden weist einen Geldempfang von 159 fl. und weitere 479 fl. aus, während der Erbar nur im Ganzen 66 fl. erhalten zu haben zugesagt, und der Gantanwalt bei der Urkunde vom 17. November 1834 Unrichtigkeit und Veränderung des Datums, dem Mangel doppelter Ausfertigung und bei beiden den im

2. R. S. 1326 vorgeschriebenen Beisatz von der Hand des Schuldners aussetzt. Diese Einwendungen erscheinen jedoch als unbegründet; denn

1) nach 2. R. S. 1322 beweißen anerkannte Privaturskunden, wenn sie, wie die vom Eridar aufgestellten, Ort, Tag, Jahr und Unterschriften haben, gleich einer öffentlichen, mithin nach 2. R. S. 1319 vollständig die darin beschriebene Uebereinkunft; im vorliegenden Falle also die Contrahierung zweier verzinslichen Anleihen von Eridar des Eridars und die geschehene Ausbezahlung derselben von Seiten des Oberappellanten.

2) In der Urkunde vom 17. November 1834 geschieht zwar eines zwischen dem Eridar und Gänzhurger abgeschlossenen Ochsenhandels Erwähnung, es bekennt aber zugleich der Eridar, den Werth dafür erhalten zu haben, da jedoch nicht dieser Ochsenhandel, sondern das Darlehen Streitgegenstand zwischen dem Liquidanten und der Gerserschen Wasse ist, und die Urkunde lediglich zum Behufe des Beweises des in Frage stehenden Darlehens von 159 fl. verfaßt wurde, so kann derselben der Mangel doppelter Ausfertigung auch nicht entgegengehalten werden.

3) Die aus der Anerkennung der Richtigkeit der Unterschrift hervorgehende gesetzliche Vermuthung für die Richtigkeit des Inhalts soll zwar nach §. 434 der Prozeßordnung durch Veränderungen und Einschaltungen in einzelnen Fällen geschwächt werden können, allein hiezu ist die Art der Datierung der Urkunde vom 17. November 1834 nicht geeignet, weil solche ein bestimmtes Datum deutlich enthält, und weil, wenn darüber ein Zweifel obwaltete, der Inhalt der zweiten Urkunde vom 26. November 1834, welche den Inhalt der vom 17. November 1834 ausdrücklich bestätigt, in der bemerkten Hinsicht volle Gewißheit zu geben geeignet ist.

4) Bei beiden Urkunden fehlt der im 2. R. S. 1326 vorgeschriebene, von der Hand des Schuldners zu machende Beisatz gut oder gutgeheißen mit Beisatzung der Schuldsumme; der Schuldner ist aber unbestrittenmaßen Viehhändler und Bauer und gehört deswegen in die Klasse der im zweiten Absätze jenes Gesetzes genannten Personen, deren Urkunden von der im Gesetze aufgestellten Regel ausgenommen sind. Das Gesetz, welches im ersten Absätze überhaupt die Form der Beurkundung für einseitige Zusagen unter Privatunterschrift festsetzt, drückt eben so allgemein im zweiten Absätze die Ausnahme aus; ohne Untersuchung, ob die errichtete Urkunde ein zum gewöhnlichen Lebensberufe des Ausstellers gehöriges Geschäft betrifft oder nicht. Eine Absicht, die Ausnahme bloß auf die in Gewerbe- und häuslichen Lebensgeschäften der Aussteller errichteten Urkunden zu beschränken, wozu die Worte des

Gesetzes nicht die mindeste Veranlassung geben, darf darum um so weniger unterstellt werden, als die ältere französische Gesetzgebung (nämlich die Ordonnance vom 22. September 1732 und die Déclaration von 1733, welche dem Art. 1326 des Code Napoleon zu Grunde liegen) nur bei Erwähnung der Kaufleute der actes necessaires pour le commerce ausdrücklich Erwähnung thut, einen ähnlichen Unterschied aber bei den gens occupés aux artes et métiers ou à la culture des terres nicht macht; wogegen der Code Napoleon auch die frühere Beschränkung auf die im gewöhnlichen Lebensberufe der Kaufleute aufgestellten Urkunden allschwierigend aufhebt, und alle im zweiten Absätze genannten Personen vollkommen gleichstellt. —

Aus dem Grunde des Gesetzes, um nämlich Schuldner vor Ueberlistungen zu hüten, die Beschränkung zu recht fertigen, verbietet 2. R. S. 4 a, weil solches dem Richter nur dann erlaubt ist, wo ihm ein bestimmter Ausspruch des Gesetzes mangelt, was bei den einfachen deutlichen Worten des zweiten Absätze des 2. R. S. 1326 nicht der Fall ist.

Aus diesen Gründen ist der Liquidant durch das ihn mit seiner Forderung gänzlich abweisende hofgerichtliche Erkenntniß gravirt und mußte, unter Verfallung der Wasse in die Kosten II. und III. Instanz das amtliche Urtheil wieder hergestellt werden.

Schmidt.

III.

Ministerium des Innern.

Kostenersatz in Untersuchungssachen wegen Forstverweh.

Unterm 9. August 1836 Nr. 9191 erließ das Ministerium des Innern auf eine von der Regierung des Oberrheinkreises eingeformene Anfrage an sämtliche Kreisregierungen die Verfügung,

„daß der wegen eines Forstverwehs Angefaßte, der in der Rekursinstanz unter Einbindung von den Kosten flag, oder schuldlos gesprochen wird, allerdings einen Kostenersatz gegen das Fiskus ansprechen könne, allein nur für seine gehaltenen noch weni gen Auslagen, wie dies auch bei andern administrativentzündlichen Sachen der Fall sei, nicht aber für etwaige Anwaltskosten. Doch sei ihm, wenn er sich eines Anwalts zu seiner Rekursausführung, resp. Vert heidigung bediente, jedenfalls derjenige Betrag zu ersßen, den er für Gänge und Protokollgebühren und andere Auslagen zu fordern berechtigt gewesen wäre, wenn er seine Sache bei dem Bezirksamt selbst ausgeführt hätte.“

D. R.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 8.

Karlsruhe den 24. Februar. 1838.

I.

Ueber den Gerichtsstand der Prozeßkosten.

Es ist wohl keine Frage, daß für die Gerichtskosten der Richter der Hauptsache immer zuständig sei. Aber ist er es ausschließlich?

Zur bessern Veranschaulichung diene folgender Fall:

In Sachen des W. L. in L. Kläger, Appellanten, gegen E. A. in Sch. Beklagten, Appellanten, wegen Kauffchillingsforderung, erkannte in erster Instanz das Bezirksamt W., sodann in zweiter Instanz das Hofgericht zu R.

In der zweiten Instanz wurde der Kläger abgewiesen und in alle Kosten verurtheilt. Bevor der Beklagte noch seine Prozeßkosten liquidirt hatte, ließ er, und die defskällige Forderung wurde im Erbtheilungsgeschäft seiner nachgelassenen Wittve unter andern auf ihren Antheil zugeschrieben, welche einige Zeit darauf eine specifisirte Rechnung an das großherzogliche Oberamt L., als dem Forum des W. L., als des frühern Klägers (in Bezug auf die Prozeßkosten — jetzt des Beklagten) mit der Bitte ein sandte, einen bedingten Zahlungsbefehl gegen den Letztern zu erlassen. Dies geschah, der Zahlungsbefehl wurde aber widersprochen. Der hierauf von der E. A. in Sch. zur Verfolgung ihrer Rechte angestellte Anwalt zeigte beim Oberamt L. sein Patrocinium mit der Bitte an, Wohlthatelbe wolle die frühern Akten von dem Bezirksamt W. requiriren, da es der Akten ja doch bei der spätern Verhandlung bedürfe. Auch dieß geschah, und nachdem der Anwalt auf erhaltene Nachricht vom Oberamt L. daselbst die frühern Akten eingesehen hatte, um theils die Richtigkeit der Prozeßkostenansätze zu prüfen, theils den Beleg für die Ansätze durch die frühern Akten gebührend nachweisen zu können, reichte er seine Liquidationsklage ein, begründete sie mittelst Berufung auf die betreffenden Aktenstücke des frühern Prozeßes, gab die Gründe für die Zuständigkeit des Oberamts L., wie sie aus dem Bisherigen sich ergeben dürften, an, und schloß endlich mit der eventuellen Bitte, die Klage sammt Beilagen und den Akten — um Weitaufmerksamkeit zu vermei-

den — an das Bezirksamt W. zu senden, wenn das Oberamt L. sich gleichwohl nicht für competent erachten sollte. Hierauf erging sodann von dieser Stelle folgendes Erkenntniß:

In Sachen n. wird auf erhobene Prozeßkostenliquidationsklage der E. A. Wittib vom 13 Februar praes. 14. d. M. und in Erwägung,

1) daß dasjenige, was die Klägerin verlangt, nämlich den Erfas der gebaten Prozeßkostenauslagen, schon bei dem Richter der Hauptsache rechtskräftig entschieden ist, indem durch das zweitinstanzliche Erkenntniß vom 19. Oktober 1833 der jetzige Beilage bereits in die Kosten der ersten und zweiten Instanz verurtheilt wurde,

2) daß es sich hier nur noch um die Ermittlung des Maßes der Kosten, oder aber um Vollstreckung des Erlasses handelt, sowohl das Gesuch um Bestimmung des Betrags der urtheilsmäßigen vom Gegentheil zu erhaltenden Kosten, als auch jenes um Vollstreckung der im Urtheil über die Hauptsache ausgesprochenen Kostenerschuldigkeit nach der ausdrücklichen Vorschrift der §§. 175 und 944 der Prozeßordnung bei dem Richter der Hauptsache anzubringen ist;

3) daß gegenwärtige Klage keinen andern Zweck beabsichtigt, als die Vollstreckung des allegirten hofgerichtlichen Urtheils nach vorläufiger Liquidation der Prozeßkosten, indem die Klage selbst als eine Prozeßkostenliquidationsklage von der Klägerin, resp. deren Bevollmächtigten betitelt wurde;

4) daß die Erlassung eines bedingten Zahlungsbefehls, gegen welchen der Beklagte Einwendung angezeigt hat, die Weisung der Prorogation nicht hat, indem dieselbe erst durch die Einlassung auf die erhobene Klage stillschweigend begründet wird, — §. 35 der Prozeßordnung. Unter Hinblick auf §. 54 und 375 ibid.

beschlossen:

„die Klage auf Erfas der Prozeßkosten findet hier nicht Statt.“

Da es der Anwalt für seine Pflicht hielt, der Klägerin

so schnell als möglich zu ihrer Forderung zu verhelfen, so stellte er — ohne von dem Rechtsmittel der Appellation gegen das Erkenntniß Gebrauch zu machen — die Klage bei dem großherzoglichen Bezirksamte W. an.

Jedes Erkenntniß scheint nun in doppelter Hinsicht nicht ganz ordnungsgemäß; denn

1) hätte dem Anwalt die Klage zurückgegeben werden sollen, mit dem Vermerken, daß es ihm selbst überlassen bleibe, die Klagschrift an Ort und Stelle zu senden, wenn das Oberamt L. dieselbe nicht mit den früheren Akten br. m. an das Bezirksamt W. einschicken wollte; denn gerade für den Fall, daß das Oberamt L. sich für incompetent erklären würde, ist das eventuelle Gesuch gestellt worden, und eines Erkenntnisses auf Abweisung der Klage, weil sie bei dem Oberamt L. nicht Statt finde, — hätte es gar nicht mehr bedurft, weil auf die angesprochene Zuständigkeit dieser Stelle schon im Voraus eventuell verzichtet worden war *);

2) hätte aber die Liquidationsklage wegen Incompetenz des Oberamts L. gar nicht verworfen werden sollen.

Bei der in den Entscheidungsgründen geltend gemachten Ansicht ist übersehen, daß das Oberamt L. seinerseits schon in die Verhandlung dieses Streits eingewilligt hatte, und daß es nur dem Beklagten noch hätte zusprechen können, die Einrede der Unzuständigkeit vorzusuchen, nachdem der Richter einmal einen Zahlungsbefehl erlassen und auf geschene Patrociniumsangelei die Akten des Bezirksamts W. eingefordert hatte **).

Sodann ist die Bestimmung des Maßes der Prozesskosten bei jedem Richter möglich — wenn auch die Frage über Erschließungsbefugnis im Allgemeinen nicht von ihm entschieden wurde.

Der §. 173 bestimmt bloß so viel ausdrücklich, „daß über eine solche Forderung nur ein abgekürztes Verfahren Statt findet“ nicht aber, daß nur der Richter der Hauptsache zur Fixirung competent sei, indem aus der Fassung der Gesetzesworte:

„in welchem der Richter der Hauptsache nach einem von der fordernden Partei aufgestellten Verzeichnisse entweder sofort, oder nach Vernehmung der Gegenseite, den Kostenbetrag festsetzt;“

eine solche ausschließende Competenz nicht gefolgert werden kann.

„Nach §. 7 der Prozessordnung ist der allgemeine Gerichtsstand erster Instanz in allen bürgerlichen Rechtsverhältnissen bei dem Untergerichte des Wohnortes des Beklagten begründet, oder wenn er im Inlande keinen Wohnort hat, bei dem inländischen Untergerichte, in dessen Bezirk sein Aufenthaltort liegt.“

Die Prozesskostenliquidation ist nun ein Theil der Klage auf Erfüllung urtheilsmäßiger Verbindlichkeit und kann ex arg. §. 702 gewiß vor jedem Richter, der für den Beklagten der allgem. ein zuständige ist, vorgebracht werden, weil sich die Klage auf öffentliche Urkunden, worunter ein Urtheil und Akten gewiß zu rechnen sind, gestützt hat. Dagegen ist es zuerst das Oberamt L., welches die Vollstreckung vollzieht. Auch hinsichtlich der Zinsenforderung war die Erlassung des dringenden Zahlungsgebots präjudicial, wenn innerhalb drei Monaten die Klage einkam. Wie aber jetzt, wo die Klage später als drei Monate beim Bezirksamte W. einkommt? Werden die Zinsen vom Tage des zugestellten Zahlungsgebots des Oberamts L. an gerechnet oder vom Tag der Klagerhebung beim Bezirksamt W. — weil theils die drei Monate verstrichen sind — theils jener Zahlungsbefehl — nach Erkenntniß des Oberamts L. (welches implicite in seiner Abweisung wegen Mangels an Zuständigkeit liegt) als nicht rechtskräftig erlassen zu betrachten ist? Auf jeden Fall kann man sagen, daß in jenem früheren Zahlungsgebote eine urkundliche Anforderung liege, welche Zinspflicht wirkt, und zwar, wenn man den Zahlungsbefehl für gültig erträgt, in der Art, daß die nachherige beim Oberamt L. angeführte — wenn schon abgewiesene — Klage als Wahrung der Frist von drei Monaten angesehen werden kann; oder, wenn man denselben für ungültig ansieht, als urkundliche Anforderung, bei welcher die Einzahlung binnen drei Monaten nicht einmal nöthig ist. L. R. S. 6 k., vgl. mit S. 439.

Zum Schluß nur noch die Bemerkung: Wenn die Liquidationsklage notwendig vor den Richter der Hauptsache gehört, so entsteht dadurch oft ein — für beide Theile — unheilvolles Verfahren; so muß der

*) Das Amt L. ist nicht Expeditionsbehörde. Es hätte über die Klage nur in so fern, als sie bei ihm angedruckt war, zu verfügen, und dem Richter, wenn es sich incompetent erklärte, zu überlassen, sich selbst als Amt W. zu wenden.

D. R.

**) Der Richter kann von Amtswegen und nicht bloß auf eine diesfällige Einrede seine Unzuständigkeit aussprechen (§. 34, 357 k.). so lang er nicht in Folge zugelassener Verhandlung, oder durch stillschweigender Prorogation nach §. 35 wirklich competent geworden ist.

D. R.

*) Die Kostenliquidation ist eine Nebensache, für welche nach §. 31 das Gericht der Hauptsache als besonderer Gerichtsstand zuständig ist. Nun konstatiren wir die besondern Gerichtsstände nach §. 39 Nr. 2 mit dem allgemeinen Gerichtsstand des Wohnortes, in Bezug auf die Kosten wird man aber dieselbe eine Ausnahme annehmen müssen, weil die besondrer Vertheilung des §. 173 die Liquidation derselben ausdrücklich nur an den Richter der Hauptsache verweist, bei welchem allein auch Gesuche um Vollstreckung angebracht werden können §. 94a.

D. R.

Anwalt der Klägerin, statt mündlich in Einer Tagfahrt alles beim Obergericht L. abmachen zu können, sich an ein entferntes Amt wenden, welches mit den Parteien mittelst Ersuchschreibens an das Obergericht L. communiciren und seine etwaigen Vollstreckungsverfügungen durch eben dieses Obergericht vollziehen lassen muß *).

II.

Noch ein Wort über Vermögensabsonderung der Ehefrau in der Gant ihres Ehemanns, unter Bezug auf Nr. 9 des Jahrgangs 1837, II. der Annalen, und die oberpfälzerischen Jahrbücher 1836, 1837 S. 27, 32.

In dem Aufsatz Nr. 9 der Annalen von 1837 ist zur Widerlegung der Ansicht, daß durch die in der Gant vorkommenden Handlungen, Anträge und Ansprüche der Ehefrau und des Richters, alles jenseitig dargestellt werde, was die R. R. S. 1443 folgte. der Sache nach verlangen, lediglich nichts vorgebracht worden, als was schon früher in den Annalen 1836, Nr. 40 I. gesagt war: nämlich daß die Ehefrau nicht bei ihren Anträgen das Wort Vermögensabsonderung brauche, daß der Richter in seinem Urtheil nicht auf die Vermögensabsonderung wörtlich erkenne, daß die Vermögensabsonderung nicht öffentlich verkündet werde, und daß also die seither in der Gant geschehene Entscheidung der Ehefrau, die Zuweisung ihres vorhandenen Vermögens, kraft Absonderungswereits, die Kollocirung ihrer Ersatzforderungen die Vermögensabsonderung nicht darstelle.

Dagegen läßt sich nun nicht viel einwenden, wenn man nämlich davon ausgeht, daß es eine angemachte Sache sei, daß nur durch den Gebrauch der Wortausdrücke in dem S. 1443 seq. die Vermögensabsonderung zu Stande kommen könne. Allein ich habe schon in Nr. 45, I. 1836 der Annalen aufmerksamt gemacht, daß die Ausdrücke der S. 1443 seq. keine verba sacramentalia seien, und daß man daher untersuchen müsse, ob denn die Vorkommlichkeiten in der Gant eine andere rechtliche Deutung zuließen, als den Antrag und Anspruch der Vermögensabsonderung, und ich habe alsdann nachzuweisen versucht, daß dieses nicht der Fall ist, und daß man daher in den erwähnten Vorkommlichkeiten allerdings eine richterliche Vermögensabsonderung anzunehmen habe. Auf diese Nachweisung hat man sich aber in Nr. 9 nicht eingelassen, man hat nirgends dar-

gehan, daß die Anträge der Frau und die Ansprüche des Richters eine andere, und welche andere Deutung sie haben, so daß ich daher die ganze Erwiderung in Nr. 9 mit nur zwei Bemerkungen übergehe.

Wenn denn so alles Gewicht auf den in den Anträgen und Ansprüchen des Richters vorkommenden Ausdruck Vermögensabsonderung gelegt wird, so läßt sich behaupten, daß diese Ausdrücke in vielen Ganten des Ehemanns vorkommen, denn eine Ehefrau, welche noch eigenes, nicht in die Gemeinschaft gefallenes Vermögen besitzt, wird ihre Anträge überall dahin stellen, daß sie erklärt

- 1) sie entschlage sich der Gemeinschaft,
- 2) sie verlange ihr noch vorhandenes sonder eigenes Vermögen aus der Gantmasse abgefordert zu erhalten,
- 3) und liquidire folgende Ersatzforderungen.

Hiernach hat also die Ehefrau wörtlich die Absonderung ihres Vermögens ausdrücklich verlangt.

Der Richter erkennt aber alsdann im Eingang des Locutionserkenntnisses, daß der Ehefrau *jure separationis*, also vermöge ihres Anspruchs und Rechts auf Vermögensabsonderung, ihr vorhandenes Vermögen aus der Gantmasse abgefordert zugewiesen werde. Er erkennt also für dieses Vermögen auf Absonderung, und wenn man nun darauf Gewicht legt, daß dieses nicht gelte, weil es im Locutionserkenntnis vorkomme, welches eine dem Erkenntnis auf Vermögensabsonderung nachfolgende Verfügung sei, so verlangt man am Ende, daß das Erkenntnis auf Vermögensabsonderung auf einem eigenen Bogen Papier stehen müsse, und daß die ganze Vermögensabsonderung null und nichtig sei, weil auf dem Bogen auch noch die Locution der Ersatzforderungen der Ehefrau steht. Uebrigens werden nur diese locirt, denn von den Vindicanten und Reparationsgläubigern sagt man nach jenseitigem Sprachgebrauch gar nicht, daß sie locirt werden. §. 878 der Prozeßordnung.

Auffallend und jedenfalls höchst inconsequent ist aber die Auseinandersetzung meines Herrn Gegners ad 4.

Es wird gesagt, der S. 1443 verlange öffentliche Bekanntmachung, welche nach der Prozeßordnung und einer Justizministerialverordnung vom Jahr 1828 in den öffentlichen Verkündungsblättern zu geschehen habe, und wo also solche nicht geschehen, sei die Vermögensabsonderung ungültig. Allein voreist war der die ganze Frage in Bewegung setzende Rechtsfall gewiß nicht geeignet, unter die erwähnten Vorschriften gestellt zu werden, weil die in der Gant vorgekommene Vermögensabsonderung sich im Jahr 1825 ereignet hat, und darauf wohl die Bestimmungen der Prozeßordnung nicht anwendbar sind. Sodann aber ist es ganz unrichtig, daß der S. 1443 die Ungültigkeit der Vermögensabsonderung überhaupt an die Unterlassung der

*) Die Vollstreckung kann nach der ausdrücklichen Vorschrift des §. 944 jedenfalls nur bei dem Bezirksamt B., als bei dem Gerichte der Hauptflache angebracht werden, welches sodann nach §. 949 wegen des Vollzugs Ersuchschreiben erläßt. D. R.

öffentlichen Bekanntmachung binde, sondern er bindet sie an die Unterlassung der Bekanntmachung durch Anschlag an der hierzu bestimmten Tafel, und wo also eine Vermögensabsonderung nicht an der hierzu bestimmten Tafel angeschlagen ist, muß sie als ungültig angesehen werden. Mein Herr Gegner substituiert nun zwar als Stellvertreter diesem Anschlag die Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, allein ich frage, mit welchem Recht wird nun im §. 1445, wo sogar der Unterlassung einer bestimmten Form die Strafe der Ungültigkeit ausdrücklich angedroht ist, eine ganz willkürliche, nirgends von der Gesetzgebung Gewalt eingeführte, andere Form als Stellvertretend angenommen, und warum wird dagegen im §. 1443, wo nirgends eine Strafe der Ungültigkeit auf den Nichtgebrauch des Wortes Vermögensabsonderung gesetzt ist, jede Stellvertretung ausgeschlossen? Ist dieses konsequent?

Mit mehr Grund läßt sich doch gewiß annehmen, daß da, wo die Gesetzgebung eine gewisse Form vorgeschrieben hat, welche wieder an andere Vorrichtungen und Dinge gebunden ist, die ebenfalls von der Gesetzgebung ausgehen haben, so lange dem Bürger die Vernachlässigung der Form nicht entgegengesetzt werden kann, als ihn die Gesetzgebung durch Herstellung der Vorbedingungen der Form nicht in die Lage gesetzt hat, die davon abhängige Form zu erfüllen. Wenn also die Vermögensabsonderung auf einer dazu bestimmten Tafel angeschlagen werden soll, so scheint mir die Unterlassung dieses Anschlags so lange nicht dem Bürger entgegengehalten werden zu können, als nicht die Gesetzgebung diese Tafel eingeführt und hergestellt hat. Und trotz des gegenseitigen Widerspruchs halte ich es alsdann für unmöglich, einen Anschlag auf einer Tafel zu bewirken, welche nicht besteht. Zwar hält mein Herr Gegner die Anschaffung der Tafel nicht für eine Unmöglichkeit. Wenn er aber daraus beweisen will, daß also der Anschlag selbst nicht zu den rechtlichen Unmöglichkeitseigenheiten gehöre, so glaubt er wohl, daß die Ehefrau die Anschlags-tafel selbst anschaffen müsse, und alsdann ist freilich keine Unmöglichkeit vorhanden, denn schliesslichen Falls kann sie, wie im Hausfreund der Bauer das Recept, die Thüre ausheben, darauf mit Kreide die Vermögensabsonderung schreiben lassen, und solche im Amtshaus ausstellen. Ueber den Einwurf, daß die in den Anträgen der Ehefrau und Aussprüchen des Richters von mir angenommene Vermögensabsonderung nicht öffentlich bekannt gemacht werden könne, weiß ich übrigens nichts zu sagen, denn das, daß ein Wid keine Widerlegung ist.

Eingehend in die Sache, und wissenschaftlich gehalten sind dagegen die Einwurfe meines verehrten Freundes in den oberhofgerichtlichen Jahrbüchern, und da es uns beiden

darum zu thun ist, nicht Recht zu haben, sondern Recht zu finden, so will ich versuchen, seine Einwurfe zu befeitigen.

Nicht am todtten Buchstaben klebend, giebt er den ganz richtigen Satz zu, daß man in dem Fall, wo die Beibringensliquidation einer Ehefrau in der Gant ihres Ehemanns zu ihrer rechtlichen Begründung eine vorherige Auflösung der Gemeinschaft durch Vermögensabsonderung erfordere, annehmen müsse, daß alsdann die Liquidation die Absonderungsbitte als *conditio sine qua non* in sich einschliesse, und daß das darauf eingetragene Notationserkennniß auch den richterlichen Anspruch der Vermögensabsonderung in ventre trage. Davon ausgegangen, sind wir nur in der Deutung der Anträge und Erklärungen der Ehefrau verschiedener Meinung, und zu untersuchen habe ich daher, ob die gegenwärtige Deutung den bestehenden Gesetzen entspricht.

Von den hier vorkommenden Erklärungen der Ehefrau in der Gant ihres Ehemanns ist die erste Erklärung, auf welcher wieder die andern beruhen, ganz übergegangen worden, nämlich die, daß sie sich der Gemeinschaft entschlage. Die Entschlagung von der Gemeinschaft steht aber nach §. 1453 die Auflösung der Gemeinschaft nothwendigerweise voraus, weil erst nach dieser Auflösung das Recht der Frau, sich zu entschlagen, in das Leben tritt, und da nun die Gant des Manns die Ehe selbst nicht auflöst, auch für sich selbst die Gemeinschaft keineswegs aufhebt, so kann die doch als rechtliche Begründung der Entschlagung notwendige Auflösung der Gemeinschaft auf eine andere rechtliche Weise gar nicht gedacht werden, als allein nur durch Vermögensabsonderung, denn irgend eine andere Auflösungsart des §. 1441 ist hier gar nicht möglich und denkbar. So wie man aber annehmen muß, daß die Erklärung der Ehefrau, sich der Gemeinschaft zu entschlagen, nur unter der Voraussetzung der Vermögensabsonderung rechtlich möglich und denkbar ist, so wird man das Verlangen der Vermögensabsonderung um so mehr annehmen haben, als bei der Gant des Ehemanns die Voraussetzungen der Vermögensabsonderung nach §. 1443, die Gefahr des Heirathguts der Frau und die zerrüttete Vermögenslage des Ehemanns, offenkundig vorliegen. Die Entschlagung von der Gütergemeinschaft schließt daher nach §. 1453 die Auflösung der Gemeinschaft durch Vermögensabsonderung als *conditio sine qua non* in sich ein.

Die Ehefrau bleibt aber dabei nicht stehen, sondern verlangt weiters an den Gantrichter, daß ihr derselbe das noch vorhandene, nicht in die Gemeinschaft gefallene Einkommen der Gantmasse absondere und gewisse, und wenn man nun dieses auf eine Einsprache gegen den Zugriff auf die der Frau eigenthümlich zustehenden Güter

deuten will, so kann nachgewiesen werden, daß diese Deutung weder dem ganzen Umfang der Erklärung der Ehefrau, noch den Gesetzen entspricht, welche den vorgetommenen Rechtsverhältnissen zu unterstellen sind.

Der Ehemann ist der Herr der Gemeinschaft, und fällt er in Gant, so ist das ganze Vermögen der Gemeinschaft als das Massevermögen anzusehen, welches den Gläubigern zu ihrer Befriedigung zusteht. Nun gehört aber auch nach R. R. S. 1402 Nr. 2 der Früchtegenuss aus dem liegenschaftlichen Einbringern der Ehefrau zur Gemeinschaft, und so gut ein in persönlicher Nutznießung des Manns stehendes Gut hinsichtlich seines Früchtegenusses der Gant des Ehemanns versagen ist, eben so gut ist auch das der Ehefrau zuständige Gut hinsichtlich des Früchtegenusses der Gant versagen. Nur das nackte Grundeigenthum ist der Ehefrau während der Ehe geblieben, wovon S. 1424 eine Anwendung macht. Die Ehefrau verlangt aber da, wo sie sich in der Gant ihres Ehemanns der Gemeinschaft entschlägt, keineswegs nur das, daß das Grundstück nicht als Eigenthum des Manns verkauft werde, sondern sie verlangt, daß ihr solches aus der Masse abgetrennt, und zur künftigen eigenen Verwaltung und Nutznießung zugewiesen werde, so daß also die nur auf Verhinderung des Zugriffs gehende Deutung der Erklärungen und Anträge der Frau den sich auf Absonderung des Guts und Ueberweisung in ihre Verwaltung und Nutznießung erstreckenden Umfang der Anträge der Ehefrau nicht umfassen.

So wie aber die Gemeinschaft nicht aufgelöst ist, so dauert die Nutznießung des verganteten Ehemanns an dem liegenschaftlichen Einbringern der Ehefrau fort, und da nun in Folge der Anträge und Erklärungen der Ehefrau ihr noch vorhandenes liegenschaftliches Vermögen vom Gant Richter im Eingang des Vocationsbescheides abgetrennt von der Masse zugewiesen und ihr dadurch die künftige Verwaltung und Nutznießung ertheilt wird, so ist dadurch die Gemeinschaft aus ihrem Recht der Nutznießung entsetzt. Dieses kann nur dadurch geschehen, daß durch die vorhergegangene Entschlagung von der Gemeinschaft diese selbst als aufgelöst betrachtet wird, was wieder nur dadurch zu erklären ist, daß hier eine Vermögensabsonderung vor sich gieng. Die Verhinderung des Zugriffs auf das nackte Grundeigenthum der Frau erklärt daher nach den bestehenden Gesetzen keineswegs die hier vor sich gehende, Verwaltung und Nutznießung ergreifende Absonderung des liegenschaftlichen Beibringens der Ehefrau, und da eben alles dieses durch nichts anderes zu erklären, als durch die vor sich gegangene Aufhebung der Gemeinschaft, so muß man eine

Vermögensabsonderung unterstellen, weil sie allein die Aufhebung der Gemeinschaft bedingen kann.

Ich habe weiters in R. R. S. 40 I. der Annalen 1836 and geführt, daß die sich der Gemeinschaft einschlagende Ehefrau nicht so ihre Beibringensforderungen liquidiren und zugesprochen erhalten könne, wie es zu geschehen pflege, und daß man also auch daraus den Vorgang einer Vermögensabsonderung zu entnehmen habe, weil sie allein die Art und Weise der Liquidation erklären könne. Dagegen hat man nun angeführt, daß zwar in der Regel die Ersatzforderungen der Ehefrau erst mit Auflösung der Gemeinschaft fällig werden, daß aber die Gant nach S. 835 der Prozeßordnung alle Forderungen der Zukunft alsobald fällig werden lasse, und daß sie also von der Ehefrau in der Gant verfolgt werden könnten, ohne daß man daraus eine vorhergegangene Aufhebung der Gemeinschaft annehmen müsse. Allein auch damit reicht man nicht aus.

Richtig ist es, daß der S. 835 folgte. der Prozeßordnung die noch nicht aus irgend einem Grund verfallenen Forderungen an den Gantmann fällig macht, und richtig ist es wohl auch, daß der S. 835 der Prozeßordnung mit allen weiters über die Ausföhrung dieses Grundsatzes folgenden §§. 899 — 903 gemeines Prozeßrecht war, und daher schon vor Einföhrung der Prozeßordnung bei und gegolten hat. Ebendeshalb ist es aber auch richtig, daß man auf seine Weise sagen kann, daß die Ehefrau in der Gant ihre Forderungen als noch nicht verfallene liquidire, denn nichtsgends ist es schon vorgekommen, daß die Ehefrau den Betrag ihrer liquidirten Ersatzforderungen gegen Abzug der Zwischenzinsen oder gegen Sicherheitsleistung erhält, was doch der Fall seyn müßte, wenn sie eine noch nicht verfallene Forderung verlangte. Die Ehefrau wird im Gegentheil gerade so behandelt und locirt, als wie die andern, schon verfallene Forderungen liquidirenden Gläubiger, und da dieses nur unter der Voraussetzung der geschehenen Auflösung der Gemeinschaft geschehen kann, weil allein dadurch ihre Ersatzforderungen fällig werden, so kommt man gerade aus der Art und Weise der Liquidation und Locirung der Ersatzforderungen der Ehefrau, wie sie zu geschehen pflegt, wiederum auf die Vermögensabsonderung, weil aus ihr allein die solche Liquidation erklärende Aufhebung der Gütergemeinschaft gefolgert werden kann.

Die Unterstellung aber, daß die Ehefrau ihre Ersatzforderungen des R. R. S. 1470 Nr. 2, 3 also zwar noch nicht verfallene, jedoch durch die Gant fällig gewordene Forderungen liquidire und zugesprochen erhalte, ist aber eine gesetzlich ganz unmögliche Sache. So viel ist nämlich vor Allem richtig, daß vor Auflösung der Gemeinschaft die Ehefrau in keiner Weise ihre Ersatzforderungen gegen den

Cheemann geltend machen kann, und will man nun die Geltendmachung dieser Forderungen zulassen, ohne aber die Auflösung der Gemeinschaft wirklich zu unterstellen, so müßte man diese Liquidation als eine Art Sicherstellung des eheweilichen Einbringens in die Gemeinschaft ansehen. Als diese Sicherstellung ertheilt aber das Gesetz gerade die Vermögensabsonderung des §. 1443, und so wie die Ehefrau dieser Sicherstellung sich nicht theilhaftig macht, so kann sie legend eine andere Sicherstellung gegen den Mann nicht verlangen, und sie kann daher zu einer Liquidation ihrer Ersatzforderungen eben so wenig zugelassen werden, als eine Ehefrau da gegen ihren Mann liquidiren und Bezahlung des Liquidirten aus dem Gemeinschaftsvermögen verlangen kann, wo sie mit ihrem Mann zugleich verganget wurde.

Man käme mit der versuchten Erklärung der Liquidation und Zahlungszuweisung der Ersatzforderungen der Ehefrau und dem sonderbarsten Rechtsverhältniß, was man sich nur denken könnte.

So wie man nämlich nicht annimmt, daß bei dem vorliegenden Sachverhalt eine Vermögensabsonderung und damit eine wirkliche Auflösung der Gemeinschaft eintritt, so muß man nothwendigerweise eine Fortdauer der Gemeinschaft unterstellen. Wenn nun die Ehefrau den Werth ihrer veräußerten Liegenschaften und den Betrag der ihr aus der Gemeinschaft gebührenden Vergütungen liquidirt, so geschieht der Ersatz dieser Forderungen nach L. R. S. 1474 aus der Baarschaft und aus der Fahrniß, meistens aber aus dem Erlös der dem Cheemann verkauften Grundstücke. Das Vermögen, welches dazu verwendet wird, ist insofern Gemeinschaftsvermögen, als alles Vermögen des Manns zur Befriedigung der Gläubiger verwendet wird. Die Ehefrau, welche barans bezahlt wird, ist noch Gemeinschaftsgemein, weil ja die Gemeinschaft nicht aufgelöst ist. Was aus dem Gemeinschaftsvermögen an einen Gemeinschafts-antheil kommt, ist und bleibt Gemeinschaftsvermögen, was aber Gemeinschaftsvermögen ist, unterliegt dem Zugriff der Gemeinschaftsgläubiger, und wenn also die Gemeinschaftsgläubiger zwar nicht das bloße Grundguthum der Ehefrau angreifen, jedenfalls aber alles Vermögen der Gemeinschaft zu ihrer Befriedigung angreifen dürfen, so halten sie sich an alles jenes, was die Ehefrau zur Befriedigung ihrer liquidirten Forderungen erhält, und diese bekommt sonach re vera nichts. Nicht einmal die Zinsen ihrer Ersatzforderungen erhält sie. Denn obgleich solche nach §. 1475 kraft Gesetzes Zins tragen, so fallen ja während der bestehenden Fortdauer der Gemeinschaft alle Zinsen des Vermögens in die Gemeinschaft, so daß also die Gemeinschaftsgläubiger auch die Zinsen der Ersatzforderungen ergreifen, denn sie sind Gemeinschaftsvermögen. Wenn aber

die Gemeinschaftsgläubiger alles was die Ehefrau zum Ersatz ihrer Forderungen zugewiesen erhält, an- und ergreifen dürfen, wenn also die Frau nichts erhält, so wäre es viel natürlicher, man ließe sie gar nicht liquidiren. Allein nicht nur das, daß sie den Ersatz ihrer Forderungen nicht erhält, ist die Folge der gegentheiligen Erklärung der Liquidation der Ersatzforderungen, sondern sie muß auch noch dazu auf ihre noch vorhandenen Liegenschaften Schulden übernehmen. Die gegentheilige Erklärung nimmt nämlich an, daß die Gemeinschaft keineswegs aufgelöst werde, sondern daß die Ehefrau nur ihre noch nicht versfallenen Forderungen als jetzt fällige liquidire. Daurt aber die Gemeinschaft fort, so ist die Ehefrau kraft Gesetzes die Schuldnerin der Hälfte der Gemeinschaftsschulden, und die Rechtswohltat des §. 1494 kommt ihr nicht zu gut, weil ihre Entschlagung der Gemeinschaft ungültig ist.

Nun frage ich aber, ob irgend Jemand selbst von dem mit der Ehefrau liquidirenden Gläubigern so die Art und Weise ihrer Liquidation versteht, ich frage, ob man anzunehmen berechtigt ist, daß hier nichts geschieht als die Liquidation noch nicht versfallener Forderungen nach §. 833 der Prozeßordnung, oder ob nicht vielmehr angenommen werden muß, daß die sich der Gemeinschaft entschlagende, ihr vorhandenes beigebrachtes Vermögen im Wege der Absonderung aus der Masse heraus verlangende, ihre auf den Grund der Beendigung der Gemeinschaft normirte Ersatzforderungen liquidirende, und für sich zu ihrer Befriedigung ansprechende Ehefrau als jene betrachtet werden muß, welche um Vermögensabsonderung angefallen und solche zugesprochen erhalten hat? Der Sache nach kann bei ganz formgerechter Anbringung des Gesuches um Vermögensabsonderung gar nichts anderes geschehen, als was hier überall bei der Gant geschieht, und wenn man die Vermögensabsonderung doch nicht herein finden will, so geschieht es nur deshalb, weil man etwa nirgends findet, daß die Ehefrau expressis verbis gesagt hat: ich verlange die Vermögensabsonderung des L. R. S. 1443. Das heiße ich aber auf Worten und Eßlen reiten, und ich glaube, daß Liebe zum Gesetz und innere rechtliche Ueberzeugung weiter führen, als nur dahin, daß man das Wort des Gesetzes ohne seinen Geist anwendet.

Man bürzlet sich sodann darauf, daß die in der Gant vorkommende Vermögensabsonderung nicht veröffentlicht werde. Wenn man aber darauf ein Gewicht legen will, so muß man vor Allem zugeden, daß die Vorchrift des L. R. S. 1445 jene ist, welche erst erfolgt, wenn um Vermögensabsonderung angelucht und solche erkannt worden ist. Soll also aus der Nichtbeobachtung des §. 1445 die Ungültigkeit der in der Gant geschehenen Vermögensabsonderung gefolgert werden, so muß man vor Allem zu-

geben, daß man das in der Gant geschene als eine von der Ehefrau angesehene, vom Richter erkannte, und im Diskretionsbeseid vollzogene Vermögensabsonderung des §. 1443 anzuerkennen hat, und also lediglich und allein die Ungültigkeit der Vermögensabsonderung aus dem Mangel der Veröffentlichung nach §. 1445 entnimmt. Wo aber der Gesetzgeber selbst mit dem Vollzug seiner Vorschriften in mora ist, wo er selbst nichts gethan hat, um den Bürger in die Lage zu setzen, seine an eine vorangehende Form gebundene Vorschrift zu erfüllen, da kann nie und nimmermehr die aus Schuld des Gesetzgebers eingetretene Unterlassung einer Form dem Bürger zum Nachtheil gereichen.

Man hat sich gegen mich wiederholt auf den §. 1446 berufen, und daraus beweisen wollen, daß also von einer Vermögensabsonderung in der Gant keine Rede seyn könne, weil hier das Gesetz selbst den Fall der Gant des Manns unterstelle, ohne daß doch eine Vermögensabsonderung eintrete. Ich muß gestehen, es ist mir noch nicht klar geworden, was man mit dem §. 1446 beweisen will.

Vorerst habe ich von Anfang an zugegeben, daß durch die Gant des Ehemanns keine Vermögensabsonderung für sich eintrete, und immer nur behauptet, daß die von der Ehefrau selbst vorgenommenen Handlungen und Anträge die Vermögensabsonderung enthalten und darstellen. Wenn nun eine Ehefrau diese Handlungen und Anträge in der Gant ihres Manns nicht vornimmt, so tritt auch begreiflicherweise die nur darin mögliche Vermögensabsonderung nicht ein. Von allem dem ist aber im §. 1446 weit entfernt nicht die Rede. Er geht nur dahin, daß das Recht der Ehefrau, auf Vermögensabsonderung des §. 1443 anzutragen, ein ihr persönlich zustehendes Recht ist, welches nach §. 1416 ihr die Gläubiger nicht ohne ihre Einwilligung ausüben können. Immerhin bleibt aber die Regel des §. 1417 stehen, daß die Gläubiger in eigenem Namen jene Handlungen ihres Schuldners ansichten können, welche er zum Abbruch ihrer Rechte vornimmt, wobei sie sich aber zumal nach den unter dem Titel von dem Ehevertrage vorgeschriebenen Bestimmungen zu richten haben. Eine dieser Bestimmungen enthält nun der §. 1446 dahin, daß die Gläubiger der Ehefrau eines Gantmanns, welche in der Gant untersteht, die Vermögensabsonderung zu erwirken, bis zum Belauf ihrer Forderungen die Rechte der Ehefrau ausüben können. Sie können also bis zum Betrag ihrer Forderungen die Vermögensabsonderung erwirken, das vorhandene Vermögen der Frau von der Masse absondern, ihre auf den Grund der Auflösung der Gemeinschaft normierten Ersatzforderungen der Ehefrau geltend machen, und zu ihrer Bezahlung erheben, und eben weil sie alles dieses selbst gegen den Willen der Ehefrau thun,

eben weil sie also diese partielle Vermögensabsonderung gegen die Absicht der Ehefrau erwirken können, so folgt daraus nur, daß zwar der hierbei nicht thätigen Ehefrau, ja der sogar widersprechenden Ehefrau dieses nicht zu gut kommt, und daß sie also fernerhin als jene Frau betrachtet wird, welche eine Vermögensabsonderung gar nicht verlangt, also auch nicht erwirkt hat. Von selbst verliert sich daher, daß die Ehefrau fortwährend als Gemeinschaftsgenossin zu betrachten ist, und dazu bedarf es keiner Autoritäten französischer Rechtsgelehrten.

Wenn aber eine Ehefrau in der Gant ihres Ehemanns nicht still geblieben ist, wenn sie alle jene Thätigkeit entwickelt, alle jene Anträge gestellt hat, welche eine Vermögensabsonderung erwirken und darstellen, so ist dieses eine ganz andere Thatsache, und für sie aus dem §. 1446 nichts zu entnehmen. Ja man kann vielmehr sagen, daß wenn sogar dritte Gläubiger der Ehefrau zum Belauf ihrer Forderungen gegen den Ehemann in seiner Gant die Vermögensabsonderung erwirken können, so muß es die Ehefrau selbst noch um desto mehr thun können. Und wenn die von den Gläubigern gegen den Willen der Ehefrau erwirkte Absonderung ihres Beibringens und Lokation ihrer Ersatzforderungen bis zum Belauf ihrer Forderungen die Vermögensabsonderung darstellt, so muß diese Vermögensabsonderung für die Ehefrau selbst dargestellt seyn, wenn sie es war, welche die Absonderung ihres Beibringens und den Ersatz ihrer Forderungen verlangte.

Es wird zwar in Nr. 40 I. der Annalen 1836 behauptet, daß die Gläubiger der Ehefrau im Fall des §. 1446 keine Vermögensabsonderung verlangen könnten, und wenn damit gesagt werden will, daß die Handlungen der Gläubiger für die Ehefrau und ihre Rechtsverhältnisse keine Vermögensabsonderung darstellen, so ist dieses zuzugeben. Hinsichtlich der Gläubiger der Ehefrau und bezüglich ihres Rechtsverhältnisses zum Ehemann stellen ihre Handlungen aber allerdings eine Vermögensabsonderung der Ehefrau vor, denn ohne eine solche ihren Handlungen zu unterlegen, können sie gegen den Ehemann die im §. 1446 erwähnten Rechte aus ihren Forderungen an die Ehefrau nicht ausüben. Nach diesem §. N. S. üben sie ja die Rechte der Ehefrau aus, und im Satz selbst ist von keinem andern Recht der Ehefrau die Rede, als von ihrem Recht der Vermögensabsonderung. So geschieht im §. N. S. 1464 ganz etwas Ähnliches. Wenn nämlich eine Ehefrau auf die Gütergemeinschaft verzichtet, so können auch ihre Gläubiger bis zum Belauf ihrer Forderungen die Gemeinschaft annehmen. Bezüglich des Ehemanns hat also dann diese Annahme die Wirkung, daß man bis zum Belauf der Forderungen der Gläubiger die Gemeinschaft als von der Ehefrau angenommen betrachtet, und die Gläubiger zu

Ausübung der darauf gegründeten Rechte der Ehefrau zu lassen muß. Der Ehefrau selbst kommt aber dieses nicht zu gut, und ihr Rechtsverhältnis bleibt daher fortwährend dasselbe, daß sie nämlich als auf die Gemeinschaft verzichtend angesehen wird.

Hiernach wird also aus dem S. 1446 lediglich nichts dagegen zu folgen seyn, daß durch die in der Gant des Ehemanns gewohnheitsweise bei und vorkommenden Handlungen der Ehefrau die Vermögensabsonderung selbst dargestellt wird. Es wird nachgewiesen seyn, daß die in den oberbischöflichen Jahrbüchern versuchte andere Deutung der Anträge und Erklärungen der Ehefrau nicht ausreicht, und man wird daher darauf beharren müssen, daß die seit Einführung des Landrechts bei unsren Ganten vorkommenden Handlungen, Anträge, Erklärungen und Aussprüche der Ehefrau und des Conclreters überall hinreichen, um den auf die Sache und nicht auf bloße Wortklauberei gehenden Anforderungen der S. S. 1443, 1444 mit dem zu entsprechen, daß auf die Veröffentlichung der Vermögensabsonderung nach S. 1445 so lange kein Gewicht zu legen ist, als nicht die Gesetzgebung den Weg zu dieser Veröffentlichung selbst bahnt und öffnet.

Immerhin wird es aber noch eine weitere Frage seyn, ob die neben der Ehefrau in der Gant des Ehemanns liquidierenden Gläubiger berechtigt sind, gegen die Ehefrau die Ungültigkeit ihrer gewohnheitsweise geschehenden Entschlüsse von der Gemeinschaft und folgerweise der Absonderung ihres Vermögens anzusprechen. Alles was in der Gant geschieht, geschieht in Kenntniß der sämtlichen Gläubiger, und wenn nun die Ehefrau auf den Grund ihrer Entschlüsse ihre Einbringungen abgefordert zurückzieht, wenn sie ihre Erfordernisse für sich und zur eigenen Bezahlung liquidirt, wenn alles dieses urtheilsmäßig geschieht, und die Gläubiger das Recht haben, dagegen zu appelliren, so ist es noch sehr die Frage, ob sie bei Unterlassung der Einsprache und der Appellation noch später gegen die Ehefrau klagen aufstreten können, oder ob nicht vielmehr die Ehefrau ihnen die Rechtskraft alles dessen entgegenhalten kann, was vor den Augen der Gläubiger selbst in der Gant vor sich gegangen ist.

Sander.

III.

Versuch einer Beantwortung der in Nr. 33 der Annalen von 1837 unter I. aufgeworfenen Frage.

Auf die in Nr. 33 I. des Jahrgangs 1837 der Annalen aufgestellte Frage, wie der Schluß des §. 118 der Prozeßordnung zu verstehen sei, und ob die Verbalung in unserer Prozeßordnung einen Zweck hat, oder bloß aus Versehen in dieselbe aufgenommen wurde, scheint, und folgende Beantwortung die richtige:

Die Verbalung hat allerdings, abgesehen von den Fällen, die sich zur Streiterklärung eignen, einen selbstständigen Zweck, und man wird daher nicht zu der schwächlichen

Vermuthung seine Zuflucht nehmen müssen, daß sie aus Versehen in unser Gesetzbuch, welches das Wort mehrjähriger Ueberlegung ist, gekommen sei. Die Belege zu dieser Behauptung liefert der Verfasser der Anfrage zum Theil nachher selbst unter Ziffer III. desirben Blattes.

Es lassen sich nämlich folgende Fälle denken:

1) Bädermeister A fordert von B 100 fl. für geliefertes Brod. B stellt den Empfang des Brodes nicht in Abrede, hält aber die Einrede der Zahlung entgegen, die er in Ermangelung sonstigen Beweises nur durch Fideszusage begründen kann. Da aber die Ehefrau des Klägers die Zahlung in Abwesenheit ihres Ehemannes empfing, so könnte dem Kläger der Hauptid nur als Nichtwissen selbst zugesprochen werden, womit dem Beklagten schlicht geholfen wäre. Nun ist eine Streiterklärung hier nicht denkbar, denn weder der Beklagte, Zahler, noch der Ehemann A hat hierzu Grund. Der Beklagte müßte somit die Ehefrau als Zeugin beibringen. Dies wäre aber hier nicht zulässig, weil die Summe über 75 fl. beträgt, und, wenn man auch annähme, dies wäre nicht der Fall, so würde der Beklagte weiter schlicht bezahlen seyn, da die Ehefrau nach §. 511 der Prozeßordnung das Zeugniß ablehnen könnte, und überdies nach §. 508, 3 und 4 der Prozeßordnung verwehrt wäre.

Es erscheint darum die Ehefrau hier weit natürlicher als Partei, und wird als solche beizulegen seyn. Die fraglichen Worte: „mit einer Partei in einem solchen Verhältnis steht, daß eine von der Partei vorzunehmende Handlung nur durch diesen Dritten geschehen kann“ passen auch vollkommen auf ihr Verhältnis zum Kläger. Die Handlung, welche nur durch sie vorgenommen werden kann, ist der Eid über eigenes Wissen, da der Eid über das Nichtwissen fremder Handlungen nur ein sehr dürftiger Nothbehelf ist.

2) Ein weiterer hierher zu beziehender Fall ist der:

A erhält von B aus reiner Freigebigkeit ein Haus geschenkt. C stellt gegen A die Consecutionsklage an, um eine Dienbarkeit darauf geltend zu machen. Hier hat A keinen Rückgriff auf seinen Geschenkgeber (R. Nr. S. 852 a), weil ihm dieser keine Währschaft schuldig ist; ebenso wenig liegt der Fall der Nominatio auctoris vor, und dennoch ist für den Beklagten A die Verbalung des Schenkens höchst wünschenswerth, ja er kann sich vielleicht ohne diesen gar nicht gehörig vernehmen lassen. Es wird somit auch hier das in §. 118 der Prozeßordnung bezeichnete Verhältnis angenommen und die Verbalung zugelassen werden müssen.

3) Ein ähnliches Verhältnis kann wohl auch bei der Eßion eintreten, wo der Eßent beizulegen werden kann, um den Hauptid abzuleisten. Freilich wird hier meistens Grund zur Streiterklärung vorhanden seyn.

Diese wenigen Beispiele, deren sich gewiß noch mehrere auffinden lassen, scheinen hinreichend zu bekräftigen, daß der Schluß des §. 118 der Prozeßordnung mehr als eine bloße Lautologie mit dem vorhergehenden Satz enthält.

Schließlich kann noch beigefügt werden, daß die fraglichen Worte jenes §. nicht, wie in der Note der Anfrage angedeutet ist, aus Lindas Civilprozeß entlehnt, sondern vielmehr das Ergebnis der neueren Doctrin zu seyn scheinen. Vergl. Oensler Commentar zu Martin §. 213, 4, 5. §. 295, 7. E. Brauer.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 9.

Karlsruhe den 3. März 1838.

I.

Etwas über das Einschreiten des Staatsanwalts bei Beleidigungen der Staatsbeamten.

Es wurde ein Beamter wegen einer von ihm erlassenen Vollstreckungsverfügung in einer öffentlichen Gesellschaft wörtlich und thatlich auf eine wirklich anstößliche Weise beleidigt, und insbesondere die dabei gesallenen Schimpfreden hatten einen unmittelbaren Bezug auf die amtliche Verrichtung, auf die Vollstreckungsverfügung. Der Beamte wollte durch den Staatsanwalt die Ehrenkränkungs-Klage anstellen lassen, allein es ergaben sich dabei darüber Anstände, inwiefern hier die Ehrenkränkung bei einer Amtsverrichtung geschehen sei, welche nach §. 12 des Ehrenkränkungs-Gesetzes das Einschreiten des Staatsanwalts bedinge, und man wollte in der Beleidigung, welche der amtlichen Vollstreckungsverfügung in einem Zwischenraum von einigen Wochen nachgefolgt, und noch dazu nicht in der Amthätigkeit, sondern in einer Privatgesellschaft dem Beamten zugefügt war, keine solche Beleidigung erblicken, welche den Staatsanwalt zur Erhebung der Klage berechtigte.

Stellt man nun alle hierauf bezüglichen Gesetzesvorschriften und Verordnungen zusammen, so kommt man bei Einhaltung des Wortverstandes derselben theils zu auffallenden Widersprüchen, theils zu merkwürdigen Undeutlichkeiten der Gesetze.

Nach dem noch lebenden §. 43 des Pressgesetzes kann der Staatsanwalt die Klage erheben, wenn im Weg der Presse ein öffentlicher Diener in Bezug auf sein Amt beleidigt wurde. Es wird also hier kein Unterschied in der Beleidigung gemacht, und eben so wenig eine persönliche Amtsverrichtung angefordert, bei welcher die Beleidigung geschehen ist, was übrigens bei den durch die Presse, also so zu sagen über begangenen Beleidigungen natürlich war. Nach §. 12 des Ehrenkränkungs-Gesetzes kann der Staatsanwalt die Klage im Fall des §. 5 erheben, wenn die Verläumdung oder eine mit körperlicher Miß-

handlung verbundene Ehrenkränkung an einem Staatsbeamten bei einer Amtsverrichtung verübt war, und daraus läßt sich also schließen, daß nur Verläumdungen und Realinjurien eines Staatsbeamten, nicht aber Verbalinjurien desselben vom Staatsanwalt verfolgt werden können, und dieses wieder nur dann, wenn sie bei einer Amtsverrichtung, also während der persönlichen Amthätigkeit des Staatsdieners vorgefallen sind. Nach weiterer Vorschrift des §. 12 kann aber der Staatsanwalt die Klage erheben, wenn die Beleidigung an den nicht unter die eigentlichen Staatsbeamten gehörenden untergeordneten öffentlichen Dienern bei Ausübung ihres Amtes geschah, so wie wenn durch Ehrenkränkungen und Verläumdungen gegen Staatsbedienter „außerhalb ihres Dienstes Verhältnisse zur Sprache gebracht sind, welche die dienstpolizeilichen Besserungsvorschläge oder die Dienstentlassung zur Folge haben könnten.“ Hiernach kann also bei Beleidigung eines nicht zur Klasse der Staatsbedienten gehörenden öffentlichen Beamten in Ausübung seines Dienstes der Staatsanwalt ohne allen Unterschied der Art der Beleidigungen, ob durch Verläumdung, oder durch Verbal- oder Realinjurien, die Klage erheben, und während der Staatsanwalt die wörtliche Beschimpfung des Beamten selbst bei einer Amtsverrichtung nicht mit einer Klage verfolgen kann, darf er für die wörtliche Beschimpfung des Amtsdieners die Klage erheben. Diese Bevorzugung des untern öffentlichen Dieners vor dem obern Staatsbedienten wird im §. 12 aber wieder damit ausgeglichen, daß für eine gewisse Art der Beleidigungen des obern Staatsbeamten außerhalb des Dienstes auch der Staatsanwalt einschreiten kann, während durch Uebergabe der untern öffentlichen Diener in diesem Fall solches bei ihnen ausgeschlossen ist. Durch die Instructivverordnung vom 17. Februar 1832 wird endlich der §. 43 des Pressgesetzes auf alle aus Ehrenkränkungen und Verläumdungen entstehenden Klagen bezüglich der Befugnisse des Staatsanwalts ausgedehnt, und so fragt sich nun, was denn hinsichtlich der Legitimation des Staats-

anwalts zu Klagen wegen Ehrenkränkung und Verläumdung öffentlicher Diener erforderlich ist.

Zu dieser Bestimmung scheint mir der §. 5 des Ehrenkränkungsgeſetzes wenigſtens nicht wörtlich angezogen werden zu dürfen. Seine Verordnung bezweckt nur eine Einführung einer nicht unbedeutenden Straferhöhung wegen Beleidigung der dorten genannten öffentlichen Diener, und bei dieser Straferhöhung konnte der Geſetzgeber ſüglich ihren Eintritt nur auf eine Verläumdung oder eine Realinjurie beſchränken, indem er das für Verbalinjurien im §. 3 beſtimmte höchſte Strafmaß von vier Monaten Gefängniß wohl für genügend auch bei der Beleidigung eines öffentlichen Beamten anſehen durfte. Der §. 12 beſtimmt dagegen ex proſeſſo die Legitimation des Staatsanwalts zu Klagen wegen Beleidigungen öffentlicher Diener überhaupt, und wenn er bei Beleidigung eines nicht zur Klaſſe der Staatsdiener gehörigen öffentlichen Beamten in Ausübung ſeines Dienſtes die Klage erheben kann, welche Beleidigung auch die Verbalinjurie umfaßt, ſo wäre es höchſt ſonderbar, warum der Geſetzgeber die Verbalinjurie des niederen öffentlichen Dieners für hinreichend zur officiellen Einſchreitung des Staatsanwalts erachtet, ſie aber bei dem obern öffentlichen Diener für unzureichend erklärt hätte. Das Einſchreiten des Staatsanwalts geſchieht ja gerade um öffentlichen Intereſſe, und bei der wörtlichen Ehrenkränkung der eigentlichen Staatsbeamten, ja ſelbſt der höchsten Staatsbeamten, iſt doch gewiß das öffentliche Intereſſe des Staats wo nicht mehr, doch wenigſtens in dem ſelben Grad bedroht, als bei der wörtlichen Beleidigung eines Amtsdieners oder Kangleidners. Es liegt im Intereſſe des Staats, daß Beleidigungen der Beamten des öffentlichen Dienſtes wegen und während ihres Amtes nicht ungeſtraft bleiben ſollen, je höher ein Staatsbeamter aber in den Rangſtufen des öffentlichen Dienſtes ſteht, deſto größer kann auch ſein Abſtand von dem Beleidiger ſeyn, und er kann alſo deſto leichter in die Lage kommen, die ihm widerfahrene Beleidigung zu verachten, anſtatt daß er ſich gezwungen ſehen ſollte, perſönlich eine Klage gegen ſelben rohen, ungebildeten Beleidiger zu erheben, und ſich in perſönlichem Vorſtand vor dem Richter, wie in der Reſolutionsnote zu dem hier einſchlagenden Aufſatz in Nr. 27 III. der Annalen vom Jahr 1834 richtig bemerkt iſt, neuen Beleidigungen auszuſetzen. Es iſt erſt nützlich eine Rabiners-ordre des Königs von Preußen erſcheinen, wornach die dorten beſtehende ſieſaliſche, alſo von Amtswegen beginnende — Unterſuchung wegen Beleidigung der Staatsbeamten auch auf die unterſten öffentlichen Diener ausgedehnt und als Staat findend erklärt wird, und man müßte ſich dorten ſehr wundern, wenn man erſehen ſollte, daß bei und zwar die der ſieſaliſchen Unterſuchung gleich ſtehende

Klage des Staatsanwalts für die unterſten öffentlichen Diener beſteht, daß ſie aber den obern Staatsbeamten verweigert wird *). Das kann nicht ſeyn, und man wird daher auch, ohne die Inſtruktorverordnung vom 17. Februar 1832 zu bedürfen, allerdings anzunehmen berechtigt ſeyn, daß auch für die wörtliche Beleidigung eines Staatsdieners bei ſeiner Amtverrichtung die Klage des Staatsanwalts nach §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes eintritt.

Haben wir dieſes gefunden, ſo fragt ſich weiter, wie die Beleidigung eines öffentlichen Dieners in ihrer Zuſung in Bezug auf den öffentlichen Diener beſchaffen ſeyn muß, um die Klagerhebung des Staatsanwalts zu rechtfertigen, und dafür wird in der oben erwähnten Abhandlung geantwortet, ſie müſſe bei Ausübung einer Dienſthandlung geſchehen ſeyn, ſo daß alſo erforderlich wäre, daß im Augenblick der Beleidigung der öffentliche Beamte in ſeinem Dienſt ſelbſt gehandelt hat, mit andern Worten, die Beleidigung muß während der Thätigkeit im öffentlichen Dienſt geſchehen ſeyn. Im §. 5 des Ehrenkränkungsgeſetzes wird nun dieſes ausgedrückt, bei einer Amtverrichtung, und da dorten von einer nicht auszudehnenden Straferhöhung die Rede iſt, und ferner eine körperliche Mißhandlung des Beamten, alſo ſeine perſönliche Gegenwart bei einer Amtverrichtung erwähnt wird, ſo kann man behaupten, daß zum Eintritt der Strafer-

*) Die Inkonſequenz, die der §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes ſeinem Wortlaute nach mit ſich bringt, daß der Staatsanwalt bei Beleidigung niederer Diener eher, als bei Beleidigung eigentlicher Staatsdiener einſchreiten könnte, beruht lediglich auf einem Verſehen der Finalredaktion des §. 12.

Die Kommiſſion der zweiten Kammer hatte nämlich den §. 5 des Entwurfs ſolgendermaßen geſaßt: „Erdich die Verläumdung oder Ehrenkränkung an Staatsbeamten, Offizieren, Geiſtlichen oder Ordensgeſeſten bei einer Amtverrichtung, ſo kann die Strafe nach den §§. 1, 2, und 3 ſeſſeſetzte Maß bis um die Hälfte deſſelben überhengen.“

Im §. 12 (nun §. 10) wurde nun geſagt: „In den Fällen des §. 4 kann auch der Staatsanwalt die Klage erheben,“ und man fand dort nur nöthig, hiñſichtlich der im §. 5 nicht erwähnten niederen Diener dieſelbe Beſtimmung zu wiederholen.

Bei der Diſkuſſion wurde nun der §. 3 abgelehnt und die höhere Strafe nur hiñſichtlich der mit körperlicher Mißhandlung verbundenen Ehrenkränkungen aufgenommen. Dabei verſah man, alldann beim §. 12 auf die Veränderung des §. 5 Rückſicht zu nehmen, beziehungsweise den §. 12 mit Rückſicht auf die Veränderung des §. 3 ſelbſt wieder zu modifizieren, und den Fall der Beleidigung der Staatsdiener mit jenem von Beleidigungen niederer Diener, wie es der Entwurf der Kommiſſion that, wieder in Einklang zu bringen.

D. H.

höhung des §. 5 allerdings der thatsächliche Umstand gehört, daß die dorten erwähnten Beleidigungen während der persönlichen Amtsverrichtung des Beamten selbst zugesagt wurden. Ob aber auch dieser Umstand zur Klagerhebung des Staatsanwalts angefordert werden muß, läßt sich sehr bezweifeln. Man wird zwar alsbald sagen, daß durch Rückbeziehung des §. 12 auf den §. 5 in je letztem vorerwähnten Umständen auch für die Legitimation des Staatsanwalts zur Klagerhebung vorgeschrieben seien, allein wir haben schon oben gesehen, daß dieses bei den im §. 5 nicht erwähnten Verbalinjuriën eines Staatsbeamten nicht der Fall ist, und bei den so höchst verschiedenen Gegenständen der Vorschriften der §§. 5 und 12, wo die ersten Bestimmungen für die Strafe, und der letztere für das Verfahren ertheilt, wird man eine geradezu geschehene Zusammenwerfung beider §§. nicht billigen können. Nehmen wir nur den Fall an, wo die Beleidigung des Staatsbeamten zwar nicht während seiner Amtsverrichtung, aber doch gerade wegen einer Amtsverrichtung geschah, so kann man immerhin sagen, der Beamte sei in Ausübung seines Dienstes, bei Verrichtung seines Amtes beleidigt worden, denn wenn z. B. bei Zustellung eines Decrets eines Richters, welche aber nicht von ihm in Person geschieht, der Empfänger das Decret zerrißt, dem Amtsdienere es vor die Füße wirft, und ihm aufträgt, er solle dem Beamten sagen, das sei eine einfältige Verhütung, und der Beamte sei ein C—, so ist hier dem Staatsbeamten keine Beleidigung während seiner persönlichen Amtsverrichtung widerfahren, denn die Zustellung des Decrets ist die Amtsverrichtung des Gerichtsboten, und doch wird man hier gewiß eine Beleidigung des Beamten in Ausübung seines öffentlichen Dienstes erblicken, und dem Staat die Pflicht auferlegen, seinen Beamten wegen der ihm widerfahrenen Beleidigung durch den Staatsanwalt zu vertreten. Uebrigens läßt sich zumahl bei Beamten eines Collegiums, bei deren Vorkänden, sehr schwer bestimmen, wo sie sich in ihren Amtsverrichtungen befinden, denn man kann wahrlich von dem hinter seinen Acten, wenn schon zu Haus stehenden Hofgerichtsrath sagen, er sei in einer Amtsverrichtung begriffen, er muß ja die Relation zu Haus machen, und wenn ihm hier eine Beleidigung widerfährt, so müßte man für ihn den §. 12 anwenden, während man es für den Beamten im obigen Fall nicht thun wollte. Und wenn ein Minister sich von seinem Ministerialgebäude nach Hause begibt, und wurde unterwegs gerade wegen seines eben vollzogenen Dienstes gröblich und auf der Straße insultirt, so ist er in seiner Amtsverrichtung, und für ihn konnte der Staatsanwalt nicht klagen, obgleich er wegen seiner Amtsverrichtung beleidigt worden ist. Bei diesen offenbar dem

Zweck des §. 12 widersprechenden Fällen, indem doch derselbe deutlich in der Vertretung der öffentlichen Diener wegen der ihnen in Bezug auf ihren Dienst widerfahrenen Beleidigungen durch den Staatsanwalt liegt, wird daher die Beleidigung während der persönlichen Amtsverrichtung des Staatsbeamten um so weniger zur Legitimation des Staatsanwalts bei Erhebung der beschäffigten Klage erforderlich seyn, als sich bei näherer Betrachtung des §. 12 selbst ergibt, daß man dieses Erforderniß gar nicht vorschreiben wollte. Es wird nämlich im §. 12 die Klage des Staatsanwalts für zulässig erklärt, wenn gegen Staatsbeamte außerhalb ihres Dienstes Verhältnisse zur Sprache gebracht werden, welche in ihrer Wahrheit die vorgeschriebenen Besserungsversuche oder selbst die Dienstentlassung zu Folge haben könnten. Dieses sind nun Verhältnisse, welche nicht mit dem Dienst in einer Verbindung stehen, sondern welche sich auch auf das Privatleben des Staatsbeamten beziehen können. Wenn sie nun wegen der darin liegenden Bedeutung des Vernurfs die Einschränkung des Staatsanwalts rechtfertigen, obgleich sie sich nicht auf seinen Dienst beziehen, und obgleich sie außerhalb seines Dienstes, also in seinem Leben als Privatmann, z. B. in einem Wirthehaus, vorgebracht wurden, so hat hier der Gesetzgeber als Gegensatz für die im §. 5 erwähnten Beleidigungen nicht den Ausdruck außerhalb seiner Amtsverrichtung, der eine persönliche Amtsthätigkeit enthalten soll, gewählt, sondern er hat als Gegensatz den das ganze Dienstleben des Staatsbeamten umfassenden Ausdruck außerhalb seines Dienstes angewendet, und also die Klage zugelassen, wenn nicht nur die Beleidigung gar keinen Bezug auf den Dienst hatte, sondern auch wenn sie zu einer Zeit und in einer Art und Weise zugesagt wurde, welche gar keinen Bezug auf die Dienstverrichtungen des Staatsbeamten hatte. Hier wird also die Klage des Staatsanwalts für Beleidigungen des Staatsbeamten außerhalb seiner persönlichen Amtsthätigkeit, und außerhalb eines Bezugs auf eine geschehene Amtsverrichtung wegen ihrer mittelbaren Rückwirkung in der Wahrheit ihres Inhalts auf das Dienstverhältniß des Beamten überhaupt zugelassen, und wenn sie nun einen unmittelbaren Bezug auf den Dienst des Beamten selbst hatte, wenn sie gerade wegen einer Dienstverrichtung überhaupt zugesagt wurde, so muß man die Zulassung der Klage des Staatsanwalts um so mehr zulassen, als das Interesse des öffentlichen Dienstes bei Beleidigungen der Staatsbeamten wegen und in Bezug ihres Dienstes doch immer größer ist, als wenn nur der Staatsbeamte als Privatmann, und wegen seines Privatlebens angegriffen wird. Ganz richtig hat daher der §. 43 des Preßgesetzes den Fall einer

Beleidigung des Staatsbeamten außerhalb seines Dienstes, welchen der §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes erwähnt, mit dem Fall einer Beleidigung des Staatsbeamten, nicht während einer Amtsverrichtung, ſondern in Bezug auf ſeinen Dienſt gleichgeſtellt, und da er gerade vorgeſchrieben, daß der Staatsanwalt die Preßvergehen von Amts wegen verfolgt, ausgenommen in den Fällen, wo nach dem Geſetz über Ehrenkränkungen nur auf Klage des Beleidigten eingeleitet werden darf, er aber unter dieſen Ausnahmen gerade wieder den Fall nennt, wo ein öffentlicher Diener in Beziehung auf ſein Amt beleidigt wurde, und dabei nur einen Antrag des Dieners, oder ſeiner vorgeſetzten Behörde verlangt, ſo wird man auch den §. 43 des Preßgeſetzes in ſeinem Bezug auf das Ehrenkränkungsgeſetz ſehr wohl zur Verdeutlichung des §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes dahin anwenden können, daß man die Klage des Staatsanwalts für die in Beziehung auf ihren Dienſt beleidigten Staatsbeamten dann zuläßt, wenn er dazu vom beleidigten Diener, oder von der demſelben vorgeſetzten Dienſtbehörde veranlaßt wurde.

Unter dieſen Vorausſetzungen, bei den hier nachgewieſenen Widerſprüchen und Unklarheiten der §§. 5 und 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes ſcheint mir daher der §. 43 des Preßgeſetzes in ſeinem ganzen Inhalt ſowohl von dem Richter zur Erklärung des §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes herübergezogen werden zu dürfen, und ich würde daher, in Unterſchied von der Redactionsnote zu dem erwähnten Aufſatz, annehmen, daß auch die Klage, welche vom Staatsanwalt nur auf Veranlaſſung der vorgeſetzten Dienſtbehörde eines in Bezug auf ſeinen Dienſt beleidigten Dieners angeſtellt worden iſt, allerdings von dem Richter zugelassen werden muß. Durch die Inſtructiveverordnung vom 17. Februar 1832 iſt aber dieſe Anwendbarkeit des §. 43 des Preßgeſetzes auf die aus dem Ehrenkränkungsgeſetz ſich ableitenden Klagen des Staatsanwalts in ſeinem vollen Inhalt angeordnet, und obſchon der Richter ſie zur Richtschnur ſeiner Sprüche deſhalb und dann nicht bedarf, wenn er den §. 43 des Preßgeſetzes ſie ſich ſelbſt ſchon zur Erklärung des §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes anſieht, ſo ſann ihm die Inſtructiveverordnung nur ein ſo willkommener ſeyn, als er daraus entnimmt, daß auch ein Factor der Geſetzgebung bei Uebersetzung des §. 43 des Preßgeſetzes auf den §. 12 des Ehrenkränkungsgeſetzes das gleiche Bedürfniß der Vervollständigung und Erklärung des letztern gefühlt hat.

Was man dabei von Abänderung des Ehrenkränkungsgeſetzes und von der Unzuläſſigkeit dieſer Abänderung durch eine von dem Staatsminiſterium erlaſſene Verordnung vorbringen will, iſt um ſo unerheblicher, als ſich, wie geſagt, eine Abänderung des Ehrenkränkungsgeſetzes im §. 12 durch die Anwendbarkeit des §. 43 des Preßgeſetzes nicht nachweiſen läßt, und ſo gut man keinen Anſtand nimmt, die Vorſchrift des §. 3 der Inſtructiveverordnung wegen der Formlichkeiten der Berufung in Ehrenkränkungsſachen ganz unbeanſtandet anzuwenden, obſchon davon kein Wort im Geſetz ſteht, eben ſo gut ſann man auch den §. 43 des Preßgeſetzes anwenden. Seine Anwendbarkeit in Beziehung auf das öffentliche Intereſſe des Staats bei Beleidigungen ſeiner Beamten jedes Grades iſt ſogar mehr gerechtfertigt, denn daß man dem Ehrenkränkungsverfahren die kurzen Nothriſten des Preßgeſetzes vorgeſchrieben.

Sander.

II.

Curiosum.

Die Annalen enthalten verſchiedene Curiosa von Bezirksämtern.

Hier ein Seitenſtück von einem Amtsdirektor.

Die evangeliſche Pſaerei L. hat am 9. Auguſt dieſes Jahres mehrere Grundstücke gekauft, worüber das Amtsdirektor B. einen Kaufbrief ausgefertigt und unterſchrieben hat, der folgende merkwürdige Stelle enthält:

„Nach völlig bezahltem Kaufſchilling iſt dieſer Kaufbrief zur Siegelung wieder anher vorzulegen.“ F.

III.

Requenter Druckfehler im Landrecht.

In dem Landrechtſatz 1630 findet ſich ein nicht unbedeutender Druckfehler, auf welchen unſers Wiſſens noch Niemand aufmerkſam gemacht hat, und von welchem auch das Druckfehlerverzeichnis in Baueitels Handbuch keine Anzeige enthält. Statt Verkäufer ſoll es nämlich Käufer heißen, wie eine Vergleichung mit dem franzöſiſchen Texte zeigt, wo nicht vendeur ſondern acquéreur ſteht, welches Wort von Brauer im Artikel 1629 durch Käufer überſetzt wurde. G.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 10.

Karlsruhe den 10. März 1838.

I.

Hofgericht des Unterhaukreisseß.

Diebstahl.

Verurtheilung auf Zuchthaus.

Am 4. Mai 1837, Nachmittags, wurde in Mannheim auf der, unter dem Kaufhause und in der nächsten Umgebung desselben abgehaltenen Messe eine Reihe von Diebstählen verübt. Wegen solcher kamen die ledigen Adam und Anna Maria Weiber von Plankstatt in Untersuchung. Diese Inculpaten sind Geschwister, die Kinder eines vermögenden Kesselflickers. Nach den erhobenen Krummheugenaussagen hängt Anna Maria Weiber dem liederlichen Leben nach, und Adam Weiber war bereits wegen Arbeitscheue im Arbeitshause in Pforzheim. Er erlernt nun auf Kosten seiner Heimatgemeinde das Schustergerwerbe, zieht aber dabei ebenfalls von Zeit zu Zeit dem liederlichen Leben nach. Anna Maria Weiber wurde schon zweimal wegen Diebstahls bestraft, und einmal eines solchen Vergehens flagrant erfaßt. Adam Weiber, ebenfalls schon einmal eines Diebstahls flagrant erfaßt. Beide Individuen sind also Personen, zu denen man sich einer ähnlichen That wohl versehen kann. (P. O. Art. 25 Abs. 1.)

Sie wurden angeschuldigt,

I. der Entwendung eines Hosenträgers zum Nachtheile des Soldaten Carl Hecht.

Am fraglichen Nachmittage war an dem, ganz nahe bei dem Kaufhause gelegenen Gasthause zum Pfälzer Hof ein Puppenspiel aufgestellt, dessen Production eine große Menge Menschen zuschaute. Unter den Zuschauern befanden sich die Soldaten Joseph und Michael Klee von Hohenheim. Dieselben, denen die beiden Inculpaten bekannt waren, bemerkten, daß Letztere mit einander durch die Menschenmenge sich durchdrängten, daß dann Adam Weiber plötzlich dem Carl Hecht in die Uniformtasche griff, etwas herauszog, und sich mit seiner Schwester entfernte. Dem Gegenstand, dessen Adam sich bemächtigte, konnten die genannten Zeu-

gen, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher Inculpat versuhr, nicht erkennen. Sie gingen zu Hecht und fragten ihn, was er in der Rocktasche gehabt habe. Er erwiderte ihnen: „einen Hosenträger“ und entdeckte nun, daß solcher entwendet worden sei. Die beiden Klee machten den Hecht auf die noch nicht sehr weit entfernten Geschwister Weiber aufmerksam; worauf Hecht diese, unter Beihülfe zweier Gendarmen, verfolgte und einholte. Es fand sich nun ein Hosenträger in dem Korbe, welchen Anna Maria Weiber bei sich trug. Hecht erkannte erstern für sein Eigenthum. Er hatte ihn am nämlichen Nachmittage erst und zwar in Gegenwart der Soldaten Adam Boff und Christoph Schaber, wie diese auch eidlich bestätigten, auf der Messe für 12 kr. bei der Krämerin Eberl gekauft, welche ebenfalls eidlich versicherte, den nämlichen Hosenträger am gedachten Tage einem Soldaten verkauft zu haben. —

Hierauf war die Identität des bei der Inculpatin gefundenen mit dem von Hecht erkauften Hosenträger hergestellt.

Adam Weiber, welcher gestand, den bei seiner Schwester entdeckten Hosenträger gegeben zu haben, behauptete zwar, ihn auf der Messe eben gekauft zu haben, und bezeichnete die Krämerin Eitel als die Verkäuferin desselben. Diese erklärte aber eidlich und selbst in der Confrontation mit Adam, daß jene Angabe unwahr sei und sie gar keine derartige Waare führe. —

Da dem Carl Hecht außer dem Hosenträger nichts aus der Tasche entkommen war, da zwei Zeugen mit angesehen hatten, daß ihm von Adam Weiber wirklich ein Gegenstand heimlich aus der Tasche gezogen und da jener, dem Hecht erwiesener Maßen gehörige Hosenträger unmittelbar nach dem von den Zeugen beobachteten diebstahligen Acte in der Tasche der Geschwister Weiber gefunden worden war, so lag die Gewißheit vor, daß Adam Weiber gerade jenen Hosenträger aus der Tasche des fraglichen Soldaten sich zueignet hatte, er mußte daher der Entwendung desselben schuldig erklärt werden.

Anna Maria hatte in der Untersuchung angegeben, daß

Thatsache nicht erfolgt — sie allein als letzterer geständig angesehen werden kann. Demnach wäre das Eiderste, je dreimal direkte der Partei die Vervollständigung eines mangelhaft abgelegten Geständnisses ihres Anwalts mit dem Präjudiz des §. 364 der Prozeßordnung aufzutragen, wiewohl zugleich aber dem Anwalte zu seinem geeigneten Benehmen mit der Partei Nachricht zu geben.

Die Anregung des Vorstehenden geschah nur, um anderwärts eine gütige nähere Erörterung darüber für mich und Manche, mit denen ich davon sprach, zur Maßnahme zu veranlassen.

Anmerkung der Redaktion. — Der vorgeschlagene Weg wäre wohl gefällig zulässig, aber weitläufig.

Wir scheint das natürlichste Verfahren darin zu bestehen, daß der Richter keinerlei Ansprüche erhebe und auf das Geständniß gerade so, wie wenn die Partei es selbst abgelegt hätte, baur. Der Partei bleibt überlassen, ob sie noch während des Verfahrens oder längstens 14 Tage nach Einbändigung des Urtheils (§. 154) das Geständniß widerrufen wollte. Thut sie dies nicht, so ist das Geständniß gleich dem von ihr selbst, oder vom Anwalt mit Spezialvollmacht, abgelegten (vorbehaltlich der Bestimmung des §. 155) unwiderruflich.

Durch die §§. 148 — 154 ist nämlich die Vorschrift des §. 142, Nr. 12, wornach zur Ablegung von Geständnissen eine Spezialvollmacht erfordert wird, dahin erläutert, daß das Richtda seyn einer solchen Spezialvollmacht das Geständniß nicht unzulässig macht, sondern daselbe nur dem Widerrufse Preis gibt.

Wenn das ohne Spezialvollmacht vom Anwalt abgelegte Geständniß unzulässig wäre und vom Richter gar nicht berücksichtigt werden könnte, so wären die §§. 148 — 154 ganz zwecklos, sie sprächen von einem Falle, der gar nie eintreten könnte.

Daß nämlich diese §§. 148 — 154 nur den Fall im Auge haben, wo ein Geständniß von einem Anwalte abgelegt wurde, welcher dazu keine Spezialvollmacht hatte, geht wohl ganz klar aus der Vergleichung derselben mit den vorhergehenden beiden §§. 146 und 147 hervor.

Darnach kann nämlich das Geständniß, welches eine Partei selbst, oder der Anwalt in Gegenwart der Partei, oder in von ihr mit unterschriebenen „schriftlichen Vorträgen“ abgelegt hat (ohne Beweis des Irrthums — v. R. S. 1356 —), nicht mehr widerrufen werden.

Ein solcher Widerruf findet daher auch nicht mehr Statt, wenn der Anwalt eine von der Partei unterschriebene Spezialvollmacht zur Ablegung des Geständnisses übergeben hat, da dies ein von der Partei unterschriebenes, das Geständniß enthaltendes, schriftlicher Vortrag ist.

Oden dieses geht auch aus dem §. 151 hervor, wornach

der Widerruf nicht zugelassen wird, wenn der Anwalt nachweist, daß er zum Vortrag des Geständnisses von der Partei bevollmächtigt gewesen sei.

Also nur in dem Falle, wo der Anwalt ohne Spezialvollmacht Geständnisse abgelegt hat, findet der einfache Widerruf Statt.

Dieser Widerruf wäre aber nicht denkbar und das in den §§. 148 — 154 beschriebene Widerrufungsverfahren sielc weg, wenn der Richter das ohne Spezialvollmacht abgelegte Geständniß schon vorhinweg gar nicht zu berücksichtigen hätte.

Letzteres kann daher der Sinn des §. 142, wornach zu Geständnissen eine Spezialvollmacht erfordert wird, nicht seyn. Dieser §. 142 drückt das Präjudiz, welches wegen Mangels einer Spezialvollmacht bei Ablegung eines Geständnisses eintreten soll (nämlich die Rechtswirkung der Unterlassung einer solchen Vollmachtsvorlage), nicht aus; diese Rechtswirkung ist erst in den §§. 146 — 154 festgesetzt und zwar, wie nachgewiesen ist, nur dahin, daß, wenn keine Spezialvollmacht übergeben wurde, der einfache Widerruf des Geständnisses von Seiten der Partei in den bezeichneten Formen und in der bestimmten Frist noch zulässig ist. D. R.

III.

Zu den Redaktionsnoten in Nr. 46, Jahrgang 1837 S. 273 — 275.

Theils zur Hebung eines Mißverständnisses, theils um die dort ausgesprochenen Ansichten gegen die erhobenen Bedenken zu rechtfertigen und zugleich die angeregten Prozeßfragen zu einer nähern Erörterung zu bringen, erlaube ich mir, zur Entgegnung auf die Redaktionsnoten, folgende Bemerkungen:

ad I. Note * (S. 273). Wenn es sich so verhielte, wie in der Note unterstellt wird, so litte die auf den §. 35 der Prozeßordnung gestützte Bemerkung der Redaktion nicht den geringsten Zweifel. Allein der Beflagte hat, wie schon im Kontexte des mitgetheilten Falles bemerkt ist, in seiner Vernehmung gerade die Thatsache widersprochen, aus welcher der Kläger die Kompetenz des Amtes Schw. herleitete, daß nämlich der Ort der Verschäbigung in seinem Bezirk liege. Da der Kläger schon in der Klage den besondern Gerichtsstand des §. 24 der Prozeßordnung in thatsächlicher Beziehung zu begründen gesucht hatte, so konnte der Beflagte die Einrede der Unzuständigkeit als solche eigentlich nicht vorbringen (§. 35 der Prozeßordnung), sondern nur den dieselbigen Theil des thatsächlichen Klagsgrundes widersprechen; und damit hat er im Wesen dasselbe gethan, es muß also auch gleiche Wirkung haben. Wenn daher gleich der Beflagte unterließ, folgerichtig an diesen Widerspruch das Begehren der Abweisung nach §. 357 der Prozeßordnung zu knüpfen und diesen Umstand in zweiter Instanz sogar für sich beäugen wollte,

auf der in keinem weiträumigen Raume abgetheilten Messe, sich herum trieb und zwang, wie der unter N. 1. erwähnte Diebstahl beweist, sich in einer höchst unerlaubten Absicht herumtrieb, konnten den urtheilenden Richter, mit Hinblick auf die Artikel 43, 25, Absatz 1 und 2 und arg. des Art. 39 der preussischen Gerichtsordnung, nur dazu bestimmen, die Inculpanten als durch zusammenstreichende Tugenden (eines nahen und mehreren ensernten, welche nach Art. 27 Satz 2 der P. G. in ihrer Verbindung die Kraft einer nahen Tugend haben) überwiesen, der Entwendung der Kämme schuldig zu erklären. —

Hinsichtlich der Ohringe und des Messers ruhte zwar auf der Inculpantin ebenfalls der Verdacht der Entwendung. Es gravirte sie außer einem Theile der eben erwähnten Gründe noch besonders, daß sie, nach Aussage der Frau des Gefangenwärters, welche die Inculpantin persönlich visitirte und eines Gendarmen, welcher der Visitation beizuhilfte, die Ohringe unter der einen Brust versteckt hatte, der vorliegenden Ueberweisung ungeachtet, diese Thatsache aber läugnete. — Da sie jedoch behauptete, die betreffenden Gegenstände von dem beobachteten fremden Weibe gekauft zu haben, und nicht zur Genüge ausgemittelt werden konnte, wenn sie entnommen waren, so fehlte es zur Zeit am Beweise des Thatbestandes eines Diebstahls.

III. Es wurden außerdem in der Hofensache des Adam Weiber 43 fl. 21 1/2 fr. in verschiedenen Münzsorten, nämlich 10 fl. 45 fr. in Sechsh- und Dreikreuzersstücken, 17 1/2 fr. in Kreuzern und Bruchkreuzern, sodann ein kleiner Thaler, ein neuer Sechsbägnner und zwei 1/2 Thaler; ferner bei Anna Maria Weiber drei leere Geldbeutel entdeckt.

Adam wollte das Geld von Hause mitgebracht haben, angeblich um, wie schon oben bemerkt wurde, Kleider zu kaufen, seine Schwester behauptete, die Geldbeutel auf der Messe gefunden zu haben. —

Es war aber am fraglichen Nachmittage nicht lange vor Verhaftung der Inculpanten zwölf Soldaten, nach deren eidlischer Versicherung, auf der Messe im Gedränge aus den hintern Taschen der Uniformstücke die Baarschaft, zum Theil in Geldbeuteln, entwendet worden. Das Geld, dessen Betrag jeder der Damnicificanten angab, bestand größten Theils aus Sechsh- und Dreikreuzersstücken. Nur einer der Soldaten (Christoph Schuppel) wollte einen kleinen Thaler und ein anderer (Herbman Kaiser) einen neuen Sechsbägnner befreissen haben. Die drei, bei der Inculpantin vorgefundenen Beutel wurden als Eigenthum der Soldaten Schuppel, Kaiser und Anton Diez erkannt, von denen ersterer 3 fl. 30 fr., der zweite 2 fl. 5 fr. der dritte 30 fr. verloren hatte.

Wenn nun gleich die Identität von Geldstücken nicht leicht herzustellen ist, so trat doch hier der besondere Fall

ein, daß von den Damnicificanten nur Einer einen kleinen Thaler in seinem Geldbeutel gehabt hatte, und unter dem, den Inculpanten abgenommenen Gelde ebenfalls nur ein kleiner Thaler sich befand, daß ebenso von den Damnicificanten nur Einer einen neuen Sechsbägnner besaß, und auch nur ein solcher bei den Inculpanten erhoben wurde, welchen der betreffende Damnicificat als dem seinigen für ganz ähnlich erklärte, daß endlich aber gerade diejenigen Beutel, in welchen die eben erwähnten Münzen gewesen waren, auch bei den Inculpanten vorgefunden wurden. Man durfte daher nicht bezweifeln, daß derjenige Theil des vorgefundenen Geldes, welcher dem gleich kam, das, nach Angabe der mehr erwähnten drei Damnicificanten, in ihren Geldbeuteln vor deren Verluste sich befunden hatte, mit diesem legten ein und dasselbe, und somit den Inculpanten gegenüber der Beweis des Besizes des Geldes und der Geldbeutel der drei genannten Damnicificanten geführt sei.

Als weitere Anzeichen sprachen gegen die Inculpanten,

1) daß Adam Weiber nicht genau anzugeben wußte, wie viel er Geld befreissen hatte. Er bemerkte nur, daß er 6 fl. von Lohn und Geschenken seiner Eltern erspart, und 6 fl. acht Wochen vor Beginn der Untersuchung von einem unbekannten Juden für eine von seinem Vater zum Geschenk erhaltene Pfeife eingenommen habe. Wenn man nun die dürftige Lage des Inculpanten in Betracht zog, so mußte man es für undenkbar halten, daß er den Betrag seines ersparten Geldes (die desfallsige Behauptung über den Erwerb als richtig vorausgesetzt) nicht bis zum kleinsten Detail gekannt haben sollte. — Hinsichtlich jenes Erwerbs selbst aber erschien es wieder als unglücklich, daß des Inculpanten Vater, ein dürftiger Kesselflicker, seinem Sohne eine Pfeife geschenkt haben sollte, wofür ein Jude 6 fl. bezahlte. Zu völliger Widerlegung des Inculpanten hatte übrigens sein Vater selbst die desfallsige Behauptung des ersteren bei der gerichtlichen Einvernehmung widersprochen. Sodann ergab sich aus der Deposition des Peter Friezel, bei welchem Inculpant auf Kosten der Gemeinde Plantstatt das Schultergewerbe erlernen soll, daß Inculpant keinen Lohn erhält, hiervon also auch keine Ersparnis machen konnte. Es hatte zwar des Inculpanten Vater erklärt, daß er jenem von Zeit zu Zeit Geldunterstützung habe zukommen lassen. Diese Angabe mußte aber bei der eigenen Vermögenslosigkeit und dem notorisch ärmlichen Ertrag des Kesselflickergewerbes des Vaters immer für verdächtig erachtet werden, besonders da auch der erwähnte Lehrherr nie Geld bei dem Inculpanten gesehen haben wollte, welche Aussage er noch mit dem Beisatze bekräftigte, daß er auch nicht wisse, wo jener es hätte hernehmen sollen.

War sonach die Behauptung des Inculpanten über den

Ad II. (§. 275) Die Berichtigung des Aliegats aus der Prozeßordnung (§. 252 fl. 54) ist vollkommen in der Ordnung. Hinsichtlich des in der zweiten Note aufgestellten Grundsatzes kann ich aber meinem verehrten Freunde wieder nicht beistimmen. Ohne hier in die Erörterung der Frage einzugehen, ob auch von den in der Note angeführten §§. 358 und 360 eben die Anwendung gemacht werden dürfte, welche im vorliegenden Falle vom §. 357 der Prozeßordnung gemacht wurde, kann ich mich lediglich auf die Entgegnung beschränken: der Richter, der nicht kompetent ist, darf gar kein anderes Erkenntniß, sei es hinsichtlich der Form (§. 359) oder der Materie, geben, als das über seine Kompetenz oder Nichtkompetenz, und die Frage der Zuständigkeit ist überall und in jeder Instanz Präjudizialfrage, über welche zu erkennen ihn, wie bereits in den Bemerk. zum I. Fall gezeigt wurde, auch der §. 1467 der Prozeßordnung nie hindern kann. Der Einsender trägt kein Bedenken, zu erklären, daß er sich zu dieser von ihm in jenem Rechtsfalle als Meinung der Minorität reservierten Ansicht bekennt.

Zentner.

IV.

Ist zur Wirksamkeit eines Geständnisses erforderlich, daß der Entscheidungsgrund der Verbindlichkeit sich aus den Akten ergebe? Erläutert durch einen Rechtsfall.

Der Kläger bat, den Beklagten zur Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes zu verurtheilen, ohne in seinem Klagevortrag einen Entstehungsgrund der Forderung anzugeben. Der Beklagte erkannte die eingeklagte Forderung als richtig an; es ist jedoch aus seiner Antwort ebenfalls keine causa debendi zu ersehen.

In erster Instanz wurde der Beklagte auf den Grund des Geständnisses zur Zahlung verurtheilt. Besondere Gründe, deren Anführung unnöthig ist, veranlaßten ihn bald nachher, gegen dieses Erkenntniß die Berufung zu ergreifen, und zu bitten, die Klage wenigstens angebracht worden zu verwerfen.

Das Hofgericht zu Mannheim änderte das amtliche Urtheil nach diesem Begehren ab; in der dritten Instanz wurde aber dasselbe in Folge der Oberappellation des Klägers wieder hergestellt.

Die Hauptfrage bei diesem Prozesse war die:

„kann der klägerische Anspruch auf den Grund eines Geständnisses richterlich anerkannt werden, wenn auch ein Entstehungsgrund der Verbindlichkeit nicht bekannt ist?“

Der Anwalt des Beklagten suchte diese Frage durch folgende Ausführung zu verneinen:

der Richter kann eine Verbindlichkeit des Beklagten nur dann durch Urtheil aussprechen, wenn er von dem Daseyn derselben gefehmäßig überzeugt ist, und diese Ueberzeugung setzt voraus, daß die Bedingungen der Existenz einer Verbindlichkeit vorhanden sind.

Zum Daseyn einer Verbindlichkeit gehört nun:

- 1) daß dieselbe einen Entstehungsgrund habe, und
- 2) daß die Thatfachen, welche denselben bilden, nach den Gesetzen geeignet sind, eine Verbindlichkeit zu erzeugen; v. R. S. 1131.

Es liegt keine Vertragsursache in den Akten, so fehlen die Grundbedingungen zur Existenz einer Forderung, folglich auch zur richterlichen Ueberzeugung, und der Richter darf eine solche nicht aussprechen, wenn er sie gesetzlich nicht haben kann. Das gerichtliche Geständniß vermag diesen Mangel nicht zu ersetzen. Dieß ist seiner Natur nach nichts anderes, als ein Beweismittel. v. R. S. 1316. Beweismittel haben nur den Zweck, Thatfachen zu bewahren, aus welchen der Richter zu schließen hat, ob eine Verbindlichkeit vorhanden sei, oder nicht? Rechtliche Folgerungen aus Thatfachen sind nicht Gegenstand des Beweises, nicht Gegenstand der Diskontestation, sondern lediglich der richterlichen Beurtheilung. Die Erklärung einer Partei „etwas schuldig zu seyn“ ist keine Thatfache, sondern eine Folgerung aus Thatfachen, mithin kann nur die Thatfache der Entstehung, nicht aber das Schuldigseyn allein ohne die erstere zugestanden werden. So muß z. B. bei unerlaubten Vertragsursachen die Klage ungeachtet des Geständnisses verworfen werden. Nach v. R. S. 1337 hat eine Anerkennungsurkunde keinen Werth, wenn sie die causa debendi nicht enthält, und überhaupt hat keine Urkunde in diesem Falle Beweiskraft, v. R. S. 1431. Es ist kein Grund vorhanden, einer Anerkennung, weil sie vor Gericht erfolgt, dieses Erforderniß zu erlassen, denn nirgends erklärt das Gesetz ein Geständniß für einen Rechtsittel, sondern für ein Beweismittel. Nur unter gewissen Bedingungen kann es einem Rechtsittel gleichstehen (Vergl. Anmerkung 2). Wäre der Beklagte contumax gewesen, und hätte demnach der Richter ein Geständniß fingiren müssen, so würde sicherlich eine Verwerfung der Klage erfolgt seyn, weil es derselben an einem Klagegrund fehlt. Warum soll da, wo ein ausdrückliches Geständniß erfolgt, die Sache anders seyn?

Ein Urtheil auf Akten, die den Grund der Forderung im Dunkeln lassen, ist auch nicht fähig, die Einnahme der entschiedenen Sache zu begründen, weil es an

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 11.

Karlsruhe den 17. März 1838.

I.

Hofgericht Kaffatt.

Rechtsfall. Kann nach durchgeführtem ordentlichem Prozeß auf den Grund des rechtskräftigen letztinstanzlichen Urtheils vom Kläger ein unbedingter Befehl nach §. 702 der Prozeßordnung erlangt werden.

Kläger verlangte von der Beklagten im ordentlichen Verfahren die Bezahlung einer Rente für die Vergangenheit und die Zukunft, und Beklagte ward vom Oberhofgericht zur Bezahlung der eingeklagten Rente in der Zukunft, und für die Vergangenheit von 1828, letzteres auf einmal mit Zinsen, *salva liquidatione* verurtheilt.

Darauf hin hat der Kläger bezüglich des Kapitals der Rente für die Vergangenheit um einen unbedingten Befehl, und begründete solchen durch einzige Vorlage des oberhofgerichtlichen Urtheils. Er ward damit alsbald abgewiesen, weil man schon nach der Vorfassung des oberhofgerichtlichen Urtheils, und nach dem Verhältniß der Sache annahm, daß die im Urtheil vorbehaltene Liquidation sich nicht allein, wie Kläger behauptete, auf die Liquidation der Zinsen, sondern auch auf die Liquidation des Betrags derselben auf einmal seit 1828 zu bezahlenden Rückständen der Rente bezog. Folgerweise war daher die Forderung noch gar nicht liquid, also auch die Verpflichtung der Beklagten keineswegs außer allen Zweifel gesetzt. Daß übrigens das oberhofgerichtliche Urtheil hinsichtlich der vorbehaltenen Liquidation auch auf den Betrag der Rente selbst, und nicht allein auf die rückständigen Zinsen zu beziehen war, ergab sich insbesondere daraus, daß im Urtheil keine Frist anberaumt war, binnen welcher die Beklagte den Rückstand der Rente zu zahlen hatte, was doch nach §. 914 der Prozeßordnung zu geschehen hat, wenn ein Urtheil auf Zahlung einer Geldsumme geht.

Der weitere gegen den unbedingten Befehl vorgebrachte Anstand, daß überhaupt auf den Grund von rechtskräftigen

Urtheilen kein unbedingter Befehl, sondern nur Urtheilsvollstreckung verlangt werden könne, ward jedoch vom Gerichtshof nicht als begründet erachtet, indem man annahm, daß der erbetene unbedingte Befehl ein minus von Recht des Klägers, gegenüber seines Rechts auf Urtheilsvollstreckung sei, und daß also der Kläger jedenfalls sein kleineres Recht geltend machen könne, wenn er solches dem Geltendmachen seines größeren Rechts auf Urtheilsvollstreckung vorziehe. Ich kann mich davon nicht überzeugen.

Die verschiedenen Prozeßarten der Prozeßordnung sind meines Erachtens in der Hinsicht *publici juris*, daß es den Parteien, abgesehen von dem Fall des §. 200 der Prozeßordnung, nicht einmal in beiderseitiger Uebereinstimmung, geschweige auf einseitiges Andringen zu steht, den Richter anzuhalten, eine Sache in einer Prozeßart zu verhandeln, welche ihr nicht vorgeschrieben ist. Das abgeklärte Verfahren gewährt gegenüber dem ordentlichen Verfahren eine geringere Garantie für die Vorführung und Erhebung aller Thatfachen des Prozesses, als das mit der Nothwendigkeit eines Beweiskenntnisses versehene ordentliche Verfahren. Das abgeklärte Verfahren kann daher auch bei einer zum ordentlichen Verfahren geeigneten Sache als ein minus des Rechts auf das ordentliche Verfahren angesehen werden, und doch ist es wohl sehr zu bezweifeln, ob der Richter auf das Verlangen des Klägers, seine zum ordentlichen Verfahren geeignete Sache im abgeklärten zu verhandeln, da eingehen müßte, wo die Parteien nicht nach §. 200 der Prozeßordnung gesonnen sind, schiedsrichterliches Verfahren in der Form des abgeklärten zu wählen.

Jedenfalls kann man nicht sagen, daß ein unbedingter Befehl gegen das Vollstreckungsverfahren ein minus des Rechts des Imploranten ist, sondern es ist ein ganz anderes eigenthümliches, nach besonderen Voraussetzungen geregeltes Recht, welches selbst wieder das Vollstreckungsverfahren begründet und nach sich zieht, und von dem daher aus seinen eigenen Voraussetzungen und Verhältnissen nachgewiesen werden muß, daß es für sich und aus dem ihm unterliegenden Urkunden begründet ist. Der Schluß, daß

man sagt, aus dem rechtskräftigen Urtheil ist der Kläger zum Vollstreckungsverfahren berechtigt, folgerweise ist er auch zum Verlangen eines unbedingten Befehls berechtigt, ist gewiß unzureichend und irrig.

Nach §. 702 folgte. ist das Gesuch um einen unbedingten Befehl eine Klage auf Erfüllung einer persönlichen Verbindlichkeit, welche durch öffentliche Urkunden erwiesen und in jeder Beziehung außer Zweifel gesetzt werden muß. Es müssen daher die Urkunden die persönliche Verbindlichkeit des Beklagten in allen ihren Beziehungen darthun, und so muß die Entstehung, die Art und Weise der Verbindlichkeit, ihre Verfallzeit, kurz alles Nähere und Entferntere der Verbindlichkeit muß aus dem Urkunden selbst hervorgehen. Wenn aber ein rechtskräftiges Urtheil einen unbedingten Befehl nach §. 702 begründen soll, so kann man nicht sagen, daß dadurch die persönliche Verbindlichkeit des Beklagten in allen Beziehungen dargezogen wird. Das Urtheil enthält nur das Ergebniß des Rechtsstreits über die Verbindlichkeit, die Verfallung zur Bezahlung derselben. Die Entstehung, die nähere Art und Weise derselben ist aus dem Urtheil nicht zu erkennen, und insofern man gewiß anzunehmen berechtigt ist, daß die im §. 702 erwähnten öffentlichen Urkunden in allen ihren Beziehungen doch auch solche seyn müssen, welche vom Schuldner selbst ausgegangen sind, von ihm unterzeichnet sind, so wird man nicht annehmen können, daß eine Urtheilsurkunde die im §. 702 verlangte öffentliche Urkunde sei, welche die persönliche Verbindlichkeit des Schuldners in allen ihren Beziehungen außer Zweifel setzt.

Ueberhaupt scheint es mir, daß nach entschiedenem Rechtsstreit und erlangtem rechtskräftigem Urtheil man nicht sagen kann, daß der Kläger die Erfüllung einer persönlichen Verbindlichkeit des Beklagten verlangt. Es kommt auf diese persönliche Verbindlichkeit gar nicht mehr in erster Linie an, sondern das Urtheil, als ein *ex imperio judicis* abgeleiteter Befehl des Richters, muß befolgt werden. Alle Beziehungen auf die persönliche Verbindlichkeit des Beklagten sind abgeschnitten, der Beklagte kann keine Einreden dagegen mehr vorbringen, solche sind alle im vorangegangenen Verfahren erledigt oder versäumt worden, und dadurch im §. 708, 707 die Zulässigkeit von Einreden am Verfahren des unbedingten Befehls ausdrücklich anerkannt ist, selbst von den unterwiesenen, welche zum besondern Verfahren ausgelegt werden, so würde eben die ganze Rechtsstreit von vornen wieder angefangen werden, denn so wie man dem Kläger das Recht gibt, mit seinem Urtheile einen unbedingten Befehl auf Erfüllung der persönlichen Verbindlichkeit zu verlangen, was nach §. 702 ganz unzweifelhaft die Anstellung einer Klage ist, so muß man auch dem Beklagten das Recht lassen, gegen die Klage alle

seine Vertheidigungen vorzubringen, und den gleichen Rechtsstreit der Parteien ganz zuwider wäre es, die Einreden des Beklagten wegen rechtskräftiger Entscheidung des Rechtsstreits zu verwerfen, dem Kläger aber das Recht zu lassen, durch sein Gesuch um einen unbedingten Befehl den Prozeß wieder von vornen anzufangen. Er würde dadurch zu einer Schraube ohne Ende werden. Nach §. 948 der Prozeßordnung werden die vollzogenen unbedingten Befehle den rechtskräftigen Urtheilen gleichgestellt, und wenn also der Kläger auf das rechtskräftige Urtheil hin einen unbedingten Befehl erlangen kann, so kann er auch auf den Grund des mit dem rechtskräftigen Urtheil gleichstehenden unbedingten Befehls einen abecmaligen unbedingten Befehl erlangen, und so bis an das Ende der Welt fortfahren.

Man wird zwar sagen wollen, daß jeder Kläger das Recht habe, seine Klage dem Richter wieder vorzubringen, ohne daß der Richter sie mittelst der von Amtswegen vorgefügten Einrede der rechtskräftigen Entscheidung alsbald verwerfen könne. Allein dieses trifft doch nur da zu, wo der Kläger zu seiner neuen Anbringung der Klage die geeignete Prozeßart wählt, was aber bei dem Verlangen eines unbedingten Befehls auf den Grund eines im ordentlichen Verfahren erlangten rechtskräftigen Urtheils nicht der Fall ist. Um nämlich einen unbedingten Befehl verlangen zu können, müssen die Thatfachen der auf die Erfüllung einer persönlichen Verbindlichkeit gerichteten Klage durch öffentliche fehlerfreie Urkunden erwiesen seyn. Wer aber eine Klage im ordentlichen Verfahren anstellt, und dabei die im §. 702 verlangten öffentlichen Urkunden nicht besitzt, der hat auch gar keine persönliche Forderung, welche sich zu der Prozeßart des unbedingten Befehls eignet, und wenn er sich nun dazu des nachgefolgten rechtskräftigen Erkenntnisses bedienen will, so ist dasselbe keinweges eine Urkunde, welche alle Thatfachen einer persönlichen Verbindlichkeit in allen Beziehungen außer Zweifel setzt. Das Urtheil ist gar nicht dazu ausgelegt, um einer persönlichen Forderung des Gläubigers zur Beweisurkunde zu dienen, sondern es ist, auf den Beweis des Gläubigers gebaut, das Anerkennung des Richters über den Bestand einer Forderung des Klägers, wie sich solche durch den Rechtsstreit herausgestellt hat. Der Kläger würde dadurch in die Lage kommen, eine zum Verfahren des unbedingten Befehls nicht verigenkschaftete Forderung durch das im ordentlichen Verfahren erhaltene Urtheil zu einer neuen Klage im Weg des unbedingten Befehls zu erheben, was er aber deshalb nicht thun kann, weil er dann, wenn er das Urtheil nicht zur Einleitung des Vollstreckungsverfahrens brauche, sondern darauf eine neue selbstständige Klage bauen will, auf das Urtheil als rechtskräftige Entscheidung des Rechtsstreits selbst verzichtet, und alsdann

die Klage wieder in dem Stand erheben muß, wie sie sich bei ihrer ersten Anstellung befand.

Es mag zwar richtig seyn, daß der gemeine deutsche Prozeß auf den Grund des rechtskräftigen Urtheils eine actio iudiciali zuließe. Allein abgesehen davon, daß unsere Prozeßordnung diese Klage als eine eigene Prozeßart nicht aufnahm, so war auch die gemeinrechtliche actio iudiciali keineswegs im Mandatsprozeß zu verfolgen, sondern im ordentlichen Verfahren, und darin liegt ein abermaliger Beweis, daß man auch nach unserm auf den gemeinen Prozeß gebauten Prozeßrecht auf den Grund eines rechtskräftigen Urtheils keinen unbedingten Befehl erlangen kann. Sander.

II.

Ueber die Auslegung der Landrechtsätze 676 — 679.

Katharina Barbara Heiß gegen Stephan Herdt.

Katharina Barbara Heiß stellte unterm 11. August 1835 gegen Stephan Herdt bei dem großherzoglichen Bezirksamte Philippsburg eine Klage an, des wesentlichen Inhalts:

Des Beklagten Scheuer stoß unmittelbar an den hinter meinem Wohnhause befindlichen Garten. Vor einigen Tagen hat der Beklagte ohne meine Einwilligung ein Loch durch den Stall und ein weiteres durch die Scheuer geschlagen. Ich bin nicht schuldig, dieß zu leiden, und bitte, dem Beklagten aufzugeben, daß er die beiden Oeffnungen auf seine Kosten und unter Androhung des geeigneten Präjudizs, zumauern lasse. Der Beklagte wurde hierauf (ohne Mittheilung der Klage und ohne Androhung eines Rechtsnachtheils) vorgeladen und erklärte:

Vor 3 — 4 Wochen habe ich zwei Zuglöcher in meine Scheuermauer stoßen lassen; die Scheuer hat jedoch seit 30 Jahren 2 — 3 Zuglöcher. Darauf erging unterm 20. August 1835 das amtliche Urtheil:

Daß Beklagter schuldig sei, die in seiner Scheuermauer befindlichen beiden Löcher binnen 8 Tagen bei Vermeidung einer der Klägerin zufallenden Geldstrafe von 5 Reichsthalern zumauern zu lassen.

Hiegegen ergriß der Beklagte das Rechtsmittel der Appellation, indem er die Klage als unbegründet darzustellen suchte, und das alleinige Eigenthum an seiner Scheuermauer nachwies.

Das großherzogliche Hofgericht erkannte hierauf am 2. März 1836, daß die Klage auf Zumauerung der von dem Beklagten in seiner Scheuermauer eingerichteten zwei Löcher abzuweisen sei.

Dies Urtheil erfolgte:

In Erwägung, daß die Scheuermauer, in welcher der Beklagte die zwei in Frage stehenden Löcher errichtete, nach dem Anerkennnisse der Klägerin alleiniges Eigenthum des Beklagten, Appellanten ist;

In Erwägung, daß das Eigenthum die Befugniß in sich schließt, über Bestand und Wesen einer Sache nach Belieben zu schalten und zu walten, so lange nur seine durch Gesetz oder Verordnungen des Staats untersagte Verfügung darüber getroffen wird;

In Erwägung, daß für den vorliegenden Fall eine Beschränkung der Eigenthumsbefugnisse weder durch ein Gesetz noch durch eine besondere Staatsverordnung besteht; indem

das Gesetz, Landrechtsatz 651, 652, 676 — 78, dem Eigenthümer einer Mauer, welche an das Gut eines Andern gränzt, nur hinsichtlich der zu errichtenden Lichtfenster und hinsichtlich der Aussicht auf den Grund des Nachbarn bestimmte Verbindlichkeiten auferlegt;

In Erwägung, daß die zwei Löcher, wegen deren die Klage erhoben wurde, weder die eine noch die andere Bestimmung haben, Lichtfenster zu seyn, oder zur Aussicht auf das Gut der Klägerin zu dienen, vielmehr, wie Beklagter behauptet, nur Zuglöcher sind;

In Erwägung, daß es daher der angeklagten Klage in dieser Hinsicht an einem rechtlichen Grunde mangelt, der Beklagte, Appellant in so weit durch das amtliche Urtheil beschwerdlich erscheint, und dasselbe zu dessen Gunsten abzuändern ist.

Ergen das hofgerichtliche Erkenntniß wandte die Klägerin das Rechtsmittel der Oberappellation ein, und vom großherzoglichen Oberhofgericht wurde unterm 28. September 1837 das hofgerichtliche Urtheil aufgehoben und das amtliche wieder hergestellt, und zwar aus folgenden Entscheidungsgründen:

Es ist zwar der Satz im Allgemeinen richtig, daß zufolge Artikel 344 des Landrechts für die Unbeschränktheit des Eigenthums die Vermuthung streitet, allein aus dieser Regel, in Verbindung mit den L.R. S. 676 — 678, folgt keineswegs, daß der Eigentümer einer aus Nachbargut stoßenden Mauer nur hinsichtlich der Errichtung von Lichtfenstern und Aussichtöffnungen beschränkt, hinsichtlich aller auf andere Zwecke gerichteten Oeffnungen aber ungebunden sei, im Gegentheil liegt darin, daß die letztgedachten Landrechtsätze dem Eigentümer einer Mauer, die unmittelbar auf des Nachbarn Gut stößt, nur 3 Lichtöffnungen, und diese nur in einer gewissen, die Aussicht nicht zulassenden Höhe, sodann mit eisernen Gittern und geschlossenen Fenstern, gestattet, das ungewisserhafte Verbot aller auf andere Zwecke gerichteten und mit anderer Einrichtung versehenen Oeffnungen, schon nach dem logischen Grundsatz, daß, wer von Vielem nur Eines zugiebt, alles Andere verneint.

Der Zweck des Gesetzes geht unzweifelhaft dahin, im Interesse der öffentlichen Ordnung den Nachbar bis auf eine gewisse Entfernung sowohl gegen das Herüberwerfen von belästigenden Gegenständen, als auch gegen unruhiger Blicke aus dem Gebäude des Nachbarn zu schützen.

Nur zu diesem Zweck ist die Höhe bestimmt, unter welcher die allein gestatteten Lichtöffnungen nicht errichtet werden sollen, und auch das Schließen derselben mit nicht offensbaren Haken ist ebenfalls nur darum vorgeschrieben.

Die Ferne aber, bis auf welche das Grundstück des Nachbarn gegen den Ueberblick und das Herauswerfen von Gegenständen geschützt seyn soll, ist vom Gesetz (Artikel 678) in gerader Richtung auf 6 Fuß und in schräger auf 2 Fuß bestimmt. Mit Rücksicht auf den Zweck des Gesetzes müssen also auch die Mauern als unmittelbar auf das Nachbargut stoßend angesehen werden, welche zwar nicht auf dem äußersten Rande des dem Mauer eigenthümer gehörenden Bodens stehen, jedoch nicht den vollen gesetzlichen Zwischenraum bis zum Gut des Nachbarn frei lassen.

Anmerkungen des Einsenders.

1) Das großherzogliche Oberhofgericht hat angenommen

daß von der Klägerin eine actio negatoria angestrift worden sei, gegründet auf das Eigenthum des hinter ihrem Wohnhause liegenden Gutes. Nach unsern Gesetzen, II. Einführungsgesetz §. 25 und R. E. 939 a, 1002 b, 1583 a, wird aber noch weiter die thatsächliche Ausübung erfordert, daß der Erwerbsthätige des Eigenthums in das Grundbuch eingetragen ist, was hier nicht angegeben wurde. *)

2) Die Klagebitt ist darauf gerichtet, daß der Beklagte die gemachten Drönnungen wieder jammern lasse. Dies ist eine persönliche Leistung oder Arbeit, welche durch einen Dritten verrichtet werden kann. Es war also nicht nöthig, dem Beklagten unter Androhung einer Geldstrafe aufzugeben, daß er dem Urtheile Folge leiste. Das Gesuch, welches hier strenge auszulegen ist, bezeichnet solche Strafen als Vollstreckungsmittel nur für die Fälle, wo der Beklagte verpflichtet ist, eine Handlung zu unterlassen.

Prozeßordnung §§. 968, 979, 981.

Mayer.

III.

Auszug aus Gantverhandlungen *).

Es liquidiren:

1) Gemeinderichter S. von W. Namens der Gemeinde 115 fl. 22 fr. Kapital und Zins vom 1. Januar 1835 . . . mit Pfandbucheintrag vom 17. Dezember 1836 auf amtliches Liquid. Erkenntnis, dessen Datum und Rr. *) noch nachgetragen werden wird *), mit Unterpfandrechtfertigung in III. Klasse . . .

2) E. R. von B. *). st. schriftl. Eingabe 7. Februar dieses Jahres, Forderung . . . 95 fl. 17 fr. mit Unterpfandrechtfertigung vom 24. September 1835 Rr. 6043 . . .

3) F. R. von D. *). Kaufschilling . . . 22 fl. 48 fr. nach Streichprotokoll vom 26. November 1835 mit Vorzugsrecht wegen Eigenthumsverhältniß in III. Klasse aus dem Erlöse des Aders . . . 8 fl.

4) Die Ehefrau *) nach Berechnung der Theilungsbehörde jure sep. 242 fl. 11 obann 242 "

*) Die angeführten Gesuche sagen nicht, daß künftig Niemand mehr sein Eigenthum durch ein Verpfändungsverhältniß geltend machen könne, so lang es nicht in das Grundbuch eingetragen ist, — sondern sie sagen nur, daß, wer das Eigenthum an einer Eigenschaft (durch Kauf, Schenkung, Erbschaft oder einmengen) erwerbe, schuldig sei, seinen Erwerb in's Grundbuch eintragen zu lassen, und sei dies geschehen, er sein Eigenthum in Verträgen nicht geltend machen könne. *)

*) Gemeinderichter beziehen sich also nur auf jene Fälle, da jemand das Eigenthum erst unter der Herrschaft des neuen Gesetzes erwerbt.

Nur wenn der Kläger seinen Garten erst seit dem 1. Januar 1840 erworben hätte, könnte ihm also der Mangel des Eintrags entgegengehalten werden.

In sofern aber der Richter, ohne vom Kläger hinsichtlich des Erwerbs des Gartens nach §. 248 der Prozeßordnung vorerst Hervorbringung des Klageortrags zu fordern, die Verhandlung geschlossen, und der Beklagte alsdann das Eigenthumsrecht des Klägers anerkannt hat, so konnte der Richter von dem Letztern hintennach wieder eine Aufweisung über den Erwerb des Gartens noch eine solche über den Eintrag dieses Erwerbs erlangen.

*) Mit Kläser, wie die Sanzen nicht behandelt werden sollten.

*) Abkürzungen aller Art sind bei dem Amte P. gewöhnlich.

*) Al. aber nicht nachgetragen werden.

*) Das Sachverhältniß in Bezug auf die Forderung der Ehefrau ist in der Vermögensunterstützung erörtert worden.

mit Vorzugsrecht in III. vom Tage des Verkaufs der Liegenschaften an.

Ein Pfandgläubiger von K., Namens der Eschen Kinder liquidirte innerhalb der Wiederherstellungsfrist mit folgendem Antrage:

die Verfügung treffen zu wollen, daß das fragliche Kapital (von 400 fl.) nebst den Zinsen vom 27. Mai 1836 bis zur Abzahlung a 5% an ihn geleistet werde.

Auf diese Verhaufung erging ein Lokationsurtheil, unter Anderem des Inhaltes:

Klasse III.

a) Gemeinderichter S. von W. für die Gemeinde mit 115 fl. 22 fr.

Kapital nebst Zins vom 1. Januar 1835 . . .

b) E. R. von B. mit 95 fl. 17 fr. nebst zwijährigen Zinsen sammt den laufenden.

c) F. R. von D. mit 22 fl. 48 fr. aus dem Erlöse des zu Eigenthum vorbehaltenen Aders.

d) Die Ehefrau des Gemeinderichters mit . . . 182 fl. Ersatz der veraußerten ehemalsigen Liegenschaften mit Vorzugsrecht vom Tage der Veräußerung, ferner als erworben liegenschaftliches Gleichstellungsgeld . 60 fl. *)

e) Die Eschen Kinder unter Pflegschaft des von K. Kapital auf Obligation vom 27. Mai 1836 . 400 fl. nebst Zins von da und dem laufenden aus dem Erlöse der speziell verpfändeten Liegenschaften.

Nach Verhängung dieses Urtheiles übergab die Ehefrau einen Ergänzungsantrag wegen Bestimmung des Tages der Entschlung ihres Unterpfandrechtes. Diefem Gesuche wurde entsprochen, und darauf gingen die Akten an das Amtserisvotat. Der Theilungskommissär wird den Gläubigern der dritten Ordnung ihre Zahlung in nachstehender Reihenfolge an:

1) Der Ehefrau des Gemeinderichters mit Pfandrechtfertigung vom Jahr 1817 242 fl.

2) F. R. von D. 22 fl. 48 fr.

3) Der Gemeinderichtung zu W. 115 fl. 22 fr. nebst Zinsen.

4) E. R. von B. 95 fl. 17 fr. nebst Zinsen und Kosten.

5) Esche Kinder, Pfleger von K. 400 fl. nebst Zinsen.

Die Folge davon war, daß der letztere Gläubiger bedeutend in Verlust fiel, obfchon sein bedungenes Pfandrechtfertigung älter ist, als das richterliche der Gemeinderichtung zu W. Auffallender aber ist, daß — ohne einen Antrag von irgend einer Seite — am Ende des Vertheilungsbefcheides folgende Verfügungen, wie es scheint aus der Feder des Theilungskommissärs, gegeben ist.

Dem Curator wird aufgegeben, bei Strafe doppelter Zahlung vor der Hand an die Ehefrau des Gemeinderichters seine Zahlung zu leisten, da dieselbe, wegen in Verlust gerathener Forderungen, regreßföhrig belangt werden wird.

Mayer.

Verbesserung.

Nr. 8 des Jahrgangs 1838 der Annalen, S. 56, Spalte 1, im Aufsatze III. in der Ueberschrift, so wie in der ersten Zeile muß es statt 1837 heißen: 1835.

*) Hier suchte man die Anwendung der Prozeßordnung, §. 595 — 598.

Drucker und Verleger: E. T. H. Orosch.

Dauptrabteuer: Vicekanzler Bess in Mannheim.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 12.

Karlstraße den 24. März 1838.

I.

Ueber mündliches Referiren in Strafsachen.

Nachdem durch unsere Prozeßordnung die längst ersuchte Mündlichkeit des Verfahrens eingeführt war, wurde im Anfange sehr häufig, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, die Zulassung des schriftlichen Verfahrens begehrt. Bei dieser Abgeneigtheit gegen die mündliche Verhandlung ignorirte man, daß eben die Schriftlichkeit es war, die das von der Praxis geschaffene Rechtsmittel der *restitutio in integrum* nöthig machte, welches selbst durch die Einführung des *instructivvotums* nicht überflüssig wurde.

Allmächtig ist aber der Wahn, als stecke die Unfehlbarkeit und Gründlichkeit nur in der Feder, gleich einem Rebel verschwunden, der unsern Gesichtskreis beengt hatte.

Je mehr das mündliche Verfahren im bürgerlichen Prozesse die Schriftlichkeit verdrängte, desto fühlbarer wurde das Bedürfniß nach Mündlichkeit im Strafverfahren, weil der Mangel einer lebendigen Aufregung zur Aufmerksamkeit, die so leicht beim ruhigen Anhören einer Reihe schriftlich verfaßter Vorträge ermüdet, um so stärker hervorgerufen mußte, als die Gerichtsmitglieder an die mündlichen Vorträge der Annalen im bürgerlichen Prozesse gewöhnt und gerade dadurch zu der Uebergangung gelangt sind, daß Mündlichkeit das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Wird sie nicht mehr durch das monotone Ablesen weitläufiger Relationen methodisch eingeschränkt, so ist schon unendlich viel gewonnen. Dieses einzuführen fällt nur denjenigen schwer, welche gleichsam mit der Feder zusammengewachsen sind. Wer sich davon trennen kann, wird nicht in Abrede stellen, daß sehr viele Sachen, welche die neuere Gesetzgebung an die Gerichte überwiesen hat, ihrer Natur nach wohl geeignet sind, auf mündlichen Vortrag entschieden zu werden. Unstreitig gibt es aber auch prinzipielle Fälle genug, die sich ihrer Einfachheit wegen mündlich vortragen lassen, ohne daß der Angeschuldigte hierbei in der Rechtssicherheit irgend gefährdet wird.

Der Verfasser des Artikels II. in Nr. 46 der Annalen

von 1837, welchem die hierher bezügliche Justizministerialentscheidung vom 29. November 1836 (abgedruckt in dem ersten Doppelheft der oberbischöflichen Jahrbücher, R. F. S. 121 — 23) nicht vorgeschwebt zu haben scheint, würde vielleicht die geäußerten Bedenkenlichkeiten nicht beugen, wenn er die Geschäftsbehandlung selbst in ihrer wahren Gestalt kennen gelernt hätte. Es ist nicht Alles auf Gerathewohl dem Gedächtnisse überlassen, da die factischen und rechtlichen Momente, auf welchen die Entscheidung beruht (und zwar die ersteren unter spezieller Allegation der betreffenden Actenstellen) in wesentlicher Vollständigkeit aufgezeichnet werden müssen. Gewiß geht aber der Referent am sichersten, wenn er entscheidende Stellen, wie Gerichte, Zeugenaussagen, Besandeprotokolle, Gutachten &c., statt sie abzuschreiben, aus den Acten verliest, weil er der Gefahr eines Irrthums oder Versehens weniger ausgesetzt ist, als beim Extrahiren. Das Bestreben nach Kürze, der Wunsch, eine gedrängte Darstellung zu liefern, kann mitunter eine Mangelhaftigkeit des schriftlichen Vortrags im Gefolge haben; der mündliche Vortrag hingegen wird es weniger an Vollständigkeit fehlen lassen, weil man leichter spricht als schreibt. Die vorzüglichste Garantie liegt in der Gewissenhaftigkeit und practischen Befähigung des Referenten, nicht in der Vielfachigkeit der Acten, die übrigens kein ausschließliches Besitzthum des Referenten sind, indem jeder Vorant nach Verlesen hineinsieht, um sich über diesen oder jenen Punkt genauer zu informieren. Die jedem Erkenntniß beizugebenden Entscheidungsgründe, welche eventuell vorgebracht werden können, enthalten zudem, wenn auch keine vollständige Relation, doch ein Resumé, welches alles Wesentliche in Ansehung des ob- und subjectiven Thatbestandes umfaßt.

Uebrigens sind die schriftlichen Relationen nirgends ausgeschlossen, vielmehr in allen Sachen, deren Aburtheilung nur durch das Plenum erfolgen kann, als Regel vorgeschrieben. Das Räumliche ist auch hinsichtlich des *instructivvotums* der Fall. Es kann aber hier noch einer weiteren Garantie erwähnt werden, die vor dem Eintritt des pro-

visirischen Gesetzes vom 18. Februar 1836 (Regierungsblatt Nr. X.) nicht bestranden hätte. In allen wichtigsten Fällen, namentlich wo es sich um Mordbrand, Todtschlag, Straßenraub oder gewaltsamen Diebstahl von besonderer Bedeutung handelt, ist der Staatsanwalt ausschließlicher Recipient. *Annales* von 1837, Nr. 2.

Seine Verpflichtung besteht hauptsächlich darin, die eingekommenen Acten zu durchgehen, die Untersuchung nach allen Seiten zu prüfen, und die etwa nöthig scheinenden Ergänzungen in Antrag zu bringen. Es ist mithin, außer dem Referenten und Instructivvotanten, noch eine dritte Person, die der Aburtheilung beivohnt, mit dem Inhalte der Acten vertraut, und folglich auch in der Lage, dem Referenten controliciren zu können.

Man sieht also, daß der oben allegirte Aussatz von unrichtigen Untersuchungen ausgeht, mit welchen die daran geknüpften Besorgnisse von selbst hinwegfallen dürften.

Bayer.

II.

Auch etwas über Indicienbeweis, unter Beziehung auf den in Nr. 42 vorigen Jahrgangs mitgetheilten Kriminalfall.

Aus dem mitgetheilten Kriminalfall ersieht man alsbald, daß die Indicien, welche die Beurtheilung des Inquisiten für die vier verschiedenen Diebstähle bezeugten, in einer arithmetischen Progression abnahmen, denn im ersten Fall lag der Besitz der gestohlenen Sache, die Anwesenheit des Inquisiten am Ort des Diebstahls, und die Zurücklassung seiner Sache am Platz des Diebstahls vor, während im zweiten Fall nur der Besitz der gestohlenen Sache, und die Anwesenheit des Inquisiten am Ort des Diebstahls, im dritten Fall nur der Besitz der gestohlenen Sache, und im vierten Fall sogar nur ähnliche Umstände erwiesen waren. Es ist auch sehr gegen eins zu wetten, daß man die Beurtheilung des Inquisiten wegen des zweiten, dritten und vierten Diebstahlsfalls nur als einen Akt Zugabe zur Beurtheilung für den ersten, allerdings mit sehr bringenden Indicien begleiteten, Diebstahlsfall ausgesprochen hat, und daß man wohl schwerlich eine Beurtheilung des Inquisiten erkannt hätte, wenn der Inquisit je einen der zweiten, dritten und vierten Falls angeschuldigt worden wäre. Wenn man aber bedenkt, daß bei der Beurtheilung des Inquisiten für alle vier Diebstähle, und bei der dabuech eintretenden Maaßenberechnung eine längere Zuchthausstrafe eintrat, und somit der Inquisit für die andern Diebstahlsfälle außerhalb des ersten selbstständig bestraft wurde, so wird man selbst in Zulassung einer Beurtheilung auf Indicien ein in Zweifel stellen können, ob man zur Beurtheilung für den zweiten, dritten und vierten

Fall genügende Indicien besaß. Allerdings schrint sich der Inquisit die Pferde zum Gegenstand seiner nächsten Inbustrie auserlesen zu haben, insoweit aber die Indicien unmittelbar einen Schluß auf die Begehung eines Verbrechen abgeben sollen, so konnte aus der sehr dringenden Bedächtigung des Inquisiten hinsichtlich des ersten Diebstahls nichts für die davon in Zeit und Ort verschiedenen weiteren Diebstähle folgen.

Es wird zwar im dritten Fall unter Nr. 4 des seaglichen Aussatzes gesagt, daß in dem verläugerten Besitz des werthvollen Pferdes in Händen des vermögenslosen Inquisiten die völlige Unmöglichkeit einer andern Erwerbsart des Pferdes liege, als daß es es entwendet habe, und man ersieht aus dem ganzen Aussatz deutlich, daß man auf den nicht gerechtfertigten Besitz einer entwendeten Sache ein Hauptgewicht, ja bei dem dritten und vierten Diebstahlsfall das alleinige Gewicht zur Ueberführung gelegt hat. Wenn man bedenkt, daß die Entwendung nur ein Erwerbsgrund einer Sache ist, und daß es noch eine Menge anderer Erwerbsgründe gibt, so folgt aus dem Besitz des Objectes des Diebstahls noch gar kein unmittelbarer Schluß auf die subjective Begehung der Entwendung selbst. Ja wenn man erwägt, daß selbst die Nichtrechtfertigung und sogar die Verläugnung des Besitzes einer gestohlenen Sache noch gar keinen nothwendigen Schluß auf die Begehung des Diebstahls abgiebt, indem der Besitzer die entwendete Sache von dem Dieb zum Verkauf erhalten haben kann, wo er alsdann dieses nicht selbst angeben wird, oder sie sonst auf eine unechte Weise, jedoch nicht gerade durch eigene Entwendung, erworben haben kann, so wird man es sehr bezweifeln müssen, daß die Verläugnung des Besitzes einer gestohlenen Sache zur Beurtheilung auch dann hinreiche, wenn man überhaupt auf Indicien verurtheilen kann.

Ueberhaupt scheint die Meinung, daß man nach unsern Strafgesetzen auf bloße Indicien eine volle Beurtheilung zu prinlicher Strafe aussprechen könne, immer mehr um sich zu greifen, ja man schrint selbst den Satz anzuerkennen, der Seite 185 des vorigen Jahrgangs des *Annales* aufgestellt wurde, daß man auf entfernte Indicien hin selbst zur Todesstrafe verurtheilen könne, womit man dem badiſchen Recht mehr Spielraum ertheilt, als dem geschwornen. Wenn man aber bedenkt, welche gar nicht zu ermessende Bescheidenheit des Verfahrens bei beiden besteht, wie der Geschworne den Angeſchuldigten sieht und hört, und seine Vertheidigung vernimmt, während der badiſche Richter aus todtten Untersuchungssakten sein Urtheil schöpft, und nichts unmittelbar vernimmt, als die Eröretungen und Anträge des anklagenden Staatsanwalts, wie der Angeſchuldigte vor dem Geschwornen unter dem aller erleuchtenden Schill

der Oeffentlichkeit steht, während hier Alles vor dem Angeklagten, nicht aber vor dem Staatsanwalt im Dunkel des geheimen Verfahrens vor sich geht, wenn man erwägt, wie die Zulassung des Indicienbeweises so unbedingt an die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens gebunden ist, so grant Einem vor der Macht der im Geheimen auf entfernte Indicien sprechenden Richter, und schwerlich wird man Viele finden, welche in den Seite 149 des vorigen Jahrgangs niedergelegten Wunsch einstimmen, daß durch eine provisorische Einführung des Indicienbeweises die Möglichkeit gegeben werde, darin Erfahrungen zu sammeln. Es möchten traurige Erfahrungen seyn!

Man hat es zwar neuerdings in der Abhandlung I., Nr. 31 des vorigen Jahrgangs, und zwar mit vielem Scherfsinn versucht, die gesetzliche Zulassung des Indicienbeweises aus unserm Strafsatz nachzuweisen; allein nichtsdestoweniger wird es nicht schwer fallen, das Gegentheil darzutun.

Wenn man sich nämlich auf den Satz des §. 14 des Strafsatzes bezieht, wo von Indicien gesprochen wird, welche zusammengetragen müssen, damit der Richter im Stande sei, daraus ein Urtheil über die Schuldhaftigkeit des Verbrechers zu ziehen, und wenn man daraus folgern will, daß also der Richter unbeschränkt aus Indicien ein Urtheil über die Schuld des Angeklagten schöpfen könne, so hat schon v. Weiler in der Abhandlung VIII., I. Hft 1. Band des Archivs für Rechtspflege darauf aufmerksam gemacht, daß diese Schuldhaftigkeit des Verbrechers nach den vorhergehenden §§. 10 und 11 dahin verstanden werden müsse, daß sie sich auf die Schuldhaftigkeit des Verbrechers in so weit beziehe, als sie bis zur Erkennung der außerordentlichen Strafe des §. 10 und des Erforschungsmittels der Wahrheit nach §. 11 aus Indicien entnommen werden könne, und daß also daraus für die Behauptung nichts folge, daß aus Indicien die Schuld des Verbrechers ganz unbeschränkt und bis zur Erkennung jeder ordentlichen peinlichen Strafe zu entnehmen sei. Es ist dieses aber um so richtiger, als man nicht übersehen darf, daß der §. 14 des Strafsatzes keineswegs davon handelt, was die Wirkung der bewiesenen Indicien ist, sondern daß er ausweislich der angeführten Art. 23 und 30 der Carolina nur davon spricht, wie der Beweis der Thaten selbst beschaffen seyn müsse. Hätte der Gesetzgeber etwas Anderes über die Wirkung der bewiesenen Indicien bestimmen wollen, als im Art. 22 der Carolina bestimmt ist, so hätte er es im §. 13 des Strafsatzes gethan, wo gerade von dem Art. 22 der Carolina über die Wirkung der Indicien die Rede ist, und da er dorten nur sagt, daß die Artifel der Carolina über Natur und Wirkung der Indicien so weit anwendbar blieben,

als sie, ohne der peinlichen Frage sich zu bedienen, anwendungsempfänglich sind, so geht daraus klar hervor, daß die Wirkung der Indicien in unserm Partikularrecht nach den Bestimmungen beurtheilt werden muß, welche der Gesetzgeber hinsichtlich der peinlichen Frage gegeben hat, also nach §. 10 des Strafsatzes. Dorten wird aber nirgends davon gesprochen, daß auf bloße Indicien hin eine volle peinliche Strafe erkannt werden darf, sondern gerade das Gegentheil davon wird gesagt, wie weiter unten nachgewiesen werden wird.

Man will zwar in der erwähnten Abhandlung S. 184 einen neuen gewichtigen Grund für die Zulässigkeit des Indicienbeweises aus dem §. 18 des Strafsatzes damit entnehmen, daß man behauptet, es folge aus der dortigen Bestimmung: daß die Klagereitklärung den Beschuldigten nur bis auf neuere zurreichende Thaten von der Untersuchung befreit, der Satz, daß die Verurtheilung in die gesetzliche Strafe erfolgen müsse, wenn schon die erste Untersuchung einen zurreichenden Indicienbeweis geliefert habe. Wenn man aber zugiebt, daß dieser Satz nirgends in den vorhergehenden Bestimmungen des Strafsatzes ausdrücklich ausgesprochen worden ist, und wenn nicht zu bezweifeln ist, daß er eben auch hier im §. 18 nicht ausdrücklich festgesetzt wird, so muß man es überhaupt als eine sehr gewagte Behauptung erklären, daß dieser Satz doch anzunehmen sei, weil er aus einer andern Bestimmung des Gesetzes folge. Man sollte doch glauben, daß die Gesetzgebung bei dem Satz der unbeschränkten Zulässigkeit des Indicienbeweises, der an schwerem Gewicht und tief eingreifender Bedeutung wahrlich keinem andern Satz in dem ganzen Strafverfahren aus dem Wege geht, es nicht auf eine im richterlichen Ermessen liegende Folgerung aus einer andern gesetzlichen Bestimmung, auf eine immerhin höchst unzuverlässige Interpretation habe ankommen lassen dürfen, sondern gewiß in der Lage gewesen wäre, den Satz der unbeschränkten Zulässigkeit des Indicienbeweises ausdrücklich aufzustellen, wenn er als gesetzliche Vorchrift beabsichtigt war. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, daß die Grunde der Zulässigkeit des Indicienbeweises; damit eine große Consequenz entwickeln, daß sie diese Zulässigkeit selbst wieder auf bloße Vermuthungen und Indicien aus dem Gesetze begründen. Aber eben weil solche schwere gesetzliche Vorschriften nicht durch Vermuthungen, sondern durch klare gesetzliche Bestimmungen dargegethan werden müssen, eben deshalb ist auf jede nur aus Folgerungen abgeleitete Begründung dieser Zulässigkeit nicht viel zu halten.

Uebrigens ist die aus der erwähnten Bestimmung des §. 18 gezogene Folgerung der Zulässigkeit des Indicienbeweises zu Erkennung einer vollen peinlichen Strafe in sich unrich-

tig, weil sie über den Gegenstand und Inhalt der Bestimmung selbst hinausgeht. Die Bestimmung des §. 18 geht dahin, daß die Klagsfreierklärung den Angeeschuldigten nur bis auf etwaige neuere zureichende Indicien von der Untersuchung befreit, und wenn man nun behauptet, daß also der Angeeschuldigte zur vollen peinlichen Strafe verurtheilt werden könnte, wenn die erste Untersuchung schon zureichende Indicien geliefert habe, so ist für diese Folgerung aus der Bestimmung des §. 18 nichts zu entnehmen, weil sie nichts davon sagt, daß auf die neuen zureichenden Indicien ein Urtheil einer peinlichen Strafe gebaut werden könne, sondern weil sie nur davon spricht, daß eine neue Untersuchung darauf begründet werden dürfe. Der §. 18 enthält kein Wort darüber, daß auf die in der ersten Untersuchung zu Tage gegangenen Indicien ein volles peinliches Strafurtheil gebaut werden könne, und da er bei den neuen zureichenden Indicien nur von der Untersuchung spricht, so ist um so weniger einzusehen, wie daraus ein Schluß auf peinliche Bestrafung aus Indicien gefolgert werden kann, wo diese Bestimmung einen andern ganz nahe liegenden Inhalt hat.

Die Klagsfreierklärung, wofür die Bestimmung gegeben ist, enthält bekanntlich nur eine Entbindung von der Inhaft, ein Waffenstillstand *rebus sic stantibus*, und diese liegen gebliebene Untersuchung kann jederzeit wieder aufgenommen werden, wenn sich neue Indicien gegen den Klagsfreierklärten ergeben. Wenn aber nun der Geseggeber dafür zureichende Indicien verlangt, so beziehen sich diese zureichenden Indicien weder auf eine frühere noch eine spätere darauf zu erkennende ordentliche peinliche Strafe, sondern lediglich nur darauf, daß sie selbst zu einer Wiedereröffnung der Untersuchung zureichen müssen. Der Geseggeber will damit nur sagen, daß nach erfolgter Klagsfreierklärung die Untersuchung nicht auf jede neue, auch die entfernteste Inzucht wieder aufgenommen werden soll, sondern daß sie so neue zureichende seyn sollen, daß sie zum allerwenigsten in dem gleichen Maaß zur Wiedereröffnung einer zweiten Untersuchung zureichen müssen, in welchem sie vorhanden seyn sollen, um die Einleitung einer ersten Untersuchung zu begründen. Denn auch die erste Untersuchung soll bekanntlich nicht auf vage, weit entfernte Indicien eingeleitet werden, also auch nicht die zweite, und so wenig man aus dem Umstand, daß zureichende Indicien eine erste Untersuchung begründen, die Behauptung nehmen kann, daß also die zureichenden Indicien der ersten Untersuchung eine ordentliche peinliche Strafe nach sich führen, eben so wenig kann man aus der Vorschrift des §. 18, daß zureichende neue Indicien eine neue Untersuchung begründen, etwas dafür entnehmen, daß sie für die erste oder zweite Untersuchung eine ordentliche

peinliche Strafe rechtfertigen. Aus dem Umstand, daß die zur ersten Untersuchung zureichenden Indicien nur eine Klagsfreierklärung herbeiführten, folgt vielmehr umgekehrt die Behauptung, daß auch die zweite auf zureichende Indicien eingeleitete Untersuchung nur zu einer neuen Klagsfreierklärung führt, wenn sie nichts weiteres als Indicien mit sich gebracht hat, welche nicht zur Erkennung der außerordentlichen Strafe des §. 10, 11 des Strafbüchßs zureichen. Es ergibt sich aber aus einer Zusammenstellung der §§. 18, 10 und 11 des Strafbüchßs unabweisbarlich, daß nach klaren Bestimmungen unserer Partikulargesetzgebung keineslei volle Strafe für Verbrechen auf den bloßen Indicienbeweis gebaut werden kann.

Der §. 18 schreibt vor, daß ein Angeeschuldigter für klagsfrei erklärt werden soll, wenn sich nach Erschöpfung der gesetzlichen Erforschungsmittel keine Beweise gefunden haben, welche zu einem ordentlichen Straferkenntniß hinreichen, und bezieht sich dabei auf den §. 10. Fragt man nun, wann denn die gesetzlichen Erforschungsmittel eintreten, so geben darüber der §. 10 für zwei Fälle die Toriur, und der §. 11 für geringere Vergehen die Auskunft, daß sie dann eintreten haben, wenn auf dem Angeeschuldigten hinlänglicher Verdacht, also zureichende Indicien ruhen, und wenn sie nun angewendet worden sind, und sich aus der Anwendung keine Beweise ergeben haben, welche zu einer ordentlichen Strafe hinreichen, so muß der Angeeschuldigte für klagsfrei erklärt werden. Es werden sonach die Erforschungsmittel rechtfertigenden Indicien Beweise zum ordentlichen Straferkenntniß entgegengesetzt, und wollte man annehmen, daß zu den letztern auch Indicien gehörten, so wäre nicht einzusehen, warum man die Erforschungsmittel vorher anwenden soll, denn indem sie selbst schon auf hinlänglichen Indicien beruhen, wäre nicht einzusehen, warum man nicht alsobald die ordentliche Strafe erkennt, wenn sie auf Indicien erkannt werden könnte. Man kann dagegen nicht einwenden, daß die Erforschungsmittel nur bei entferntern Indicien eintreten sollen, und daß die ordentliche Strafe da zu erkennen sei, wo die Indicien näher seien, davon ist im ganzen Strafbüchß nichts zu sehen, und hätte der Geseggeber eine Unterscheidung zwischen Indicien machen wollen, welche zur Erkennung des Erforschungsmittels des §. 11 und der außerordentlichen Strafe des §. 10 im Gegensatz von jenen genügen, welche zur Erkennung der ordentlichen Strafe ausreichen, so hätte er gewiß darüber doch eine Andeutung, eine Inzucht gegeben, welche aber überall mangelt. Wären aber Indicienbeweise, welche zu einem ordentlichen Straferkenntniß hinreichend sind, so müßte man annehmen, daß, im Fall ein Erforschungsmittel ein weiteres Indicium herausstellt, z. B. der Angeeschuldigte

den Besitz der gestohlenen Sache eingesetzt, ohne aber die Entwendung zuzugeben, daß alsdann die ordentliche Strafe hätte erkannt werden dürfen. Das glaubt aber Niemand, denn Jedermann weiß, daß das Erforschungsmittel auf Erzwingung des Geständnisses der That des Verbrechens gieng, und daß die weitem aus dem Erforschungsmittel sich ergebenden Inzichten eben so wenig einen Beweis zur ordentlichen Strafe darstellten konnten, als die Tortur zur Erkennung der ordentlichen Strafe berechtigte, wenn sich aus ihr noch eine Inzicht, aber kein Geständniß der That ergab.

Ordn wir weiter, so finden wir im §. 10 des Strafbuchs, daß man für die Folter, welche man früher auf Inzichten erkannte, in lit. a die Klagfreierklärung, und in lit. b die außerordentliche Strafe mit der Hälfte jener anordnete, welche verdient gewesen wäre, wenn der Angeschuldigte des Verbrechens rechtsbehörig überwiesen worden wäre. Daß nun diese außerordentliche Strafe gerade bei dem Indicienbeweis eintritt, wird von Niemand bestritten, und indem der Gesetzgeber bei ihrer Erkennung von einem rechtsbehörigen Beweis im Gegensatz dessen spricht, der zu ihrer Erkennung nöthig ist, so fragt sich, was denn dieser zur Erkennung der außerordentlichen Strafe ausreichende Beweis ist. Es tritt aber die außerordentliche Strafe gerade bei dem Indicienbeweis ein, und so folgt daraus, daß er — der Indicienbeweis — dem rechtsbehörigen Beweis durch Geständniß oder Zeugen entgegengesetzt, also zur vollen peinlichen und ordentlichen Strafe für unzureichend erklärt wird.

Man wird zwar sagen wollen, daß auch der Indicienbeweis, wenn er ein in sich zusammenfassendes, die volle Ueberzeugung des Richters erweckendes Ergebniß nach sich führe, gleichfalls ein gesetzliches Ueberweisungsmittel sei, und daß also auch der durch Indicien Ueberwiesene rechtsbehörig überwiesen sei. Allein vorerst steht der Ausdruck rechtsbehörig überwiesen voraus, daß das Gesetz irgendwo schon bestimmt hat, was denn ein rechtsbehöriger Beweis sei, und da nun weder im Strafbuch noch in der dadurch modificirten Carolina der Indicienbeweis als solcher benannt, sondern nur Geständniß oder Zeugen oder Augenschein als solcher anerkannt ist, so wird man nirgends berechtigt seyn, den Indicienbeweis als den rechtsbehörigen Beweis anzunehmen, wodurch Jemand zur ordentlichen Strafe verurtheilt werden kann. Wollte man es aber auch, so würde sich vor allen Dingen fragen, wann alsdann der Fall der im §. 10, b eingeführten außerordentlichen Strafe eintreten, wann man anzunehmen habe, daß ein Angeschuldigter nicht rechtsbehörig überwiesen sei? Die Antwort könnte nur die seyn, daß man sagt, wenn ein Angeschuldigter

durch den formellen Beweis, oder durch einen zur Ueberzeugung ausreichenden Indicienbeweis rechtsbehörig überwiesen ist, muß er zur ordentlichen Strafe verurtheilt werden, wenn aber kein formeller Beweis vorliegt, wenn der vorliegende Indicienbeweis zur Ueberzeugung des Richters nicht ausreicht, wenn nur entferntere Indicien vorliegen, alsdann hat die außerordentliche Strafe des §. 10, b. zehn Jahre Zuchthaus, einzutreten. Glaubt aber Jemand im Ernst, daß man im Strafbuch vorschreiben wollte, daß Inzichten mit Geständniß und Zeugen ganz gleichgültig seien. Glaubt Jemand an die fürwahr Grauen erregende Bestimmung, daß man die außerordentliche Strafe nicht für den Fall des bloßen Indicienbeweises überhaupt, sondern dafür einführen wollte, wo der Indicienbeweis nicht zur Ueberzeugung des Richters ausreichte? Daß man also die Verurtheilung eines Angeschuldigten zu einer immerhin schweren Strafe beabsichtige, wo nicht einmal ein schlüssiger Indicienbeweis, sondern nur ein entfernter Verdacht vorlag, und daß man alles dieses da vorschrieb, wo man auch nicht entfernt dem Richter ein Merkmal, eine Unterzeichnung angab, aus der er entnehmen konnte, wo ein zur Ueberweisung des Angeschuldigten zur vollen Strafe, wo nur ein zur außerordentlichen Strafe, und wo nur ein zur Klagfreierklärung ausreichender Indicienbeweis vorlag. Alles dieses sollte dem im Geheimen Recht sprechenden Richter gänzlich überlassen seyn. Wäre es so, so wäre man in Baden weiter gegangen, als man je irgendwo gegangen ist, und alles, was man selber an der Ausübung der Tortur, an der Menschenfreundlichkeit des Strafbuchs gerührt hat, wären leere Phrasen, wäre durch diese eine, wirklich fürchterliche Bestimmung, mehr als aufgewogen, daß der Richter langewieriges Gefängniß erkennen dürfte, wo nicht einmal ein ausreichender Indicienbeweis vorlag, wo der Angeschuldigte nur des Verdachts verdächtig war. Wenn es so wäre, müßte man nun suchen, alsbald über die Grenze zu kommen, und man könnte die Tortur zurückwünschen, denn wer starke Nerven und feste Knochen hat, der kann hoffen, sie auszuhalten, aber gegen diese Macht der Richter, auf einen unzulänglichen Indicienbeweis eine mehrjährige Zuchthausstrafe zu erkennen, giebt es keine Wehre.

Doch so ist es Gottlob bei uns nicht. Die außerordentliche Strafe des §. 10 tritt nur dann ein, wenn der Angeschuldigte nicht rechtsbehörig überwiesen ist. Dieses Rechtsbehörig kann aber nicht auf die Quantität, das Maas der Ueberweisung verstanden werden, weil man sonst nothwendig zu dem Satz kommt, daß sie also auch auf einen unvollständigen Indicienbeweis erkannt werden darf, auf bloßen Verdacht hin, sondern das Rechtsbehörig muß auf die Qualität auf die Art des Be-

welches aufgelegt werden, dahin, daß der Indicienbeweis als zur vollen Ueberführung des Angeklagten bis zur ordentlichen Strafe als recht unbehörig, als unzulässig, als unzureichend erklärt wird. Es trifft dieses wieder mit dem §. 18 überein, wo ebenfalls von Beweisen gesprochen wird, welche zu einer ordentlichen Strafe hinreichen, und aus dieser Zusammenstellung, aus diesem Uebereinstimmen, wo der Gesetzgeber gerade bei der aus Indicien folgenden außerordentlichen Strafe des §. 10, bei dem Erforschungsmittel des §. 11, und bei der Klagefreierklärung des §. 18 von rechtsbehändigem Beweis, von Beweisen, welche zu einer ordentlichen Strafe ausreichen, spricht, folgt auf das sicherste, daß diesen Beweisen der Indicienbeweis entgegengefeßt, und als zu einer ordentlichen Strafe unzureichend erklärt wird.

Wenn man auch den Standpunkt der gesammten Strafgesetzgebung in Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts, also zur Zeit der Erlassung unser Strafdektis, in das Auge faßt, so wird man lediglich nichts Auffallendes darin finden, daß man im Jahr 1803 den Indicienbeweis nicht als ausreichend zur Erkennung einer ordentlichen peinlichen Strafe erklärte. Gerade umgekehrt müßte man es als ein blaues Wunder erachten, wenn man annehmen wollte, daß man in Baden im Jahr 1803 den Indicienbeweis ohne alle sub- und objectivc Verschärfung des Richters zur Erkennung aller peinlichen Strafen, selbst der Todesstrafe für hinreichend erklärt hätte. Während man in Baiern noch im Jahr 1813 vielfache Bestimmungen und Beschränkungen über den Indicienbeweis erteilte, denselben im Art. 330 zur Erkennung der Todesstrafe für unzureichend erklärte, und somit, der Sache nach, wie Mittermaier Strafrechtssagen §. 178 mit Recht bemerkt, die Indicien nur zur Erkennung einer außerordentlichen Strafe für ausreichend erachtete, sollte man bei uns im Jahr 1803 die Indicien so geradezu als gesetzliches Beweismittel zugelassen haben, ohne auch nur eine Schranke zu setzen, ohne auch nur die Bestimmung zu treffen, daß wenigstens darauf nicht auf den Tod erkannt werden dürfe? Das glaubt kein Mensch, das glauben selbst die Freunde des Indicienbeweises nicht, und eben weil sie es nicht glauben, sollten sie auch zugeben, daß dieses Beweismittel zur Erkennung einer ordentlichen Strafe bei uns überhaupt nicht eingeführt ist. Es ist ja eine bekannte Sache, daß man zu Ende des vorigen und anfangs des jetzigen Jahrhunderts über die Sicherungsmittel im Streite lag, welche die seit der positiven Aufhebung und seit der überall seltener gewordenen Anwendung der Folter so häufig vorgekommene Freisprechung dringend verdächtiger Angeklagter erforderte. Schon zu Karpov's Zeiten wendete man dafür eine außerordentliche Strafe an. Die preussische Gesetzgebung

war die erste, welche in der Kriminalordnung §. 405 für den Fall des alleinigen Indicienbeweises eine außerordentliche Strafe gesetzlich einführt. Dieses Beispiel befolgte unser Strafdektis im §. 10, und eben deshalb ist und bleibt diese Einführung der außerordentlichen Strafe der beste Beweis, daß man den Indicienbeweis nicht als einen zur vollen peinlichen Strafe ausreichenden Beweis anerkannte. Man könnte zwar bei uns sagen, daß nach Aufhebung des Erforschungsmittels des §. 11 durch das Gesetz vom 25. November 1831, ohne daß dafür etwas Anderes festgesetzt worden, nunmehr eine Lücke in unseren Gesetzen entstanden sei, indem man dem Richter nicht gezeigt habe, was er in jenen Fällen zu thun hat, wo er auf das aufgehobene Erforschungsmittel nicht mehr erkennen darf. Wenn sich aber auch ein Richter deshalb für berechtigt hält, alsdann seine Klagefreierklärung, sondern bei einem schlüssigen Indicienbeweis auf volle Strafe zu erkennen, so kann er dieses nur bei den leichtern Vergehen thun, für welche im §. 11 das Erforschungsmittel vorgeschrieben war. In den schwereren Verbrechen des §. 10 besteht wegen Zutritt der außerordentlichen Strafe keine Lücke, und er ist daher nicht berechtigt, im Fall eines bloßen Indicienbeweises die volle peinliche Strafe gegen den nicht rechtbehörig überwiesenen Verbrecher auszusprechen. Dringend Noth thut es allerdings, daß der jetzige Zustand, wo je nach Zusammensetzung des Gerichts einmal eine Verurtheilung auf Indicien, ein andermal eine Freisprechung erfolgt, und wo also nicht das Gesetz, sondern der Zufall die Strafe diktiert, aufhöre. Aber das Ende, welches darin bestände, daß ohne Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens der Indicienbeweis als gesetzliches Ueberführungsmittel zugelassen würde, wäre das schlimmste, das gefährlichste von allen.

Sander.

III.

Straßenraub.

(Verurtheilung eines Indicienbeweises.)

Die ledige großhiesige Maria Anna Strößer von Orbenheim im Württembergischen wurde nach ihrer eidlischen Aussage am 30. September 1838 in dem Walde zwischen dem Harthof und Redarjimmern von einem Juden vornen auf der Brust angegriffen, welcher ihr das Geld abberlangt und sodann ein Halstuch vom Leibe hinweggenommen haben soll. Der nachmals von ihr als Thäter anerkannte Herz Rauh von Redarjimmern stellte jedoch in der bei dem Amte Mosbach gegen ihn geführten Untersuchung die Verurtheilung behauptend in Abrede und das großherzogliche Hofgericht erkannte unterm 21. Februar 1837: daß diese

Untersuchung wegen mangelnden Beweises des Thatbestandes eines Raubs auf sich zu beruhen habe.

Dagegen ergriff der Staatsanwalt den Recurs, weil er glaubte, daß der in Frage stehende Straßenraub ob- und subjectiv hergestellt und erwiesen sei — und trug zu dessen Begründung vor:

Der Vorgang fand im Walde, also an einem für den Straßenraub günstigen Ort und zu einer Zeit Statt, wo außer dem Angekuldigten und der Verabanten überall Niemand zu sehen war. Uebrigens macht Diebe. Das zufällige Zusammentreffen mit einer fremden Weibsperson mag den sonst unbescholtenen Inculpaten zur That verleitet haben. Die Ströber hat eiblich ausgesagt: „Als ich ein Stück in den Wald allein gegangen war, sah ich ein Jude vom Harbhof herr. Derselbe packte mich an der Brust und sagte: gib dein Geld her! — Ich erwiderte, ich habe keines. Ich hatte ein Halstuch an den Zipfeln unter meiner Schürze angebunden, und weil es gerade stark regnete, habe ich den obern Rock und die Schürze aufgeschlagen, damit das Halstuch nicht naß werden sollte. Dieses Halstuch riß er mir von der Schürze und dem obern Rock heraus und steckte es in die linke innere Tasche seines Rockes. Ich war sehr erschreckt und sprang wieder gegen Redarzimmern hin und schrie. Ich ließ jedoch den Juden nicht außer Aug und dieser lief mir stark nach. Ein Mann von Redarzimmern, welcher Dettinger drüß, hörte mich schreien und kam mir entgegen. Als diesen der Jude sah, blieb er zurück. Ich und der Mann waren ungefähr 80 Schritte von ihm. Derselbe bückte sich an einem Wäsenplätzchen ganz auf den Boden; es ist ein Bäumchen dort und wahrscheinlich hat er dort das Halstuch versteckt, weil ich mit dem Polizeibrenner von Redarzimmern später solches dort gefunden habe.“ —

Diese Angabe umfaßt unstreitig alle zum Thatbestand eines Straßenraubs erforderlichen Merkmale. Sie ist bestätigt durch die eiblichen Aussagen des Friedrich Dettinger und seiner Tochter Friedrike Dettinger. Beide hörten schreien und bruckelten beim Umgehen ein Weibsbild im Wäsendal, welches herbei kam, schrie und weinte und sagte, sie sei im Wald von einem Juden angepackt und ihres Halstuchs beraubt worden.

Inbesonbere sah Friedrich Dettinger ungefähr zwei Dückelschüsse weit einen Juden mit einem Zwerchfaß nachkommen, der bei dem Brännelein auf der Lendenbache Wiese die Hosen hinunter machte, sich niedersezte und wahrscheinlich seine Nothdurft verrichtete, wie Inculpat selbst angibt. An eben dieser Stelle wurde nachher im Beiseyn des Polizeibrenners Baumhelfer das Halstuch der Ströber unter einem Wäsen, welcher mit einem Steine beschwert war, wieder vorgefunden. Es scheint demnach zureichend erwiesen

zu seyn, daß der genannte Jude die Ströber im Walde ihres Halstuchs beraubt, und solches bei dem Brännelein versteckt hat, um es später dort abzuholen und sich nicht gleich durch dessen Verstoß zu verrathen, da er sich wohl vorstellen konnte, daß man ihm bald zu Erb gehen werde, weil er die Beraubte vor sich hin nach Redarzimmern zurückkehren gesehen hatte.

Nun ist aber die Identität jenes Juden mit der Person des Angekuldigten außer allem Zweifel, da er gesteht, daß er mit der Daminiscatin an dem von ihr bezeichneten Orte zusammen getroffen sei. Ganz besonders erheblich ist aber noch der Umstand, daß Inculpat, als er kurz nach der That im Hause des Bürgermeisters zu Rede gestellt und ausgesperrt wurde, nicht längern konnte, daß er, in der Meinung, das Weibsbild sei eine Tochter des Grobskindly auf dem Harbhof, aus Grispaß zu ihr gesagt habe, sie solle ihr Erb hergeben. Dieses vor dem Ortsvorgesetzten abgelegte und daher einem gerichtlichen billigen gleichzeitigen Geständniß ist durch die eiblichen Dispositionen des Bürgermeisters Eiser und des Polizeibrenners Baumhelfer vollständig erwiesen. Es muß daher aufpassen, wie Inculpat die Eirne haben konnte, dieses Geständniß vor dem Untersuchungsrichter rundaus abzulängern! Allein gerade dadurch hat er sich noch weit verächtlicher gemacht, denn es ist nicht abzusehen, warum er den vorgeblichen Späß nicht auch vor dem Untersuchungsrichter eingestehen sollte, nachdem er solch vor dem Ortsvorgesetzten eingestanden hatte.

Indessen verdient die Art, wie Inculpat den Angriff der Daminiscatin beschuldigen will, schlechterdings keinen Glauben. Dann, da er sich ganz nahe bei ihr beand, so konnte er über die Person nicht im Irrthume seyn. Auch würde die Daminiscatin, welche 24 Jahre alt und also kein Kind mehr ist, über einen bloßen Späß nicht so laut ge- weint und geschrien haben, daß Dettinger und dessen Tochter sie von weitem hören konnten. Gewiß würde auch die Daminiscatin, welche nach dem Harbhof wollte, nicht wieder nach Redarzimmern, wo sie eben hergekommen, zurückgegangen seyn, um dem Bürgermeister, welcher ihr kurz zuvor den Weg gewiesen hatte, einen ihr widersprechenden Späß anzugeben, und sich einem Greitsmann anzubitten, um ohne Gefahr auf dem Harbhof gelangen zu können. Sie war, als sie Saup beim Bürgermeister suchte, noch eben so wir vorher, als sie mit Dettinger und dessen Tochter zusammentraf, im Schrecken, sie jammerte und weinte und sah überhaupt nicht so aus, als wäre ihr nur ein Späß und nichts weiter passiert.

Die Daminiscatin vermißt zwar auch die Deutlichen, in welchem sich eiliche 30 fr. daars Geld befinden haben sollen; da sie jedoch der gebahren Angst wegen nicht

sagen konnte, ob sie das Geld verloren oder ob es ihr der Thäter ebenfalls genommen habe — so, mag dieser Punkt auf sich beruhen.

Es genügt indessen, daß der Straßenraub in Bezug auf das zu 1 fl. 20 kr. tarirte Halsstuch ob- und subjectiv gegen den Angeschuldigten erwiesen ist, um in Anwendung des §. 67 unseres Strafgesetzes eine fünfjährige Zuchthausstrafe zu erkennen zu.

Die Vernehmungslässigkeit des Angeschuldigten beschränkte sich auf die Versicherung, daß er unschuldig sei.

Durch oberbischöfliches Urtheil vom 6. November 1837 ward der hofgerichtliche Beschluß vom 21. Februar dahin abgeändert: daß Inquißt wegen des ihm angeschuldigten Raubs für klagfrei zu erklären sei.

Entscheidungsgründe.

1. Der objective Thatbestand des Verbrechens des Raubs ist als hergestellt zu erachten; es hat nämlich

1) die Dominication M. A. Ströber endlich ausgesagt: Inculpat habe sie mit den Worten an der Brust gepackt „gib dein Geld her.“ und auf ihre Antwort, daß sie keines habe, ihr ein unter der Schürze und dem Vorderte angehängtes Halsstuch weggerissen und zu sich geholt.

2) Diese Aussage der Beschädigten gilt zwar in Bezug auf die Person des Täthers nach Art. 25, Nr. 6 der P. O. G. D. nur für eine entfernte Anzeige, in Bezug auf die That selbst, und vom Thäter hinweggesehen, kommt ihr aber, in so ferne sie keine Spuren der Un glaubs würdigkeit in sich trägt, und die Beschädigte selber eine unversehrten Person ist, die Kraft eines halben Beweises zu.

3) Dieser halbe Beweis wird durch folgende Inzichten unterstützt und vervollständigt.

a) Durch die Aussage des Friedrich Dettinger und seiner Tochter, daß sie die Verabre hätten schreien hören, daß dieselbe meining zu ihnen gekommen sei und daß sie auch in der Ferne den Inculpaten gesehen hätten;

b) durch das Ausfinden des fraglichen Halsstuchs, welches in der Nähe des Plages, wo vorgenannte Zeugen die Beschädigte, und in einiger Entfernung von ihr den Inculpaten sahen, verstreut war, und daselbst von dem Polizeibeamten aus Reckarzimmern entdeckt wurde.

Hierdurch ist die Hinnahme einer fremden Sache nach vorübergegangnem persönlichem Angriff des Besizers mittelst an diesem verübter körperlicher Gewaltthätigkeit, folglich der objective Thatbestand des Verbrechens des Raubs als vollständig erwiesen zu erachten.

Dem steht auch

4) abgesehen von der Streitfrage über die Zulässigkeit des Inzichtenbeweises, welcher in der Praxis zur Herstellung des objectiven Thatbestandes eines Verbrechens allgemein für zulässig erachtet wird — die Rechtsmeinung nicht entgegen, daß bei dem Verbrechen des Raubs der ob- und subjective Thatbestand coincidire; denn dieß ist nur bei solchen Verbrechen der Fall, welche keine stänlich erkennbaren Wirkungen zurückgelassen haben, und wenn schon beim Raube, welcher gewöhnlich an einzelnen Personen verübt wird, die Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit des Verbrechens häufig auf denselben Gründen beruhen mag, wie die Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit des Verbrechens, so ist dieses doch nicht immer nothwendig der Fall.

II. Dagegen ist der Beweis des subjectiven Thatbestandes dieses Verbrechens nicht als vollständig geführt anzusehen; denn

1) die Bruchthigung durch die Beschädigte bildet hier nach dem Thigen nur eine entfernte Anzeige;

2) die Annahertheit des Inculpaten an dem Orte, wo die M. A. Ströber geraubt worden, ist zwar will und wo später das Halsstuch gefunden wurde, begründet gleichfalls nur eine entfernte Anzeige.

3) Das vor dem Bürgermeister abgelegte Geständniß des Inculpaten ist

a) nicht als ein gerichtliches zu erachten, weil darunter im Criminalproceß nur ein solches verstanden wird, welches vor dem competenten Untersuchungsrichter abgelegt wurde;

b) als außergerichtliches hat dasselbe nach Art. 30 der P. O. G. D. die Kraft einer nahen Anzeige oder eines halben Beweises, wann es den sonstigen zur Gültigkeit eines Geständnisses im Criminalproceß gehörigen Erfordernissen entspricht. Allein es ist auch diese nicht der Fall; denn

a) dasselbe ist kein unumwundenes Geständniß. Inculpat hatte bei dem Bürgermeister angegeben, er habe die Ströber für die ihm bekannte Tochter des Großknechts vom Harbhof gehalten, und ihr nur im Späße ihr Geld abgefordert. Abgesehen nun von der Streitfrage über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit eines qualifizierten Geständnisses im Criminalproceß, muß doch wenigstens aus einem jeden Geständnisse, welches als Beweis einer Missethat gegen einen Angeschuldigten gelten soll, dessen Absicht hervorgehen, eine strafbare Handlung eingestehen zu wollen. Dies ist aber nicht der Fall, wenn vom Inculpaten behauptet wird, er habe mit der Ströber bloß seinen Späße getrieben.

ß) Das vor dem Bürgermeister abgelegte Geständniß umfaßt aber auch nicht alle die Thatfachen, welche zum Thatbestande eines Raubs erforderlich sind. Weder der Bürgermeister noch der dabei gegenwärtig gewesene Polizeibeamte wollen nämlich vernommen haben, daß Raub auch eingestanden, er habe der Ströber das Halsstuch weggerissen oder abgenommen, ja nicht einmal, daß er sie angepackt oder bedroht habe. Es fehlt somit an zwei wesentlichen Momenten zur Vollendung eines Raubs, an der Gewaltthätigkeit und an der Hinnahme einer fremden Sache aus dem Gewahrsam der Besizerin.

4) Kann nun diesem zufolge dem außergerichtlichen Geständnisse des Inculpaten auch nur die Kraft einer entfernten Anzeige beilegt werden, so stehen also früher erwähnten entsetzten Anzeigen nicht in so wesentlichen Causalzusammenhänge, daß vernünftigerweise nichts anderes anzunehmen wäre, als daß Raub den ihm angeschuldigten Raub versucht und vollendet habe.

5) Dieselben werden aber auch noch durch die Gegenanzeige des guten Rummuths des Inculpaten geschwächt und ist deshalb auch nicht auf einen Sicherheitsverhalt nach §. 10 des Strafgesetzes gegen denselben zu erkennen.

Da jedoch nach Digm der objective Thatbestand des fraglichen Verbrechens ist hergestellt, der Beweis des subjectiven Thatbestandes aber nicht als vollständig geführt anzunehmen ist, so mußte Inculpat des angeschuldigten Raubs für klagfrei erklärt, beziehungsweise das hofgerichtliche Erkenntniß hiernach abgeändert werden. Bayer.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 13.

Karlsruhe den 31. März 1838.

I.

Die Löschung der Unterpfänder und die darüber auszustellenden Zeugnisse nach geschehener Capitalzurückzahlung betreffend.

Von einem Kapitalenverwalter wurde in folgendem Betreff eine Frage an mich gestellt:

Wenn ein Schuldner ein Kapital aufnimmt und Pfandgeschäften zum Unterpfand gibt, auf welchen schon ein — mit dem neuen Darlehen abzutragendes Kapital hafet — dieses Kapital auch wirklich mit dem neu aufgenommenen Gelde abbezahlt wird, der Beweis über die Abzahlung wird auch der Pfandschreiberei in gehöriger Form (R. R. S. 2157) vorgelegt, worauf die Ausstreichung in dem Pfandbuch erfolgt, die Pfandschreiberei stellt das verlangte Attestat, welches sich der neue Darleiher zu seiner Sicherheit bedungen hat, über die geschehene Löschung aus; dann frage es sich:

wer das Attestat über die in dem Pfandbuch geschehene Löschung der alten Pfandschuld auszustellen habe, ob der Bürgermeister und Rathschreiber allein, wie es gewöhnlich geschieht, oder der gesammte Gemeinderath?

In Frankreich (neuestes Baierland unferres Landrecht) ist der Hypothekenbewahrer (Conservateur des hypothèques) eine einzelne Person, welche auch die Löschung der Hypotheken besorgt; bei uns ist der Hypothekenbewahrer der Gemeinderath des Orts, unter dem Namen Pfandschreiberei (der Ausdruck „Pfandgericht“ ist unrichtig). Unter der Benennung Gemeinderath ist der Bürgermeister, die Gemeinderathsglieder und der Rathschreiber als Actuar verstanden (s. Regierungsblatt 1835, Nr. 53 S. 4); wenn daher eine Hypothek (liegenschaftliches Pfand für eine Schuld) befristet oder erlangt werden will, dann geschieht auf Begehren oder auf gestellte Bedingung des Gläubigers der Eintrag in das Hypotheken- oder Unterpfandbuch, und zwar durch die Pfandschreiberei (Gemeinderath). Ist

diese Einschreibung geschehen, dann muß bei uns ^{*)} ein bedungenes Unterpfandrecht zu erlangen, die Ausfertigung der Pfandurkunde durch das Amtsdirektorat hinzukommen.

In Frankreich wird zuerst das Original der Schuldurkunde ^{*)} (minute) bei dem Notar aufgenommen, darauf wird die Ausfertigung derselben (grosse) von dem Darleiher, dem Hypothekenbewahrer des Arrondissements präsentiert (im Fall es von dem Schuldner vor der Kapitalauszahlung nicht selbst besorgt wurde), worauf der Hypothekenbewahrer sie in das Hypothekenbuch einträgt, und darüber einen Schein ausstellt. Eben so wird es mit der Löschung in dem Hypothekenbuch, wenn die Schuld abgetragen ist, gehalten, nämlich der Schuldner, oder derjenige, dem am meisten an der Löschung gelegen ist, muß eine Urkunde von dem Notar beibringen, daß der Gläubiger die Ausstreichung bewilligt.

So wie die Einschreibung in das Hypothekenbuch nur auf Vorlegung einer Notariatsurkunde nebst zwei Auszügen daraus, deren Inhalt der R. R. S. 2148 angibt, geschieht, so geschieht auch die Löschung nur auf eine solche Urkunde, welche der Hypothekenbewahrer, eben so wie einen der gedachten Auszüge, zu seiner Legitimation in Händen behält. Wenn auch der Gläubiger in Person bei dem Hypothekenbewahrer erschien und die Löschung beehrte, so kann es schon deswegen nicht geschehen, weil die Gesetzgebung

^{*)} Nicht eigentlich die Schuldurkunde, sondern die Pfandurkunde ist hier gemeint, nämlich diejenige Urkunde, durch welche der Schuldner dem Gläubiger das Pfandrecht bewilligt, ohne Unterschied, ob die nämliche Urkunde zugleich über die Schuld selbst errichtet werde, oder ob die Schuld schon vorhanden sei und es sich nur um eine Pfandbestätigung für eine bereits bestehende Schuld handle.

Der Unterschied zwischen der badiſchen und franzöſiſchen Geſetzgebung beſteht in dieſer Beziehung nur darin, daß nach der letztern die Staatsſchreibereiuurkunde, welche nach R. R. S. 2127 zu Konſtituirung eines bedungenen Pfandrechts erforderlich wird, ſchon geſertigt ſein muß, ehe der Eintrag erfolgt (S. 2143), wogegen bei uns nach dem zweiten Einführungsgeſetz der Eintrag ſürſorglich vorausgeſt, ehe die Staatsſchreibereiuurkunde geſertigt wird. D. R.

(L. R. S. 2150, 2158) eine öffentliche Urkunde sowohl zur Einschreibung als zur Löschung *) verlangt.

Nun sagt der Satz unseres Landrechts 2196, 2199: die Pfandschreiber dürfen verlangte Zeugnisse denjenigen, die als handelnde Personen auftreten, nicht abschlagen. Derjenige, dem die Fälligkeit gemacht ist, für die Abtragung eines älteren Kapitals mit dem — auf das nämliche Pfand gegebenen neuen Darlehen zu sorgen, oder wenn ein älteres Kapital mit seinem dargeliehenen Geld, durch ein Drittgerichtsglied, wie es die Pfandschreibereinstruktion von 1822 §. 13 vorschreibt, abgetragen werden soll, ist doch bestimmt interessiert, ob auch die Abzahlung des älteren Kapitals wirklich geschehen sei, weil davon die Sicherheit für seine Forderung abhängt. Gewissheit der geschehenen Löschung kann ihm nur ein Löschungssatzfest, von der kompetenten Behörde ausgestellt, geben. Die Pfandschreiberei hat die Löschung der abbezahlten Kapitalien zu besorgen, das Urtheil, daß die Löschung wirklich geschehen ist, kann demnach auch nur die Pfandschreiberei ausstellen. Der Gemeinderath bildet die Pfandschreiberei, mithin muß jedes Pfandschreibereizugniß von dem Gemeinderath ausgehen. Ein Gemeinderath besteht aber je nach Größe des Orts aus 4 bis 12 Personen, mithin müssen Pfandschreibereizugnisse je von 4 bis 12 Personen unterzeichnet seyn, wenn sie für vollständig gelten sollen. Die vollständige Unterschrift aller Gemeinderathsglieder ist besonders für den Fall ersprießlich, wenn wegen Versetzen eine Regreßforderung gemacht werden will, weil nur diejenigen zu haften haben, welche den Act unterzeichneten, es haftet nicht Einer für den Andern. Hat der ganze Gemeinderath unterzeichnet, der z. B. aus 6 Personen besteht, und es geschieht ein Fehler, weshalb die Pfandschreiberei (Gemeinderath) den Schaden ersetzen muß, und ein Glied der Pfandschreiberei ist insofern insolvent geworden, dann ist der Verlust doch nur ein Sechstheil. Wird die Pfandschreiberei (Gemeinderath) zu einer Entschädigungszahlung verurtheilt, dann hat der Rathschreiber, ohnerachtet er

als Aetuar zu dem Gemeinderath gehört, nur dann mitzugahlen, wenn er durch besonderen Vertrag einen Theil der Haftbarkeit übernommen hat. Ministerium des Innern vom 25. Januar 1833, Nr. 633. Kaiserlicher Anzeigerblatt 1833, Nr. 15.) In den Fällen, wo also ein Löschungssatzfest vom Bürgermeister und Rathschreiber allein angesetzt wird, und man ist in dem Fall, eine Regreßklage zu formiren, dann kann man nur gegen den Bürgermeister allein auftreten, wenn der Rathschreiber keine Haftbarkeit besonders übernommen hätte. Nun ist bekannt, daß die Bürgermeisternahlen der neuesten Zeit, besonders in Landorten, öfters auf Personen gefallen sind, die für nicht viel haften können, daher ist es um so mehr vorsichtig, Mittelstele gedachter Art von keiner einzelnen Person anzunehmen **).

Rheinländer.

II.

Hofgericht Kassat.

Rechtsfall über die Zurücknahmen von Pensionen. Unter Beziehung auf die Annalen vom Jahr 1833, Seite 388, und 1834, Seite 42. 1835, Seite 1, 63.

Es sind seit Entscheidung der in obigen Rechtsfällen vorgekommenen Pensionserduktionen bei hiesigem Hofgericht wieder mannigfache gleiche Prozesse anhängig geworden, welche denn alle anders, als wie die obigen, und insbesondere dahin entschieden wurden, daß die von der Regierung vorgenommenen Reduktionen früherer Pensionen aufrechterhalten worden sind; erst neulich klagte ein Förster, dem im Jahr 1828 durch Kabinetrescript eine Pension von 900 fl. verwilligt war, obgleich er nur 800 fl. Besoldung

*) Im Allgemeinen werden die Ausfertigungen des Gemeinderaths, der das Pfandgericht bildet, nach §. 41 und 46 der Gemeindeordnung nur vom Bürgermeister und Rathschreiber unterschrieben. Ein vom Bürgermeister und Rathschreiber unterschriebener pfandgerichtlicher Löschungsschein ist also an sich eben so gültig und glaubwürdig, wie wenn er von sämmtlichen Mitgliedern des Pfandgerichts unterschrieben wäre. Auch insofern es sich um die Haftbarkeit des einzelnen Pfandgerichtsmitgliedes handelt, kann zwischen denjenigen, welche die Ausfertigung unterschreiben haben, und den übrigen Mitgliedern, welche zu dem Beschlusse mitwirkten, kein Unterschied gemacht werden. Auch die in der Ausfertigung nicht unterschriebenen sind hier, wie bei andern Kollegien, mit den Andern verantwortlich, wenn sie nach Ausweis des Sitzungsprotokolls zu dem Beschlusse mitwirkten.

Da jedoch die Gemeinderathsprotokolle, besonders in Landgemeinden, selten ordentlich geführt werden, man also mit dem Beweise darüber, wer zur Löschung mitwirkte, leicht in Verlegenheit kommen könnte, so wird allerdings die Vorsicht erfordern, daß man sich von allen Pfandgerichtsmitgliedern unterschriebene Löschungsscheine anstellen läßt.

D. R.

*) In Bezug auf die Löschung bestimmt unser Gesetz nichts anderes, als das französische, denn der Satz 2158 haben wir gleichlautend mit dem französischen, und er ist durch das zweite Einführungsdekret nicht abgeändert. Nur durch die eigene Vorschrift des Satzes 2150 wird es übrigens bei uns zu rechtsfertigen gesucht, daß da, wo der Gläubiger selbst erscheint, um die Auslieferung zu erwirken, keine Staatschreibereirunde gefordert wird.

Das Pfandgericht ist nämlich selbst eine öffentliche Behörde, welche das Pfandbuch zu führen hat. Nun sagt man: wenn daselbe über die Erklärung des Gläubigers, daß er die Auslieferung bewilligt, ein Protokoll aufnimmt, so ist hier eben eine öffentliche Urkunde, welche genügt, um darauf hin nach Satz 2155 die Auslieferung wirklich vorzunehmen.

D. R.

hatte, auf Fortentrichtung seiner um 100 fl. reducirten Pension, ward aber damit abgewiesen, und zwar unter folgenden Entscheidungsgründen.

Wenn man auch den Kläger als Staatsdiener ansehen will, so folgt daraus nur um so gewisser, daß er alsdann seine Pension nur nach den Bestimmungen des Dieneredicts in Anspruch nehmen kann. Nun war aber seine Besoldung nur zu 800 fl. angeschlagen, und nach §. 9, Nr. 1 des Dieneredicts kann er nur bei Regulirung seiner Pension den Anschlag der Besoldung zu Grunde gelegt verlangen, er brüht aber gegenwärtig diese 800 fl. als Pension, und kann mehr nicht verlangen. Wenn er auch im Jahr 1826 durch ein Kabinetrescript des vorigen Regenten mit einer Pension von 900 fl. in Ruhestand versetzt worden ist, so hatte er nach den ungewisselhaften Vorschriften des Dieneredicts, insbesondere des §. 8, doch im günstigsten Fall keinen rechtlichen Anspruch auf Pension über seinen nach §. 9 zu berechnenden Gehalt hinaus. Jedem rechtlichen Anspruch steht aber eine gleiche rechtliche Verpflichtung gegenüber, und wenn also der Staatsdiener keinen größeren rechtlich begründeten, also vor dem Richter geltend zu machenden Anspruch auf Pension als seinen vollen Gehalt, oder 4000 fl. besitzt, so liegt auch dem Staat, als dem andern Vertragspartei, keine größere rechtliche, also vor Gericht geltend zu machende Verbindlichkeit ob; als diesen Gehalt als Pension zu bezahlen. Hat nun zwar Kläger im Jahr 1826 eine größere Pension, als sein Gehalt selbst war, angewiesen bekommen, so ist diese Ueberschreitung des gesetz mäßigen Ruhegehalts, wie insbesondere aus der Zusammenstellung des §. 6 und 9 des Dieneredicts sich ergibt, nicht geeignet, einen rechtlichen Anspruch zu begründen, als welcher allein im Gesetz und in dessen Anwendung sein Fundament finden kann, sondern dies war eine reine Gnadenfache des frühern Regenten. Dergleichen den rechtlichen, also gesetzlichen Anspruch einer Person übersteigende Gnadenverwilligungen des Regenten in Beziehung auf solche Gegenstände, welche durch verfassungsmäßige Gesetze regulirt sind, müssen aber ihrer Natur nach als schlichthin unwiderruflich betrachtet werden, und da nun Kläger eine besondere Unwiderruflichkeit seiner ihm über seinen Gehalt hinaus verwilligten Pension nicht behauptet hat, solche auch aus dem Kabinetrescript vom Jahr 1826 nicht hervorgeht, so ist an der Erbschreitung seiner Pension, beziehungsweise ihrem Widerruf recht geschehen. Aus der mehrjährigen Begahlung seiner Pension mit 900 fl. kann er aber einen rechtlichen Anspruch auf die Fortdauer nicht folgern, denn diese Begahlung war eben der Vollzug der ihm erteilten Gnadenbewilligung, solche war unwiderruflich, und diese Unwiderruflichkeit kann durch den Vollzug selbst und allein nicht unwiderruflich werden.

Die Klage auf Nachzahlung der 100 fl. als Pension ist rechtlich unbegründet, und Kläger unter Verfallung in die Kosten mit derselben abzuweisen.

In diesen Entscheidungsgründen liegt wohl auch die beste Widerlegung des Aussatzes in den Annalen 1834, Seite 42, wo die Behauptung aufgestellt ist, daß die Regierung lediglich allein und für sich jede Pension auch über den gesetzlichen Betrag hinaus verwilligen, also Pensionen in insinuitum antreiben, und solche, einmal angewiesen, nicht mehr zurücknehmen könne. Sondern: Wenn man der Regierung das Recht erteilt, zum Vortheil eines Staatsdieners ganz ohne Rücksicht auf das Dieneredict zu verfahren, und z. B. einem Registrator eine Pension von 6000 fl. anzuweisen, so muß man dieses Recht wohl in der gänzlichen Ungeboundenheit und Unbeschränktheit der Regierung von dem Gesetz begründen, in dem Satz des Absolutismus, nam quae libent sacere, id est regem esse. Wozu woraus will man denn die Gebundenheit der Regierung an ihre in ihrem absoluten, unbeschränkten, einsichtigen Willen vorgenommenen Maßregeln beweisen, woraus will man den rechtlichen, vor dem Richter zu verfochtenden Anspruch an die angeschuldigte Fortdauer einer solchen einsichtigen Maßregel der Regierung begründen? Etwas aus der Analogie des Dieneredicts? Aber das wäre eine sonderbare Auslegung des Gesetzes, wo man argumentiren wollte, daß, weil das Gesetz sagt, daß über seine Bestimmungen hinaus kein rechtlicher Anspruch auf Pension existirt; nun doch eine außerhalb dieses Gesetzes stehende Pensionsverwilligung einen rechtlichen Anspruch begründe. Aus der Natur der Sache? Aber ist dies wirklich die Natur der Sache, daß zwar die Regierung an ein doch auch von ihr erlassenes Gesetz nicht gebunden sei, daß ihre einsichtigen Willensverfügungen wegen ihrer Unbeschränktheit auch in ihrer Ausdehnung gegen ein Gesetz zugulassen, aus solchen einsichtigen Willensverfügungen aber alsdann unwiderrufliche Rechte und rechtliche Ansprüche erfolgten? Eine solche über das Gesetz hinaus gehende Pensionsverwilligung schädigt ihrem Grund nicht aus dem Gesetz, sondern aus der absoluten Souveränität des Fürsten, und wo besteht nun das Gesetz bei uns, daß solche absolut unbeschränkte Souveränitäts-handlungen, aus dem Verwaltungsrecht abfließende Regierungshandlungen, wie sie der Ausschuss vom 1834 nennt, ein vollkommenes Recht, einen vor dem Richter in alle Zeit hinaus geltend zu machenden Anspruch begründen? Sollte man nicht eher glauben, daß wenn die Regierung nicht an ihre selbst erlassenen Gesetze gebunden sei, sie noch weniger an ihre einsichtigen Willensäußerungen gebunden werden könne? Man sieht zwar im Ausschuss vom Jahr 1834 bedenkliche Folgen für die Regierung, wenn man die Unwiderruflichkeit solcher über das Dieneredict hinaus er-

theilten Pensionen nicht annimmt. Wer möchte noch mit der Regierung contrahiren, oder auf ihre Zusicherungen bauen, wenn zum Widerruf solcher Pensionen nichts erforderlich wäre, als die einseitige Zurücknahme der Pension durch die Regierung, veranlaßt durch eine Reklamation der Stände, aber dessen gefragt. Aber wahrlich ich bezweifle, ob auf dem in jenem Aufsatze eingeschlagenen Weg das Vertrauen gegen die Zusicherungen der Regierung erhöht und erpflegt wird, wo man ihr vor Allem das Recht ertheilt, sich an die Geheiß nicht gebunden zu halten, und wo man einseitige Willkürmaßnahmen gegen das Gesetz als zu Recht bestehend anerkennt. Ist denn die Verfügung der Regierung gegen ein Gesetz nicht auch eine einseitige Zurücknahme des Gesetzes, und wird das Vertrauen in die Regierung nicht mehr erschüttert, wenn die Gerichte solche einseitige Zurücknahmen aufrecht erhalten, als wenn sie, wie hier geschieht, es, ausprechen, daß auch die Regierung nicht auf eine rechtsgültige Weise über das Gesetz hinauszugehen könne, und wenn solcher Auspruch mit dem Bestreben der Regierung, nimmere auf das Gesetz zurückzukommen, zusammenfällt, wenn man der Stimme der Stände um Aufrechterhaltung des Gesetzes Gehör gegeben hat, wenn das Gericht, bestehend aus Staatsbeamten, anerkennt, daß das Dineredit nicht nur dazu da ist, um das Minimum der rechtlichen Ansprüche des Staatsdieners zu bestimmen, sondern auch das Maximum, und daß über das Gesetz hinaus auf keine Weise ein rechtlicher Anspruch begründet werden kann, so wird Niemand in dem Vertrauen auf die Regierung und die Gerichte wankend werden, Niemand wird eine Rechtsunsicherheit erleben, sondern Jedermann wird ein desto größeres Vertrauen auf Recht und Gesetz erhalten, als er sieht, daß das Gesetz von der Regierung auch dazu anerkannt wird, daß es sie bindet, und als er erblickt, daß die Staatsbeamten die Geheiß nicht nur dahin verstehen, daß sie zu ihrem Besten ein Minimum bestimmen, sondern daß sie auch ein Maximum gegen sie enthalten. Das ist eben das Verwerfliche, daß man behaupten will, das Dineredit sei nur dazu da, um eigentlich zu bestimmen, was die Regierung dem Staatsbeamten geben müsse, aber nicht dazu, um auch festzusetzen, wie weit sein Recht gehe. Man will diese Rechte dahin ausdehnen, daß je über das Dineredit hinausgehende Regierungsmassregeln Recht sei und bleibe, übersieht aber, daß die in der Unbeschränktheit der Regierung liegenden Verfügungen eben wegen ihrer Unbeschränktheit durch ein Gesetz kräftigen rechtlichen Anspruch begründen können, und daß für den einseitigen Widerruf der einseitig gegen ein Gesetz ertheilten Gnade der alte Rechtsatz spricht, — nihil tam naturale est, quam quicquid eodem modo dissolvere quo collatum est.

III.

Hofgericht Katt.

Rechtsfall über Zurückziehung eines Eides. Zur Erläuterung des §. 584 der Prozeßordnung, und L. R. G. 1362.

Ein Erbe schob dem Beklagten den Eid über den Bestand eines mit seinem Erblasser geschlossenen Vertrags zu, worauf dieser ihm den Eid über sein Nichtwissen dieses

Vertrags zurückschob. Diese Zurückschiebung hielt man nach §. 584 der Prozeßordnung und nach L. R. G. 1362 für unzulässig, denn obgleich nach §. 574 der Prozeßordnung die Eideszuschreibung über Handlungen des Rechtsvorfahrsers und über deren Nichtwissen schlichthin zulässig ist, so wird denn doch das in sich selbstständige Recht der Zurückschiebung des Eides im §. 584 und S. 1362 an die Gemeinschaftlichkeit der Handlung, welche den Gegenstand des Eides ausmacht, gebunden, und dieser Zurückschiebung nicht Raum gegeben, wenn die im Eid enthaltene Handlung eine alleinige, oder wie der Satz 1362 im Urtel sagt, eine rein persönliche — purement personnel — dessen ist, dem er zugeschieden wurde. Hier nun ist die im Eid enthaltene Handlung keine gemeinschaftliche des klagenden Erben und des Beklagten, sondern eine alleinige, rein persönliche des Beklagten, und da fällt die Zurückschiebung mit Recht deshalb weg, weil im Eid des Beklagten — de veritate — mehr Eicherheit liegt, als in dem Eid des Erben — de ignorantia. — Ueberdies hat auch der §. 7 der Eidesordnung ausdrücklich die Zurückschiebung des Eides in einem solchen Fall verboten, und es fehlt nichts im Wege, diese Vorschrift, welche mit dem Inhalt des §. 584 und Satz 1362 zusammenfällt, aufrecht zu erhalten.

Sander.

Anmerkung der Redaktion. — Daß hier die Zurückschiebung des Eides unzulässig war, dürfte nach §. 584 der Prozeßordnung keinem Zweifel unterliegen. Eine andere Frage wäre dagegen, ob die Eideszurückschiebung auch dann unzulässig wäre, wenn umgekehrt die Handlung in Bezug auf denjenigen, der den Eid zuschob, eine eigene, dagegen in Bezug auf denjenigen, dem er zugeschieden wurde, und der ihn nun zurückschieben will, eine fremde ist, wenn also der Zurückschiebende nur den Nichtwissen des, der Erleger aber den Wahrheitsleid schwören könnte?

Auch in diesem Falle ist die Thatsache, welche der Eid betrifft, nicht beiden Theilen gemeinschaftlich, woraus man schließen könnte, daß nach §. 584 die Zurückschiebung des Eides, der als Nichtwissen zugeschieden wurde, nicht Statt finde. Allein es trifft die weitere Voraussetzung nicht ein, durch welche der §. 584 die Unstatthaftigkeit der Zurückschiebung bedingt, es handelt sich nämlich nicht um eine

„alleinige Handlung dessen, dem der Eid zugeschieden wurde.“

Auch der Grund des Gesetzes schlägt hier nicht an. Wer über die Wahrheit einer Thatsache schwören kann, soll den Eid demjenigen, der nur ein Nichtwissen beschwören könnte, nicht zurückschieben, da der Eid des Erben oder zur Kenntniß des Wahren führt, als der des Beklagten. Dies kann man aber in jenem Falle nicht sagen, wo derjenige, der den Eid zurückschieben will, nur den Nichtwissen eid, und der, dem er zurückschieben wird, den Wahrheitsleid schwören kann.

Aus den Worten des §. 591 der Prozeßordnung geht überdies hervor, daß eine Zurückschiebung der letztern Art zulässig ist, indem darin der Fall ausgedrückt ist, wo derjenige, der in Folge einer ihm geschehenen Eideszuschreibung das Nichtwissen des Beweisfahrs beschwören soll, vom Erleger verlangen kann, daß er selbst die Wahrheit desselben beschwöre.

D. R.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 14.

Karlsruhe den 7. April 1838.

I.

Hofgericht Rastatt.

Obervogt Waldschütz gegen die gräflich von Langensteinische Kuratel. Befoldungs-, resp. Pensionsforderung betreffend.

In rubricirter Prozeßsache, welche bereits in diesen Annalen Nr. 43, Seite 254 bis 258 des Jahrgangs 1837 eine Erörterung fand, erließ großherzogliches Hofgericht dahier am 15. November d. J. folgendes

Urtheil:

Es sei der Bescheid des Stadtmag. Karlsruhe d. d. 13. December 1836, besagend:
„daß der Kläger mit seiner Klage abzuweisen und in die Kosten zu verfallen ist!“ —
dahin abzuändern:

„die beklagte gräflich von Langensteinische Kuratel sei schuldig und verbunden, dem Kläger die volle Befoldung mit 2877 fl. 20 fr. per Jahr vom 23. April 1827 an — in so weit er solche inzwischen nicht bereits empfangen — nebst Verzugzinsen vom Befoldungsrückstande à 5% vom 14. Mai 1832, binnen vier Wochen zu bezahlen, und diese nämliche volle Befoldung an den Kläger, so lange er lebt, in Quartaletraten fortzuentrichten, unter Verfallung der Beklagten, Appellanten, in die Kosten beider Instanzen.“ —

Entscheidungsgründe.

Die Aburtheilung vorwüßigen Rechtsfreies läßt sich nach Seitenlage auf die Erörterung folgender Fragen zurückführen:

I. Ist die beklagte Grundherrschaft zur Entrichtung der ganzen Befoldung des Klägers für die Vergangenheit und Zukunft verpflichtet?

II. Ist die Größe der klägerischen Befoldungsansprüche im Gesamtbetrage per Jahr ad 2877 fl. 20 fr. bewiesen oder wenigstens bezeugt?

III. Hat Kläger diese Befoldung ganz in Geld, oder theils in Geld, theils in Naturalien zu fordern?

IV. Finden Verzugzinsen Statt, und von welcher Zeit an? —

Zu I. Kraft des Reichsdeputationshauptschlusses d. d. Regensburg 25. Februar 1803, §. 3, 31, erhielt der Kurfürst (Carl Friedrich) von Baden die Abtei Salmannsweiler als Entschädigungsländ, überließ jedoch bereits laut Entschliebung in dem ersten Organisationsedict vom 4. Februar 1803, Art. I. a. E. — vorbehaltlich der Oberhoheitsrechte — dies säkularisirte Abteigebiet, wozu die Herrschaft Münchbühl gehörte, als Grafschaft, entzweigungsweise, seinen beiden nachgebornen Herren Söhnen (das ist den Prinzen Friedrich und Ludwig) in deren Dienst der schon am 28. Wintermonat 1702 von dem Reichsabte Robert zu Salmannsweiler als Justiz-, Polizei- und Cameralbeamter angestellte Obervogt Waldschütz zu Münchbühl gleichzeitig übergien, auch in deren und ihrer Rechtsnachfolger (nämlich der verwitweten Frau Markgräfin Friedrich, sodann des Großherzogs Ludwig K. H.) Dienste derselbe bis zu seiner unterm 23. März 1827 erfolgten Pensionirung ausschließlich activ verblieb, und seine Befoldung von der Dienstherrschaft bis zum 23. April 1827 jeweils bezog.

Obervogt Waldschütz, welchem hierauf die Fortentrichtung der ganzen Befoldung von der Guts Herrschaft verweigert wurde, fordert dieselbe nunmehr klagend gegen die gräflich von Langensteinische Kuratel aus dem doppelten Grunde, weil seine Befoldung in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses de 1803 auf die Guts Herrschaft Münchbühl, in deren Besitz und Eigenthume sich die Beklagte als Erbin des verewigten Großherzogs Ludwig befunde, radicirt sei, und weil ihm überdieß die Rechtsvorsahren der Beklagten die Befassung der ganzen Befoldung wiederholt versprochen hätten. — Durch den allegirten Reichsdeputationshauptschluß §. 59, welcher namentlich den Zweck hatte, die Dienst-, Befoldungs- und Pensionsverhältnisse der Diener säkularisirter Fürsten fest-

zugestehen und zu garantiren, wurde der sämmtlichen Hof-, geistlichen und weltlichen Dienerschaft der bisherigen geistlichen Regenten, in so ferne der abgehende Regent solche nicht in seinen persönlichen Diensten behält, der unabgekürzte, lebenslängliche Fortgenuss ihres bisherigen Rangs, ganzen Gehalts und rechtmäßiger Emolumente, oder wo diese wegfallen, eine dafür zu regulirende Vergütung unter der Bedingung ausdrücklich beilassen, daß sich dieselben dafür nach Gutfinden des neuen Landesherrn und nach Maßgabe ihrer Talente und Kenntnisse auch an einem andern Orte und in andern Dienstverhältnissen gebrauchen und anstellen lassen müssen, und zugleich der 24. August 1802 als Normaltag der Befolgung; und Pensionsstatus festgesetzt (cf. deutsche Bundesacte §. 15).

Diese Bestimmungen sind hier maßgebend; denn unzweifelhaft gebört Kläger in die Kategorie jener Diener, deren geistlicher Regent säkularisirt wurde, ohne solche in seinem persönlichen Dienste zu behalten, und daher als mit voller Befolgung übernommene Diener in den Dienst ihres neuen Herrn traten, was auch Beilagererits zugestanden worden. Dieser neue Dienstherr war aber nicht der Kurfürst von Baden, sondern es waren dieselben mit Genehmigung — nach Gutfinden — des neuen Landesherrn, Höchstdessen Prinzen Friedrich und Ludwig, auf welche letztere schon auch die Verbindlichkeit überlag, den von ihnen übernommenen Diener reichs schlußmäßig zu salariren, und seiner Zeit zu pensioniren.

Der Anwalt der Beilagten behauptet zwar, daß durch gedachten Reichs schluß lediglich nur für den neuen Landesherrn, und nicht für die neuen Besitzer der säkularisirten Herrschaft Münchböh die prinzipale Verpflichtung zur Fortentrichtung der ganzen Befolgung an den Kläger erwachsen sei. — Allein dem ist nicht so. — In §. 47 des Reichsdeputationshauptschlusses de 1803, welcher die Einleitung zu den Bestimmungen über den künftigen Unterhalt der vormaligen Regenten, Geistlichkeit und Dienerschaft enthält, wurde nämlich kategorisch ausgesprochen, daß die Verhältnisse der aus dem Besitze tretenden Regenten, auch der davon abhängenden Geistlichkeit, so wie ihrer bisherigen Dienerschaft in dem Hof-, Civil- und Militärache, und die besondern Verbindlichkeiten der entschädigten Fürsten und Stände, welche sich auf den anständigen Unterhalt der genannten Regenten und übrigen Individuen beziehen, (erst) mit dem Eintritte in den wirklichen Genuß der Entschädigungsländer und Gebiete ihren Anfang nehmen, und es bleibe nach der in den folgenden Paragraphen (worunter §. 59 a. a. D.) gegebenen Vorschriften gehalten werden solle. Hieraus ist klar, daß die Verbindlichkeit zur Entrichtung der fraglichen

Dienerebefolgungen an den Eintritt des neuen Herrn in den wirklichen Genuß der Entschädigungsländer und Gebiete als *conditio sine qua non* geknüpft war, hiemit erst rechtlich wirksames Daseyn erhielt.

Da nun aber, wie Beilagererits selbst nicht bestritten, und aus dem landesherrlichen ersten Organisationsedikte de 1803 unabweisung zu entnehmen ist, das vormalige Abteigebiet Salzmansweiler als Entschädigungsländ mit dem hiezu verbundenen Genuße, welcher vermöge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803, §. 36 und 43, alle Güter, Rechte, Kapitalien und Einkünfte, in so weit nicht ausdrücklich Trennungen stipulirt wurden, in sich faßte, und für die entschädigten Fürsten und Stände, welche vor den Deklarationen der vermittelnden Mächte den Civilbesitz hievon nicht ergriffen, bereits mit dem 1. Dezember 1802, resp. acht Tage vorher begann, — unter landesherrlicher Oberhoheit an die Herrn Markgrafen Friedrich und Ludwig übergegangen ist, auch sofort eine eigene Behörde mit der Bezeichnung „Markgräfliches Obervogteiamt Münchböh,“ dann „Markgräfliches Amt Münchböh,“ wobei Kläger als Justiz-, Polizei- und Cameralbeamter functionirte, bestanden hat (Anhang zu den 13 Organisationsedikten von 1803, Art. 1 v., und Beilage III. zum Organisationsedikt von 1809 Art. 1 §. 6); — so kann wohl keinem rechtlichen Bedenken unterliegen, daß die Rechtsvorfahren der beilagten Grundherrschaft es waren, und letztere, schon zur Zeit es ist, welcher die Verbindlichkeit oblag, resp. nun obliegt, dem Kläger den unverkürzten lebenslänglichen Fortgenuss seiner ganzen, reichs schlußmäßig festgesetzten Befolgung zu gewähren, und zwar um so mehr, als die Rechtsvorfahren der Beilagten den ihnen überwiesenen Diener ohne Einwand und ohne Vorbehalt in ihren Dienst übernommen haben (R. A. S. 1257 a.). —

An diesem Rechtsverhältnisse zwischen Dienstherrschaft und Diener (Schuldner und Gläubiger) haben auch spätere Landregerde, namentlich das dritte Constitutionsedikt vom 22. Juni 1807, Regierungsblatt Nr. 29 — die Ständeherrlichkeitverfassung betreffend — und das Edikt vom 14. Mai 1813, Regierungsblatt Nr. 15 — die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit betreffend — auf welche sich der appellatorische Anwalt zur Begründung einer theilweisen Befreiung von der ursprünglichen Befolgungsverbindlichkeit berufen — im Wesentlichen dem Kläger gegenüber nichts geändert.

Fürs erste ergibt sich schon aus dem Eingange jenes dritten Constitutionsediktes, daß hierin von den künftigen staatsrechtlichen Verhältnissen der durch die rheinische Bundesacte mediatisirten ehemaligen deutschen Reichsfürsten und Grafen, und deren Dienern die Rede ist,

in welche Klasse aber der Kläger als ehedoriger, bereits zufolge Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 übernommener Diener des säkularisirten Abteigebiets Salmannweiler nicht gehörte.

Uebrigst hatten nach §. 51 des III. Konstitutionsedikts die zur Justiz, und Polizeiverwaltung bestimmten landesherrlichen Diener ihre Gehalte in der Regel aus den Einkünften zu beziehen, welche den Standesherren blieben, und konnten dieselben ohne landesherrliche Genehmigung weder supersubdit, noch weniger entlassen werden, und versteht sich der Gehaltsbezug der landesherrlichen Cameraldiener aus der Klasse ihrer Dienstherrschaft von selbst (§. 49 und 50 a. a. D.); — sojann fielen nach §. 52 des angeführten Konstitutionsedikts von den bisherigen Activdienern der Standesgebiete bloß diejenigen dem Landesherrn ausschließlich zur fernern Besoldung oder Pensionierung zu, welche verfassungsmäßig ihre Gehalte aus Militär- und Schatzungseinkünften bezogen, oder welche allein für die Verwaltung der Souveränitätsrechte und Einkünfte angestellt waren, dagegen verblieben den mediatisirten Standesherrn ausschließlich diejenigen Diener, welche zu ihrem besondern Dienste bestimmt, oder zur Verwaltung der ihnen bleibenden Einkünfte gesetzt, oder als Lokaldiener zur Ausübung der niedern Jurisdiction und Polizei angestellt waren (cf. §. 23 bis 25, 46 bis 50 und 53). —

Wollte man diese Bestimmungen hier zur Anwendung bringen, so sprächen solche unverkennbar mehr gegen als für die Vellagte. —

Zu dem Exkiste vom 14. Mai 1813 §. 1 wurde zwar im Allgemeinen ausgesprochen, daß vom 1. Juni 1813 an die Verwaltung von aller Obrigkeit in Criminal-, Civil-, Rechts-, Kirchen- und gemeinen Polizei-, auch Regierungssachen mit Vortheil und Rasten an den Staat übergehe, allein hiemit hörte die frühere Besoldungsverbindlichkeit der damaligen Dienstherrschaft des Klägers diesem gegenüber nicht auf, denn nach der speciellen Verfügungen in §. 4 bis 6 a. a. D. gingen nur active reine Justiz-, und Polizeidiensfister der Graub- und Standesherrn, vorbehaltlich der landesherrlichen nähern Bestimmung über ihre Dienstlage, foglich mit dem 1. Juni 1813 in die alleinigen Dienste und Pflichten des Landesherrn über, die gewöhnlichen, nämlich zugleich zu Renteigefächten angestellten Standes- und grundherrlichen Diener aber blieben ihrem früheren Dienstherrn, bis eine Uebereinkunft mit diesen Dienern und deren Dienstherrschaft bestimmt haben wird, welchem Dienste sie künftig allein angehören, und mußten die Strafen, Taren, Sporeten, so wie die Gerichtsbarkeitslasten,

welche in Folge dieser neuen Organisation dem Staate zuwachfen, innerhalb eines Jahres besonders genau bezeichnet, und nach dessen Ablauf in einem specifisirten Verzeichnisse dem Landesherrn vorgelegt werden, um zu erweisen, was in dem Renten-, Pensionen- und Schatztheilungslande, auch sonst deßfalls zu ändern Recht und Billigkeit fordern möge. —

Eine Uebereinkunft, wornach Kläger in den Staatsdienst getreten, kam nicht zu Stande, sondern verblieb derselbe vielmehr ausschließlich soe tan im Dienste der Gutsherrschaft Rünchhöf, überreichte jedoch nach Maßgabe obigen Gesetzes seine Besoldungseffaction mit einer Berechnung von 2677 fl. 20 kr. per Jahr — auf den Grund dieser Faffion erwirkte sofort die Dienstherrschaft des Klägers nach vorgängigen Unterhandlungen mit der großherzoglichen Staatsregierung durch Beschluß des großherzoglichen Finanzministeriums d. d. 18. Juli 1817, Nr. 12037 einen ararischen Beitrag zur fraglichen Besoldung ihres Branten und zwar vom 1. Juni 1813 an, jährlich mit 689 fl. 20 kr., traf aber durch Verfügung ihrer Renteiadministration vom 22. October 1817, Nr. 97 die Bestimmung, daß gedachter Staatsbeitrag in der gutsherrlichen Kaffe einnahmlich zu verrechnen sei, und daß der Kläger, welcher hiervon in Kenntniß gesetzt wurde, für die Folge seine Besoldung wie bisher (d. h. von der Gutsherrschaft) zu beziehen habe, — wie dann auch wirklich geschah. —

Diese Handlungsweise involvot nun keine Rechts-wandlung, wodurch der alte Schuldner (d. i. die Gutsherrschaft) ihrer Besoldungspflichtigkeit, gegenüber dem Kläger, theilweise entledigt, und an ihrer Stelle ein neuer Schuldner (der Staat) angenommen worden, denn eine Absicht der Contrahenten hiezu geht aus dem deßfalligen Rechtsgeschäfte klar nicht hervor, vielmehr gab die Gutsherrschaft dadurch, daß sie jenen ararischen Beitrag sich selbst zueignete, deutlich zu erkennen, daß sie solchen als Vergütung für die ihr entzogene Patrimonialgerichtsbarkeit, resp. als deßfallige Entschädigung für die von ihr fortzuleistende ganze Besoldung ihres Branten in Anspruch genommen, und sich selbst zugewendet hat, und kann einer angeblichen Uebereinkunft, wodurch die Gutsherrschaft ihrem Branten einen andern einwilligenden Schuldner (den Staat) hinsichtlich der erwähnten Besoldungsquote anweisen will, mit der Wiefung einer Rechts-wandlung um so weniger Statt gegeben werden, als der Kläger niemals ausdrücklich erklärte, daß er den überweisenden Schuldner (d. i. seine Dienstherrschaft) von der — letztere obliegenden — und selbst wiederholt anerkannten Besoldungsverbindlichkeit befreie (R. R. E. 1271, 1273, 1275, 1108 a

und b), noch je auf seine Befoldungsansprüche gegenüber seiner Dienstherrschaft verzichtete.

Der Maßstab, welcher hinsichtlich der ärarischen Beitragsquote zu der Befoldung des Klägers zwischen dem großherzoglichen Finanzministerium und der Gutsherrschaft Münchbühl ohne Zutun ihres Beamten zuerst zu $\frac{1}{4}$ dann zu $\frac{1}{2}$ beliebt worden (Finanzministerialrescripte vom 18. Juli 1817, Nr. 12037, und vom 10. Mai 1828, Nr. 2467) ist ebenfalls nicht geeigneter, dem Kläger in der Art zu präjudiciren, daß er sich sofort mit $\frac{1}{4}$, resp. $\frac{1}{2}$ seines Befoldungsanspruchs an die großherzogliche Staatskasse wenden müßte, und bloß $\frac{1}{4}$ resp. $\frac{1}{2}$ von seiner Dienstherrschaft fordern dürfte, sondern berührt jene Uebereinkunft nur die staats- und gutsherrlichen Interessen, ohne das Bezugsrecht hinsichtlich der ganzen Befoldung des Klägers, gegenüber seiner Dienstherrschaft, zu alteriren, was auch letztere nach Abschluß der besagten Uebereinkunft von 1817 selbst urkundlich zugestand und factisch gewährte. —

Hierzu kommt ferner, daß der verewigte Großherzog Ludwig R. V., als Inhaber der Herrschaft Münchbühl, dem Kläger bei dessen Pensionirung am 23. März 1827 die Kommissarbefassung der ganzen Befoldung abermals urkundlich zusicherte, weshalb denn nun auch die Beflagte, als unmittelbare Rechtsnachfolgerin, dieselbe Verbindlichkeit zu erfüllen hat (R. R. S. 873, 877).

Aus der bisherigen Erörterung erhellt nun fattsam, daß obige Frage sub I. zu bejahen ist, in so weit nämlich Kläger seine volle Befoldung inzwischen nicht bereits empfangen hat.

Zu II. Die beklagte Grundherrschaft bestreitet theils das Bezugsrecht hinsichtlich einzelner Bestandtheile der klägerischen Befoldung, theils deren Geldwerthanschlag, im Gesamtbetrage per Jahr zu 2677 fl. 20 kr. und will letztern bloß in der von großherzoglichem Finanzministerium durch Erlaß d. d. 10. Mai 1828, Nr. 2476 regulirten Summe ad 2004 fl. 47 kr. anerkennen, — je doch gewiß mit Unrecht.

Raut Entschließung der großherzoglichen Ministerialconferenz vom 9. Novbrdr 1810, Nr. 785, verkündet im Regierungsblatt von 1810, Nr. 48, genügt bei Klagen über rückständige oder fortzubezahlende Befoldungen oder Pensionen von Staatsdienern aus den durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhaltenen Länden, wenn solche auf diesen Abschluß gegründet werden, die Verschönerung, daß jene Dienrr nach Maßgabe des §. 59 des gedachten Reichsßes am 24. August 1802, als dem Normaltage, im Besich sich befinden haben, und nach §. 19 des Staatsdienerrechts vom 30. Jänner 1819, Regierungsblatt Nr. 4, darf die Pension oder der Ruhegehalt der vermöge des

Reichsdeputationshauptschlußes von 1803 oder besonderer Staatsverträge übernommenen Diener durch die Anwendung des gesetzlichen Tarifs auf ihren ganzen Gehalt nicht unter den Betrag derjenigen Befoldung fallen, in deren Besitze dieselben am Normaltage (24. August 1802) sich befanden, oder womit sie beziehungsweise übernommen wurden.

Faßt man nun hienach analog vorwüßigen Fall ins Auge, so bringt sich zuvörderst die Bemerkung auf, daß die Reduktion der klägerischen Befoldung, wie solche im Jahr 1828 durch großherzogliches Finanzministerium geschah, dem Kläger, gegenüber seiner Dienstherrschaft, in dem vorliegenden Rechtsstreite nicht zum Nachtheil gereichen kann, denn die eheworige Dienstherrschaft, welche doch wohl wissen konnte, und wissen mußte, wie hoch und in welcher Weise ihr zufolge des Reichsdeputationshauptschlußes von 1803, resp. des ersten Organisationsedikts von 1803 übernommener Diener salarirt war, hat die von dem Kläger vorgelegte Befoldungsfassion, worin die Befoldungstheile mit ihrem Werthanstlage bezeichnet waren, im Gesamtbetrage von 2677 fl. 20 kr., unbrauſtandt ihrer Unterhandlung und Uebereinkunft mit der großherzoglichen Staatsregierung, Verhuß ihrer Entschädigung, resp. Erwirkung eines verhältnißmäßigen Befoldungsbeitrags zum Grunde gelegt, und hienit schon sowohl das Bezugsrecht, als den wirklichen Bezug der fraglichen Befoldung im Ganzen unzweideutig gestanden, indem sie auf eine zur Annahme reife Erklärung ihres Dieners Handlungen vornahm, zu welchen sie nur unter der Voraussetzung der Bestimmung zu der klägerischen Befoldungsansprüche in quali et quanto veranlaßt und berechtigt seyn konnte, zumal, da dieselbe den hierauf von großherzoglichem Finanzministerium bewilligten Staatsbeitrag ad $\frac{1}{4}$ der klägerischen Befoldung mit 669 fl. 20 kr. unumwunden acceptirte und ihrer gutsherrlichen Kasse in Einnahme bringen ließ (R. R. S. 1108 a und b, 1354 und 1355); — auch solches schriftlich dem Kläger kund machte.

Diese urkundlichen Zugeständnisse, diese factischen Einwilligungen von Seite der Dienstherrschaft liefern einen zureichenden Beweis dafür, daß die jährliche Befoldung des Klägers im Jahr 1817 aus jenen Theilen bestand, und jenen Geldwerth hatten, wie all dieß in seiner Befoldungsfassion aufgeführt war, und kann es jetzt dem Kläger nicht obliegen, diesen Beweis nochmals durch andere Beweismittel beizubringen.

Der Einwand der beklagten Grundherrschaft, als sei die erwähnte Uebereinkunft von 1817 zwischen ihren Rechtsvorsahren und dem großherzoglichen Finanzministerium in Bezug auf den Kläger eine Sache unter Dritten, und

könne demselben daher nach R.N.S. 1165 keinen Vortheil verschaffen, ist hier ungegründet; — nur in so weit nämlich, als damals über eine gewisse Quote, über das Verträgen als hinsichtlich der klägerischen Besoldung zwischen dem großherzoglichen Finanzministerium und der Gutsbesitzer Ränchhof Paschbuit wurde, betraf solches lediglich diese Paschbuitanten, in so weit aber das quale und quantum der Besoldung des Klägers hierbei in Frage kam und festgestellt, auch von der Gutsbesitzer nicht bloß gegen den Staat geltend gemacht, sondern zugleich dem Kläger gegenüber zugestanden wurde, war dieser allerdings berechtigt, was sich schon aus §. 5 und 6 des Edikts vom 11. Mai 1813, so wie aus den beifälligen Notifikationen an den Kläger von Seite des großherzoglichen Finanzministeriums und der markgräflichen Rentneidministration d. d. 22. October 1817, Nr. 97 ergibt.

Wollte man aber auch den Kläger als eine dritte Person betrachten, so spräche für ihn der R.N.S. 1121, wornach man auch zum Vortheil eines Dritten etwas bringen kann, wenn es in Folge einer Auflage geschieht, die man sich selbst bedingt, und wornach derjenige, welcher etwas dergleichen bedungen hat, nicht davon abgehen kann, sobald der Dritte erklärt hatte, sich das Bedungene zu eigne zu machen, wie in concreto geschah.

Das weitere Vordringen des appellatischen Anwalts, daß es im Interesse der Gutsbesitzer gewesen, nach Aufhebung der Patrimonialgerichtsbartel, gegenüber dem Staat, eine möglichst große Besoldung ihres Beamten zu formiren und zu realisiren, ohne daß hieraus gefolgert werden dürfte, jene Besoldung habe in Wahrheit wirklich so viel betragen, verdient ebenfalls keine Berücksichtigung; denn dieß würde der Unterstellung einer Unredlichkeit Raum geben, welche nicht Platz greift.

Wenn der appellatische Anwalt die Größe der klägerischen Besoldung ferner mit der Behauptung anzusehen sucht, daß, in so fern auch dieselbe im Jahr 1817 der Gesamtbetrag von 2677 fl. 20 fr. errreicht hätte, hiedurch noch nicht der Beweis hergestellt wäre, daß dieselbe bereits am Normaltage (24. August 1802) von gleichem Betrage gewesen, so kommt hiergegen in Betracht, daß die oben angeführte Verordnung vom 9. November 1810 den betreffenden Dienern bloß zur Auflage macht, den Besig ihrer reichthumsmäßigen Besoldung zu bescheineigen, durch die von dem Kläger productirten und in erster Instanz Beklagterseits für acht anerkannten Besallungs- und sonstigen Urkunden aber mindestens beifällige Bescheinigungen sowohl hinsichtlich der Besoldungsbestandtheile als hinsichtlich deren Vertheilungslage genügend beigebracht sind, daß überdieß Beklagterseits selbst zugestanden wurde, Kläger sei von der Reichsbaubei Salmannsweller reichlich salarirt worden, ohne

daß hieran die Behauptung geknüpft ward, als wäre die damalige Besoldung des Klägers durch Zulagen seit 24. August 1802 erhöht worden; — endlich kommt beifällig noch in Erwägung, daß Kläger seinen Besoldungsanspruch im jährlichen Betrage von 2677 fl. 20 fr. nicht nur aus dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 gründete, und seine Pension in so fern nach §. 19 des Staatsdienereidits von 1819 keine Schwächung erleiden darf, sondern auch auf wiederholte Zugeständnisse und Zusicherungen der Reichsvorfahrer der besagten Grundherrschaft stützt, und bei seinem Vertheilungslage der Naturalbezüge die von Beklagter selbst für richtig anerkannten Durchschnittspreise von 1792 bis 1812 zum Regulativ nahm.

Aus diesen Gründen mußte auch obige Frage sub II. bejaht werden. —

Zu III. Nichtig ist es, daß Kläger seine Besoldung ursprünglich theils in Geld, theils in Naturalien und Rugungen anzusprechen und bezogen hatte, allein dieser Modus der Besoldungsentrichtung änderte sich im Laufe der Zeit, indem einzelne Natural- und Rugungsmomente, wie z. B. Zehnten, Wiesen, Gärten u. s. w. hinwegfielen, und dafür Geldvergütungen geleistet wurden, und Kläger insbesondere seit dem 23. April 1827 bis anher in Folge seiner Pensionirung nur Geldbesoldung ohne frühere Naturalien und Rugungen erhielt, und mit diesem Modus seiner Salarirung sich einverstanden erklärte.

In dieser Instanz machte zwar der appellatische Anwalt das eventuelle Anerbieten, dem Kläger die gebührende Besoldung — in so weit nämlich Früchte hierunter begriffen sind — theilweise in Natura zu liefern, allein der Kläger beharrte auf seiner gesammten Besoldungsforderung in Geld, und ist hiezu auch berechtigt, weil — wie erwähnt — hinsichtlich des Modus der früheren Besoldungsentrichtung eine Rechtswandlung eingetreten, und es nunmehr nicht dem einseitigen Ermessen der besagten Grundherrschaft überlassen seyn kann, je nach dem Stand der Früchtepreise u. dergleichen die beifällige Besoldung bald in Natura, bald in Geld theilweise zu leisten, und überdieß die jetzigen Verhältnisse des Klägers zufolge seiner im Jahr 1827 ausgesprochenen Pensionirung anderer Art sind, als jene während seines Dienstes und hierauf bezüglichen Wohnsitzes zu Ränchhof (R.N.S. 1271, Nr. 1; Reichsdeputationshauptschluß §. 59, Staatsdienereidit von 1819, §. 9 und 19).

Zu IV. Infolge des §. 66 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 sollten die Sustentationsgelder der Diener jederzeit vierteljährig unverzüglich abgeführt werden, auch durch Beschluß der markgräflichen Rentneidministration d. d. 22. October 1817, Nr. 97, wurde dem Kläger die Vergütung für die entzogenen Sporteln

in Quartalraten versprochen, und war es überhaupt bisher üblich, derartige Befoldungen quartaliter zu bezahlen, was Beklagterseits nicht bestritten ist, allein hiemit wird die Behauptung des Klägers, daß mit dem jeweiligen Verfalltage die Verzugszinsen von der rückständigen Befoldung kraft Gesetzes haften, nicht begründet, denn hiezu ist nicht bloß notwendig, daß der Schuldner formlich in Verzug gesetzt wurde, sondern auch, daß Verzugszinsen wirklich gefordert worden.

Dies geschah aber von Seite des Klägers erst mittelst seiner am 14. Mai 1832 dem Gegentheile behändigten Klage, weshalb nur von dieser Zeit an das Begehren der Verzugszinsen von der rückständigen Befoldung Statt findet (L. R. S. 1153, 1139, 1142, 1146 und Analogie des L. R. S. 1207).

Der Kostenpunkt endlich rechtfertigt sich durch §. 168 und 169 der Prozeßordnung.

Hienach fand sich der Gerichtshof bewogen, den unterrichtlichen Bescheid dahin zu reformiren, wie durch dieses Urtheil vom Hrn. ugen ausgesprochen wurde.

Waibele.

II.

Hofgericht Kastl.

Schiffard gegen Kastl. — Nichtigkeit eines geheimen letzten Willens betreffend.

Fragliches Testament der Erblasserin war mit einem versiegelten Umschlage, und dieser mit folgender Aufschrift versehen:

„Wir, dem von großherzoglichem Amtsrevisorate G. zur Urkundenaufnahme beauftragten Commissäre R. R., in Gegenwart der nachbenannten sechs Zeugen, hat Frau Julie Weiler, wohnhaft dahier, einen großen, auf weißes Papier geschriebenen Brief, auf zwei Orten mit ihrem Privatsegel versiegelt, übergeben, dabei erklärte sie, daß dasjenige, was darin enthalten ist, ihr letzter Wille sei, den ein Anderer geschrieben, sie ihn aber selbst durchlesen und unterschrieben habe, und bitte uns, hierüber eine Urkunde aufzunehmen, und solche auf den Schriftumschlag zu setzen.“

„Dorset habe ich, der Commissär, um diese Urkunde auf den übergebenen Brief schreiben zu können, solchen in einen weitem Umschlag gebracht, solchen in Ermangelung eines andern Siegels mit dem Privatsegel der Frau Julie Weiler versehen, dann diese Urkunde auf denselben geschrieben, endlich das Niedergeschriebene der Erblasserin und den Zeugen vorgelesen.“

„Gesehen in Gegenwart der Erblasserin, in Gegenwart der Zeugen (folgen deren Namen) sämtliche von hier, welche gegenwärtige Urkunde mit mir — dem Commissäre — und der Erblasserin zugleich unterzeichnet haben, alles ununterbrochen hinter einander, ohne Zwischenschnitt anderer Handlungen.“

„G. (Druckbezeichnung) den 20. Mai 1836.“

„R. R.“ u. f. w. (folgen nun sämtliche Namensunterschriften.)

Außer der erwähnten Privatsegelanlegung geschah nach, trüglich noch die Versiegelung mittelst des betreffenden Staatschreiberseigels, worüber der besagte Umschlag nachstehende weitere Beaufundung enthält:

Gesehen G. den 20. Mai 1836.

Vor dem Theilungscommissär R. R.

„Um dem L. R. S. 976 zu genügen, hat man den geheimen letzten Willen der Frau Julie Weiler von hier, vom Heutigen auch mit dem Staatschreiberseigel des Bezirksamt G. gesiegelt, obgleich für die Unmöglichkeit der Einschließung eines andern letzten Willens schon durch die Privatsegel gesorgt war, den sämtlichen bei Aufnahme der Urkunde anwesend gewesen Zeugen den versiegelten letzten Willen vorher gezeigt, und nachdem sie denselben identisch und ganz unverletzt gefunden, diesen Act von ihnen beaufunden lassen, in einer ununterbrochenen Handlung.“

R. R. n. (folgen die Unterschriften.)

Auf die Klage einiger Intestateterin wurde nach gepflogenen Appellationsverhandlungen der bestrittene letzte Wille durch hofgerichtliches Urtheil für nichtig erklärt, wozu die

Entscheidungsgründe

dahin lauten:

Vorliegendes geheime Testament der Frau Julie Weiler, früher verheirathete von Parrot zu G. d. d. 20. Mai 1836, wurde von dem klagenden Intestateterin unter andern insbesondere deshalb als nichtig angefochten, weil es denselben an gesetzmäßiger Versiegelung gebricht. — Der Gerichtshof erachtete diesen Mangel zur Klagebegründung für genügend, und fand sich daher — mit Umgehung des weitem Klagegrundes — bewogen, das unterrichtliche Erkenntniß vom 28. Januar dieses Jahres, wodurch fragliches Testament für nichtig erklärt wurde, lediglich zu bestätigen, und den Appellanten Kastl nach Maßgabe der §§. 168, 169 der Prozeßordnung in die Kosten dieser Instanz zu verfallen. —

Hauptwort der gesetzlichen Bestimmungen in L. R. S. 976 und 978 a. ist unverkennbar, möglichst zuverlässige Constatirung der Identität eines geheimen letzten

Willens, — Sicherstellung gegen Unterschreibung falscher Urkunden. Zu diesem Behufe bezeichnet der Gesehgeber einzelne, genau vorgeschriebene Handlungen, welche der Erblasser selbst, resp. in seinem Namen und Auftrag für ihn ein Dritter, und solche, welche der Staats-schreiber, zu verrichten und zu beauftragen hat, und welche sammt und sonders als Förmlichkeiten bei Strafe der Richtigkeit zu beobachten sind (L. R. S. 1001 und 6 k). Zu diesen Handlungen gehört nun namentlich das Versiegeln der geheimen letzten Willensurkunde, beziehungsweise deren Umschlag, und zwar in doppelter Weise, nämlich das Versiegeln, welches durch den Erblasser oder in seinem Namen und Auftrag für ihn durch einen Dritten geschieht, und die Versiegelung, welche durch den Staats-schreiber (als solchen) bewirkt wird. —

Aus der Aufschriftsurkunde, welche Theilungscommissär R. R. auf dem von ihm um fragliches Testament angebrachten weiten Umschlage fertigte, ist jedoch die That-sache (Handlung) als gehörig beurkundet nicht ersicht-lich, daß — wie das Gesetz vorschreibt — die Erblasserin in ihrer, der sechs Zugen und des Staats-schreibers Ge-genwart besagter Umschlag mit jener Inlage habe versiegeln lassen, d. h. daß die bestfällige Versiegung in ihrem Namen und Auftrage für sie geschah; sondern es wird darin nur der Bitte der Erblasserin er-wähnt, über den von ihr übergebenen sogenannten Brief einen Urkunde aufzunehmen, und solche auf den S. 1001, umschlag zu setzen, dagegen von Theilungscommissär R. R. — als offenbar eine persönliche Handlung seiner Seite — hinzugefügt: daß er — Commissär R. R. — besagten weiten Umschlag mit dem Privat-siegel der Frau Julie Weiler (in Gemanglung eines andern Siegels) versehen habe. — Diese Siegelan-lage kann aber weder als eine — Namens- und aus Auf-trag der Erblasserin für sie geschahene (Privat-) Ver-siegelung, noch als eine Versiegelung durch den Staats-schreiber betrachtet werden, denn in ersterer Beziehung fehlte es an einem Auftrage (Gehörte) der Erblasserin, und in letzterer an dem Dienstsiegel. —

Daß der Gesehgeber mit den Worten: „der Erblasser läßt versiegeln“ den Begriff einer Anordnung des Erb-lassers verbindet und ausdrückt, ist — ohne daß es eines Zuhilfenahmens des französischen Textes bedarf — um so weniger zweifelhaft, als ja gerade diese Versiegelung als eine Handlung des Erblassers angesehen wird, welche ein Dritter für ihn verrichtet, folglich als ein Sur-roгат einer selbst bewirkten Versiegelung angesehen werden muß, wozu eine Anordnung, ein Auftrag des Erblassers erforderlich, und auch die Beurkundung dieser That-sache in dem Aufschriftsakte nothwendig

ist, welche keinesfalls durch Schlußfolgerungen aus der Unterschrift der Erblasserin abgeleitet oder ergänzt werden darf, indem die Namensunterscheidung des Erbo-lassers als eine besondere, für sich bestehende Förmlichkeit vorgeschrieben ist, die Beauftragung durch den Staats-schreiber aber auf jede einzeln gesetzlich vorgeschrie-bene Handlung — mit deutlichen und bestimmten Worten sich zu erstrecken hat — auf Handlungen, welche sowohl vor als von ihm geschehen. —

Gerade darin, daß der Testator selbst, oder auf seine Anordnung ein Dritter für ihn versiegelt, liegt ein Ueberzeugungsgrund von der Identität des letzten Willens, und wo diese Art der Versiegelung fehlt, ist ein mit Richtigkeit gesetzlich bedrohter Mangel vorhanden. —

Nicht minder klar ist es, daß jene Versiegelung, welche zufolge L. R. S. 976 a. durch den Staats-schreiber zu geschehen hat, als eine weitere Versiegelungsart angesehen werden muß, denn diese hat der Staats-schreiber kraft seiner Dienstobliegenheit (ohne Zuthun des Testators) in genau bestimmter Weise vorzunehmen, jezt in L. R. S. 976 vorgeschriebene Versiegelung da-gegen ist lediglich Sache des Erblassers.

Da L. R. S. 976 a. den Staats-schreiber als solchen die Versiegelung zur Pflicht macht, so ist hierin auch im-plicite die Bestimmung enthalten, daß er sich hierbei des Dienstsiegels bedient, weil überhaupt, wenn von Ver-siegelung eines Aktes durch eine öffentliche Person gesetzlich die Rede ist, darunter wohl nichts anderes als die Abbildung des Dienstsiegels dieser öffentlichen Person qua ad hoc als oberer oder apertinens der öffentlichen Beglaubigung verstanden werden kann. Die nachträgliche Beidrückung des Amtersivisatursiegels S. vermochte den vorwärtigen Mangel nicht zu heilen, denn solcher geschah weder in Gegenwart der Erblasserin noch in ununter-brochener Zusammenhang mit den übrigen Testa-mentsförmlichkeiten.

Daß auch hierbei die unitas actus nothwendig ist, ohngeachtet deren in L. R. S. 976 a. speziell nicht gedacht wird, unterliegt keinem Bedenken, wenn man erwägt, daß dieser Zusatz einen integrierenden Bestandteil von L. R. S. 976 bildet, und der Zweck der öffentlichen Ver-siegelung, daß nämlich nicht unbemerkt die Urkunde aus dem Umschlage herausgenommen, und eine andere dafür eingeschoben werden kann, nach der Intention des Gesetz-es wohl nur erreicht wird, wenn auch diese Versiegelung in Anwesenheit der Erblasserin und der Zugen in ununter-brochener Handlung zu Stande kommt.

(Brauere's Erläuterungen zu L. R. S. 976 und 976 a.)
Waidelse.

III.

Kann in der zur Nachweisung der Appellationssumme anberaumten Tagfahrt durch Aufstellung neuer Beschworenen dem Rechtsmittel noch Eingang verschafft werden?

Von Hövel gegen Schönbrin.

Da in der Beschworenschaft nur wegen eines Zinspostens im Betrage von 25 fl. gravaminirt war, so wurde der

appellantishe Anwalt nach Maßgabe des §. 1214 der Prozeßordnung in die öffentliche Gerichtsöffnung vom 9. Dez. 1837 vorgeladen, um die Appellationssumme nachzuweisen.

In dieser Tagsahrt übergab nun der Anwalt einen Nachtrag zur Beschwerdeschrift, worin er, um der Auflage zu genügen, eine neue Beschwerde wegen eines weiteren Postens von 27 fl. hinzufügte und demnach die Appellation für zulässig zu erklären bat. Bei der hierüber gepflogenen Berathung entstand die in der Aufschrift gestellte Frage, welche von der Minorität bejahet, von der Majorität hingegen verneinet wurde.

1. Für die Zulassung der neuen Beschwerde und somit der Appellation selbst brieft man sich

1) auf die §§. 1189 und 1190 fg. der Prozeßordnung, inbém die rechtzeitige Appellationsanzeige ganz allgemein lautet und noch keine Versäumniserklärung vorliegt;

2) auf die §§. 345 und 1171 der Prozeßordnung, weil der Rebell noch nicht zur Vernehmung hinausgegeben, geschweige denn die Einlassung des Appellanten erfolgt und mithin die Nachholung des Versäumten noch immer zulässig sei.

II. Dagegen fürnt man für die Unstatthaftigkeit des Nachtrags an:

1) Nach den §§. 1170 und 1213 müsse der Appellant onstbello namentlich die Aufstellung der Beschwerden gegen das angefochtene Urtheil oder Verfahren enthalten. Diese Schrift werde alldann, zufolge der §§. 1214 und 1215, entweder dem Gegentheil zur Vernehmungslaffung oder bloß zur einseitigen Nachricht mitgetheilt und die Sache sofort zur mündlichen Verhandlung aufgestellt, oder endlich der appellantishe Anwalt in die Gerichtsöffnung vorgeladen, um die Rechtzeitigkeit oder die Summe nachzuweisen. Es könne aber hierbei natürlich nur von einer Nachweisung der Summe hinsichtlich der im Rebell selbst bereits aufgestellten Beschwerden die Rede seyn, da ja der Anwalt nur zu diesem Zweck vorgeladen werde. Wenn nun die Aufstellung von Beschwerden nicht in öffentlicher Sitzung geschehen dürfe, so sei der fragliche Nachtrag als nicht vorhanden anzusehen und daher in Gemäßheit des §. 1214 über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Rechtsmittels nach Lage der Acten zu erkennen.

2) Die Allgemeinheit der Appellationsanzeige begründe nur für den Appellanten das Recht der Aufklärung selbst in Ansehung derjenigen Theile des Erkenntnisses, gegen welche das Rechtsmittel nicht wirklich gerichtet sei. Einer Contumacierung und Defertierung bedürfe es aber in sofern nicht, als der Appellant durch die Aufstellung einer einzigen Beschwerde alle ändern, die ihm etwa noch zuerben möchten, fallen lasse. Halte man diesen Satz nicht fest, so verliere man sich ins Endlose, indem man dem Appellanten selbst nach Vernehmung der in zweiter Instanz gefällten Urtheile noch die Aufstellung neuer Beschwerden gegen das unterrichtliche Erkenntnis gestatten müsse, weil in Bezug auf diese noch überall keine Defertoria ergangen, die Appellation aber rechtzeitig und ganz allgemein angemeldet worden. Wollte man jedoch

B) den §. 345 analog auf den vorliegenden Fall anwenden, so müßte man folgerichtig nach §. 358 die Appellation ohne weiteres als unstatthaft verworfen, weil

sich aus der Beschwerdeschrift selbst ergebe, daß sie wegen Mangels der Summe unzulässig sei.

4) Die Analogie von den Klagen passe aber überhaupt nicht hierher, weil der IV. Abschnitt des 46. Titels der Prozeßordnung eigene Vorschriften für die Appellationen ertheile. — Nach dieser Ansicht wurde die eingewandte Appellation als unstatthaft verworfen. Bayer.

IV.

Rechtsfall über den Artikel 6 der Prozeßnovelle vom 3. August 1837.

In einer sich zum abgefügten Verfahren eignenden Baufreitigkeit ward die Appellation gebrödig angezeigt, aber nicht ausgeführt, weshalb eine Versäumniserklärung ergab. Der Appellant, in der Meinung, daß die Sache sich zum ordentlichen Verfahren eigne, reichte nun die Appellationsbeschwerdeschrift den dreizehnten Tag von der Zustellung der Versäumniserklärung ein, und bat dabei um Wiederherstellung gegen die Versäumniserklärung.

Der Rezipient entnahm daraus eine Verspätung der Einreichung der Appellationsbeschwerdeschrift, indem solche nach §. 1206 innerhalb acht Tagen von der Zustellung der Appellationsversäumniserklärung hätte eingereicht werden müssen, und beantragte daher die Vorlabung des Appellanten nach §. 1214 zur Nachweisung der Rechtzeitigkeit der Appellation, indem man dem Appellanten hauptsächlich noch den Nachweis freilaßen müßte, ob sich die Sache wirklich zum abgefügten Verfahren eigne, oder nicht vielmehr zum ordentlichen, in welchem die Beschwerdeschrift alldann rechtzeitig eingekommen wäre. Allein die Majorität unterstellte hier die Anwendbarkeit des Art. 6 der Prozeßnovelle, und so wurden beide Theile vorgeladen.

Wenn man aber den Art. 6 genau betrachtet, so findet man, daß er nur von den Fällen spricht, wo die in den §§. 154, 658, 681, 1203, 1205 zur Wiederherstellung gegen frühere Rechtsvorkommenheiten angeordneten Fristen selbst abgelaufen sind, und wo man also nicht eine Wiederherstellung gegen jene Rechtsvorkommenheiten sucht, für welche in den §§. 154 u. eine Frist eingeordnet ist, sondern wo man eine Wiederherstellung gegen den Ablauf der in den §§. 154 u. anzureichen Fristen nachsucht, welche als nicht abgelaufen die Wiederherstellung gegen die früheren Rechtsvorkommenheiten kraft Gesetzes mit sich geführt hätten. So wurde hier um Wiederherstellung gegen die Versäumniserklärung der Appellation in der irrigen Meinung nachgesucht, als sei die Frist des §. 1203 noch im Lauf, und dafür gilt die Vorschrift des Art. 6 der Prozeßnovelle nicht, sondern dieser Art. geht auf den Fall, wo die Wiederherstellungsfrist gegen die Versäumniserklärung selbst abgelaufen ist, und wo man nun eine Wiederherstellung gegen diesen Ablauf und nicht gegen die Versäumniserklärung nachsucht.

Ubrigens schrint zwischen dem im Art. 6 erwähnten Fall des §. 1203, und dem weiter erwähnten Fall der versäumten Einbringungsfrist der Appellation nach §. 1193, wenn keine Appellation angemeldet worden ist, kein Unterschied zu seyn. Sandes.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 15.

Karlsruhe den 14. April 1838.

I.

Bemerkungen über die Erlassung von Versäumungserkenntnissen bei den Collegialgerichten I. Instanz.

Nachdem man bei dem Hofgericht in Rastatt, wenigstens im I. Senat, die Versäumungserkenntnisse auf eine Klage nach versäumter Vernehmungslaffung auf Anrufen des Klägers alsbald und in der Weise erlassen hatte, wie solches in den Annalen 1835, Nr. 11, III. entwickelt wird, so hat sich in neuester Zeit der Gerichtsgebrauch wieder davon abgewendet und ist in ein Verfahren eingetreten, was meines Erachtens eben so sehr den Gesetzen widerspricht, als es eine große Verschleifung des Prozeßes herbeiführt.

Auf Anrufen des Klägers um Ausschluß des säumigen Beklagten und Erlassung des Versäumungserkenntnisses, wird nämlich ein Dekret erlassen, wodurch der Beklagte mit seiner Vernehmungslaffung ausgeschlossen und nunmehr Tagfahrt zur Rechtsausführung anberaumt wird, wozu Kläger und Beklagter wieder unter der Androhung vorgeladen werden, daß sie sonst mit ihrer Rechtsausführung ausgeschlossen werden und das Erkenntniß gefällt worden wird. Je nach der wieder verschiedenen Ansicht der jeweiligen Botanten wird zugleich in dem Dekret der Ausschluß mit den Schutzkosten und das Eingeständniß des thatsächlichen Vortrags des Klägers ausgesprochen, doch auch in diesem Fall wird das Versäumungserkenntniß nicht mit erlassen, sondern gleichfalls die Tagfahrt zur Rechtsausführung anberaumt.

Daraus entspringt nun vorerst eine große Verschleifung des Prozeßganges, denn da die Tagfahrten in der öffentlichen Gerichtssitzung auf eine Zeit von zwei bis drei Monaten hinausgesetzt werden, und da man annimmt und auch annehmen muß, daß der Beklagte vor wirklicher Erlassung des Versäumungserkenntnisses Alles nachholen kann, so erhält der Beklagte der Sache nach nicht nur die im Dekret auf die Klage zur Vernehmungslaffung anberaumte Frist, die man, ohnethies der Vorfrist des §. 111 der Prozeßordnung zuwider, auf 28 Tage ansetzt, sondern er erhält auch noch die Frist des Dekrets zur Anberaumung der Tagfahrt von

einem Vierteljahr, so daß also die Fristen zur Vernehmungslaffung auf eine Klage zusammen vier Monate betragen. Von selbst versteht es sich und wird auch nicht widersprochen, daß nach Erlassung des Versäumungserkenntnisses in der anberaumten Tagfahrt von da an noch die Frist zur Wiederherstellung lauft, womit sich die ohnedies schon maßlose Frist des Beklagten zur endlichen Beantwortung der Klage noch vergrößert. In sofern man aber anzunehmen berechtigt ist, daß die Absicht des Gesetzgebers bei dem ganzen Kontumacialsystem dahin ging, den Rechtsstreit bei Versäumnissen der Parteien zu einem schnellen und definitiven Ende zu führen, so wird man dieses socher Schnelligkeit gerade zu widerlaufende Verfahren nicht billigen können. Und man wird es noch weniger billigen dürfen, weil dadurch der §. 114 der Prozeßordnung in der Weise auf das unverkennbarste verletzt wird, wo derselbe vorschreibt, daß auf Anrufen des Klägers in der nämlichen Sitzung der angebotene Rechtsnachtheil ausgesprochen und das Versäumungserkenntniß gefällt werden soll, während man hier auf das schriftliche Anrufen in der gegebenen Sitzung einen mehr oder minder ausgebreiteten Rechtsnachtheil ausspricht, und dann erst ein Vierteljahr später das Versäumungserkenntniß fällt. Dieses Vordringenderen der Aussprache der Rechtsnachtheile und der Ertheilung des Versäumungserkenntnisses selbst ist in keiner Weise zu rechtfertigen und eher noch zu dem Verfahren zurückzukehren, welches in Nr. 64 der Annalen 1833 vorgeschlagen wird und von mir in Nr. 11, 1835 bekämpft und wohl auch widerlegt wurde.

Man beruft sich immer nur darauf, daß der §. 1108 die Ausnahme von Rechtsausführungen in die Klage vor Collegialgerichten untersagt, daß man aber dem Kläger das Recht lassen müsse, seine Rechtsausführung vor dem Erkenntniß mündlich vorzutragen, und daß man also vor Erlassung des Versäumungserkenntnisses eine Tagfahrt zu dieser mündlichen Rechtsausführung ansetzen müsse. Allein so gut der §. 112, 1132 und andere die Bestimmungen der Prozeßordnung über die Nothwendigkeit der Anführung

von Tagfahrten zu mündlichen Verhandlungen ausdrücklich ertheilen, eben so gut hätte der §. 1111 die Bestimmung treffen müssen; daß nach Versäumniß des Beklagten mit der Vernehmungslaffung nunmehr Tagfahrt zur mündlichen Rechtsausführung über die Klage anzuverraumen sei, und gerade weil der §. 1111 dieses nicht gethan hat, sondern dem entgegenge setzt vielmehr anordnet, daß auf Anrufen des Klägers, also nicht auf die mündliche Rechtsausführung in der nämlichen Sitzung des Ausspruch des angebotenen Rechtsnachtheils geschehen und das Versäumnißurtheil erlassen werden soll, so ist eben gerade daraus erwiesen, daß der Gesetzgeber von einer Tagfahrt zur Rechtsausführung nichts wissen wollte, sondern die alsbaldige Erlassung des Versäumnißurtheils auf einfaches Anrufen des Klägers vorschreibt. Darüber lassen auch die Motive von Meier §. 107 keinem Zweifel Raum.

Vergebens beruft man sich dabei auf die Verschiedenheit des Verfahrens bei dem Einzelrichter und dem Kollegialgericht I. Instanz, welches eine Verschiedenheit der Erlassung des Versäumnißurtheils erzeuge. Die Verschiedenheit soll darin liegen, daß bei dem Verfahren vor dem Einzelrichter die mündliche und schriftliche Klage die Rechtsgründe der Klage enthalten könne, während dieses bei dem Kollegialgericht I. Instanz nicht Statt finden dürfe, weshalb also hier die Tagfahrt zur Rechtsausführung Statt finden müsse. Es ist richtig, daß die Klagen vor dem Einzelrichter den Rechtsgrund und die Rechtsausführung nach §. 249, 350 enthalten können, sie müssen sie aber nicht enthalten, und wenn also eine Klage ohne Rechtsausführung vor dem Unterrichter eingebracht wurde, so steht sie der dem Kollegialgericht eingebrachten Klage in dieser Beziehung ganz gleich, und doch ist nun im Gesetz für den Einzelrichter nirgends verordnet, daß in diesem Fall bei dem Versäumniß des Beklagten eine Tagfahrt zur Rechtsausführung des Klägers anzuverraumen sei, die aber alsdann auch dem nämlichen Grund Statt finden mußte, als wie man sie bei dem nicht mit der Rechtsausführung versehenen Klagen vor dem Kollegialgericht I. Instanz anordnen will.

Es läßt sich auch nicht einsehen, warum denn die alleinige Rechtsausführung des Klägers so nothwendig seyn sollte, wo über die Thatfachen des Rechtsstreits bei dem Umstand, daß sie als eingestanden angenommen werden müssen, kein Zweifel mehr ist. Diese Thatfachen müssen als Klaggrund vollständig seyn, und ob sie alsdann das Klaggesuch rechtfertigen, das ist die Sache der rechtlichen Beurtheilung des Richters, ihre Unterstellung unter das Gesetz muß der Richter sowie anders selbst und von Amtswegen vornehmen und bedarf dazu um so weniger einer unumgänglich nothwendigen Rechtsausführung des Klägers, als er ja selbst in dem Fall, wo der Kläger eine ganz irrige Rechtsausführung vorgetragen

hat, sein Urtheil nicht auf diese bauen darf, sondern die richtigen Rechtsätze von Amtswegen suppliren muß.

Man hat deshalb dem erwähnten Verfahren entgegengehalten, daß ja das Kollegialgericht die Klage ohne den Kläger zu hören sogar in Rechten unbegründet alsbald abweisen könne, was doch gewiß nicht geschehen dürfe, wenn man aus der Nichtanführung des Rechtsgrunds in der Klage die Nothwendigkeit der Zulassung einer mündlichen Rechtsausführung des Klägers folgern konnte. Die gegenstheilige Meinung hat auch das Gewicht dieser Einwendung nicht verkannt, und hat daher dieselbe nicht anders als dem Wege zu räumen gesucht, als daß sie, freilich nur nothgedrungen, behauptete, es dürfe das Kollegialgericht I. Instanz eine Klage nicht alsbald nach §§. 357, 358, 359, 360 zurückweisen, sondern müsse zum allerwenigsten den Kläger zur Rechtsausführung vorladen.

Auch diese Behauptung ist als verwerflich zu bezeichnen. Nach §. 1098 richtet sich das Verfahren vor dem Kollegialgericht I. Instanz im Ganzen nach denselben Vorschriften, welche für den Einzelrichter gelten mit den in den folgenden Bestimmungen enthaltenen Verschiedenheiten. Daß nun in den Fällen der §§. 357 — 360 die Klage alsbald und auch in dem Fall ohne Vorladung des Klägers zur Rechtsausführung abgewiesen wird, wo die schriftliche Klage keine Rechtsausführung enthält, kann nicht bezweifelt werden, und da dieses Verfahren in dem ganzen 43. Titel über das Verfahren vor den Kollegialgerichten I. Instanz keine verschiedene Bestimmung erhalten hat, so läßt sich kein gesetzlicher Grund einsehen, aus welchem die §§. 357 — 360 vor den Kollegialgerichten I. Instanz eine Abänderung erleiden und insbesondere die Vorladungen des Klägers Statt finden sollten. Zudem ordnet der §. 1109 die Mittheilung der Klage an den Beklagten nur insofern an, als die Klage vom Gerichte für zulässig erkannt worden ist, es werden somit die Vorurtheile der §§. 357 — 360 per argumentum e contrario dahin erwähnt, daß sie Statt zu finden haben, wenn das Gericht die Klage nicht für zulässig erkennt, und wenn man sonach in dem Verfahren vor dem Kollegialgericht I. Instanz eine Abweisung der Klage ohne mündliche Rechtsausführung des Klägers erhält, so sollte man doch glauben, daß auch ein Kontumacialerkenntniß gegen den Beklagten erfolgen kann, ohne daß dazu eine Rechtsausführung des Klägers nothwendig wäre.

Wenn sonach dargethan ist, daß in den Fällen der §§. 357 — 360 die Verschiedenheit des Inhalts einer Klage vor dem Einzelrichter und dem Kollegialgericht I. Instanz keine Verschiedenheit des Verfahrens über die Fälle der §§. 357 — 360 dahin erzeugt, daß bei dem Kollegialgericht I. Instanz eine vor dem Einzelrichter

nicht Statt findende mündliche Rechtsausführung des Klägers nothwendig wäre, so darf man diese Nothwendigkeit der mündlichen Rechtsausführung des Klägers bei den Kontumacialerkenntnissen des §. 1110 noch um so weniger annehmen, als dieser Satz das Statt findende Verfahren vollständig dahin vorschreibt, daß auf das Anrufen des Klägers in der nämlichen Gerichtssitzung der angeordnete Rechtsnachtheil ausgesprochen und das Versäumnungserkenntniß gefällt werden muß. Es ist dieses auch durch die §§. 1152, 1153 in seiner Weise abgeändert, indem dorten weiters nicht gesagt wird, als daß die Versäumnungen nur auf Anrufen der Gegenseite ausgesprochen, und die Versäumung bis zu diesem Ausdruck wieder gut gemacht werden kann. Wie und wann aber das Versäumnungserkenntniß selbst gefällt werden soll, darüber geben die §§. 1152, 1153 keine, wenigstens keine vom §. 1110 abweichende Bestimmungen, und da der §. 1152 gerade das Nichterscheinen in einer Gerichtssitzung auf eine vorhergegangene Vorladung und die Versäumnung einer Prozeßhandlung überhaupt unterscheidet, im §. 1110 aber von keinem Nichterscheinen in einer Gerichtssitzung, sondern von der Versäumnung der Prozeßhandlung der Vernehmlassung auf die Klage die Rede ist, so bleibt überall noch nachzuweisen, daß auf das Anrufen des Klägers gegen den säumigen Beklagten nicht alsbald das Versäumnungserkenntniß gefällt, sondern noch auf ein Vierteljahr hinaus eine Tagfahrt zur Rechtsausführung des Klägers anberaumt werden muß. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß man gegenüber dem in Nr. 11 der Annalen 1835 entwickelten Verfahren sehr wohl behaupten kann, daß das übrigens nach §. 1104 schriftlich zu übergebende Anrufen in einer öffentlichen Gerichtssitzung zu geschehen habe. Allein auch die gegen-theilige Meinung läßt das Anrufen nicht in öffentlicher Gerichtssitzung geschehen, sondern läßt es gleichfalls in der geheimen Gerichtssitzung vorbringen, und von da aus die Tagfahrt zur Rechtsausführung des Klägers anberäumen, so daß der Streit immerhin darin liegt, ob auf das Anrufen des Klägers erst noch eine Tagfahrt zur Rechtsausführung anzuordnen, oder nicht vielmehr sogleich in der nämlichen Gerichtssitzung das Versäumnungserkenntniß zu fällen ist. Uebrigens pflegt man den Beklagten in die Tagfahrt zur Rechtsausführung des Klägers vorzuladen, ist aber über die ihm anzudrohenden Rechtsnachtheile seines Nichterscheins keineswegs einverstanden. Dem Kläger droht man aber den Rechtsnachtheil an, daß bei seinem Nichterscheinen die Sache liegen bleibt, wo er sich doch gewiß bezeugen läßt, daß man da, wo der Kläger auf das Versäumniß des Beklagten angerufen hat, berechtigt seyn kann, die Sache deshalb liegen zu lassen, weil der Kläger nicht zu einer Rechtsausführung erschien, welche das Gesetz nirgends

angeordnet hat. Er hat nun noch einmal anzurufen, wo dann der Tag, der aber fürwahr keine Prozeßkalloppade, sondern ein sehr langweiliges Menuett ist, wieder von vornen beginnt.

Der Umstand aber, daß man zur Tagfahrt für die Rechtsausführung des Klägers weder für den Kläger noch für den Beklagten feste Versäumnungsnachtheile anzudrohen weiß, beweist am besten, daß diese Tagfahrt nicht im Sinne des Gesetzes liegt, und bedarf man noch, daß auch die Prozeßnovelle vom 3. August v. J. im Art. 5 das Versäumnungserkenntniß mit dem Ausspruche der versäumten Prozeßhandlung zugleich erlassen haben will, wenn die Verhandlung über alle entscheidenden Thatfachen als geschlossen betrachtet werden kann, was aber bei der versäumten Vernehmlassung auf die Klage deshalb angenommen werden muß, weil sie als eingekommen angesehen werden, so sollte man wohl glauben, daß eine Tagfahrt zur Rechtsausführung des Klägers im Fall des §. 1110 nicht Statt findet, sondern auf Anrufen des Klägers das Versäumnungserkenntniß sogleich zu erlassen ist. *)

Sander.

II.

Ueber die L. R. E. 1831, bh und bi.

Von Benningen gegen Keidel.

Bedenken gegen die Redaktionsnote in Nr. 44. II, pag. 284 der Annalen von 1837.

Nach dieser Note wird mit der Minorität angenommen,

*) Ich habe mich aus den in diesem Aufsatze entwickelten Gründen von der Richtigkeit der dargestellten Ansicht aus längst schon überzeugt. Namentlich ist aber durch den zuletzt angegebenen Grund das im Eingang beschriebene Verfahren, wornach zuerst nur der Ausschluß mit der Antwort auf die Thatfachen der Klage und dann erst nach vernommener Rechtsausführung das Urtheil selbst erfolgen soll, jedenfalls widerlegt.

Nach dem klaren Ausspruche des Gesetzes vom 3. August 1837 (§. 670) hat nämlich das Versäumnungserkenntniß in den Fällen, wo „die Verhandlung schon über alle entscheidenden Thatfachen als geschlossen betrachtet werden kann,“

nicht bloß den Ausschluß der säumigen Partei mit der versäumten Prozeßhandlung, sondern zugleich auch das Erkenntniß in der Hauptsache zu enthalten.

Dieser Fall ist nun offenbar hier vorhanden, denn, wenn der Beklagte mit seiner Vernehmlassung auf die Klage ausgeschlossen und in Folge dessen der thatsächliche Klagevortrag nach §. 253 als eingekommen angenommen wird, so sind damit sicher doch die Verhandlungen über die entscheidenden Thatfachen geschlossen, und eine Trennung des Erkenntnisses in der Hauptsache vom bloßen Ausschlußdekret ist nach der neuen Fassung des §. 670 durchaus nicht mehr zulässig.

D. R.

daß die Erbbestandsherrschaft nicht berechtigt sei, in dem angegebenen Falle Handlohn zu fordern, weil bei der Theilung der väterlichen Verlassenschaft dem Kronhard Keidel, welcher durch Testament des Erblassers als Alleineigentümer des Guts berufen war, mittelst Vergleich mit seinen Geschwistern der Tann'sche Erbbestandhof ganz zugesallen sei, derselbe schon angesehen werden müsse, als habe er den ganzen Hof unmittelbar und ausschließlich vom Erblasser überkommen. Er sei deshalb Handlohn zu zahlen nicht schuldig, weil die andern Miterben die Eigenthumsrechte an dem Gut gehabt hätten. Dem steht entgegen:

I. der Erbbestandsbrief; welcher besagt:

a. daß sich das Erbbestandsgut auf alle ehelichen Descendenten vererbt;

b. daß der Erbbeständer über das Gut nicht testamentarisch verfügen dürfe. Es bestimmen schon die Contrahenten

1) die Theilbarkeit des ohnehin füglich theilbaren Erbbestandshofes. *) Eine erlaubte Stipulation, einmal, weil der ursprüngliche Erbbestandsbrief, welcher 1822 und wegen L. R. S. 710 so erneuert wurde, älter ist als das Gesetz vom 23. März 1808; zum andern, weil Dingrecht Randrecht bricht.

2) Wurde vertragsmäßig festgesetzt, daß keine andere als die allein gerechte und natürliche Erbfolge ab intestato Statt finden dürfe. **) Eines nähern Bedenkens wäre außerdem noch der Umstand werth, ob die Verordnung vom 23.

*) Wenn der Erbbestandsbrief nicht mehr enthält, als was hier unter a. und b. angeführt ist, so ist dadurch keineswegs die Theilbarkeit festgesetzt.

Denn, wenn die Urkunde sagt, daß das Gut sich auf alle Descendenten vererbe, so ist damit nur gesagt, daß nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter, und nicht nur auf eine beschränkte Zahl von Generationen, sondern unbeschränkt lehnrechtlich seien, daß also, so lang noch irgend ein Nachkomme vorhanden sei, das Leben (wenn Abgang lebenderer Erben) nicht heimfällt. Keineswegs ist aber damit gesagt, daß da, wo mehrere lebendberechtigte Kinder vorhanden sind, das Leben unter sie getheilt werden müsse.

Auf die Frage, ob die Kinder das Gut im Stüd unter sich theilen können, oder ob es als untheilbar einem Kinde allein um einen Anschlag zuzuweisen sei? — hat die angeführte Bestimmung des Erbbestandsbriefes keinen Einfluß. D. R.

**) Damit ist die Frage der Theilbarkeit wieder nicht entschieden, denn wenn auch die Intestaterbfolge Statt hat, so kann doch ein in der Erbmasse befindliches Gut theilbar oder untheilbar sein, und es kann dabei im letztern Falle das Vortheilsrecht (L. R. S. 827 c.) des einen Erben eintreten oder nicht. Ist kein Vortheilsrecht vorhanden, so müssen bei der Intestaterbfolge nach S. 827 die untheilbaren Güter, wenn keine andere Vereinbarung erfolgt, verpörrigt werden. Aber wenn in dem einen oder in dem andern Falle obet die Erbfolge auf, eine Intestaterbfolge zu sein. D. R.

März 1808, welche die Anhäufung von Eigenschaften in einer Hand neben dem jüngeren Randrecht, welches allenfalls eine entgegengesetzte Intenz auspricht, functionirt, ob, sage ich, diese Verordnung neben L. R. S. 1831 bd. und 826 noch zu Recht bähig ist. ***)

Bei diesen Bestimmungen des Erbbestandsbriefes ist es nun gewiß, daß der Dberreigenthümer, sobald er das Gut, bei Vorhandenseyn mehrerer Erben, in einer Hand vereinigt sieht, unbedingt von dem Kleinreißer laudemium für die Antheile der Miterben verlangen kann, weil gegenüber dem Dberreigenthümer, derselbe für jene Theile stets als extraneus ac novus acquirens erbbestandsvertragsmäßig erscheinen muß. Ihn kümmert keine Vereinbarung unter den Erben, sondern bloß das Faktum, daß nicht jeder Erbe seinen Theil erhalten hat; und in concreto hat er vorgezogen, auf laudemium, statt auf Heimfall wegen Verkaufs, ohne eingeholten Consens, zu klagen.

II. Es bleibt nur noch zu prüfen, in wie weit L. R. S. 883 hier seine Anwendung findet. Er sagt:

Wied eine Erbschaft eröffnet, so treten die gesetzlichen Erben sogleich in Besitz und Gewärd derselben, jeder hat einen idealen Antheil an der Masse. Eigenthümer eines einzelnen Stücks dagegen wird er erst durch die Theilung, und erst dann angesehen werden, als sei er unmittelbar nach Eröffnung der Erbschaft schon ausschließlicher Eigenthümer desselben gewesen; kurz die Theilung ist nicht translativ, sondern declarativ. Diese höchst natürliche, von dem röm. Rechte I. 6, § 8, D. 10, 3 abweichende Bestimmung, ist hinsichtlich des Fruchtegenusses und der Belastung der noch ungetheilten Erbschaft durch einen Miterben, j. B. mit Hypotheken, Servituten, von Bedeutung, hat aber eben darum auch lediglich das Verhältniß der Miterben unter sich im Auge. Wenn j. B. bei Eröffnung der Erbschaft ein Miterbe gewisse Grundstücke verpfändet und später bei der Theilung dieselben erhält, so besteht die Hypothek vom Tag der Constitution (divisio est declarativa); fallen ihm aber diese Eigenschaften nicht zu, so kommen sie lastfrei in die Hände desjenigen, dem sie zufallen.

Hieraus ist wohl am besten ersichtlich, daß der L. R. S. 883, indem er bloß das Verhältniß der Erben von der Zeit der Erbschaftseröffnung unter sich und zu Dritten, mit welchen sie seit diesem Zeitpunkt contactirt haben, regulirt, den Rechten des Dberreigenthümers, welcher schon mit der Eröffnung der Erbschaft ins Leben treten, unanwendbar vertragsmäßig steht, keinen Abbruch thun kann.

Dr. R. deder.

***) Nach S. 1831 bd. darf in dem Erben keine von der gesetzlichen Ordnung abweichende Art der Beerbung Statt finden.

Treffen nun aber mehrere nach der gesetzlichen Ordnung gleich berechtigte Erben, j. B. mehrere Kinder, mit ihren Ansprüchen auf das gesetzlich oder vertragsmäßig untheilbare Leben zusammen, so kann man nicht sagen, daß der gesetzliche Erbgang verletzt sei, wenn einer der Erben allein das Leben im Stüd erhält und die andern dagegen andere Erbtheile oder Vergütungsleistungen erhalten, wie dies ja nach der ausdrücklichen Bestimmung des S. 827 a. bei andern, einem Vortheilsrecht unterworfenen, Gütern ebenfalls der Fall ist. D. R.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 16.

Karlsruhe den 21. April 1838

I.

Weineid.

(Nachtrag zu dem Aufsatze II. in Nr. 27 der Annalen v. 1837.)

Auf den von der Inculpatin gegen das hofgerichtliche Urtheil vom 9. Mai v. J. ergriffenen Rechtsrecurs erkannte der oberste Gerichtshof unterm 5. Februar l. J. abändernd zu Recht: daß die Inculpatin für klägerfrei zu erklären, jedoch in die Kosten der Untersuchung zu verfallen sei. — Es folgen hier die

Entscheidungsgründe:

Die Handlung, wegen welcher die Recurrentin Theresia Murr durch das angefochtene hofgerichtliche Urtheil des Meineids für schuldig erklärt wurde, besteht darin:

a. daß die Theresia Murr am 5. August 1836, unmittelbar nachdem ihr in der Untersuchungssache gegen Nicolaus Wösch von Noth wegen lebensgefährlicher Verwundung des Kanoniers Bad von dem Untersuchungsgericht der Zeugneneid abgenommen war, vor demselben Gerichte die Erklärung abgab, daß ihre zum Protokoll vom 3. Juni desselben Jahres gemachte Aussage, die ihr nun wieder vorgelesen worden, die reine Wahrheit sei, welche sie ohne alle Abänderung und Zusatz auf ihren so eben abgelegten Eid als wahr bestätigte;

b. daß die hiernach eidlich bestätigte Aussage der Recurrentin zum Protokoll vom 3. Juni unter andern die Behauptung enthielt, daß ihr der Soldat Bad am Pfingstmontag Abends eine Contrulle Wein nicht gebracht, daß sie damals keinen Wein getrunken und von Streichhändeln nichts gehört habe;

c. daß hingegen die Recurrentin bei ihrer dritten Einvernahme in jener Untersuchungssache vom 23. August 1836 nach vorgängiger nochmaliger Erinnerung zur Angabe der Wahrheit ihre frühere Aussage änderte und nunmehr erklärte: „sie wisse jetzt eingestehen, daß Soldat Bad an jenem Abend einen Schoppen Wein vor ihr Schlafkammerfenster gebracht, daß sie von diesem Wein ein wenig getrunken, und daß es unterdessen in der Ferne Streit gegeben, worauf Soldat Bad sie aufmerksam gemacht habe.“

Die von a bis c bezeichneten Vorgänge sind durch das Bekenntniß der Theresia Murr und die vorliegenden Gerichtsprotokolle vom 3. Juni, 5. und 23. August 1836 in criminalrechtlicher Gewissheit gesetzt. Es fragt sich daher nur noch, ob diese Vorgänge das Verbrechen des Meineids begründen?

Meineid im engeren Verstande oder als Gegensatz von Eidesbruch, ist die Verletzung der durch einen Eidschwur bekräftigten Verbindlichkeit, die Wahrheit über ein gewisses Factum anzufügen. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts §. 421.

Zum Thatbestand eines Meineids wird demnach erforderlich:

1. Das Vorhandenseyn der Verbindlichkeit, die Wahrheit anzugeben;

2. die Befürkung dieser Verbindlichkeit durch Ablegung eines gültigen Eides;

3. es muß die als wahr beschworene Thatsache sich anders verhalten, die Aussage muß objectiv falsch seyn;

4. der Schwörende muß das Gegentheil von seiner Aussage auch wirklich gewußt haben. Feuerbach l. c. §§. 419 — 422. Rittmairer. Ueber den Meineid §. 8.

Im neuen Archiv des Criminalrechts B. I Seite 111 — 113.

Wenn nun gleich im gegebenen Falle die zwei ersten dieser Requisiten unzweifelhaft vorliegen, indem

zu 1. aus dem Staatszwecke des Rechtsschutzes für alle Staatsangehörigen, die auch durch positive Gesetze (L. 21, §. 2, D. de test. Nov. 60, Tot. Tit. X de testibus cogendis und bürgerliche Prozeßordnung, §§. 501, 503, 505 und 506) sanctionirte Pflicht abstiebt, in peinlichen und bürgerlichen Rechtsfachen Zeugniß abzulegen, d. h. über Thatsachen, deren Erforschung der Richter für wichtig und zweckmäßig hält, denselben auf Befragen seine gemachte Wahrnehmung mitzutheilen, und weil

zu 2. die Recurrentin diese ihre Verbindlichkeit durch einen Eid bekräftigt hat, der ihr vor gehörig besetztem und competentem Untersuchungsgericht nach den Vorschriften der Eidesordnung und des §. 35 der Verordnung vom 20. October 1829 (Regierungsblatt Nr. 5), die Geschäftsformen bei dem

Untergerichten betreffend, abgenommen wurde und daher in jeder Beziehung ein gültiger Eid ist: so mangelt doch in Ansehung der Erfordernisse

zu 3. und 4. ein genügender Beweis. Denn in Beziehung auf diese Erfordernisse ist vor Allem ins Auge zu fassen, daß die Recurrentin keineswegs, wie die Majorität der Botanten der vordern Instanz unersüßlich zu haben scheint, ihre beiden sich gegenwärtig widersprechenden Aussagen vom dritten Juni und dreiundzwanzigten August 1836 eiblich oder auf ihren abgelegten Eid hin bekräftigt habe. Nur die erste — zum Protokolle vom 3. Juni gegebene Deposition, „daß Bock der Recurrentin keinen Wein überbracht, daß sie also keinen Wein getrunken, und daß sie von Streithändeln nichts gehört habe“, — ist von der Recurrentin zum Protokolle vom 8. August auf ihren damals abgelegten Eid als wahr bestätigt worden. Der spätere — der ersten gerade entgegenstehenden Aussage zum Protokolle vom 23. August hat die Recurrentin weder eine handglaubliche noch eibliche Befristung beigefügt; weder der Untersuchungsrichter, noch die Recurrentin bezog sich damals auf den von der letzteren am 5. August abgelegten Zeugen Eid. Vielmehr scheint der Untersuchungsrichter die Richtigkeit der Wahrheit der ersten und eiblichen Deposition der Recurrentin in Zweifel gezogen und darum diese nochmals auf den 23. August zur Einvernahme vorgeladen zu haben.

Daher diese Voraussetzung läßt sich aus den Acten durchaus kein Grund zur wiederholten Vorladung der schon eiblich abgehörten Zeugin auffinden, besonders da Soldat Bock, dessen Angabe einzig und allein mit der Deposition der oft gedachten Zeugin im Widerspruche lag, auf den 23. August nicht vorgeladen war, folglich auch die Vermuthung nicht einmal Platz greifen kann, als wäre die nochmalige Vorladung der Recurrentin zum Zwecke der Beseitigung des zwischen ihrer und der Aussage des Soldaten Bock herrschenden Widerspruchs mittelst Confrontation geschehen.

Mit der Voraussetzung dagegen, daß der Inquirent schon vor dem 23. August Mißtrauen in die Wahrheit der eiblichen Aussage der Recurrentin vom 3. Juni und beziehungsweise 5. August gesetzt habe, erklärt es sich ganz natürlich und leicht, daß und warum er die Recurrentin am 23. August nicht eiblich, oder auch nur unter Beziehung auf ihren früher abgelegten Eid, sondern lediglich nur unter Erinnerung zur Angabe der Wahrheit nochmals einvernahmte, welche Erinnerung auch den eines Verbrechens schon verdächtigen und wirthlichen Inquisiten von den Inquirenten gewöhnlich gemacht wird.

Ist demnach die Aussage vom 23. August keine eiblich bekräftigte, so konnte auch durch sie ein Meineid nicht verübt, sondern höchstens ein früher schon verübter ein bekannt werden.

Welcher Werth dieser Aussage in der Eigenschaft als Belohnung zukomme, wird weiter unten erörtert werden.

Als Handlung, wodurch die Recurrentin sich des Verbrechens des Meineids möglicher Weise schuldig gemacht haben könnte, erübrigt also nur ihre eibliche Aussage zum Protokolle vom 5. August, beziehungsweise 3. Juni 1836.

Um aber das wirkliche Daseyn dieses Verbrechens annehmen zu können, müßte zufolge der oben unter Ziffer 3 und 4 angeführten Erfordernisse dargethan seyn,

a. daß diese Aussage objectiv falsch sei, d. h. es müßte erwiesen seyn, daß der Soldat Bock der Recurrentin wirklich Wein gebracht, daß sie davon getrunken und daß sie wenigstens den Anfang der Streithändel gehört habe und

b. daß die Recurrentin dies bei ihrer Einvernahme am 5. August gewußt oder sich dessen erinnert und folglich abichtlich das Gegentheil davon bezeugt habe.

Hierüber nun ist ein vollständiger Beweis nicht erbracht. Denn die Recurrentin hat in der gegen sie wegen Meineids geführten Untersuchung die Falschheit ihrer Zeugenaussage vom 3. Juni und 5. August nicht nur nicht zugestanden, sondern deren Wahrheit ausdrücklich und beharrlich behauptet.

Die jener Aussage entgegenstehenden und unbeschwoorenen Angaben

a. des Soldaten Bender, daß Bock der Recurrentin eine Boutaille Wein gebracht und

b. des Soldaten Bock, daß er die Boutaille Wein der Recurrentin überreicht, daß dieselbe davon getrunken und daß er sie auf die in der Ferne entstandenen Streithändel aufmerksam gemacht habe, sind von diesen Deponenten selbst in der Folge zurückgenommen worden und können daher auch nicht einmal als Verdachtsgründe gegen die Recurrentin geltend gemacht werden, gegen welche in dieser Beziehung außer ihrer eigenen Aussage zum Protokolle vom 23. August 1836 ein anderer Beweisgrund überall nicht zu entdecken ist. Als Gesandnis betrachtet kommt aber dieser letzteren Aussage aus mehreren Gründen volle Beweisraft nicht zu, indem sich

1) gegen die Ernstlichkeit des Gesandnisses oder gegen die Absicht der Recurrentin, ein wahrhaftes Gesandnis abzulegen, der Zweifel erhebt, ob sie nicht vielmehr die fragliche Aussage nur auf Vergehren des Soldaten Bock und zu dem Zwecke gemacht habe, damit eine Uebereinstimmung in den gerichtlichen Angaben beider eintrete, was sie wenigstens jetzt in der gegen sie selbst geführten Untersuchung behauptet und der Soldat Bock bekräftigt hat.

2) Fehlt es an allen und jeden zusammentreffenden Rebenumständen, an welchen sich die Wahrhaftigkeit des Gesandnisses prüfen und erkennen ließe.

3) Ist die fragliche Aussage oder das Gesandnis von der

Recurrentin unter Einführung des Grundes widerrufen worden, daß Bad durch Ueberrückung und Anbrohung von Schlägen sie zu jener falschen Aussage oder zu dem unwahren Geständnisse veranlaßt habe.

Dieser Grund des Widerrufs ist dadurch wenigstens einigermaßen wahrscheinlich gemacht, daß Bad die Ueberrückung ausdrücklich zugesprochen und selbst die Drohung mit Schlägen nicht geradezu und bestimmt widersprochen, sondern nur erklärt hat, daß er sich der Drohung mit Schlägen nicht erinnert.

Ubrigens begründet das erwähnte gerichtliche Geständniß, wenn gleich nicht einen vollständigen Beweis, doch allerdings den Verdacht, daß die frühere eidliche Deposition der Recurrentin objectiv falsch und wider ihr besseres Wissen gemacht worden sei, welcher Verdacht auch durch den Widerruf des Geständnisses nicht gänzlich beseitigt werden konnte, indem der Grund des Widerrufs, abgesehen von der Frage über dessen Erheblichkeit, jedenfalls durch die unbeschworene und nicht einmal vollständige Bestätigung von Seiten des Soldaten Bad, der durch seine häufigen Widersprüche in seinen Angaben vor Gericht den Glauben an seine Wahrheitsliebe verwickelt hat, nicht zureichend erwiesen wurde. Bei der Unvollständigkeit des Anschuldigungsbeweises, und da die Recurrentin die gänzliche Reinigung von dem auf ihr ruhenden Verdachte eben so wenig gelangen ist, muß — wie nunmehr durch das oberhofgerichtliche Urtheil geschieht — eine Freisprechung von der Inhaft erfolgen. Was die Untersuchungskosten betrifft, so sind dieselben in Gemäßheit des §. 19 des Strafdisz. aus dem Grunde von der Recurrentin zu tragen, weil sie durch ihre sich widersprechenden Zeugenaussagen sich mindestens einer gerichtlichen Klage — also einer widerrechtlichen Handlung schuldig gemacht und dadurch selbst den Anlaß zu der gegen sie verhängten Untersuchung gegeben hat.

Anmerkung. Nach §. 19 des Strafdisz. kann ein Beschuldigter, welcher durchaus freigesprochen wird, ausnahmsweise in die Kosten verurtheilt werden, wenn eine erwiesene fälschliche oder doch gefehlwidrige Handlung desselben den Verdacht und die Untersuchung wider ihn veranlaßt hat. Nimmt man nun, so lange von dem Verbrechen des Mordens die Rede ist, nicht als erwiesen an, daß die Inculpatin als Zeuge gelogen, d. h. mit dem Bewußtseyn, daß sich die Sache anders verhalte, eine unwahre Angabe gemacht hat, so scheint es inkonsequent, sie dennoch wegen erwiesener Klage in die Kosten zu verurtheilen. Durch den Artikel 3 des Gesetzes vom 25. November 1831 (Regierungsblatt Nr. XXX.) sind übrigens die Strafbestimmungen über gerichtliche Klagen aufgehoben und folglich die gerichtlichen Klagen der Beschuldigten — denn nur diese waren als solche verpönt — nicht mehr

strafbar. Die gerichtlichen Klagen der Zeugen hingegen werden unter diesem Namen von dem Gesetze nirgends für sträflich erklärt. Nur dasjenige, was ein Zeuge, je nach Verschiedenheit des Falles, auf Handgelenke oder Eid aussagt, verdient Glauben vor Gericht. Die gerichtliche Klage eines vergelddeten oder bezeidigten Zeugen aber ist Mord. Wird nun ein solcher Zeuge dieses Verbrechens für klagefrei erklärt, so ist damit eo ipso ausgesprochen, daß er der gerichtlichen Klage nicht überwiegen ist. In dem vorliegenden Falle konnte also eine gerichtliche Klage — deren Dasein in den Entscheidungsgründen nicht nachgewiesen ist — wohl kaum als Motiv dienen, um die Inculpatin, wie geschehen, in die Kosten der Untersuchung zu verurtheilen. Bayer.

II.

Noch etwas über die Zulässigkeit des Indicienbeweises. (Mit Bezug auf Artikel II. in Nr. 12 der Annalen d. J.)

Nach §. 18 des Disz. muß das Urtheil, wodurch Jemand eines Verbrechens für schuldig erklärt wird, die für Recht ermessene Strafe ausdrücken. Daß hierunter die ordentliche sowohl als die arbiträre Strafe zu verstehen sei, wird Niemand bezweifeln. Die Frage: ob auf Indicien eine Verurtheilung zur ordentlichen Strafe Statt findet, muß demnach bejaht werden, sobald ausgemacht ist, daß nach dem Gesetze das Subject der That durch künstlichen Beweis in criminalrechtliche Gewissheit gesetzt werden kann. Nichts ist inkonsequenter und verurtheilungswidriger, als ein Gesetz, welches von dieser Regel hinsichtlich der Todesstrafe eine Ausnahme macht, weil die historische Gewissheit keine Abstraktionen zuläßt. Es kann etwas nur gewiß oder ungewiß seyn. Von absoluter Gewissheit, welche eben so wenig durch Geständniß und Zeugen als durch indirecte Beweismittel erreicht werden kann, ist übrigens hier nicht die Rede. Wird aber durch Indicien die Gewissheit geliefert, daß Jemand einen Mord begangen hat, so muß ihn auch die Todesstrafe treffen. — Will man behaupten werden, daß die Indicien bloß dazu dienen sollen, um eine Untersuchung einzuleiten, so muß doch diese den Zweck haben, die Schuld oder Nichtschuld des Indicien zu erforschen. Der §. 6 des Disz. fordert aber zu diesem Behufe nur realistischen Verdacht, welcher von zureichenden Indicien himmelweit verschieden ist. Die auf letztere hin vorzunehmende Reassumtion einer Untersuchung geschieht nicht der etwa zu erkennenden Detention wegen, weil diese vermöge des §. 10 des Disz. schon mit der ersten Klagefreierklärung ausgesprochen werden mußte, wenn der Fall dazu geeignet war; und eben so wenig wegen Anwendung des Erforschungsmittels der Wahrheit, weil solche schon vor der ersten Aburtheilung eintreten mußte, da hierzu

nach §. 11 des Edicts nur hinlänglicher Verdacht erforderlich ist. — Da bekanntlich aus bloßen Anzeigen bald nur ein entfernter, bald ein mehr oder minder dringender Verdacht, bald jedoch auch eine völlige criminalrechtliche Ueberführung oder Gewissheit hervorgehen kann, so läßt sich nicht verkennen, daß unser Edict seine Bestimmungen je nach Verschiedenheit des Resultates der Untersuchungen bemessen hat. Nothwendig müssen die neuen zureichenden Indicien, welche in §. 24 der Erläuterung genannte genannt werden, von der Art seyn, daß sie, als erwiesen angenommen, zu Ueberführung des Indicirten hinreichend scheinen. Die Untersuchung hat sich daher mit der Herstellung des Beweises der Anzeigen zu befassen, durch welche der Beweis der Schuld geführt werden soll. Die Folge hiervon kann zwar allerdings eine wiederholte Klagfreierklärung seyn, aber nicht deshalb, weil eine Verurtheilung auf Indicien als unzulässig erscheint, sondern aus dem Grunde, weil die Beweisführung nicht rechtsbedürftig, vielmehr ungenügend ausfällt. Dadurch nämlich, daß die Vergebung dem gerichtlichen Erkenntnisse eines Schuldigen den übereinstimmenden Aussagen von zwei tüchtigen Zeugen und der richterlichen Wahrnehmung mehrer Beweiskraft beilegt, als den Indicien, spricht sie dieselbe den letzteren nicht ab. Die Angabe eines Mitschuldigen, der seinem Großen nicht mehr als sich selbst zur Last legt, das außergerichtliche Erkenntniß eines Angeeschuldigten, welchem es nur an der Form der gerichtlichen Ablegung fehlt, und die Aussage eines classischen Zeugen, der die That mit angesehen hat, sind directe Beweisgründe, obwohl sie auch zu den Indicien gezählt werden. Sollten nun diese drei Anzeigen, wenn sie zusammentreffen, zum Beweis der Schuld nicht hinreichen, weil man sich einbildet, die Indicien seien eines ganz andern Stoffes als die s. g. directen Beweismittel, oder weil man sich die entfernten Indicien, im buchstäblichen Sinne, von dem Inculpanten sehr weit weg denkt, während es immer willkürlich bleiben und von dem richterlichen Ermessen abhängen wird, welche Anzeigen man im einzelnen Falle zu den nahen oder entfernten rechnen will! Wozu die im §. 14 des Edicts ertheilte Anweisung, wenn der Richter nicht befugt seyn soll, auf zusammentreffende Anzeigen das Schuldig auszusprechen? Hätte das Edict denn im §. 6 abgeschaffenen Anklageproceß beibehalten und dazu noch öffentliches Verfahren eingeführt, so würden allerdings die Richter weit sicherer zu urtheilen im Stande seyn, als auf die gesammelten Aeuern. Weil aber das urtheilende Gericht die Beschuldigten und Beschädigten, die Zeugen und Sachverständigen nicht vor sich rufen kann, um sie zu sehen und zu hören, so verurtheilt es weniger und spricht mehr frei, als dies vielleicht sonst der Fall seyn würde, wenn ihm die Befugnisse dargeboten wäre, sich durch die vor seinen

Augen Statt findende Verhandlung ein in jede Beziehung vollkommen klares Bild von dem ganzen Untersuchungsfactum eigen zu machen. Belege hierfür liefern die Annalen, erster Jahrgang, Nr. 12 und sechster Jahrgang Nr. 6 und 12. Noch andere werden in diesen Blättern nachfolgen.

Aber aus dem Mangel der Oeffentlichkeit des Verfahrens auf die Unzulässigkeit des Indicienbeweises schließen zu wollen, wäre mehr als genaug. Gleich fruchtlos ist der Versuch, die Unstatthaftigkeit dieses Beweises aus dem §. 13 des Edicts zu deduciren, weil man dann auch die Bestimmungen als unzuverlässig verwerfen müßte, von welchen doch ebenfalls gesagt wird, daß die Normen der Halsgerichtsordnung nur so weit anwendbar bleiben, als sie ohne Anklageproceß und peinliche Frage anwendungs empfänglich sind. Es ist daher kein Wunder, wenn die Meinung, daß man nach unsern Strafgesetzen eine volle Verurtheilung zur ordentlichen Strafe aussprechen könne, immer mehr um sich greift. Die badiſchen Gerichte werden, der himmelsgelenden Verschönerung ungrachtet, wohl auch in Zukunft weder der gegentheiligen Ansicht huldiven, noch glauben, daß sie Unrecht thun, wenn sie auf künstlichen Beweis peinliche Strafe erkennen. Man fordert von der Gerechtigkeit, daß sie auch die großen Dirbe hänge, statt den Schuß der Gesellschaft gegen frevelhafte Eingriffe in Gottes Hand zu stellen, um ja nicht illiberal oder indocent gegen Verbrecher zu seyn. Die Zahl der Heculen, welche die Töchter vorziehen, möchte eben so schwach seyn, als das Häuflein derjenigen, die auswandern, wenn man fortfährt, auf Indicien hin zu verurtheilen. Gewiß könnte man aber einem Lande nur Glück wünschen, in welchem die Macht des Gesezes so wohlthätig wirkt, daß der Abſchmack des Volkes den Reissand nimmt. Es ist jedoch eher zum Davonlaufen, wenn ein herrschendes Gerichtsmittel von Anträgen des anklagenden Staatsanwalts und vom Dunkel des geheimen Verfahrens spricht, obſchon ihm, als Erklärer des Commissionsberichts über den Entwurf zum Geseze vom 3. August 1837 (Regierungsblatt Nr. XXV.) noch einmüthig seyn sollte, daß der Staatsanwalt — wie bereit in den Annalen von 1837 Nr. 2 gezeigt wurde — den hofgerichtlichen Sitzungen, in welchen Strafsachen zur Aburtheilung kommen, nicht als Ankläger, sondern als Wächter des Gesezes beizuwohnen und daß der Gerichtshof sein Erkenntniß, welches auch nach Einführung des öffentlichen Verfahrens im Berathungszimmer gefällt werden wird, mit Entscheidungsgründen zu beleuchten hat.

Diese Beleuchtung hat ohne Zweifel schon manchem Verbeecher die Ueberzeugung beigebracht, daß er mit Recht verurtheilt, daß er rechtsbedürftig überwieſen ist. Peter Bauer und Peter Hochhammer (Annalen von 1837 Nr. 25) haben nach Publication des oberhofgerichtlichen

Urtheils auf den Recurs zur Gnade ausdrücklich verzichtet und die Strafe angetreten. Bauer ist bereits aus dem Zuchthaus entlassen und noch nicht emigriert. Er wird vermuthlich, nach Ansicht der für ihn und seine Zunft geschriebenen Abhandlung, noch recht oft und viel sterben, besonders weil das Erforschungsmittel der Wahrheit abgeschafft und die Detention bei Diebstählen nicht anwendbar ist.

Die wegen Diebstahls verurtheilte Barbara Brecht (Annalen I. c. Nr. 30) hat nach publicirtem Urtheile ein freiwilliges Geständniß abgelegt und dadurch die auf zusammenfassende Inzichten ausgesprochene Schuldigerklärung vollkommen gerechtfertigt. Der berüchtigte Pferdedieb Adam Bangert (Annalen I. c. Nr. 42) ergriff gegen das hofgerichtliche Strafurtheil, welches in den Annalen d. J. Nr. 12 impugniert wurde, seinen Recurs, sondern unterwarf sich der gegen ihn auf künftlichen Beweis verhängten Strafe. Das Rämliche ist in Ansehung des Adam und der Anna Maria Weihert (Annalen I. c. Nr. 40) der Fall. — Wer bezweifelt ihre Schuld? Ueberall war die ordentliche, beziehungsweise peinliche Strafe erkannt, weil die preussische Criminalordnung von 1808 hierlandes nicht gilt, und weil Niemand glaubt, daß unser Strafsystem von 1803 das im §. 408 jener Criminalordnung hinsichtlich der außerordentlichen Strafe gegebene Beispiel befolgt oder nachgeahmt habe.

Auf Indicien zu verurtheilen, ist auch sicher nicht so neu, als gedruckt zu sehen, wie man mit Gesetzbüchern des Auslandes beweisen will, daß eine gewisse Bestimmung in der inländischen Gesetzgebung nicht enthalten seyn könne. Ob eine solche Beweisführung recht beehörig sei, mag dahin gestellt bleiben. Wird sie aber dafür erkannt, so läßt sich der Indicienbeweis füglich entbehren. Man kann aisdann Beispiele liefern, welche bisher unmöglich scheinen mußten. Hier nur ein Beispiel. Das Königreich Preußen hat bis jetzt keine landständische Verfassung, folglich müßte man es als ein blaues Meerwunder erachten, wenn man annehmen wollte, daß im Großherzogthum Baden seit 1818 eine landständische Verfassung besthe. —

Uebrigens braucht man es nicht in allen Stücken so genau zu nehmen. Auch davon eine Probe. In den Annalen von 1837 Nr. 25 S. 149 steht die Bemerkung:

„Wenn man unterstellen darf, daß der schon seit Jahren bearbeitete Entwurf zu einem neuen Strafprozeß eine geläuterte Beweisheorie enthalte, so könnte etwa durch provisorische Einführung derselben dem längst gefühlten Bedarfnisse leicht abgeholfen werden. Ein weiterer Gewinn würde darin bestehen, daß man bis zu dem Zeitpunkt, wo jener Entwurf in Kraft treten soll, durch Anwendung der neuen Beweisheorie reichliche Erfahrungen sammeln könnte.“

Darauf ist nun in den Annalen d. J. Nr. 12 S. 15 erwidert:

„und schwerlich wird man Viele finden, welche in den S. 149 des vorigen Jahrgangs niedergelegten Wunsch einstimmen, daß durch eine provisorische Einführung des Indicienbeweises die Möglichkeit gegeben werde, darin Erfahrungen zu sammeln. Es möchten traurige Erfahrungen seyn!“ —

Das glaubt aber kein Mensch, das glauben namentlich die Freunde der Wahrheit nicht, und eben weil sie es nicht glauben, sollte man sich hüten, ihnen Sand in die Augen zu streuen.

Bayer.

III.

Ueber die praktischen Folgen des §. 81 des Schulgesetzes vom Jahr 1835, die Klassifikation der israelitischen Schulen betreffend.

Das Schulgesetz vom Jahr 1835 schreibt im §. 81 vor: daß die Bestimmungen über die Zahl der Lehrer, so wie über das Dienst Einkommen und die Rechtsverhältnisse derselben auch auf die an öffentlichen Schulen der Israeliten angestellten Lehrer Anwendung finden.

Hiernach hat die Großherzogliche Regierung des Oberrheinkreises in einer Entscheidung über die Klassifikation einer israelitischen Schule den Grundsatz aufgestellt, daß nach dem klaren Ausdruck des Gesetzes für die Klasse der Schule nicht die Seelenzahl eines Konfessionstheils, sondern nur die Totalbevölkerung der politischen Gemeinde maßgebend und daher die israelitische Schule in dem Orte Jhringen mit 30 — 33 Kindern in dieselbe Klasse zu setzen sei, wie die Schule der christlichen Einwohner, deren es 1898 sind, — während die israelitische Gemeinde nur aus 160 Einwohnern besteht. —

Gegen diese Anwendung des §. 81 erhebt man vom Standpunkte der Billigkeit, wie von jenem der verhältnismäßigen Gleichheit aus mit Recht einige Bedenken. —

Schon der Absatz 1 des §. 81 mildert jene harte Bestimmung für die israelitischen Gemeinden, indem er der Staatsbehörde überläßt, von der Vorchrift des §. 4 abzugehen, ohne jedoch speziell die Voraussetzungen zu normiren; es liegt also hierin mindestens ein Fingerzeig für das vernünftige Ermessen der Staatsbehörde, die lästige Konsequenz des §. 4 nach Umständen für die meistens unverhältnismäßig geringen israelitischen Gemeinden zu umgehen; ähnlich, wie ihr durch die Bestimmung des §. 4 Absatz 3 die Befugniß eingeräumt wird, ausnahmsweise eine Schule in eine höhere oder niedrigere Klasse zu setzen, wenn die Ortsverhältnisse, z. B. Preis der Wohnung und

Lebensbedürfnisse u. s. w., eine solche Abweichung nothwendig machen.

Läßt man jedoch den Absatz 1 in §. 81 nur als Ausnahme des §. 4 gelten und nicht als eine feste und im Allgemeinen eintretende Abweichung, wonach für die Klassifikation der israelitischen Schule nicht die Totalbevölkerung der politischen Gemeinde Maß gibt, so bleibt diese Bestimmung ohne Zweifel sehr unsicher und bedenklich. Es kann die Behörde oft aus unzureichenden Rücksichten auf eine schwache Israelitengemeinde durch die Klassifikation nach der Totalbevölkerung der politischen Gemeinde eine harte Last wälzen, zu deren Bestreitung die Kräfte derselben nicht halb vermögend sind.

In dem berührten Falle zählt die christliche Gemeinde 1899, die israelitische Gemeinde hingegen bloß 160 Einwohner; die Schule der letzteren soll nun mit 30 — 33 Kindern in dieselbe Klasse gesetzt werden, wie die zehnmal größere der Christen; der Aufwand ist lediglich von der israelitischen Gemeinde, d. h. durch Umlagen auf die einzelnen israelitischen Einwohner zu bestreiten. Diese bilden nur 10 meist unvermögende Familien, sie erhalten nach Verhältnis der christlichen Bevölkerung zur israelitischen aus der Gemeindefasse den flühen Zuschuß von 9 Gulden. Hierbei ist zu erinnern: die israelitischen Gemeinden sind überall von den christlichen Gemeinden abgesondert, wo es sich um Unterstützung zur Bestreitung des Schulbedarfs handelt. Der §. 29 spricht die christlichen Gemeinden von der Ausbringung des Lehrergehaltes unter gewissen Voraussetzungen nach §. 13 — 19 und §. 20 — 24 ganz frei und verpflichtet die Staatskasse zur Uebernahme der ganzen Last, allein den Israeliten kommt diese subsidiäre Wohlthat nicht zu Statten; es überläßt der §. 3 in Verbindung mit §. 11 der Verordnung vom 12. Mai 1837 „die öffentlichen Schulen der Israeliten betreffend“ die Bestreitung des Lehrergehaltes ganz und unbedingt, so weit er nicht durch etwaige Beiträge der politischen Gemeinde oder durch solche aus Fonds gedeckt ist, der israelitischen Gemeinde. — Beiderlei Beiträge sind aber sehr prekäz und zufällig, oft auch zu gering, um angetragen zu werden. — Die Israeliten haben kein Gemeinderermögen, kein aktives Bürgerrecht, wenigstens die materiellen Vortheile desselben nicht, sie bilden eine abgesonderte Kaste, die vom Genuß wahrer Bürgerrechte frey gehalten ist, auf einmal will man sie aber mit der christlichen Gemeinde zur politischen Einheit machen, wo es sich um Uebernahme einer Last handelt.

So weit wird man aber nicht mit dem §. 5 des Edikts über die Rechtsverhältnisse der Juden vom Jahr 1803 einschreiten dürfen, zur Zeit wenigstens nicht. — Ein

Gesetz muß Gleichheit, d. h. verhältnißmäßige Gleichheit verfolgen, wenn es gerecht seyn will. —

Bekanntlich entbehren schon verfassungsmäßig die Israeliten jener Mittel und Rechte, die den christlichen Einwohnern für Bestreitung der Gemeindefürsorge wesentliche Erleichterung darbieten. Ist es nicht genug, daß die Israeliten diese Rechte entbehren, sollen sie jetzt für eine Schulgemeinde mit der übrigen Gemeinde erklärt werden, um ihrem Lehrer einen gleichen Gehalt bezahlen zu müssen, wie die ungleich stärkeren Gemeinde der christlichen Einwohner?!

Nach diesen Andeutungen wäre es wohl zweckmäßig, den §. 81 des Schulgesetzes dahin zu erläutern oder abzuändern, daß für die Klassifikation der israelitischen Schulen die israelitische Bevölkerung allein berücksichtigt und von diesem Maßstabe nur in dem Falle des §. 4 Absatz 3 abgegangen werden dürfe, wenn nach der Größe der Lebensbedürfnisse oder andern örtlichen Verhältnissen ethlich scheint, auch bei geringerer Seelenzahl die Schule in die nachfolgende höhere Klasse zu setzen.

Schmidt.

Anmerkung der Redaktion. — Damit wären wohl die israelitischen Gemeinden mehr erleichtert, den israelitischen Lehrern aber wäre schlecht gebient.

Die Klassifikation der Schulen nach der Seelenzahl des Orts (natt nach jener der Schulgemeinde) beruht auf der Betrachtung, daß in größeren Orten auch die Bedürfnisse des Lehrers in der Regel größer sind, als in kleineren Orten.

Bei den Israeliten konnte aber, obschon auch bei ihren Lehrern derselbe Grund vorhanden ist, diese Klassifikation doch nicht allgemein angenommen werden, weil es große Städte gibt, welche (wie z. B. Pforzheim) nur 10 — 15 israelitische Familien zählen, die eine eigene öffentliche Schule haben, aber unmöglich einen Gehalt der höchsten Klasse aufbringen könnten. Hinsichtlich der Israeliten ist daher im §. 81 des Gesetzes verfügt, daß der §. 4 für sie nicht bindend sei. Es wurde die Klassifikation der israelitischen Schulen dem Ermessen der Regierung überlassen, deren Aufgabe es nun ist, das Interesse der israelitischen Gemeinden mit jenem der Lehrer ethnisch zu vermitteln. Aber eben deswegen kann weder die Seelenzahl des Orts, noch jene der Israelitengemeinde unbedingt als der Maßstab für die Klassifikation gelten. Es werden beide Verhältnisse, überhaupt die lokalen Bedürfnisse des Lehrers, wie die Kräfte der israelitischen Gemeinde zu berücksichtigen seyn.

D. R.

IV.

Ueber die Anwendung des §. 471 der Prozeßordnung und namentlich über die Frage: „Darf der Richter „auf das Unterlassen eines Vorschusses für die „Reise- und Aufenthaltskosten von auswärtigen „Zeugen das Präjudiz androhen, daß Producent, „wenn er den Vorschuß nicht hinterlegt, auf die Ab- „hör dieser Zeugen als verzichtend angesehen werde?“

In Sachen Adam Behnke von Redarhausen gegen Schiffer Peter Schmitt von Hasmeröhrim, Entschädigungsforderung betreffend.

Der klägerische Anwalt hat im Beweisverfahren mehrere auswärtige Zeugen zur Abhör producirt, worauf ihm durch amtlichen Beschluß vom 29. December v. J. die Auflage gemacht worden, 30 Gulden für Reise- und Aufenthaltskosten der auswärtigen Zeugen zu hinterlegen. Da derselbe dieser Auflage keine Genüge geleistet, so hat der producirtische Anwalt angerufen, mit dem Antrage, ein Präjudiz unter Anbetrachtung einer letzten Frist zu setzen. Derselbe Antrage wurde dahin deferirt, daß mittelst Beschlusses vom 13. Februar v. J. der klägerische Anwalt die Auflage erhalten, der Verfügung vom 29. December v. J. binnen 14 Tagen um so gewisser zu genügen, widrigenfalls er als verzichtend auf die Abhör der auswärtigen Zeugen betrachtet werden soll.

Gegen dieses prozeßleitende Defret remonstrirte der producirtische Anwalt, indem er vorbringt:

- 1) „Nicht er, als Anwalt, sondern nur sein Principal, der Kläger, sei schuldig, die Reisefkosten zu hinterlegen;“
- 2) Das angebotene Präjudiz sei prozeßordnungswidrig, weil in der Prozeßordnung nirgends auf das Unterlassen eines Vorschusses von Reisefkosten der Verzicht auf die Abhör der auswärtigen Zeugen androhet; vielmehr könne nach Analogie des §. 298 der Prozeßordnung kein anderes Präjudiz androhet und realisirt werden, als daß die Sache, bis zur Hinterlegung der verlangten Summe, auf sich zu beruhen habe.

Hierauf wurde erlassen:

In Erwägung, daß der klägerische Anwalt sich gegen die Verfügung vom 13. v. M. und das dort angebotene Präjudiz beschwert.

In Erwägung, daß der klägerische Anwalt durch Vollmachtsvorlage sich zu den Akten legitimirt und deshalb das Gericht seine Verfügungen nur an ihn erlassen kann und daher der Bevollmächtigte der richterlichen Auflage zu genügen hat, gleichviel, ob er derselben aus eigenen Mitteln entspricht, oder durch jene seines Principals, weil der Bevollmächtigte, vermöge seines Mandatsverhältnisses zu

seinem Principals, niemals aus eigenem Recht oder eigener Verbindlichkeit, sondern immer nur aus jenem seines Vollmachtgebers handelt und handeln kann, daher die Einsprache des producirtischen Anwalts, als sei er nicht schuldig, die Reisefkosten vorzuschießen, als unbegründet erscheint.

Erwägend, daß nach §. 471 der Prozeßordnung der klägerische Producent die Reise- und Aufenthaltskosten der auswärtigen Zeugen vorzuschießen muß und deren Beisprechung Pflicht des prozeßleitenden Richters ist, ohne daß deshalb die Gegenpartei darauf anzutragen hat, um erst hierauf und vermöge des Antrags den Vorschuß zu decretiren, daher auch der von dem producirtischen Anwalte analog angeführte §. 298 der Prozeßordnung hier keine Anwendung findet.

Erwägend, wenn eine Partei eine Pflicht hat, eine Prozeßhandlung vorzunehmen, so muß auf deren Unterlassung ein Rechtsnachtheil gesetzt werden können, weil nur bide Partien im gemeinschaftlichen Einverständnis das Ruhenlassen des Prozeßes durch gleichzeitige Unthätigkeit beider können, aber nicht eine Partei für sich allein, wie es hier Producent will, während der Beklagte, Prozeß thätig ist und durch Anrufen den Prozeß betreibt.

Erwägend, wenn der Vorschuß des Producenten nach §. 471 der Prozeßordnung die Bedingung ist, unter welcher Voraussetzung die Zeugen der Richter nur abzuheören hat, so muß auf das Unterlassen des Vorschusses der Verzicht als nothwendige Folge erscheinen und das Androhen eines Präjudizes, welches natürlicher Folge einer correspondirenden Pflicht des Beweisführers ist, liegt in der Amtsgewalt des prozeßleitenden Richters, ohne daß deshalb gerade ein ausdrückliches Präjudiz in der Prozeßordnung für diesen Fall vorgeschrieben zu seyn braucht. — Aus diesen Gründen wurde die Einsprache gegen das prozeßleitende Defret vom 13. Februar und gegen das in solchem angebotene Präjudiz verworfen.

Amtsassessor Galleisen.

V.

Injurie eines Staatsbeamten gegen einen in Dienstbeziehung zu ihm stehenden Gemeindebeamten.

Amtsschreiber F. wurde von Rathschreiber Z. wegen einer dem Letztern in einem Dienstvertritte zugesagten Ehrenbezeichnung von dem betreffenden Hofgerichte zu einer Geldstrafe von 75 fl. verurtheilt, und recurrirte an den obersten Gerichtshof, welcher das hofgerichtliche Urtheil bestätigte. — Die interessante Frage: In wie weit von einem Beamten

in einem Dienstberichte eine Injurie gegen einen Untergebenen verübt werden könne? — wurde in den oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründen ausführlich erörtert, wie folgt:

„Man müßte den Vortrag solcher Beschuldigungen für ein Wagniß halten, wenn man nicht aus der Bertheiligung des Beklagten einwände, daß er der Meinung sei, man könne in Dienstberichten gegen Dienstuntergeordnete alles sagen, ohne wegen einer Ehrenkränkung in Anspruch genommen zu werden, er wiederholt dieses oft in den Verhandlungen und trägt insbesondere vor:

„daß Ehrenkränkungsgeßetz sage kein Wort davon, daß
„der Vorstand einer Staatsstelle in Anklagestand versetzt
„werden könne, wenn er in seinen Dienstberichten auf
„Verhältnisse aufmerksam mache, welche zur Förderung
„des Geschäftslebens abgestellt zu werden verdienten.“

„Es ergibt sich hieraus klar, daß der Recurrent in der irrigen Meinung lebt, als habe der Vorsteher einer Staatsstelle die Befugniß, das Wirken eines Staatsdieners außer seinem Dienstberufe zum Gegenstand seiner Erwachung zu machen, sobald er glaube, daß solches der Förderung der Dienstgeschäfte hinderlich seyn könne. Eine solche Erwachung steht ihm aber so lange nicht zu, als der Staatsdiener sich keiner Dienstvernachlässigung schuldig macht, und durch ein unästhetisches Betragen den ihm anvertrauten Dienst nicht beeinträchtigt. Nur in so fern ein oder der andere Fall eintritt, kann sich der Vorsteher einer Staatsbehörde mit Recht berufen fühlen, eine Anzeige an die höhere Staatsbehörde zu machen, wenn seine vorhergegangenen Ermahnungen an getreue Pflichterfüllung fruchtlos bleiben. Noch weit irriger aber ist der Wahn des Recurrenten, als seien dergleichen, in einer beabsichtigten Geschäftsbeurtheilung ersetzten Berichte kein Gegenstand für die Publicität, worunter er das versteht, daß solche für denjenigen, den sie betreffen, ein Geheimniß bleiben müßten. Alle derartigen Berichterstattungen, wenn sie auch sonst ganz unschuldiger Natur sind, schwächen das Vertrauen der höheren Behörden auf die getreue Pflichterfüllung des Dieners, und können unter gewissen Umständen denselben einen von dem Berichtserstatter verschiednen nicht einmal beabsichtigten Nachtheil hervorbringen. Sie dürfen nur als Strafmittel für unbedacht gebildete Abmahnungen gegen dienstwidrige Handlungen angewendet werden, nie dürfen sie aber für das betreffende Individuum ein Geheimniß bleiben.“

„Der Recurrent hat also ganz unrecht, wenn er dem Amte sogar einen Vorwurf darüber macht, daß es die Pfandschreiberei von seinem Berichte in Kenntniß setzte,

und wenn er in dem von ihm vorgeschützten Dienstgeheimnisse eine Rechtfertigung gegen die ihm zur Last liegende Ehrenkränkung des Klägers finden will.“ —

Kirn.

VI.

H. R. C. 52 und Prozeßordnung §. 207

enthalten offenbar eine Antinomie, indem der Erstere sagt: Gegen ein schiedsrichterliches Urtheil kann stets appellirt werden, außer wenn auf die Appellation verzichtet wurde, der Letztere aber bestimmt:

Gegen ein schiedsrichterliches Urtheil kann nie appellirt werden, außer wenn die Appellation im Schiedsvertrag vorbehalten wurde.

Solch wäre H. R. C. 52 nach den Bestimmungen des R. R. C. 6 c. aus dem Gesetzbuche zu streichen.

Dr. Heder.

Anmerkung. Zwischen dem Satz 52 des Handelsrechts und dem §. 207 der Prozeßordnung besteht sicher kein Widerspruch. Jener bezieht sich nämlich auf schiedsrichterliche Urtheile in Streitigkeiten zwischen Handelsgesellschaften in Gesellschaftsangelegenheiten; dieser hingegen handelt von schiedsrichterlichen Urtheilen in Rechtsstreitigkeiten zwischen anderen Personen in allen Sachen, welche die Prozeßordnung (in den §§. 190 und 91) nicht von der schiedsrichterlichen Entscheidung ausnimmt. Jeder Streit zwischen Handelsgesellschaften in Gesellschaftsangelegenheiten muß (nach Satz 51) durch Schiedsrichter entschieden werden, während in anderen Privatrechtsstreitigkeiten den Beistelligen (nach den §§. 187 — 89 der Prozeßordnung) die Wahl zusteht, sie durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Im ersten Falle ist es Gebot, im zweiten dagegen Befugniß der Parteien. Der Satz 52 des H. R. und der §. 207 der Prozeßordnung besetzen also in voller Kraft neben einander. Die allgemeinen Verfügungen der Prozeßordnung heben die besonderen Bestimmungen des Handelsrechts nicht auf. R. R. C. 6 c. Der Satz 52 kann aber auch darum nicht aus dem Handelsrechte gestrichen werden, weil der §. 215 der Prozeßordnung ausdrücklich vorsehrt, daß die Verfügungen des VI. Titels nur in so weit auch in Streitigkeiten von Handelsgesellschaften in Gesellschaftsangelegenheiten gelten, als sie mit den im Handelsrechte enthaltenen Bestimmungen nicht im Widerspruch stehen. Das Handelsrecht soll hiernach der Prozeßordnung in gedachter Beziehung vorgehen. Von einer Antinomie wird folglich nicht wohl die Rede seyn können. Annalen, vierter Jahrgang, Nr. 44, S. 284, §. 4.

Bayer.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 17.

Karlstraße den 28. April 1838.

I.

Rechtsfall, die Konfiskation erst künftig anfallenden Vermögens betreffend.

In Sachen des Großherzoglichen Fiskus, Klägers, Appellanten, gegen die Remigius Bauerschen Erben zu Stodach, Beklagte, Appellaten, Forderung betreffend, erkannte der Gerichtshof des Seckreises durch Urtheil vom 3. November 1837.

„Das Urtheil des Amtes Stodach vom 6. April l. J., besagend:

„Der Kläger sei mit seiner Klage abzuweisen, unter Verfallung desselben in die Prozeßkosten,“ — sei dahin abzuändern:

„Die Beklagten seien schuldig, an dem elterlichen Vermögen des Joseph Bauer den Betrag von 314 fl. 10 kr. sammt Zinsen zu 5 Procent vom Todestage des Remigius Bauer binnen vier Wochen bei Vermeidung der Hilfsvollstreckung an den klagenden Fiskus zu bezahlen und sämtliche Kosten beider Instanzen zu tragen.“ —

Im Wesentlichen stütze der Gerichtshof diese Entscheidung auf folgende Gründe:

„Der Großherzogliche Fiskus fordert an die Beklagten das dem Joseph Bauer — dieser ist ein Bruder der Beklagten — von der Verlassenschaft seiner Eltern, der Remig Bauerschen Eheleute zugefallene Vermögen sammt Zinsen vom Todestage des Remig Bauer an, und stützt die dessfalls erhobene Klage auf die Thatfachen:

1) daß alles Vermögen desselben durch Erkenntniß vom 29. August 1816 wegen Desertion für konfiscirt erklärt worden sei;

2) daß das ererbte väterliche Vermögen im Betrag von 555 fl. 26 kr., nach Abzug des einkunftsspflichtigen Vorwupfungs von 241 fl. noch in 314 fl. 10 kr. bestünde und dieses sich im Besitze der Beklagten befände.“

„Nach dem Gesetze vom 29. September 1808 §. 13 (Regierungsblatt Nr. 31) ist das Vermögen eines Deserteurs ohne weiteres für die Staatskasse konfiscirt, solches mag

angefallen oder zu erwarten seyn. — Da jeder Gläubiger in Gemäßheit des R. R. E. 1166 alle Rechte und Klagen seines Schuldners zu seiner Befriedigung geltend machen kann, und die Beklagten zugeden, daß sie sich als Miterben seit dem Tode der Remig Bauerschen Eheleute in den Besitz des Vermögens derselben gesetzt haben, so ist die Klage des Fiskus als Gläubiger des Joseph Bauer sowohl in Beziehung auf das Vermögen, als auch hinsichtlich der Zinsen vom Tage des Erbfalls an thatsächlich und rechtlich begründet. R. R. E. 777.“

„Die Strafe der Konfiskation ist auch durch das allegirte Erkenntniß vom 29. August 1816 und die Richtigkeit der Erbportion des Joseph Bauer durch die elterliche Theilung vom 25. September 1832 und die zu Grund gelegte Vermögensbeschreibung nachgewiesen, der thatsächliche Klagegrund somit auch erwiesen.“

„Die Beklagten haben indessen geläugnet, daß der Deserteur Joseph Bauer zur Zeit der Erbtheilung noch gelebt habe“, und darauf gestützt, behauptet, daß der Kläger, welcher ein eigenes Recht aus dem Anfall an eine solche Person ableite, deren Daseyn nicht anerkannt sei, zufolge des R. R. E. 135 zuverletzt den Beweis zu führen habe, daß diese Person in dem Zeitpunkt noch lebe, da das Recht ihr eröffnet wurde, und daß die Klage, da dieser Beweis nicht geliefert worden, verwerflich sei.“

„Allein diese Einsprache ist nicht begründet.“ —

„Alles Vermögen des Joseph Bauer war dem Fiskus nach Artikel 8 des Gesetzes vom 29. September 1808 schon mit dem Erkenntniß auf die Konfiskation verfallen, ohne daß es bei dem künftigen wirklichen Anfall noch einer besondern Kundschafteerhebung oder eines Befehdens über die Gewißheit seines Lebens bedurfte, und den Eltern blieb an dem Antheile desselben, welcher auch sogleich ausgeschieden wurde, nur die Aneignung.“ —

Bemerkung des Einsenders.

Dieses Urtheil beschwert meines Erachtens die Beklagten

*) Die Eltern des Joseph Bauer starben nämlich erst im Jahr 1823.

in höherem Grade; wegen Mangels der oberappellablen Summe kann aber ein weiteres Rechtsmittel dagegen nicht mehr Platz greifen.

Wenn das Gesetz vom Jahr 1803 (Regierungsblatt Nr. 31) verordnet, „daß das Vermögen eines Defuncten ohne weiteres für die Staatskasse konfiscirt sei, solches ohne angefallen oder zu erwarten seyn,“ so räumt es damit dem Staate keine weitere Noth als die ein, daß er das Vermögen, welches der Defuncte zur Zeit der Defuncten besaß, sogleich, und jenes, welches er künftighin noch erwirbt, mit geschickter Erwerbung diesem nehmen darf.

Die Klage des Fiskus gegen die Beklagten als Besitzer der Hinterlassenschaft der Eltern des Defuncten ist daher nur unter der Voraussetzung statthaft, daß dieser den Tod seiner Eltern überlebte, weil ja nur dann von einem Erbansatz an den Defuncten, also von einer Rechtsvererbung desselben an dem Vermögen, aus dem die elterliche Hinterlassenschaft bestand, die Rede seyn kann. R. N. S. 723.

Als Lebender, resp. Ueberlebender wird aber nach erbrechtlichen Bestimmungen zufolge R. N. S. 112 und 115 nur der angesehen, von dem man zur Zeit des Erbansatzes weiß, wo er ist, und hingekommen, — dessen Daseyn anerkannt ist.

Daher bestimmt der R. N. S. 136, daß eine erlebte Erbschaft, wozu eine Person gerufen ist, deren Daseyn nicht anerkannt ist, ausschließlich Jenen zufällt, mit denen er sie zu theilen gehabt hätte.

Da die Beklagten nun nicht anerkannt haben, daß ihr Bruder, der Defuncte, den Tod ihrer Eltern überlebt habe, so hätte der Kläger, dem die Nachweisung des Gegentheils nach R. N. S. 135 obgelegen, weil er diesen Beweis nicht zu liefern vermochte, mit seiner Klage offenbar abgewiesen werden sollen, da die Voraussetzung ihrer Rechtsbefähigung, daß der Defuncte seine Eltern überlebte,“ bewiesen daßte.

Die Bestimmung im Gesetz vom Jahr 1808, welche sagt: „Die Eltern des Defuncten können weder zu seinem Vortheile noch zu seinem Nachtheile über ihr Vermögen disponiren, es wird ihnen inventirt und die Erbportion des Defuncten ausgemittelt, den Eltern bleibt das Vermögen zur Nutzung,“ —

und rücksichtlich welcher Bestimmung der Gerichtshof hauptsächlich annahm, daß der Kläger berechtigt sei, den Erbtheil des Defuncten für sich anzusprechen, wenn dieser seiner Eltern Tod auch nicht überlebt habe, kann, weil sie durch den §. 6 des Gesetzes vom 14. Mai 1809 — die Befristung der Audits betreffend — aufgehoben wurde, gar nicht als Quelle der Entscheidung benützt werden.

Wenn man aber betrachtet, daß die angeführte Bestimmung durch das Gesetz vom Jahr 1809 auf Anfrage

über den Geist und Sinn des Gesetzes vom Jahr 1808 aufgehoben wurde, so muß man annehmen, daß mit jener Bestimmung ursprünglich ein Anderes nicht, als ich oben behauptet und jedenfalls mehr nicht gewollt wurde, als daß die Eltern eines Defuncten einen bestimmten Theil ihres Vermögens nicht zu veräußern befaßt seyn sollen, weil dieser mit ihrem Tode dem Defuncten gebören würde, dessen Vermögen aber dem Staate anheimgefallen sei.

Damit aber war noch nicht ausgesprochen, daß dieser Theil dem Staate auch zufallen solle, wenn der Defuncte den Tod seiner Eltern nicht überlebte, es kann solches aus den Worten dieser Bestimmung nicht entnommen und darf ihnen um so weniger unterlegt werden, als durch eine solche Auslegung die Rechte Dritter verletzt würden.

Würst.

II.

Ueber Verilabung eines Dritten zum Rechtsstreit.

(Nachtrag zu dem Aufsatze in Nr. 8, Ziffer 3 der Annalen, Jahr 1838.)

Zur näheren Begründung des vor längerer Zeit niedergeschriebenen, durch Verspätung erst in obiger Nummer dieses Jahrganges erschienenen Versuches erlaubt sich der Verfasser nachträglich, Einiges beizufügen:

Wirft man zuerst einen Blick auf das Geschichtliche der Lehre von der Verilabung, so ergibt sich Folgendes:

Die Verilabung eines Dritten zum Rechtsstreit (Abcitation) war dem formgebundenen altrömischen Rechte unbekannt und wurde erst in neuerer Zeit durch Praktiker, zum Theil unter Berufung auf die in Novelle 99 für Correalverhältnisse gegebene vage Bestimmung, in den gemeinen deutschen Proceß eingeführt. Wir immer bei der Hervorbringung eines neuen Institutes, wurden scharf entgegengesetzte Meinungen darüber laut. Während man auf der einen Seite die Verilabung in einer mit den Grundlagen des deutschen Proceßes nicht vereinbaren Allgemeinheit (als nothwendige Intervention) von Amts wegen erlassen zu dürfen glaubte (wie z. B. Daz, Grundzüge des ordentlichen bürgerlichen Proceßes, erste Ausgabe §. 472. Gönner, Handbuch des Proceßes, 2. B. Nr. 29. Bad. Obergerichtsbord. §. 423), suchte man sie von der andern Seite als gewalt- und regelwidrige Neuerung ganz zu verbannen, wie z. B. Martin, Lehrbuch des bürgerlichen Proceßes §. 295, verglichen mit Martin und Walch, Magazin für den bürgerlichen Proceß, I, 1. S. 83, wo wenigstens der Bemerkung der Abcitation kein Beschränkung beigelegt wird.

Eine dritte Ansicht, welche die rechte Mitte hält (im üblichen Sinne des Wortes) und in die neue badiſche Proceßordnung übergegangen ist, läßt die Verilabung nur

auf Antrag der Beteiligten in dem Falle zu, wenn der Beizuladende mit Einem der Streitenden in einer Art von juristischer Personeneinheit, oder m. a. W. in dem in Prozeßordnung §. 118 bezeichneten Verhältniß steht.

Vergleiche Grolmann, Theorie des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, §. 160. Gensler, Commentar zu Martins Civilprozeß, §. 295. Mittermaier im Archiv für civilistische Praxis, B. 3 S. 31 ff. Linde, Civilprozeß §. 113.

Die Unzulässigkeit einer Beiladung von Amtswegen hat Mittermaier a. a. D. auf das Ueberzeugendste dargethan. Eine solche Beiladung würde die Verhandlungsmaxime überhaupt und den abgeleiteten Grundsatz, daß Niemand zum Klagen gezwungen werden kann, tief verletzen. Da es nun unverkenntbar Fälle gibt, wo die Beiladung als wirkliches Rechtsbedürfnis erscheint, so wird wohl die letzte obiger Ansichten mit Recht und auf die Dauer den Sieg behaupten.

Wendet man aber den Blick auf das Praktische der Lehre von der Beiladung, so ist für Vaden in Prozeßordnung §. 118 ein sicherer Haltspunkt gegeben. Dieser §. enthält jedoch nur eine allgemeine Bestimmung, und es zeigen sich bei deren Anwendung von verschiedenen Seiten aus Bedenken. Da man in dem dem Praktiker zur Hand liegenden Werke prozeßualischen Inhalts hierüber nicht genügende Aufklärung erhält, so darf ein Versuch zur Beseitigung einiger dieser Bedenken, wenn er auch gewagt und mangelhaft erscheinen mag, auf Nachsicht Anspruch machen.

Es ergeben sich nämlich hauptsächlich folgende Fragen:

1. Wie hat die Beiladung zu geschehen?

Die Beifügung eines Rechtsnachtheils für den Fall des Ausbleibens wird wohl nicht zulässig seyn; denn einmal enthält die Prozeßordnung keine beställigen Bestimmungen, weder ausdrücklich noch der Sache nach, (implicite) somit kann schon nach Prozeßordnung §. 653 und 1152 ein Ungehorsamverfahren auch nicht eintreten; sodann würde die Androhung eines Rechtsnachtheils nach der Natur des in Prozeßordnung §. 118 (abgesehen vom Falle der Streitverfälschung) geforderten Verhältnisses gar nicht thunlich seyn, da der Beizuladende kein selbstständiges Interesse hat, vielmehr mit einem Theile in f. g. Personeneinheit *) steht. Ein solcher Rechtsnachtheil würde von der Art seyn, daß er nicht diejenige Person trafe, die damit bedroht wurde und ungehorsam ausblieb, sondern eine der streitenden Parteien, ja in einigen Fällen (im zweiten und theilweise im dritten der unten zu bezeichnenden Fälle) würde er gar nicht denkbar seyn.

Es erscheint auch die Nothwendigkeit der Beifügung eines

*) Dieser wohl nicht ganz angemessene Ausdruck, den die Prozeßordnung umgangen hat, wird hier bloß der Kürze wegen gebraucht.

Rechtsnachtheils hauptsächlich nur im Gefolge derjenigen Ansicht, wornach eine Beiladung von Amtswegen zulässig ist, obwohl auch Grolmann a. a. D. ein Conventionalverfahren für statthaft erklärt, ohne sich jedoch über die Art und Weise desselben näher auszusprechen. Ein derartiges Verfahren dürfte jedenfalls mit den Grundsätzen der badißchen Prozeßordnung nicht in Einklang zu bringen seyn.

Wie hat nun aber die Beiladung zu geschehen? — Sie wird immer als monitorische Ladung zu erlassen seyn, übrigens im Falle des Ausbleibens je nach Verschuldetheit der Fälle auch verschiedene Folgen nach sich ziehen, wie unter II. zu zeigen ist. Zugleich wird dem Beizuladenden nach der Rechtsähnlichkeit anderer Ladungen, deren Anwendung hier nichts im Wege liegt, eine Abtheilung der bisherigen Vorträge zu beibehalten seyn, so zwar, daß nach Erweisen des Richters zur Verhaltung weisungsfähiger Schreibereien geeigneten Falls die Befragung der Asteinsicht dafür eintreten kann, da kein Gesetz dagegen, die Zweckmäßigkeit aber dafür ist.

II. Hat aber die Beiladung hienach noch einen Rechtserfolg, wann es im Belieben des Beizuladenen liegt, ihr Folge zu leisten oder auch nicht?

Die Bejahung dieser Frage ergibt sich aus der Betrachtung der in dem angeführten erwähnten Versuche in Nr. 8 der Annalen 1838 aufgeführten Fälle:

1) In dem ersten dieser Fälle (bei welchem übrigens vorausgesetzt wird, es werde von Seiten des Bädermeisters A. anerkannt, daß seine Ehefrau im Allgemeinen zum Empfang der jeweiligen Zahlungen ermächtigt ist) kann man mit Grund erwarten, daß die Ehefrau des A. wenn sie nicht zum Geschehlich der muthwilligen Prozeßführer gehört, der Ladung Folge leisten werde. Die Beiladung macht daher jedenfalls die Erzielung der fraglichen Rechtsstreitigkeit auf einfacherem Wege möglich und, je nach dem Charakter der bezüglichen Person, auch wahrscheinlich, ohne daß gegen die Hauptgeborne eines wohlgeordneten Verfahrens geründigt wird. Schon hienach ist viel gewonnen. — Ersiehene dagegen im obigen Falle die Ehefrau nicht, so würde der Rechtsstreit zwischen A. und B. ohne Mitwirkung der Ersteren so gut als möglich durchgeklämpft werden und sodann der durch den Nichttritt der Ehefrau unterliegende B. gegen diese wegen Mißverhaltens der empfangenen 100 fl. und der Kosten des Vorprozesses eine besondere Klage auf den Grund der Thatfachen richten müssen, daß sie damals die Zahlung für ihren Ehemann angenommen hat und dann auf die an sie ergangene Beiladung nicht erschienen ist, ungeachtet es auf offener Hand lag, daß sie hienach den B. rechtswidrig (nämlich zwar nicht prozeßrechtmäßig, aber civilrechtswidrig, cf. f. R. S. 1382 a.) in Schaden bringen würde. Hierbei könnte sich sodann der B. der Eidegelzshaltung bedienen. Daß eine solche Klage zulässig ist, möchte keiner weitern Begründung bedürfen; ihre Nichtzulassung würde eine offenbare Unge rechtigkeit enthalten.

In dem vorliegenden Falle hatte zwar der B. seinen Rückgriff gegen die Beizuladung zu richten, Grund zu einer eigentlichen Streitverfälschung war jedoch in dem Vorprozeß nicht vorhanden, weil die Ehefrau nicht beigeladen wurde, um sich an B., vielmehr um sich an ihren Ehemann A. anzuschließen, und weil sie erst durch die Thatfache des

Richterscheins auf die Beilabung dem B gegenüber in ein eigenthümliches Verhältnis der Hastbarkeit trat.

2) Etwas anders verhält sich die Sache in dem zweiten der oben bezeichneten Fälle. Dort hängt es zwar in jeder rechtlichen Beziehung (prozessordnungsmäßig und civilrechtlich) lediglich von dem beigeladenen Geschenkgeber ab, ob er erscheinen und die verlangte Handlung vornehmen will, ohne daß der Geschenknehmer sich weiter an ihn halten kann; es müßte denn ausnahmsweise besonders bedungen seyn; demnachachtet hat die Beilabung ihren guten Zweck, nämlich den, dem Geschenkgeber Gelegenheit zu geben, auf kürzestem Wege dem Geschenknehmer die nöthige Rechtsbeihilfe zu gewähren, was er zu Gunsten eines nicht anständigen Geschenknehmers auch gerne thun wird.

3) Der dritte Fall, welcher sich auf die Beilabung des Erbenten bezieht, würde dem ersten oder zweiten Fälle gleichstehen, je nachdem Grund zur Streiverkündung vorläge, oder nicht, welches letztere z. B. Statt finden könnte, wenn ausnahmsweise bedungen wäre, daß der Erbent für das rechtliche Vorhandenseyn der übertragene Forderung nicht hafte.

Drei weitere hieher gehörende Fragen beantworten sich kürzer, nämlich:

III. Wer kann auf die Beilabung anteaagen?

Sie kann nach dem Wortlaut der Prozessordnung §. 118 („auf Anrufen einer Partei“) und nach der Natur der Sache von jedem Theile verlangt werden, aber:

IV. Mit welchem Theile muß der Beizalabende in dem fraglichen Einheitsverhältnis stehen?

Die Antwort wird die seyn: Mit einem von beiden Theilen, sei es der die Beilabung Verlangende selbst (wie im zweiten und beiten der obigen Fälle) oder sein Gegner (wie im ersten Falle, sowie in dem Falle, wenn die Beilabung des Gewalthabers des Gegenheils zum Erbn der Eiderkennung verlangt würde, womit der in Prozessordnung §. 611 bezeichnete Fall nicht zu verwechseln ist). Die Prozessordnung §. 118 sagt nämlich schlechthin „mit einer Partei“, nicht aber „mit derselben Partei“, und diese Auslegung entspricht auch der Natur der einzelnen Fälle. — Die letzte Frage:

V. Wann muß die Beilabung bewirkt werden? kann allgemein dahin beantwortet werden, daß dies zu jeder Zeit noch Statt finden kann, wo die durch den Dritten vorzunehmende Handlung prozessordnungsmäßig noch zulässig erscheint, also früher oder später, je nachdem abgekürzt oder ordentliches Verfahren vorgeschrieben, und je nachdem die fragliche Handlung eine einfache Erfüllung oder die Eiderkennung etc. ist. (Conf. Prozessordnung §. 671.)

Eduard Brauer.

III.

Ueber Fälschung oder Verportirung falscher Münzen.

Obwohl der Artikel 111 der Halsgerichtsordnung dieses Verbrechen mit dem Tode bestraft, so wollen doch einige Criminalisten, wie Martin, Wächter und Abegg mit Peyser in den späteren Reichsgesetzen (N. Münzordn. von 1550, §. 160 a. E. — N. Abschied von 1566 §. 167 und Münzbrief von 1759 Nr. 4) die Andeutung

finden, daß die Strafe des Todestrabs nur dann eintreten soll, wenn mit dem Aufwerfen und Ausgeben falscher Münzen ein Gewerz getrieben worden ist. Damit wollen aber diese Schriftsteller keineswegs sagen, daß zum Thatbestande der Fälschung ein gewerbmäßiges Einsammeln und Ausgeben falscher Münzen erforderlich; sie halten vielmehr nur, in Ermangelung dieses Momentes, die Todesstrafe nicht für anwendbar. Uebrigens hat der Streit darüber, abgesehen davon, daß nirgends bestimmt ist, was unter gewerbmäßigem Einsammeln und Ausgeben falscher Münzen zu verstehen sei? in so fern alles Interesse verloren, als die Fälschung längst nicht mehr mit dem Tode bestraft wird.

Für Baden insbesondere gilt nur noch die Halsgerichtsordnung mit den im achten Organisationsedikt vergleichenen Regeln der milderen Praxis. Von Anwendung der oben inklassierten Reichsgesetze kann also hierlands keine Rede seyn, weil sie jünger als die Halsgerichtsordnung sind. Das Edikt setzt aber im §. 47 lit. e auf das Verportiren falscher Münzen nur zeitliche Zuchthausstrafe von 5, 3 und 2 Jahren, je nachdem der Schaden zwölf Gulden, oder weniger, jedoch mindestens sechs oder darunter beträgt. Dieses Gesetz, welches wohl nicht von der Untervorstellung ausgehen mochte, daß man zum Hohn der Polizeiaufsicht im Lande die Verbreitung falscher Münzen als ein Gewerbe treiben könne, verlangt zum Thatbestande der Fälschung nur gewinnmässige Absicht und Veranlassung eines Dritten. Daraus geht aber hervor, daß schon das Ausgeben einer einzelnen falschen Münze als Fälschung zu bestrafen sei. Das Ausgeben mehrerer Stücke oder größerer Sorten hingegen gehört nicht zum Wesen des Verbrechens, da die Summe des Ausgegebenen nur das Maß der Strafe bestimmt. Man würde daher ohne Zweifel dem Wortlaute und Geiste des Edikts zumider entscheiden, wenn man z. B. das Ausgeben von 200 falschen Groschen als gewerbmässigen Betrieb zwar mit Zuchthaus von 2 Jahren, dagegen das Ausgeben eines unechten Goldstücks im Nennwerth von 22 Gulden bloß als Münzverbrechen mit bürgerlichem Gefängnis von beiläufig 2 Wochen bestrafen wollte. Von diesem Gesichtspunkte ist das Großherzogliche Hofgericht des Unirreichtums in folgendem Falle ausgegangen.

Carl Friedrich Kemmann aus Auerburg in Preußen, welcher sich als Handwerksgehilfe auf der Wanderschaft befindet, hatte gegen Ende des vorigen Jahres in Worms einen falschen Kronenthaler für 35 fr. angekauft, in der Absicht, denselben mit Vortheil wieder anzugeben. Er gab denselben auch wirklich in Heidelberg aus, wozu er sich einer mit der Beschaffenheit des Thalers nicht vertrauten Mittelperson bediente, um eine Waise für 8 fr. einzukaufen, welche sie mit einander theilen wollten. Obgleich der Wandler schon bei der Uebergabe den Thaler als falsch erkannte und sich nicht wirklich betrogen ließ, so wurde doch das Verbrechen der Fälschung mit dem Ausgeben der falschen Münze als vollendet angesehen und demzufolge, weil der wahre Werth des Metalls nur 6 fr. betrug, durch Urtheil vom 16. Februar l. J. eine zweiwährige Zuchthausstrafe nebst Landesverweisung gegen den Inculpanten ausgesprochen.

Bayr.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 18.

Karlsruhe den 5. Mai 1838.

I.

Bedarf eine minderjährige Ehefrau zu allen jenen Rechtsgeschäften, die Gewaltentlassene nicht vornehmen dürfen, außer der Einwilligung des Ehemannes, noch nebenbei der obervormundschaftlichen Genehmigung?

Das Gesetz vom 23. August 1835 und die Justizministerialbelehrung im Anzeigblatt vom 12. Januar 1836 haben über die obige Frage verschiedene Ansichten hervorgebracht, und erst vor wenigen Tagen ist mir eine amtliche Verfügung zu Gesicht gekommen, die einem anfragenden Gemeinderathe, lediglich mit Ausnahme auf das oben allegirte Gesetz und die damit in Verbindung stehende Instruction, die kategorische Belehrung erteilt, daß minderjährige Ehefrauen zu keinem Rechtsgeschäfte, als Veräußerung und Verpfändung von Liegenschaften u. s. w., der obervormundschaftlichen Ermächtigung mehr bedürften.

Die Amtsevisiorate divergiren ebenfalls in ihren Ansichten hierüber, und da diese Sache von der größten Wichtigkeit ist, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, hierfür einige Worte niederzulegen.

Das eheliche Verhältniß hat unter Anderem die gänzliche und ungetheilte Gemeinschaft des Lebens beider Ehegatten zum Zweck. Die Ehe ist in dieser Hinsicht ein, von dem Gesetze besonders sanctionirtes, Gesellschaftsverhältniß, bei welchem es notwendiger Weise, um den wesentlichen Zweck zu erreichen, die hierfür erforderlichen Mittel wählen und bestimmt verschreiben mußte. Ein schlechthin unerlässliches Mittel hierfür ist aber Einigkeit in Handlungen, die der Zeit und ihren Verhältnissen angehören, und diese ist nicht anders zu erzielen, als durch einen obersten Willen.

In der Ehe herrscht in Bezug auf diese Verhältnisse der Wille des Mannes, kraft Gesetzes, und es ist hiermit, als notwendige Folge, die unbedingte Handlungsbefugniß der Ehefrau von selbst ausgeschlossen. Jede Verfügung über einen Vermögensheil der Eheleute muß also, min-

destens genehmigend, von dem Ehemanne ausgehen *); demnach muß nicht gerade unmittelbar jede Handlung durch ihn, sondern sie kann auch mittelbar geschehen, weil der Zweck, wie auf die eine, so auch auf die andere Art, gleichmäßig erreicht wird. (L. R. S. 1419, 1420).

Hierauf beruht das ganze Verhältniß zwischen Mann und Weib, und sobald eine Frauensperson in die Ehe tritt, muß sie ihre Verfügungsgewalt dem Zweck der Ehe zum Opfer bringen.

Ermächtigt nun aber der Ehemann seine Ehefrau zu irgend einem Rechtsgeschäfte, so ist hiermit dem, was die Ehe Beschränkendes für sie hat, genügt, und sie befindet sich dann in der Lage, für ihre Person handeln zu können, welche dann auch allein in Betracht gezogen werden muß.

Die Gewalt des Mannes gehört der besondern Natur des Eheverhältnisses seiner Objectivität nach an und reflectirt auf die subjectiven Eigenschaften der Ehefrau durchaus nicht. Eine minderjährige Ehefrau wird weiter, als das Gesetz es bestimmt (L. R. S. 476) durch die Ehe so wenig emancipirt, als diese eine capitis deminutio für die großjährige zur Folge hat, sofern dieß nicht für einzelne Fälle durch das Gesetz absolut bestimmt ist.

So oft also eine Ehefrau mit Bewilligung ihres Ehemannes, demnach von dem letztern abgesehen, für sich handeln soll, muß sie für ihre Person auch jene Eigen-

*) Vorbehaltlich der Abweichungen, die das Gesetz in Bezug auf dasjenige Vermögen anerkennt, welches die Ehefrau in Nichtgemeinschaftsleben bei dem Gehinge völliger Absonderung nach S. 1596, oder welches sie in Dotalehen als zugebrachtes Gut nach S. 1576 selbst zu verwalten hat.

Dieses Vermögen hat die Ehefrau nicht nur selbst zu verwalten, sondern sie hat auch über die Einkünfte frei zu verfügen. Im Falle des S. 1536 ist sie hinsichtlich der Verfügung selbst über die Substanz ihres Vermögens in nicht beschränkt, als daß sie ihre Liegenschaften ohne Ermächtigung des Mannes oder des Gerichts nicht veräußern kann.

Eheverträge dieser Art (S. 1530 — 1539 a. und S. 1540 u. ff.) sind aber bei und eine höchst seltene Erscheinung. D. R.

schaften besitzen, die das Gesetz als Bedingung für eine rechtsgültige Handlung vorschreibt; denn die Einwilligung des Ehemannes ist nur die Vollmacht, sie kann keine Rechtsfähigkeit geben und auch Rechtsunfähigen nicht ertheilt werden.

Rechtsfähig zum Handeln sind unter Anderen aber nur großjährige Personen, die nämlich, welche das 21ste Lebensjahr zurückgelegt haben, während Minderjährige für sich nicht handeln können, sondern durch Vormundschaft vertreten werden müssen. Vor dem 28. August 1833 war aber besonders noch die Geschlechtsverschiedenheit der großjährigen Personen für ihre bedingte oder unbedingte Rechtsfähigkeit von Bedeutung, indem großjährige Frauenspersonen, ungiltig contrahieren zu können, einen für sie besonders verpflichteten Beistand zur Seite haben mußten und ebenso die Gewaltenthaltenssen, so weit sie als großjährige galten, (L. R. S. 513 und folg. und Gesetz vom 11. Juni 1789). Tritt nun aber eine Frauensperson in die Ehe, so erfuhr ihre persönliche Rechtsfähigkeit noch eine weitere Beschränkung für zwei Fälle, wenn sie nämlich die Sammtverbindlichkeit für eine Gemeinschaftsschuld übernehmen, oder aber ihr Eigenthum zur Bezahlung der Schulden ihres Ehemannes veräußern wollte. In diesen beiden Fällen genügte die Mitwirkung des Beistandes nicht allein, sondern sie mußte nebenbei Gerichtermächtigung dazu einholen (Verordnung vom 7. April 1810 und 11. Juli 1816).

Wollte eine Ehefrau also rechtsgültig handeln, so waren in gewissen Fällen drei Momente hierfür absolut erforderlich,

1) ihre persönliche Rechtsfähigkeit, wie sie auch außerhalb der Ehe beschaffen seyn mußte,

2) die besondere Ermächtigung des Gerichts, sobald sie zum Nutzen des Mannes ausschließlich ihr Eigenthum veräußern, oder für eine Gemeinschaftsschuld sich sammtverbindlich machen wollte; für Alles Weitere bedurfte sie dieser Ermächtigung nicht.

3) Die Einwilligung ihres Ehemannes.

Was die ad 2 und 3 berührten Punkte angeht, so sind aber waren diese Ausfluß des Eheverhältnisses, wie dies theils schon oben erläutert worden ist, und zum andern Theil, namentlich für den Punkt ad 2 hier bemerkt werden, daß die Gesetzgebung hierdurch die Frau gegen die Uebertheilung des Mannes in besonderen Schutz nehmen zu müssen glaubte, weil der Einfluß des Ehemannes, bei dem so innigen Verhältnisse zur Frau, leicht zum Nachtheil der letztern geräth werden konnte.

Was nun den Punkt ad 1 angeht, der vorzugsweise hierher gehört, so richtete sich, wie durchgehends so auch hier, ihre Rechtsfähigkeit nach ihrer Großjährigkeit oder Minderjährigkeit, denn in einem oder im andern Falle war das eine oder das andere hierzu erforderlich. War die Ehefrau großjährig, so war sie gleichwohl nur rechts-

fähig, wenn sie einen Beistand zur Seite hatte, wie jede andere noch ledige Frauensperson, woraus allein ja schon hervorgeht, daß ihre juristische Persönlichkeit in der Ehe, sobald von dieser allein die Rede ist, gar keine Veränderung erfährt. Gleichwie nun die großjährige Ehefrau, um die statuta personalia ad agendum zu erhalten, einen Beistand beiziehen mußte, so muß nun auch die minderjährige *) Ehefrau als das beobachten, was das Gesetz für die Giltigkeit der Handlungen, die Minderjährige angehen, vorschreibt. Hierfür vorerort aber das Gesetz **), daß vorerst obervormundschaftliche Erlaubniß nach geschehener Einnahme des Waisengerichts und auch ein Gutachten des Amtseisens eingeholt werden muß. (Gesetz vom 22. December 1809 Nr. 5, Verordnung vom 18. April 1810). Dieses ist die Bedingung, unter welcher allein über das Eigenthum der minderjährigen Ehefrau giltig verfügt werden kann, und der Abmangel dieser Erfordernisse würde bei einer Handlung dieselbe Folge äußern, die dabei eingetreten, wenn sie von einer großjährigen Ehefrau ohne Mitwirkung eines Beistandes vorgenommen worden wäre; denn die Erfordernisse für die eine wie für die andere gehört lediglich zu dem status personae im Allgemeinen, und ohne dieselben ist oder war keine von beiden zu einem Rechtsgeschäfte fähig ***).

Es ist nun einmal klar, was zur persönlichen Rechtsfähigkeit der Ehefrau gehört, und daß diese überall, wo sie handeln soll, vorliegen muß, so wird man hiermit auch klar in die Sache sehen; denn man darf dann nur untersuchen, was das Gesetz vom 28. August 1833 aufgehoben hat, und in wie weit sich dieses auf das besondere Verhältniß der Ehe und die persönliche Rechtsfähigkeit der Frau und unter welcher Voraussetzung bezieht.

Das Gesetz hat vor Allem die Beistandschaft im Allgemeinen aufgehoben †) und demnach alle Großjährigen, ohne

*) Ich übergehe hier die Wirkung der Gewaltenthaltung, weil ich bei dem ganzen Aufsatze bloß die Rechtsgeschäfte der Landrechtssätze 489 bis 494 im Auge habe, und so oft ich also von einer minderjährigen Ehefrau spreche, sie immer mit diesen in Verbindung gesetzt wissen muß.

**) Es sehen die Landrechtssätze 457 folg. mit den Landrechtssätzen 492 die 494 ganz im Einklang. Was übrigens die Erhebung von Testamenten, überhaupt das fahrende Vermögen der minderjährigen Ehefrau angeht, so dürfte L. R. S. 489 darauf, besonders in Gemeinschaftsleben, keine Anwendung finden, weil hierüber dem Ehemanne die ausschließliche Dispositionsbefugniß zu steht.

*** Die Ausnahmefälle etwa nach L. R. S. 1120 n. gehören schon nach dem Zwecke des Aufsatzes nicht hierher.

†) In so weit sie noch in Fällen, welche mit der Bevormundung zusammenhängen, besteht, dies gehört ebenfalls nicht hierher.

Unterschied des Geschlechtes, in Bezug auf ihre Rechtsfähigkeit gleichgestellt. Dabei konnten die Minderjährigen nichts gewinnen, weil sie speziell unter Vormundschaft gestellt sind, die mit der Besitzandschaft gar nichts gemein hat; denn was den großjährigen Frauenpersonen früher die Besitzandschaft war, das ist heute noch den Minderjährigen die Vormundschaft.

Das Gesetz hat ferner die Ermächtigung der Ehefrauen zur Uebernahme der Samtverbindlichkeit und Veräußerung ihres Eigenthums zur Schuldengahlung des Mannes abgeschafft und das Vertrauen gegen diesen aufgegeben.

Was soll nun dieses an dem Verhältniß der minderjährigen Ehefrauen alteriren; diese Bestimmung lebte ja dem Eheverhältnisse an, und da es hinwegfiel, stellte es ja gerade die Ehefrauen in der Ehe, wie sie außer der Ehe waren, nämlich in Bezug auf ihre Persönlichkeit so, daß die Großjährigen nun lediglich nach den Rechtsbeziehungen der Großjährigen, die Minderjährigen nach denen der Minderjährigkeit behandelt und betrachtet werden.

Wenn man übrigens die Sache mehr ad hominem haben will, kann man so sagen: die Gerichtsermächtigung der Ehefrauen war eine Zugabe; wenn die Großjährige außer der Ehe lediglich unter Mitwirkung eines Verstandes handeln konnte, so mußte sie jetzt in gewis n Fällen noch Gerichtsermächtigung haben. Wie es mit den Großjährigen erhalten worden ist, so mußte es auch den Minderjährigen ergehen. Diese hatten zwar schon ausreißend die obervormundschaftliche Genehmigung nötig; allein dies ändert nichts, jede Ehefrau mußte eine Zugabe bekommen, die Minderjährigen bekamen sie auch, und so mußte in vorkommenden Fällen ihnen als Minderjährige die obervormundschaftliche Genehmigung und dann wieder, als eheliche Zugabe, die Gerichtsermächtigung ertheilt werden. Nun ist diese letztere hinweggefallen, die erstere aber nicht, ergo — brühet sie auch noch fort.

Hätte die Verordnung vom April 1810 und Juli 1818 nie bestanden, so würde man vielleicht auch nie darüber Zweifel gehabt haben, daß bei minderjährigen Ehefrauen die Sätze 482 bis 484 ihre volle Anwendung fänden, da das Gesetz bei ihnen nirgends eine Ausnahme macht. Diese Verordnung scheint sich aber durch ihren laugen, gleich mit dem neuen Landrecht beginnenden, Bestand in vielen Köpfen mit den eben allegirten Landrechtssätzen gleichsam amalgamirt zu haben, so daß man jetzt von ihrer Aufhebung glaubt, sie abrogire Alles, was man damit, in Bezug auf minderjährige Ehefrauen, in Verbindung zu setzen gewohnt war.

Würde man übrigens die Bestimmung des Landrechtes mit jener fraglichen Verordnung verglichen und gefunden haben, daß jene viel weiter geht, als diese gegangen ist, welche sich lediglich auf die Samtverbindlichkeitsübernahme

und Eigenthumsveräußerung zum ausschließlichen Vortheil des Mannes bezieht, während jene jegliche Verpfändung und Veräußerung zu was immer für einem Zweck, nebenbei an die obervormundschaftliche Genehmigung knüpft, so würde sich die Sache gewiß klar hervorgegeben haben.

Nach ist der Grund, auf welchem beide beruhen, verschiedener Natur; die Ermächtigung der Ehefrauen beruht, wie schon angeführt, auf der Befürchtung, der Mann möge seine Urberlegenheit zum Nachtheil der Frau benützen, und diese müsse deshalb besonders in Schutz genommen werden. Die obervormundschaftliche Genehmigung stützt sich hingegen auf das Lebensalter, für welches das Gesetz im Allgemeinen unterstellt, daß es noch nicht die Fähigkeit gebe, welche erforderlich ist, damit eine Person in allen Fällen ihr Bestes besorrede. So verschieden beide Gründe sind, so verschieden sind aber waren beide Zwecke, und wenn diese auch bei minderjährigen Ehefrauen vielleicht in Eins zusammenfließen, so bleibt der Zweck immer noch gleich stark vorhanden, so lang nicht beide Gründe hinweggefallen sind. Es dürfte deshalb keinem Zweifel ausgesetzt sein:

Daß minderjährige Ehefrauen zu Veräußerungen und Verpfändungen ihrer Eigensschaften, sowie zur Samt-, verbindlichkeitsübernahme, u. s. w. neben der Einwilligung des Ehmannes, nach wie vor dem Gesetze vom 28. August 1833, der obervormundschaftlichen Genehmigung, bei Vermeidung der Folge der Nichtigkeit, sofort absolut bedürfen. Kritzer, Schriftverfasser.

Anmerkung der Redaktion. — Man wird diesen Satz jedenfalls allgemeiner fassen müssen, denn in Bezug auf Eigenschaftsüberäußerungen und Verpfändungen und auf Uebernahme von Samtverbindlichkeiten gilt nichts Besonderes.

Die minderjährige Ehefrau wird nach S. 476 durch die Ehefrau kraft Gesetzes gewaltentlassen.

Ihr steht daher die Verwaltung ihres Vermögens zu (S. 481 und 484), sofern solche nicht kraft ehelichen Rechts ihrem Manne gebührt (S. 1428, 1531 und 1549, verglichen mit Sätzen 1536 und 1576).

Aber hinsichtlich aller Handlungen, die nicht zur bloßen Verwaltung gehören, ist sie nach der Vorschrift des nämlichen S. 481 immer noch einer nicht Gewaltentlassenen, Minderjährigen gleichzustellen. Sie kann daher nicht bloß keine Eigensschaften verkaufen, sondern auch keine kaufen, — nach Satz 493 für ein aufzunehmendes Kapital nicht nur keine Samtverbindlichkeit, sondern auch weiter Mitverbindlichkeit, noch Alleinverbindlichkeit eingehen, nach S. 482 keine Kapitalen erheben und nach S. 481 selbst keine Pachtverträge über 9 Jahre abschließen.

In so weit der Ehmann solcher Handlungen je nach der Natur des unter den Ehegatten bestehenden Güterverhältnisses

für sich allein vornehmen könnte, könnte er dies auch im Falle der Minderjährigkeit der Ehefrau thun, weil diese Minderjährigkeit die Rechte des Ehemanns nicht ändert, sondern nur jene der Ehefrau. Wo es aber auf die Einwilligung der minderjährigen, wenn gleich gewaltentlassenen, Ehefrau ankommt, kann sie dieselbe in den Fällen der E. S. 481 — 484 nicht erteilen, sondern es tritt wie bei einer ledigen gewaltentlassenen Person nach Verlebensheit der Fälle theils der Pfleger oder die Vormundschaftebbedrte ein, oder theils ist die Handlung gar nicht zulässig. Das Verhältniß der Ehe, oder überhaupt das Gesetz vom 28. August 1835 hat hierauf lediglich keinen Bezug. D. R.

II.

Hofgericht Kaschau.

Rechtsfall über den Uebergang nupnießlicher Vermögensübergaben auf die Erben des Empfängers und über das Pflichttheilsrecht der Aphen. Zur Erläuterung der E. R. S. 1100 c. a. und 915.

Ph. Schäfer übergab im Jahr 1812 sein Vermögen seinen drei Kindern Karl, Katharine und Margarethe. Im Jahr 1836 starb eines dieser Kinder, Margarethe, kinderlos, und das dem Vater damals von dieser Tochter zurückgefallene Vermögen übergab er durch eine zweite Vermögensübergabe seinem Sohn Karl und den fünf Kindern seiner schon längst verstorbenen Tochter Katharine. Im Jahr 1837 starb eine Tochter der Letztern, Christine, verheirathete Krämer, ohne Hinterlassung eigener Kinder. Sie setzte ihren Ehemann zum alleinigen Erben kraft Testaments ein, vermachte ihren vier Geschwistern nur einige Legate, und übergab ihren Großvater Ph. Schäfer ganz.

Dieser trat bei der Invention seiner Enkelin Christine auf und verlangte die Ausfolgung und Rückgabe jener Güterstücke, welche auf die Erblasserin aus seiner Vermögensübergabe im Jahr 1812 an ihre Mutter Katharine und von dieser an sie gekommen seien, da seine damalige Vermögensübergabe nur eine nupnießliche gewesen, also erlöschen sei und nicht an ihren Ehemann als Testamentserben gelangen könne. Weiter sprach er auf den Grund des E. R. S. 915 einen Pflichttheil als Aphen der Erblasserin an. Das Amtsrevisorat wies das erste Gesuch des Ph. Schäfer auf den Grund des E. R. S. 823 vor den Richter, hinsichtlich des zweiten Gesuchs, obgleich demselben der eingesezte Ehemann ebenfalls widersprochen hatte, willfahrte es aber demselben, und fertigte die Theilung in der Art aus, daß es dem Großvater Ph. Schäfer einen Pflichttheil zuwies.

Wegen der verlangten Güterstücke aus der Vermögens-

übergabe vom Jahr 1812 trat nun Ph. Schäfer vor Amt klagend auf, und widerklagend verlangte der Ehemann der Erblasserin, daß der Kläger Ph. Schäfer mit seinem Gesuch um Theilung eines Pflichttheils abgewiesen, beziehungsweise die darnach gemachte Theilung abgeändert werde. Kläger verlangte auch noch an den Beklagten die Abiegung eines Offenbarnageides.

Das Amt erkannte gegen den Beklagten aus Herausgabe der auf seine Ehefrau aus der Vermögensübergabe vom Jahr 1812 übergegangenen sieben Grundstücke, wies dagegen das Gesuch des Klägers um Auflegung eines Offenbarnageides an den Beklagten, so wie die Hinterlage des Beklagten wegen des Pflichttheils des Klägers ab.

Beide Theile appellirten anher, und auf gepflogene Verhandlung ward das untergerichtliche Urtheil hinsichtlich der dem Kläger vom Beklagten herauszugebenden Güterstücke, so wie hinsichtlich der Abiegung des Offenbarnageides bestätigt, hinsichtlich des dem Kläger zugewiesenen Pflichttheils aber dahin abgeändert, daß Kläger mit dieser seiner Ansprache abgewiesen wurde. Die Entscheidungsgründe lauteten:

1. Kläger verlangte von dem Beklagten die Herausgabe von mehreren Güterstücken, welche die verstorbene Ehefrau des Letztern auf den Grund einer ihrer verstorbenen Mutter vom Kläger geschehenen Vermögensübergabe im Jahr 1812 übernommen hatte und stüzte diese seine Anforderung darauf, daß seine Vermögensübergabe nur eine nupnießliche gewesen, welche also mit dem Tod der Mutter der Ehefrau des Beklagten als Nupnießlerin schon erloschen gewesen sei.

Ausweislich der Vermögensübergabe vom Jahr 1812 fol. 24 ist nun diese Vermögensübergabe allerdings nur eine nupnießliche gewesen und wurde durch die zweite Vermögensübergabe des Klägers vom Jahr 1836 nicht verändert, weil sich diese Uebergabe nur auf die Vermögenstheile erstreckt, welche bei der Uebergabe vom Jahr 1812 dem damaligen dritten Kind des Klägers, seiner Tochter Margarethe, zugefallen und bei ihrem kinderlosen Tod wieder an ihn zurückgefallen waren. Die an die beiden andern Erben des Klägers, insbesondere an die Mutter der verstorbenen Ehefrau des Beklagten durch die Uebergabe vom Jahr 1812 gefallenen, jetzt den Gegenstand der Klage bildenden Grundstücke werden von der Vermögensübergabe vom Jahr 1836 nicht ergiffen, und können also auch in ihren rechtlichen Eigenschaften dadurch nicht abgeändert werden.

Nach E. R. S. 1100 c. a. sind nun nupnießliche Vermögensübergaben nur für sorgfältige Erberrinerungen, welche nach E. R. S. 1400 c. b. auch nur die Rechte eines Nupnießers auf den Empfänger übertragen. Nach E. R. S. 817 Nr. 1 erloscht aber die Nupnießung durch den Tod des Nupnießers. Die Mutter der verstorbenen Ehefrau des Beklagten war

die in der nuznießlichen Vermögensübergabe fürsorglich eingesezte Erbin, und schon mit ihrem Tod war daher die Nuznießung erloschen, so daß dieselbe nicht einmal mit Recht an die verstorbene Ehefrau des Beklagten gekommen ist. Zwar behauptet der Beklagte, daß bei einer nuznießlichen Vermögensübergabe die geschehene Uebertragung der Nuznießung nicht durch den Tod des Nuznießers erlösche, sondern von demselben auf seine Erben fortvererbt werde. Allein dem steht schon der L. R. S. 1100 c. d. entgegen, wonach die nuznießliche Erbeinweisung nicht an dem gesetzlichen Erbgang ändern solle. Dieser gesetzliche Erbgang ist aber nicht vom gesetzlichen Erbgang des Empfängers der Vermögensgabe, sondern vom Erbgang des Gebers zu verstehen. Der Beklagte ist aber durch Testament von seiner Ehefrau, der Enkelin des Klägers, zum Erben eingesetzt worden. Er ist kein gesetzlicher Erbe des Klägers und nicht einmal ein gesetzlicher Erbe seiner Ehefrau, und wenn auch seine Ehefrau als Enkelin des Klägers bei der Vermögensübergabe des Klägers ihre verordnete Mutter im gesetzlichen Erbgang vom Kläger, ihrem Großvater aus nach L. R. S. 740 repräsentiren konnte, so kann doch ihr Ehemann als ihr Testamenterbe sie in ihrem gesetzlichen Erbgang nicht weiter vertreten. Diese Auslegung des S. 1100 c. d. wird auch durch den §. 14 der Verordnung vom 15. September 1807 über Vermögensübergaben außer allem Zweifel gesetzt. Dorten ist ausdrücklich vorgeschrieben, daß das übergebene Vermögen, wenn der Empfänger von dem Geber stirbt, nicht weiter auf die Erben des Empfängers übertragen werden kann, als so weit diese Erben zugleich in einem solchen Fall nach dem Gesetz die Erben des Gebers seyn, mithin an ihrer verordneten Eltern Platz treten würden. Hiernach konnte also die Ehefrau des Beklagten nach dem Tod ihrer Mutter — als Vermögensempfängerin — an deren Platz treten. Ihr Ehemann — das Mitglied einer ganz fremden Familie — kann aber gegenüber dem Kläger nicht gesetzlich an die Stelle seiner Ehefrau treten und muß daher die verlangten Güterstücke, welche aus der Vermögensübergabe vom Jahr 1812 herkommen und erweisenmaßen des Klägers männlicher Erben in seine Ehe waren, herausgeben.

Wollte man übrigens die Vermögensübergabe vom Jahr 1812 wegen Ermangelnder oberpolizeilicher Ermächtigung als nichtig ansehen, so würde daraus für den Beklagten kein Recht der Rückbehaltung der Güterstücke folgen. Denn alsdann wäre die Vermögensübergabe nur geeignet gewesen, für die Erbvorfahrerin der Ehefrau des Beklagten, für die Vermögensempfängerin, einen faktischen, schlechthin widerrechtlichen Besitz zu begründen, welcher nach L. R. S. 2125 auch in Händen der Ehefrau des Beklagten widerrechtlich

blieb und also dem jegigen Widerruf schlechthin Platz ertheilt.

II. Kläger verlangt weiters von dem Beklagten die Leistung eines Offenbarungseides wegen angeblicher Veruntreuung und Verheimlichung von Erbschaftsgütern. Nach §. 648 der Prozeßordnung kann aber ein solcher Eid nur von einem Theilheiligten verlangt werden. Die Theilheiligung des Klägers besteht nun hier allein in seinem gegen die Ehefrau des Beklagten ausgesprochenen Pflichttheilsrecht. Dieses Recht, diese Eigenschaft des Klägers als Pflichttheilhaber der verstorbenen Ehefrau des Beklagten besteht, wie ad III. ausgeführt wird, nicht, folglich kann auch Kläger, als untheilheilig, den Offenbarungseid nicht verlangen.

III. Kläger hat bei der Erbtheilung der verstorbenen Ehefrau des Beklagten — seiner Enkelin — einen Pflichttheil auf den Grund des L. R. S. 915 ausgesprochen, und die Theilungsbehörde hat diesem Ansinnen willfahrt. Beklagter bemüht sich aber dabei nicht, sondern verlangt widerklagen, daß solcher Anspruch als rechtlich nicht bestehend erachtet werde, weil seine Ehefrau noch Geschwister hinterlassen habe, welche sie durch ihr Testament ausgeschlossen habe. Es ist also die Rechtsfrage zu entscheiden, ob ein Ahne, und zwar hier der Großvater, ein Pflichttheilserbe seiner Enkelin ist, wenn dieselbe noch Geschwister — andere Enkel des Ahnen — hinterläßt, welche sie in ihrem Testament ausgeschlossen hat. Diese Frage ist aber zu verneinen.

Als oberster Grundsatz des Pandrecht über Pflichterbenrecht ist der anzuerkennen, daß Niemand Pflichterbe seyn kann, der nicht zugleich auch die rechtlichen Eigenschaften eines gesetzlichen Erben ab intestato hat. Es werden daher auch in den GS. 917, 918, 1001, 1008, 1014, 1013, 1014 die Pflichttheilsberechtigten überall Erben genannt, und sie haben auch als Erben nach S. 1004 den Besitz und die Gewähr der Verlassenschaft kraft Gesetz. Davon ausgegangen, ist es aber unzweifelhaft, daß nach L. R. S. 750 die Großeltern durch Geschwister des Erblassers schlechthin von der Verlassenschaft ausgeschlossen sind *). Es ist also der Großvater der Vorhandenseyn von Geschwistern des Erblassers, wie hier der Fall, kein Erbe des Erblassers, und er kann also auch keinen Pflichttheil ansprechen. Es ist dieses auch im L. R. S. 915 selbst deutlich genug ausgesprochen, indem es dorten heißt, daß die Ahnen den Vorbehalt in der Ordnung erhalten, worin sie das Gesetz zum Erbgang ruft, so daß sie also, wenn sie in der vom Gesetz bestimmten Erbordnung nicht zum Erbgang berufen sind, auch den Pflichttheil nicht erhalten. Zwar will man diesen Satz nun auf die Erbordnung der Ahnen unter sich verstehen und beschränken. Allein von dieser Beschränkung ist im Gesetz

*) Abgesehen von dem hieher nicht ansliegenden L. R. S. 742.

nichts zu sehen, und da das Gesetz im nämlichen Satz von einem Fall der Theilung des Vermögens, also des Zusammenstehens der Achten mit den Geschwistern und Seitenverwandten des Erblassers in der Vererbung zum Erbe, also in der Erbordnung spricht, so war dem Gesetzgeber dieses Zusammenstehen, diese Vererbung der Achten in der Erbordnung mit und nach Geschwistern des Erblassers vor Augen, und er hätte gewiß seinen Ausdruck der Vererbung der Achten zu ihrem Vorbehalt nach ihrem gesetzlichen Erbtheil, auf ihren Erbtheil unter ihnen selbst und unter ihnen allein beschränkt, wenn er die Abtheil dieser Beschränkung gehabt hätte.

Man kann auch aus der Natur des Pflichttheils der Achten als Stellvertreter für ihr Alimentationsrecht gegen den verstorbenen Nachkommen nichts für die entgegen gesetzte Meinung begründen. Denn wenn man auch diese rechtliche Natur des Pflichttheils der Achten annehmen wollte, so darf man nicht übersehen, daß dieser Pflichttheil gerade nur da nicht angesprochen werden kann, wo die Achten nach R. N. S. 750 durch Geschwister des Erblassers ausgeschlossen sind. Diese Geschwister des Erblassers — eines Nachkommen des Achten — sind aber wiederum eigene Nachkommen des Achten, und gegen sie besteht auch sein Alimentationsrecht. Solches ist also hinsichtlich der rechtlich Verpflichteten keineswegs erschlössen, und eben weil es nicht erschlössen ist, kann es auch nicht rechtlich für nothwendig erachtet werden, aus diesem Grund eines Alimentationsrechts den Achten einen Pflichttheil zuzuwenden. Erst dann, wenn keine Geschwister oder Geschwisterkinder des Erblassers vorhanden sind, erst dann besteht hinsichtlich seiner Linie keine Alimentationsrecht des Achten gegen diese Linie erschlossen. Alsdann sind aber auch die Achten nicht durch Geschwister von der Erbschaft ausgeschlossen, sie sind vielmehr vom Gesetz zum Erbtheil berechtigt und nehmen deshalb ihren Vorbehalt mit Recht in Anspruch.

Man würde auch mit der entgegen gesetzten Meinung zu den sonderbarsten Ergebnissen gelangen. Wenn z. B. ein Erblasser neben vielen Geschwistern und Geschwisterkindern und neben Geschwistern einem Geschwisterkind sein ganzes Vermögen vermacht, so sind die Geschwister von der Verlassenschaft durch das Testament gerade so gut ausgeschlossen, als wie wenn ein Fremder der Testamentserbe wäre. Wollte man nun den Achten gegen das eingesetzte Geschwisterkind einen Pflichttheil geben, so würden sie denselben gegen einen Testamentserben erhalten, welcher zugleich gesetzlicher Erbe ist, und welcher die Achten im gesetzlichen Erbtheil vollständig ausschließt. Dieses kann also wohl nicht geschehen. Wollte man aber den Achten in diesem Fall keinen Pflichttheil zusprechen, so würde man Fälle anerkennen müssen,

wo die Achten einmal einen Pflichttheil haben, ein anderes Mal nicht, während doch im Gesetz im R. N. S. 915 nirgend ein Grund zu finden ist, aus dem man entnehmen könnte, daß in einem Fall, worin das Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Achten und dem Erblasser das gleiche ist, ein Pflichttheilsrecht besteht und in einem andern nicht. Noch sonderbarer würde aber der Fall seyn, wo man einem Achten einen Pflichttheil zuspricht, und wo also dann der eingesetzte Erbe auf seine Erbeinsetzung verzichtet. Sind alsdann neben dem Achten noch ebenfalls ausgeschlossene Geschwister des Erblassers vorhanden, so treten diese bei der nunmehr Statt findenden gesetzlichen Erbfolge als gesetzliche Erben ein, und was der Achte als Pflichttheilserbe gegen den Testamentserben zugesprochen erhielt, muß er nach S. 750 den Geschwistern des Erblassers als ihn ausschließenden gesetzlichen Erben herausgeben.

Aus allem diesem folgt auf das gewisseste, daß es rechtlich gar nicht denkbar ist, daß ein Achte zweiten Grades neben Geschwistern des Erblassers ein Pflichttheilsrecht hat, und daß der die Geschwister zurücktreibende Testamentserbe auch die Achten zurücktreiben kann — si vinco vincentem te, a fortiori vinco te. Die Ausleger des französischen Rechts sind darüber auch einstimmig, und das dem Kläger ein Pflichttheilsrecht zusprechende Erkenntniß mußte dahin in dieser Beziehung abgeändert werden.

V. Die Tragung der Kosten erster und zweiter Instanz rechtfertigt sich durch das gegenseitige Gewinnen und Verlieren der beklagten Anforderungen der Parteien.

Bei diesem Fall nehme ich Anlaß, eine Geschäftsbeziehung der Amtseisendörfer bei Erbtheilungen zur Sprache zu bringen, welche, wie hier vorgekommen, offenbar eine dem Gesetz und der Zuständigkeit der Amtseisendörfer widersprechende ist, und welche nicht desto weniger, wie auch aus einem Aufsatze im dem Vereinblatt der Amtseisendörfer hervorgeht, beinahe von den meisten Amtseisendörfern im ganzen Lande befolgt wird. Wenn nämlich bei der Inventur eines Erblassers sich ein Testament vorfindet, welches auch über den von einem Erben angesprochenen Pflichttheil verfügt, also einen angeblichen Pflichterben erbt, so wird die die Erbtheilung vornehmende Theilungsbehörde den einen Pflichttheil ansprechenden Erben mit seinem Gesuch nicht vor den Richter, sondern wenn sie, wie hier der Fall war, der Meinung ist, daß dem Ansprechenden wirklich ein Pflichttheil zustehe, so wird ausserhalb des Testaments von ihr nach dieser ihrer Meinung die Theilung entworfen. Es wird das Testament gänzlich außer Kraft gesetzt, es wird dem Pflichterben sein Pflichttheil sogleich zugetheilt, und wenn der Testamentserbe nicht damit zufrieden ist, so muß er als Kläger bei dem Richter auftreten, die Erbtheilung ansprechen und dem Achten sein Pflichttheilsrecht bestreiten.

Als Grund dieser Geschäftsweise wird nun angeführt, daß die Theilungsbehörde verbunden sei, die von ihr gemachten Erbtheilungen nach dem Gesetze zu fertigen. Das Gesetz spreche aber dem Pflichterben einen Pflichttheil zu, selbst gegen den Willen und die Verfügung des Testators, und wenn also der Testator einen Pflichterben übergegangen habe, so sei es Pflicht der Theilungsbehörde, dieses zu verbessern und die Erbschaftsaneinandersetzung nach dem Gesetze in der Art zu rectificiren, daß der übergangene Pflichterbe alsbald in seinen Pflichttheil eingehe und ihm derselbe in der Erbtheilung zugewiesen werde.

Allein! Wenn es auch richtig ist, daß die Theilungsbehörden verbunden sind, die Erbtheilungen nach dem Gesetze zu fertigen, so ist es eben so richtig, daß das Gesetz einem Erblaffer erlaubt, über sein Vermögen durch letzten Willen zu verfügen, und wenn also die Theilungsbehörde die Erbtheilung nach dem Testament vornimmt, so nimmt sie dieselbe, im Allgemeinen betrachtet, auch nach dem Gesetze vor. So wie nun aber diese beiden gesetzlichen Richtungen, jene des Gesetzes auf einen Pflichterben und jene des Gesetzes auf einen Testamentserben mit einander in Widerstreit gerathen, so ist es nicht die Theilungsbehörde, das Amtsrevisoriat, welches diesen Streit zu schlichten hat, sondern der Richter ist es, denn ihm hat das Gesetz die Entscheidung solcher Streitfachen unter den Bürgern übertragen. Es hat daher die Theilungsbehörde, wie auch der R. R. S. 823 vorschreibt, alle dergleichen Streitigkeiten vor den Richter zu weisen, und von diesem gehen alsdann auch die provisorischen Verfügungen aus, welche über den Besitz und die Verwaltung einer streitigen Erbmasse zu erlassen sind. Es folgt dieses schon aus der Natur der Sache, weil bei einem solchen Widerstreit zwischen einem Pflichterben und Testamentserben ein bürgerlicher Rechtsstreit vorliegt, und wenn man die hier einschlagenden R. R. S. 1003 — 1009 damit vergleicht, wo das Rechtsverhältnis zwischen Pflichterben und testamentarischen Erbnachkommen geregelt wird, so findet man auch dort die Bestätigung, daß dieses Rechtsverhältnis vom bürgerlichen Richter und nicht vom Amtsrevisorat bestimmt wird. Es ist zwar richtig, daß der R. R. S. 1004 die Pflichttheilserben in den Besitz und die Gewähr der Verlassenschaft setzt und den Erbnachnehmer anweist, von ihnen die Auslieferung des Erbnachmachnisses zu verlangen. Allein nach R. R. S. 1008 kommen die Erbnachnehmer in dem Fall, wo keine Pflichterben vorhanden sind, kraft Gesetzes in den Besitz und die Gewähr der Verlassenschaft und haben nicht nöthig, von weitem gesetzlichen Erben die Auslieferung zu verlangen, und wenn nun zwischen dem Erbnachnehmer und dem Pflichterben ein Streit über die Eigenschaft und das Recht des Erben als Pflichttheilberechtigten entsteht, so kann es nicht in der Befugniß des Amtsrevisorats liegen,

diesen Streit alsbald dahin zu entscheiden, daß es dem einen Pflichttheil entsprechenden Erben die Eigenschaft eines Pflichterben zuspricht und ihn ohne weiteres in die Rechte des R. R. S. 1004 einweist, denn diese Einweisung wäre gegen den dem Andern mit Grund die Eigenschaft eines Pflichterben bestreitenden Erbnachnehmer die Verlegung des R. R. S. 1008; es wäre dieses die Aberkennung seines Rechts auf den Besitz und die Gewähr der Verlassenschaft kraft Gesetzes, und solche Aberkennung kann nur der Richter aussprechen. Es wird daher in einem solchen Fall der Theilungsbehörde nichts anderes zustehen, als über die beiden gegenseitigen Ansprachen ein Protokoll aufzunehmen und dieses mit den Parteien vor den Richter zu weisen, von welchem alsdann eben so wohl die endliche Entscheidung des Streits, als auch die etwa notwendige provisorische Verfügung über den Besitz der Verlassenschaft ausgeht.

Wohin käme man auch mit den entgegengesetzten Grundsätzen? Es wird sich nämlich nicht behaupten lassen, daß das Recht des Pflichterben, für sich als Erbrecht betrachtet, ein größeres und stärkeres gesetzliches Recht sei, als es z. B. das Recht des nächsten gesetzlichen Erben da ist, wo derselbe durch ein Testament ausgeschlossen werden soll, welches richtig ist, oder wo z. B. ein Dheim des abtestatator verstorbenen Erblassers ein gesetzliches Erbrecht neben den doch näheren Geschwistern des Erblassers behauptet, und wenn man also der Theilungsbehörde ihre Kompetenzen, die Erbtheilungen nach den Gesetzen zu reguliren, dahin auslegen wollte, daß sie solche nach ihren Ansichten von dem Gesetze ganz selbstständig aufzustellen habe, so müßte man ihr in diesen Fällen das Recht zugestehen, nach ihrer Ansicht das Testament für nichtig zu erklären und den gesetzlichen Erben das Vermögen zuzutheilen, oder dem Dheim neben den Geschwistern ein Erbtheil zuzuwiesen, welches beides doch gewiß nur der Richter thun könnte. Aber nicht nur die Erbberechtigung als solche, sondern auch ihre Größe kann bestritten werden. Es kann über die Frage der Einverlebung, über die Art und Weise der Theilung ein Streit entstehen, der überall nach dem Gesetze zu entscheiden ist, und wenn nun die Theilungsbehörde in allen diesen Fällen durch Regulirung der Theilung nach ihren selbstständigen Rechtsansichten die Entscheidung geben wollte, so wäre sie der Richter in Erbtheilungsstreiten, was doch offenbar nicht der Fall ist. Ja, sie ist nicht einmal die Behörde, welche auch nur provisorisch die in einer Erbtheilung entstehenden Streitigkeiten regelt, sondern ihr Recht geht nicht weiter, als die Erbtheilung nach ihren Ansichten unter den Parteien einzuführen und dabei so weit fortzufahren, als nicht unter den Theilberechtigten ein Streit über ihre Erbrechte entsteht. Ist dieses der Fall, so hat sie diesen Streit in

einem Protokoll aufzunehmen und denselben vor den Richter zu weisen. Ist nun dieser Schritt von geringer, sich nur auf einen besondern Punkt beziehender Bedeutung, der mit den fernern Fortschritten im Geistes nicht zusammenhängt, so mag sie im Geistes fortgesetzt. Hängt aber der streitige Punkt mit der ganzen Erbschaft zusammen, daß er die Vorfrage der fernern Erbschaft bildet, so hat sie mit allem fernern Verfahren einzubringen und von dem Richter die Anweisung zu empfangen, wie sie definitiv oder provisorisch das Geistes zu erledigen oder ganz damit einzubringen habe — *suum cuique*.

Santer.

III.

1) Der Anfang.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

Zeit man angefangen hatte, um der Schärfe der späteren Logik willen, auch sogar den Augen einer strengen Logik für das praktische Leben in Zweifel zu ziehen und alles nur der im Menschen an der Natur natürlichen Logik anheimzustellen, waren auch die Juristen diesem bloßen logischen Gefühl so sehr hingegeben, daß, wo sonst unsere guten Alten Konsequenz und Klarheit forterbten, das sogenannte Rechtsgefühl im Vereine mit dem natürlichen logischen Gefühl als letzter Willkürsgrund galt. Einen bekannten Gelehrten hörte ich einmal die Bemerkung hinwerfen, „daß wohl Bauern mit ihrer natürlichen Logik ausreichen werden, Gelehrte aber schlechterdings strenge logische Schulbildung haben müßten, um sie vor Confusion zu bewahren.“ Da nun alle, die studirt haben, wenigstens im Vergleiche mit dem Landmanne, gelehrt zu nennen sind, so ist es ganz begreiflich, daß auch den Juristen, den praktischen und gesetzgebenden, das Bedürfnis einer strengen logischen Bildung wieder um so mehr ins Bewusstsein tritt, je mehr sich die Rechte der alten strengeren Logik in der Erneuerung verloren haben. Unmittelbar nach Lichte kann man im saten Ueberrichte auch das Brod zur Überfüllung halten, besonders wenn es ein gegen früher schlechteres Gebäck ist, aber seit sich die logische Bildung wirklich zu verlieren angefangen hatte, mußte die Lücke bemerkt werden. Mit der Voraussetzung also, daß das Interesse an Denkverhältnissen auch durch das praktische Bedürfnis gerechtfertigt ist, soll in diesen Blättern eine Reihe kritischer Proben folgen, und abschließend an scheinbar ganz unbedeutenden Begriffen, damit es in den Augen fallen möge, wie es noch eine große Menge und noch interessanter geben müßte. Die Beispiele, welche die Erläuterung des Begriffs unterliegen sollen, werden vorzugsweise aus dem Reiche der Rechte gewählt, in so fern sie die Philosophie berührt; denn da eine allgemeine Logik für alle ist, so kann sie von jedem Punkte aus, auf den sie ihre Strahlen wirft, widertrachtet werden, und so könnte man mit Augen auch eine Logik für Juristen schreiben, was freilich in so fern nur ein Schein wäre, als es immer nur um das Allgemeine in den Worten zu thun ist.

Wenn der Anfang die Grundlage ist, was wir so zu denken gewohnt sind, so ist der Anfang der Philosophie der Geist, und der Anfang des Denkens kann nur das Denken selbst seyn, und es wird auch im Verlaufe

dieser Aufzählungen, wenn sie philosophisch seyn sollen, vorzugsweise das Denken seyn müssen, was überdacht werden soll. Wir wollen sehen, was das Denken sei, und wie es allen, auch den scheinbar verschiedensten, Inhalt, durch sein innerstes Wesen getrieben, an ganz einfache oder an mehr und weniger complicirte Fäden anreicht. Dann wird sich zeigen, daß die Sprache, so wie sie die Worte enthält für alles sinnlich Einzelne, daß sie eben so auch die Ausdrucke gibt zur Bezeichnung derer Allgemeinheiten. Betrachtet man nun auch diese tiefe Ordnung in der scheinbaren Verworrenheit des Denkens und Sprechens vorzugsweise immer nur von einem Punkte aus, dem rechtsphilosophischen, so kann das doch nicht hindern, auch hier so gleich das Allgemeine zu erblicken und die Grundgedanken; weil sie ja, durch alles Denken durchgewirbt, immer nur auf das Auge warten, das sie zu sehen sich gewöhnt hat. Auch der ganze Rechtskreis ist durch und durch geistig, denn Geistes waren es doch immer, die auch die sträflichsten Rechtsverhältnisse erzeugten und erläutert haben, und also waren sie in allen ihren Functionen an die allgemeinen Gesetze des Denkens gebunden. Wenn man eingesehen hat, daß sogar die Verdrängtheit noch unter bestimmter Bande von Denkverhältnissen gefesselt ist (wie eine nicht ganz erstorbene Uhr immer noch in gewissen mechanischen sich bewegt, nur unrichtig), so wird die Recht reflektierende Jurisprudenz einige Logik nicht verschmähen und eine juristische Zeitschrift noch weniger.

Eine solche Bemerkung kann für den Anfang nicht zu droh aussehn, denn aller Anfang der Bildung des Verstandes äußert sich ja durch Tadeln und Misförmigkeiten, weil es leichter ist, im Altem das Negative zu finden, und das, was noch fehlt, als das Gute der Sache und den Zusammenhang oder gar die Nothwendigkeit. In der Religion, wo es noch schwerer ist, die Wahrheit zu begreifen, als in der Jurisprudenz, bezeichnet der erwachende Verstand alles Positive mit dem Worte Überglauben und deutet dadurch seine eigene negative Stellung hinreichend an. Eben so ist der entstehende politische Verstand, der alles Bekannte mit Recht tadeln kann, weil ja Nichts in der Welt völlig vollkommen ist, von der eigentlichen Bestimmung der Bürger und ihren Interessen und dem, was sie wahrhaft wollen, oft weit verschieden, wie Staatsmänner wissen, die solche Anfänge des Denkens, wo sie unschädlich aufsteigen und nicht auch sonst besser machen wollen, gerne einschuldigen, weil sie der Verwelt sind, daß noch Geist in Gottes Welt ist, und daß das junge Volk denken will, und daß Wissenschaften und Künste noch Boden finden. Weil der junge Mensch noch nichts Nachhaltiges gelernt hat, darum raisonnirt er, und er hat Recht, denn einmal muß man anfangen; aber man darf auch wieder aufhören anfangen und muß weiter gehen, damit aus dem Anfange auch etwas wird. Der ernstlich weiter Strebende ist schon stummer, denn der noch Leere und abstrakte Anfang ist überschritten, und er überfließt einen Theil der Masse der noch nicht Begreiflichen. Angefangen zu haben ist darum keine Schande; und auch über die Logik einmal ins Blaue mitgeredet zu haben, ist ganz nach der Eigenthum unserer Zeit, wo das Schweigen auch in der Philosophie nicht mehr der Anfang ist.

(Fortsetzung folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 19.

Karlsruhe den 12. Mai 1838.

L

Anfrage: Nach welchen Regeln sind die ehelichen Güterverhältnisse der Eheleute, die darüber in ihrem vor Einführung des Landrechts zu Stand gekommenen Ehevertrag nichts bestimmt und auch nach §. XII. Nr. 3 des ersten Einföhrungsedikts von 1810 — 1812 darüber nichts nachträglich festgesetzt haben, nach der Verordnung vom 26. Februar 1812, Rgl. Nr. IX. in Bezug auf Vermögen und Schulden zu beurtheilen?

Antwort der Redaktion. — Die neue gesetzliche Gütergemeinschaft ist hinsichtlich derjenigen Ehen, welche vor Einführung des Landrechts bestanden, und hinsichtlich deren kein Ehevertrag errichtet wurde, vom ersten Januar 1812 an maßgebend.

Aber hinsichtlich der Frage:

„welche Vermögensstelle und welche Schulden am ersten Januar 1812 in die neue gesetzliche Gemeinschaft übergangen?“

ist das frühere gesetzliche oder oberbannmäßige Gemeinschaftsverhältniß in so weit entscheidend, als es bei Beurtheilung der Wirkungen der Eingehung einer gesetzlichen Gütergemeinschaft darauf ankommt, wer vor Eingehung dieser Gemeinschaft Eigentümer der Güter war, und wem die Schulden oblagen, wer also die Güter und wer die Schulden in die neue Gemeinschaft brachte.

In Bezug auf die Kenntnisse ist dies zwar einerseits, weil dieselben am ersten Januar 1812 in die neue gesetzliche Gemeinschaft fielen, ohne Unterschied, wessen Eigenthum sie vorher waren.

Dasselbe gilt (so weit es sich nicht um die Verbindlichkeit gegenüber den Gläubigern, sondern nur um das Verhältniß der Eheleute unter sich handelt) von fahrenden Schulden, nämlich von solchen, welche nicht von Liegenschaften herrühren, d. h. welche nicht als Preis für eine Liegenschaft, oder für die Werthberhöhung einer solchen erschienen. S. 1409, Nr. 1 und 1437.

Diese fahrenden Schulden und das fahrende Vermögen

gehören in die gesetzliche Gemeinschaft, ohne Unterschied, von welchem Eheheil sie herrühren, also ohne Unterschied, wem sie in der Ehe vor dem ersten Januar 1812 gehörten, von wem aus sie somit in die neue Gemeinschaft übergangen? Eheblich für das neue eheliche Güterverhältniß ist diese letztere Frage nur in Bezug auf

1) Liegenschaften,

2) und liegenschaftliche Schulden, welche aus der vor 1812 bestandenen Ehe in die neue gesetzliche Ehe übergingen.

Zu 1. War eine Liegenschaft schon nach dem vor 1812 bestandenen Eheverhältniß Alleineigenthum des einen Ehegatten, so blieb sie es auch nach 1812, da die von einem Ehegatten in die Gemeinschaft eingebrachte Liegenschaft nicht in die neue Gemeinschaft fällt.

War aber die Liegenschaft vor 1812 gemeinschaftlich, so folgt daraus noch nicht, daß sie dies auch nach dem Jahr 1812 bleiben mußte. Denn in Folge des ersten Einföhrungsedikts §. XII., Nr. 3, erläutert durch die Verordnung vom 26. Febr. 1812, änderte sich mit dem 1. Jan. 1812 das Gemeinschaftsverhältniß. Das, was nach dem früheren Gemeinschaftsverhältniß von der Gesamtmasse jedem Ehegatten gehörte, brachte er in das an der nämlichen Gesamtmasse entstandene neue Gemeinschaftsverhältniß ein, dieses sein Einbringen folgt nun aber den Regeln der neuen gesetzlichen Gemeinschaft, wie wenn die Ehe am 1. Januar 1812 erst geschlossen worden wäre.

Daher blieb nach dem 1. Januar 1812 eine früher gemeinschaftliche Liegenschaft nicht gemeinschaftlich in dem Sinne und mit der Wirkung, welche das neue Gesetz mit einem Gemeinschaftsgut verbindet, sondern der Antheil, der einem jeden Ehegatten nach dem alten Gesetze an der damals gemeinschaftlichen Liegenschaft gebührte, ging als sein gesonderetes Eigenthum in das neue Güterverhältniß über.

Hatte z. B. nach dem früheren Gesetze oder Herkommen an einem ehegemeinschaftlichen Gute jeder Ehegatte die Hälfte, oder der eine $\frac{1}{3}$ und der andere $\frac{2}{3}$ anzusprechen, so gehört ihm jetzt seit 1812 der nämliche Antheil zu nicht gemeinschaftlichem Eigenthum. Es ist dies derselbe Fall, wie wenn zwei Brautleute, die sich unter der Herrschaft

des neuen Gesetzes beirathen, schon vor Eingehung der Ehe eine gemeinschaftliche Liegenschaft als Mitreigenthum besaßen. Auch hier wird das Gut in der Ehe keineswegs Gemeinschaftsgut im Sinne des Eherechts, sondern jeder Ehegatte behält seinen Antheil als nichtgemeinschaftliches Eigenthum.

Dies hat die wichtige Folge, daß, wenn eine Ehefrau bei Auflösung der neugeschaffenen Gütergemeinschaft auf die Gemeinschaft verzichtet, sie jenen ihren Antheil an der Liegenschaft als ihr Eigenthum, oder wenn er erst unter der Herrschaft des neuen Gesetzes veräußert wurde, den Ersatz dafür nach §. 1403 herausfordern kann, während sie, wenn das früher gemeinschaftliche Gut in die neugeschaffene Gütergemeinschaft gefallen wäre, mit dem Verzicht auf die letztere nach §. 1492 auch alle ihre Ansprüche auf jenen ihren Antheil am Gemeinschaftsgut verliere.

Zu 2. Was sobann die liegenschaftlichen Schulden betrifft, so bleiben sie nach §. 1409, Nr. 1 und 1437 demjenigen Ehegatten zur Last, welcher sie beibrachte, beziehungsweise welcher die Liegenschaft beibrachte, von deren Erwerb die Schuld berührt.

Wenn nun am 1. Januar 1812 eine Schuld in die neue Gemeinschaft überging, welche von einer früher gemeinschaftlichen und nun zur Hälfte in das Alleineigenthum des Mannes und zur Hälfte in das Alleineigenthum der Frau übergegangenen Liegenschaft herrührt, so fiel auch die Schuld im Jahr 1812 als eine nichtgemeinschaftliche Schuld zur Hälfte dem Manne und zur Hälfte der Frau zu. Dieß hat zur Folge, daß die Ehefrau, wenn sie sich der Gemeinschaft entschlägt, gleichwohl diese ihre Schuldhälfte zu übernehmen, oder sofern solche aus dem Gemeinschaftsvermögen bereits bezahlt wurde, nach §. 1437 an die Gemeinschaft zu ersetzen hat.

Andere Schulden, als solche, welche von Liegenschaften herrühren, fallen jedenfalls in die neugeschaffene Gütergemeinschaft, selbst wenn sie nach dem Eheverhältnisse, welches vor 1812 gesetzlich oder herkömmlich bestand, wie z. B. in Errungenschaftsgemeinschaften, einem Ehegatten allein zur Last waren, so wie auch das Fahrnißvermögen, welches früher, z. B. in einer gesellschaftlichen oder herkömmlichen Errungenschaftsgemeinschaft, Alleineigenthum eines Ehegatten war, im Jahr 1812 jedenfalls in die neugeschaffene Gemeinschaft fiel.

Man hat übrigens, was die Schulden betrifft, schon die Behauptung aufgestellt, daß dieselben ohne Rücksicht, ob sie liegenschaftliche oder fahrende seien, nach Verhältniß des Werths der am 1. Januar 1812 in die neugeschaffene Gemeinschaft übergegangenen Fahrnisse zu dem Werthe der übergegangenen Liegenschaften theilweise in die Gemeinschaft fallen, und theilweise den einzelnen

Ehegatten (unter ihnen wieder nach dem Verhältniß ihrer Liegenschaften) als eigene Schulden zur Last fallen.

Dieser Behauptung fehlt aber jede gesetzliche Basis.

Der behauptete Grundsatz ist durch das Gesetz (§. 1414) für die einem Ehegatten während der Ehe anfallenden Erbschaften aufgestellt; aber es ist keinerlei Nachsetzungsgrund vorhanden, ihn willkürlich nun auch auf den vorliegenden Fall anzuwenden, während doch das Gesetz (§. 1409) darüber, welche von den beigebrachten Schulden in die Gemeinschaft fallen und welche nicht, einen ganz andern (auf die Liegenschafts- oder Fahrnißliegenschaft der Schuld sich beziehenden) Grundsatz aufstellt.

In Bezug auf die vor Einführung des Landrechts geschlossenen Ehen, worin die Gemeinschaftsverhältnisse weder bei Eingehung der Ehe, noch nachträglich in den Jahren 1810 — 1812 durch Vertrag geregelt wurden, sagt das Gesetz (erstes Einführungsedit §. XII, Nr. 3), daß sie so zu behandeln seien, wenn sie erst nach Einführung des Landrechts geschlossen worden wären, und das Vermögen, welches die Eheleute am 1. Januar 1812 hatten, ist als in die neue gesellschaftliche Gemeinschaft übergebracht anzusehen. (Verordnung vom 26. Februar 1812.)

Die Frage, welche Schulden hiebei in die Gemeinschaft fallen, und welche nicht, ist also nicht so zu beantworten, wie das Gesetz es für die während der Ehe durch Erbschaft anfallenden Schulden festsetzt, sondern so, wie das Gesetz es für die bei Eingehung der Ehe sogleich beigebrachten Schulden bestimmt.

Der Grund, aus welchem der §. 1414 die während der Ehe anfallenden Erbschaftsschulden nach Verhältniß der in der Erbschaft begriffenen Liegenschaften zu den Fahrnissen als eigene Schulden des erbenden Ehegatten erklärt, tritt hier auch keineswegs ein. Der Grund dieser Bestimmung des §. 1414 liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß die Schulden, mit welchen man eine Erbschaft erwirbt, gewissermaßen der Preis für diesen Erwerb sind, und daß, wenn man gegen Uebernahme der Schulden theils Liegenschaften, theils Fahrnisse erwirbt, die Schulden nach dem Verhältniß dieser beiderlei Gegenstände theils ein Preis für Liegenschaften, theils ein solcher für Fahrnisse, und eben damit nach dem nämlichen Verhältniß theils liegenschaftliche, theils fahrende Schulden sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus enthält der Satz 1414 für Erbschaftsschulden gar nichts Singuläres, er enthält vielmehr nur eine Anwendung des im Artikel 1409 enthaltenen Grundsatzes, daß fahrende Schulden in die Gemeinschaft fallen, die von Liegenschaften herrührenden aber dem beibringenden Ehegatten zur Last bleiben.

Dieses Verhältniß tritt nun aber bei den Schulden, welche die Ehegatten im oben erwähnten Falle am 1. Januar

1812 aus der alten Ehegemeinschaft in die neuegetheilt einbrachten, eben so wenig ein, als bei jenen, welche ein Eheheil sogleich Anfangs bei Schließung der Ehe einbringt, indem hier in diesen beiderlei Fällen die Schulden, die ein Ehegatte besitzt, nicht gerade nach dem Verhältnisse seines liegenschaftlichen Besitzes zu dem Werthe seiner Fahrnisse auf ihn gekommen sind. Es können vielmehr, wenn er neben einigen Liegenschaften auch viel Fahrnisvermögen besitzt, dennoch alle seine Schulden nur durch den Erwerb von Liegenschaften, oder es können gar keine derselben durch einen solchen Titel auf ihn gekommen seyn.

Die Ansicht, daß die Schulden, die ein Ehegatte am 1. Januar 1812 hatte, nach dem Verhältnisse seiner damaligen Liegenschaften zu seinen damaligen Fahrnissen ihm theils als eigene Schulden zur Last bleiben, theils in die Gemeinschaft fallen, ist also der Ansicht, so wie dem Wortlaute des Gesetzes entgegen, — und in Bezug auf die Auseinandersetzung solcher Gemeinschaftsverhältnisse aus Ehen, die schon vor 1810 bestanden, vorüber aber weder vor 1810, noch in den Jahren 1810 — 1812 schriftliche Verträge geschlossen wurden, gilt nur die Regel:

„Daß dabei verfahren wird, wie wenn die Ehe erst seit Einführung des neuen Landrechts geschlossen worden wäre, —“

jedoch mit der Singularität, daß

a. diejenigen Liegenschaften, welche die Ehegatten vor 1812 gesetzlich oder observanzmäßig in Gemeinschaft besaßen, in der neuen Gemeinschaft weder als das Alleineigenthum des ursprünglich beibringenden Theils, noch als ein Eigenthum der neuen Gütergemeinschaft zu betrachten sind, sondern daß in der Ehe vor dem Jahr 1812 jedem Ehegatten gesetzlich oder observanzmäßig dazugekommene Gemeinschaftsanteile nunmehr als sein eigenes (von der neuen Gemeinschaft ausgeschlossenes) Vermögen im Jahr 1812 in die neue Gemeinschaft überging, — und daß

b. nach denselben Verhältnisse auch eine Schuld, die von dem Erwerbe einer solchen, vor 1812 gemeinschaftlichen, Liegenschaft herrührt, unter beide Ehegatten als eigene Schuld sich theilt, wogegen alle, nicht von eigenen Liegenschaften eines Ehegatten herrührenden, Schulden eben so wie die Fahrnisse (selbst wenn sie vor 1812 von der Gemeinschaft ausgeschlossen waren) in die neuegetheilt Gütergemeinschaft fallen. D. R.

II.

Erwiederung, die Ungleichförmigkeit der Rechtspflege betreffend.

(Zu Annalen V. Nr. 1.)

Der Verfasser des Aufsatzes in den Annalen IV. Nr. 26

hat die Bemerkungen zu widerlegen gesucht, welche in IV. Nr. 33 und 47 gegen das von ihm vorgeschlagene Mittel zur Erreichung gleichförmiger Rechtspflege vorgetragen worden sind.

Da in seiner Replik im Grunde nichts Neues vorgebracht ist, so kann die Sache füglich dem unbefangenen Urtheil erfahrener Männer überlassen werden. Die sicherste Belehrung wird aus dem Erfolg zu schöpfen seyn, wenn je die projectirte Einrichtung eintreten sollte, was ich jedoch sehr bezweifle.

Nur die versuchte unrichtige Deutung jener Bemerkungen fordert zu einer kurzen Berichtigung auf, die jedenfalls mein letztes Wort in diesem Streite seyn wird.

Wenn der Proponent glaubt, die Verfasser der beiden gegen ihn gerichteten Aufsätze seien in einem für seinen Vorschlag wesentlichen Momente wieder nicht mit einander einig, so zeigt die Vergleichung jener Aufsätze das Gegentheil. Ich habe aus eine, schon durch die oberhofgerichtlichen Jahrbücher 1833, S. 349, 350 bekannt gewordene Justizministerialverordnung, resp. Staatsministerialeschließung hingewiesen, wonach bei einer zwischen den Senaten eines Gerichtshofs entschieden hervortretenden Abweichung der Ansichten über eine Rechtsfrage, wenn eine Vereinigung darüber durch eine Plenarberatung nicht herbeigeführt werden kann, die Gerichtsvorstände die Einschreitung des Gesetzbuchs veranlassen sollen. Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 47 hält — in den Hauptpunkten, insbesondere im Resultat mit mir übereinstimmend und jenen Vorschlag verwerfend — die legislative Entscheidung für das einzige Mittel, und will dasselbe sogar dann schon angewendet wissen, wenn noch keine widerstreitenden Urtheile der Gerichte, wohl aber abweichende Ansichten der Doctrin vorliegen. Die Redaktionsnote endlich warnt nur vor dem vielen Interpretiren, erklärt sich aber gegen die authentische Wirksamkeit der Präjudizien. Ich wüßte nicht, wo nun hier eine Divergenz zu Gunsten des Proponenten liegen sollte. Für die Erörterung der Streitpunkte scheint mir jede Ausföhrung über die Nothwendigkeit einer ungleichförmigen Rechtspflege, die Anforderungen an eine gute Rechtsverwaltung u. s. w. unentbehrlich.

Denn es ist meines Wissens noch Niemand eingefallen, solche längst ausgemachte Sätze zu bestreiten. Nicht minder unbestritten wird es seyn, daß derjenige, der von der Abtheilung eines Obergerichts in Senate gar nichts weiß, die Senatserkenntnisse ohne Unterscheidung dem Obergerichte zuschreiben muß.

Es handelt sich jedoch nicht um die Nachweisung, daß eine Vermeidung solcher widerstreitenden Urtheile zu wünschen sei, was gewiß auch noch nie bezweifelt wurde, sondern um die Wahl des dagegen anzuwendenden Mittels.

Was die einzelnen Gegenbemerkungen anbelangt, so fand ich die Versicherung des Gegners am Schluß seines ersten Aufsatze (Nr. 28) in so fern unbegründet, als er die Verschiedenheit zweier Senatserkenntnisse einem namentlich bezeichneten Gerichtshof gleichsam zum Vorwurf machen wollte, während jene Erscheinung eine unvermeidliche Folge der bestehenden Gerichtsverfassung ist, bei allen in Senate abgetheilten Kollegialgerichten nicht nur im Großherzogthum, sondern in allen Staaten vorkommt, und bei einer nach der eigenen Deduction des Gegners so sehr controvers gewordenen Frage leicht erklärt werden kann. Dabei mußte die Organisation der Obergerichte und ihrer Senate, als Ursache jener Wirkung, zur Sprache gebracht werden, weil sie der Gegner ignoriert hatte, und weil sie, wie er (S. 110) selbst behauptet, dem Publikum, zumal in ihrer scharfen Schreibung, weniger bekannt ist.

Eine philologische Forschung darüber, ob die Urtheile zweier Senate „aus dem Schooße desselben Gerichtshofs“ hervorgegangen seien, wird zur Klärung der Sache nichts weiter beitragen. Insofern wird wohl Niemand läugnen wollen, daß bei der bestehenden Einrichtung, welche doch nicht etwa als geschwändig angegriffen seyn soll, die Senate verschiedene Richterkollegien bilden, und daß mehrere Kollegien nicht ein Kollegium sind.

Wer bloß daran Anstoß nimmt, daß das Recht suchende Publikum mit der Theilung der Gerichtshöfe in Senate weniger bekannt ist, würde die einfachste Abhilfe in der öffentlichen Verkündung dieser Einrichtung finden. Eine mehr bemerkbare Unterscheidung in der Bezeichnung der einzelnen Senate, welche jetzt in den Ausfertigungen nur aus einem kurzen Beisatz (I. oder II. Senat) wahrzunehmen ist, könnte dann auch nach außen zu erkennen geben, welches Kollegium gesprochen hat. Wir finden Ähnliches in andern Staaten, wo derselbe Gerichtshof in seinen Functionen und in der Ausfertigung seiner Beschlüsse bald als Civilsenat, bald als Criminalsenat, als hergerichtlicher Senat, Puppilsenat u. s. w. erscheint. Wenn sich hier im nämlichen Gerichtshof mehrere Kollegien denken lassen, so mußte man auch einen ersten und zweiten Civilsenat mit besondern Sprengeln scharfer unterscheiden können.

Dieß wäre das Mittel, welches ich für denjenigen, dem es nur auf den Namen ankömmt, klar angedeutet habe.

Wenn man aber in der That verhüten will, daß bei mehreren unter der äußern Form eines Gerichtshofs am demselben Ort fungirenden Richterkollegien ungleichförmige Entscheidungen vorkommen, so bleib, wie schon gesagt, nichts übrig, als die Abtheilung in Senate aufzugeben, und mehr Obergerichte mit kleinern Bezirken zu errichten.

Alle Vortheile der Plenarentscheidungen, die uns der Proponent mit einer großen Schilderung der Nachteile

der Senatserkenntnisse entgegenhält, z. B. die vermehrte Zahl der Richter, die Fällung des Urtheils nach der Ansicht der wirklichen Majorität des ganzen Gerichtshofs u. s. w., sind nicht allein für diejenigen Fälle, wobei eine Controverse vorkommt, sondern mit denselben Rechte auch für andere Fälle zu vinziren, welche bei gleicher Wichtigkeit wegen ihrer Bewandlung zur richtigen Entscheidung Scharfsinn und Geschärftum in gleichem Maße fordern können. Diese Argumente beweisen daher mehr und etwas Anders, als sie sollen; sie beweisen, daß man sich denken müßte, die Abtheilung der Gerichtshöfe in Senate völlig aufzugeben.

Dabei kann ich mich jedoch immer noch nicht überzeugen, wie der gesunde Sinn der Rechtsuchenden es sich zusammensetzen, wie das beleidigte Rechtsgefühl sich darüber beruhigen wird, wenn eine solche Streitfrage von den Berichten desselben Landes, ja von dem nämlichen, ohne Abtheilung in Senate urtheilenden Gericht in bunter Mischung heute so und morgen anders entschieden wird.

Ich komme somit immer wieder zu dem Resultat, daß da, wo eine constante Meinungsverschiedenheit über eine Rechtsfrage vorliegt, nur die Befragung helfen kann, und helfen soll, wie dieß jüngst, durch widersprechende Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs veranlaßt, hinsichtlich der Streitfragen über die Form der Eheverträge und anderer Amtsrevisoratsurkunden und über die Grundstammungsquart geschehen ist. Dabei versteht sich von selbst, daß nicht überall, wo irgend ein, vielleicht nur vorübergehender Dissens sich zeigt, schnell ein neues Gesetz gegeben werden muß, und daß die Befragung mit Vorzicht und Beachtung des Systems einschreitet.

Ich halte daher nach wie vor die Bestimmungen der angefochtenen Ministerialverordnung für durchgreifend, weil sie Reth und sicher zum Ziele führen. Ihre Handhabung ist, wie der Gegner wissen sollte, und aus dem angeführten Inhalt der Verordnung selbst sehen mußte, nicht Sache des einzelnen Gerichtsmitglieds; der Vorwurf aber, den er auch hier wider gewissermaßen dem genannten Gerichtshof machen will, ist nicht passend, weil er nicht wissen kann, was der Gerichtshof in Beziehung auf die fragliche Controverse gethan hat, und weil doch der „Doppelsinn“ nicht vor seinem Darsyn schon eine Wirkung haben konnte.

Was endlich den Vorschlag des Gegners betrifft, so hat er in seinem zweiten Aufsatze so wenig, als im ersten und gesagt, wie derselbe eigentlich ausgeführt werden soll, was hier doch gerade die Hauptsache ist. Man könnte aus seinen eigenen Aeußerungen vielmehr schließen, daß er darüber mit sich selbst noch nicht im Reinen sei. Darum scheint auch mein vereehrter Streitgenosse in Nr. 47 ihn so verstanden zu haben, als ob er mit einer Modification die gemeinen Bescheide wieder einführen wolle.

Es liegt mithin zur Zeit noch gar kein Vorschlag vor, der zur Besprechung reis wäre.

Inzwischen hat der Proponent die gegen sein Projekt vorgebrachten Einwürfe, insbesondere hinsichtlich der Schwierigkeiten in der Ausführung, nicht so glücklich beseitigt, als er glaubt.

Ich setze gerne voraus, daß es keine Richter gibt, die im blinden Dunkel stete nur die eigene Ansicht für das Product der Weisheit halten, und die Gegengründe ohne gebührende Prüfung zurückweisen. Allein ein solcher Wahn ist doch wohl zu unterscheiden von dem Festhalten an einer Ueberzeugung, die der Richter nach sorgfältiger Abwägung der bei solchen Controversen gewöhnlich schon durch die Doctrin erörterten Gründe und Gegengründe sich gebildet hat, und die er nicht in einem Schwanzen, das die Redaktionsnote (IV. S. 284) gewiß mit Recht eine falsche Richtung nennt, ohne überwiegende neue Gründe so leicht wieder opfern wird.

Außerdem scheint dem Gegner entgangen zu seyn, daß die Hoffnungen, die er auf den Kampf mit Gegengründen in Plenarberatungen baut, gerade auch für mich sprechen. Denn die angeführte Verordnung will ja eben, daß eine Berringung über die Streiffrage durch eine Plenarberatung versucht werden soll.

Wo diese Hoffnungen aber nicht in Erfüllung gehn, da könnte es doch wohl eher in ein „Hoffenspiel“ ausarten, wenn man in einem seltsamen Kreislauf bei jedem vorkommenden Fall dieselbe bekannte Streitfrage von dem Senat, der sie nach einer durch viele Fälle bestätigten Erfahrung einstimmig oder mit entscheidender Majorität verneint, stete wieder zuerst verneinend beantworten ließe, um sie alsdann eben so oft vom Plenum bejahen zu lassen.

Wenn der Proponent meiner weiten auf der Schwierigkeit der Ausführung beruhenden Einwendung mit der Bemerkung zu begegnen sucht, daß ein jeder Obergerichtspräsident die „erheblichsten“ Controversen kennen werde, was ich ebenfalls voraussetze, so muß man schließen, daß er die Plenarentscheidung nur bei einer Collision der Erkenntnisse in den erheblichsten Controversen eintreten lassen will. Damit liefert er uns aber gerade den Beweis, daß sein Vorschlag ohne die empfindlichsten Nachteile für die Rechtspflege nicht ausführbar ist. Denn da man natürlich dem Ersehener nicht zumuthen wird, bei der Einführung des vorgeschlagenen Instituts auch die erheblichsten Controversen voraus zu definiren oder gar einzeln zu bezeichnen, so hätten alsdann nach dem Vorschlag des Gegners die Gerichtspräsidenten in jedem konkreten Fall vorerst zu beurtheilen, ob die vorliegende Controverse in die Klasse der erheblichsten gehöre, daher vor das Plenum zu bringen sei, oder nicht. Welche Rechtsgleichheit dadurch entstehen würde, bedarf wohl keiner weiteren Betrachtung.

Daß hier die Memorabilienbücher nicht ausreichen, so nämlich sie auch zu andern Zwecken seyn mögen, begreift sich leicht.

Dagegen wird mir Niemand im Trusse beistimmen wollen, daß jedesmal, so oft ein vor das Plenum zu bringender Fall nicht dahin gebracht, sondern in entgegengefügter Weise vom Senat abgeurtheilt würde, eine schreiende Rechtsverletzung gegen die dadurch unterliegende Partei begangen wäre. Ein solches Senaturtheil wäre nichtig, und jede Entscheidung eines Senats, in deren Bereich nur mit einem Schein eine Rechtsfrage gezogen werden könnte, wäre einer beliebigen Ansehung ausgesetzt — ein Rechtszustand, der nicht wünschenswerth seyn kann.

Was der Vorschlag durch die Bemerkung gewinnen soll, daß von einer Rechtungleichheit nicht mehr die Rede seyn könne, sobald die Einrichtung gesetzlich bestimmt sei, ist nicht einzusehen. Dasselbe müßte auch von einer in gesetzlicher Weise geschehenen Einführung der Senatsurkenntnisse und von deren Folgen gelten. Hier ist aber davon die Sprache, daß die vorgeschlagene Einrichtung, wenn sie gesetzlich würde, im Vollzug nothwendig gegen die ersten Prinzipien einer gleichförmigen Rechtspflege anstoßen müßte.

Ich kann daher nur wiederholt die Ueberzeugung aussprechen, daß ich den Vorschlag des Gegners nicht zweckmäßig finde, weil er das in Frage stehende Uebel nicht heilt und andere Uebel im Gefolge hat.

Woll.

III.

1) Der Anfang.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

(Fortsetzung.)

Man kann nun mit Allem in der Welt einmal anfangen, und als Schriftsteller ebenfalls. Mit Politik kann man auch anfangen und kann bei Betrachtung des Staatslebens, wie auch bei andern Dingen, an verschiedenen Punkten anfangen, und es wird an der Bildung liegen und an der Gewohnheit, wo man den Hauptgrund und die Basis zu vermuthen gewohnt ist. Es gibt Bilder, die bei allen ihren Betrachtungen über den Staat mit der fürstlichen Gewalt anfangen, und da im Begriffe der Freiheit liegt, daß sie in jeder Form das schlechthin an sich Anfangende sei, und nicht ein Abgeleitetes und mithin Abhängiges, so lag, wenn die Vorstellung der Menschen das Unbedingte in dem Rechte des Regenten ausdrücken wollte, das doch unabwieslich im Begriffe liegt, es schon darum nahe, dieß als in göttlicher und damit absoluter Autorität begründet anzusehen. Anderen Bildern sind Freiheit und Monarchie heterogene Begriffe, und sie wollen dieses einseitig. Ich des Fürsten

nicht als das Allgemeinste und als das belebende Prinzip gelten lassen. Wo aber auch die Seele des Staatslebens gesucht werde, in dem einzelnen Ich, von oben an gerechnet, oder in den vielen Einzelnen, von unten auf, oder in mehreren besonderen Einzelnen, immer liegt in der Einzelheit des Ich die Seelenhaftigkeit und der Geist und der Wille und der Entschluß und Alles, worauf der Drogmismus jedes Staats beruht, und in so ferne kann man gewiß behaupten, daß jeder Staat etwas Ideelles ist. Will man die Philosophie solches Christes vorzugsweise ins Auge faßt, so meinten die alten Griechen, die verglichen verstanden, daß ein Staatsmann ein Philosoph seyn solle; nicht umgekehrt. Da wir nun heutzutage, fast wie einst die Griechen, beinahe so viele Staatsmänner haben, als Männer, Juristen und Cameralisten ohnehin, so kann das goldene Zeitalter der Philosophie nicht mehr ferne seyn. Der Anfang einer gränzlischen Staatswissenschaft ist also eine tüchtige Philosophie, und ein tüchtiger Anfang der Philosophie ist vielleicht die Staatswissenschaft. Denn daß Napoleon auf St. Helena den Hergl mit Rußen studirt hätte, wenn er ihm bekannt und französisch gewesen wäre, das ist mir eine ausgemachte Sache, obgleich, zum Glück der Welt, solche umfassende Vorstudien zur Speculation gar nicht nöthig sind, so wenig als die Eroberungswuth nothwendige Folge des vernünftigen Philosophirens ist, wie der große Alexander vermuthen lassen könnte.

Wie weit nun auch der unsärlliche Begierde von Aßen bei seinem unvergeßlichen Lehrer im Denken gekommen seyn mag, so ist ausgemacht, daß er, wie alle großen Grifler, auch einmal in den Windeln lag, und schon das läßt es nicht ganz zweifelhaft, womit sein Denken angefangen haben wird. Sei es, was es wolle, so wissen wir, daß aller Anfang eine Ursprünglichkeit bezeichnet; denn was man auch in einem bestimmten Falle für den Ursprung einer Wissenschaft ansehen wolle (etwa der Staatswissenschaft oder der Philosophie überhaupt, oder auch der Fortifikation u. s. w.), um entweder von der Allgemeinheit ausgehend zur synthetischen Methode, oder von dem unmittelbaren und einzelnen Seyn anfangen zur analytischen Methode zu kommen, oder, wie Aristoteles, zu beiden; — alle denkbare logische Methode, sie mag vom allgemeinen Seyn oder vom einzelnen Seyn angehen, wird immer von irgend einem Ursprünglichen (einem Seyn) anfangen müssen, oder sie müßte überhaupt auf das Anfangen verzichten. Alles Denken und alle Logik fängt also vielleicht (bei Alexander dem Großen gewiß) mit dem Seyn an, wenn sie anders mit einem Anfänglichen beginnen will. Doch gibt es auch sonst allerlei Anfänge des Denkens, große und unscheinbare, wesentliche und unbedeutende, und der allerwesentlichste Anfang alles Philosophirens ist, daß man

selbst zu denken sich gewöhne. Wo man aber auch anfangen zu denken, beim absoluten Anfange oder weniger pompös, so sei es nur nicht beim reinen Anschauen, das sich selbst nicht erkennt. (Sie nennen's auch den absoluten Standpunkt, vergessen aber, daß der Ausdruck ein Prinzip bezeichnet und dieß nur ein Anfang ist). Und wenn durchaus mit einem absoluten Standpunkte anfangen werden muß, wie bei einer allgemeinen Logik, dann ist es ehtlich und wahrhaftig und bringt allein allen Verwirrungen vor, wenn man sagt und auch nachweist, daß dieses Seyn auf dem absolut-ersten Standpunkte noch gar Nichts ist, denn der Anfang soll nicht für sich bestehen (der absolute Standpunkt auch nicht) und der Anfang der Philosophie, als völlig reiner und nichtsagender Anfang, enthält weiter gar nichts, und es hat sich dabei nichts zu zeigen, als daß schon in ihm die Unterscheidung liegt, und daß folglich gleich weiter gegangen werden muß. Der Anfangspunkt ist freilich der Grund alles Folgenden, und den rechten Grund gefunden zu haben ist wichtig, aber der Anfang bedingt nur den Gang des Entstehens und soll dieses nicht hindern. Wenn also alle Bedingung des philosophischen Denkens verlangt worden ist, man solle sich auf dem absoluten Standpunkte halten, und wenn das viele ehtliche Leute, neuerlich Schellingianer, völlig irre und stätisch und unfruchtbar gemacht hat, so muß man bedenken, daß nicht nur Spinoza, wenn er sagte, man solle alles und specie actiendi betrachten, sondern daß im Grunde alle Philosophen dasselbe verlangt und auch nachwörtlich zu allen Zeiten viele Köpfe in Konfusion gebracht haben, bei denen aus tiefer liegenden Gründen alles Seyn im reinen Denken stets Nichts war und auch Nichts blieb.

Dieser Erfurfs deutet auf die Wichtigkeit des Verständnisses solcher einfachen Gedanken und zeigt, wie aller Anfang, obgleich unmittelbar und nur Seyn (was eine Tautologie ist), doch auch immer ein positivere seyn muß; und wenn man, wie Hichte, die Idee hatte, man müsse von sich selbst anfangen, wofern man absolut anfangen wolle, und das Denken muß allerdings mit sich selbst anfangen, so war die Bezeichnung dieses positiven Anfangs (von ponere, setzen) durch Seyn dieses Selbst sehr richtig gewählt. Gesetzt aber nun, der Anfang überhaupt würde gesucht, nicht der Anfang vom Selbst, so müßte das Seyn überhaupt als das Erste gesetzt werden.

So einfach demnach der Begriff des Anfangs scheint, so gibt es doch, sobald man den noch völlig unbestimmten Anfang (das ganz Unmittelbare, rein Allgemeine) als ärmste logische Form des Denkens verläßt und mit irgend einer andern Sache, als mit der Logik, anfangen will, immer neue Anfänge, und kein einziger Anfang in der

weiten Will des Denkens und Seyns, auch der willkür-
lichste, ist so ganz formell, als der absolute Anfang der
Logik, der seiner Natur nach das Allervollkommenste
(Nichts als Seyn) ist. Wenn wir nichts Anderes, als
Seyn denken, so denken wir noch nichts weiter, als
Nichts; und da nun alles andere Anfang (außer dem ab-
soluten mit gar Nichts) wieder Abgeleitetes seyn wird,
so etwas, was etwas etwaswärts begründet seyn will,
so kann man einen richtigen Anfang auch immer als den
einfachen Grund der Sache betrachten, und alles vormals
gehörte Weiterbestimmen eines Gegenstandes wird in strengen
philosophischen Wissenschaften vielleicht nichts anderes,
als ein consequentes Entwickeln des relativen Anfangsbe-
griffs seyn können, und nur ein vernünftiger Reim wird
Vernunft zur Erscheinung zu bringen vermögen. So haben
vielleicht alle einzelnen philosophischen Wissenschaften ihre
relativ- absoluten Anfänge, die nämlich nicht beliebig ge-
wechselt werden können, und die scheinbare Inhaltslo-
sigkeit der Anfänge, wenn sie sonst logisch die richtigen
sind, wird mit dem Fortgange der Wissenschaft bald genug
sich auflösen und die Deutbarkeit der Grundidee sehen lassen,
die immer klarer wird, ohne ihre Festigkeit einzubüßen;
anstatt daß complisirte und aus heterogenen Theilen be-
stehende Anfänge in Wissenschaften bei der Ausbreitung
gleichsam zerfallen.

So ist der Begriff des freien Willens der Anfang und
der Grund aller Persönlichkeit und damit alles Rechtes
und alles Staatslebens, denn wie die Persönlichkeit über-
haupt das Erste ist, so ist sie auch als Persönlichkeit des
Staats das Letzte, worauf alle Kraft der Gesamtheit
hinstrebt. Der Anfang der wahren Freiheit liegt dem-
nach für uns, so sagt man mit Recht, in unserer Ver-
fassung, und, in so ferne wir nur ein Theil eines größeren
Volksganges sind, auch in den Verfassungen aller andern
deutschen Völker, und wir werden nie vergessen, daß wir
an unsere Freiheiten und Rechte Gut und Leben zu setzen
verpflichtet sind; wie sind aber auch veranlaßt, uns zu
erinnern, daß, schon seit in der Person des Sokrates die
Freiheit des Geistes als sich wissende Idee aufgetreten
ist, und (weil man doch heutzutage Sokrates und Christus
zusammenzustellen sich erlaubt hat), daß wir Christen auch
die letzte Entscheidung in allen Angelegenheiten unserer
Freiheit und unseres Staatslebens als eine Person anzu-
schauen gewöhnt sind, d. h. als ein Ich, das sagen kann:
ich will. Jemand ein Ich an der Spitze, der Rame sei,
welcher er wolle, muß des Volkes und seinen eigenen ver-
nünftigen Willen als freie Person repräsentiren. Und da
wir einmal das Wesen unserer Freiheitstheorie in der Person
und dem Willen des Ich zu concentriren gewöhnt sind,
so wird es unmöglich seyn, mit unserer Gesinnung Demo-

kratien im Sinne der Alten, oder auch nur Aristokratien
anders, denn als schnell vorübergehende Erscheinungen be-
stehen zu sehen. Der Unterschied unserer Monarchien von
den orientalischen Despotien liegt also wohl in unseren
Verfassungen, wie in der ganzen Volksgesinnung, aber
was wir unter einem Monarchen verstehen, den vernünf-
tigen Willen als höchste Person, das ist von dem, was
man sonst auch in Europa darunter dachte, so verschieden,
als überhaupt die neue Welt von der alten; und wenn
die Hannoveraner eine sonderbare Vernunft geltend machen
will, so wird es die in der Ueberzeugung des Volks feste
Verfassung gerade so unmöglich machen, als der Wille des
Monarchen unpassende demokratische Auswüchse zu ver-
hindern die Gewalt hat. Wie das gemacht werden müßte,
das wissen fast alle Leute; aber daß jedes Staatsgebäude
einen inneren Gegensatz enthalten muß, weil es etwas
Lebendiges ist, das scheinen nicht Alle zu wissen, weil
man immer Biele sieht, die gerne eines der thätigen Glieder
und Lebensmomente befreit möchten. Würde es geschehen,
so wäre es gewiß zu ihrem eigenen Schaden, denn ein
europäisches Volk ohne Regent, oder ein europäischer Re-
gent ohne alle Verfassung ist mit der jetzigen europäischen
Gesinnung darum nicht zu vereinbaren, weil schon in unserer
Religion, und folglich Erziehung, die Reime zu möglichen
Freiheit des Ich zu tief liegen, und weil, nach histo-
rischen Erfahrungen, keine bis jetzt erlebte Staatsform
diesem Freiheitswerke so gut entspricht, als die uns ge-
wordene Vereinigung der Hauptmomente, die in allen
denkbaren Staatsformen voneinander vorkommen müssen.
Unser wahre Freiheit liegt also in unserer monarchischen
Constitution oder konstitutionellen Monarchie, wie Eine will,
und der Anfang unseres Staatsrechts ist diese Idee, die
aber noch an sich nicht von Irthümern befreit
wird. An welchem Punkte man also ein Staatsrecht, oder
was sonst immer für eine philosophische Disciplin, an-
fange, das wird nicht unwichtig seyn, weil die präcise
Entwicklung eines solchen Reimes am Ende nothwendig
wieder zu ersten Ideen zurückführen wird. Darum ist
auch das Capitel von den Ideen eines der schwersten in
der ganzen Philosophie, und die Idee des freien Willens
ist eine der wichtigsten Ideen.

Der Begriff dieser Freiheit, noch unentwickelt, ist den
Menschen im Anfang etwas mehr oder weniger Ab-
straktes und Hohles, und sie wissen noch nicht recht,
was sie damit wollen, und wie sie den noch unangeregt
Lied nach Freiheit des Willens realisiren sollen, aber in
allen ihren Beisuchen, auch in den verworrensten und un-
selbstigen, bleibt dieser Anfangsbegriff der Persönlichkeit
immer als lebter Grund und Bewegungskraft ihrer Han-
dungen reflectirt vorhanden, und wenn dann am Ende,

nach allen Bemühungen und Versuchen, wieder nichts anderes vorhanden ist, als der Begriff des Geistes, die freie Selbstständigkeit, und wenn alle Einzelheiten in den allgemeinen Begriff zurückkehren, der dadurch nur expliziter und klarer hervorgearbeitet ist, so liegt der tiefste Grund dieser Erscheinung darin, daß es immer Geister waren, nur mehr oder minder gebunden und trübe, die durch eine Scheinwelt von Reinen und Iren sich zur Ordnung des Begriffs durchzubringen haben; und wie der junge Jurist im jus anfänglich nur ein trübes Chaos sehen kann, in das sein Geist Ordnung und Ziel bringen muß, so kann auch jeder Staatsbürger nur im selbst geregelten Denken eine vernünftige Ansicht des Staatsganges hoffen. Wo also am Ende etwas Gedachtes zum Vorschein kommen soll, da muß schon im Anfang ein Gedanke vorhanden seyn, und wo das Streben nach freiem Denken nicht uranfänglich schon vorhanden ist, da wird auch das Resultat niemals sehr geistig seyn. Die vollendete Idee eines vollkommenen Staates, als Resultat einer schon anfänglich wohl überlegten Bemühung denkender Menschen, würde also ein Zustand seyn, in welchem der vernünftige Wille völlig realisiert wäre und der Begriff der Freiheit in seiner höchsten Entwicklung immer nur sich selbst ins Daseyn brächte. Aber so ausgesprochen ist dieses Ziel in allen seinen Bestimmungen noch völlig unentwickelt, ist und auch alles in der Zukunft Mögliche schon in dieser Idee der Freiheit implicit enthalten, so ist sie dennoch vor der Hand nichts weiter, als ein Begriff in seinem Anfang, dessen Bestimmungen und Verhältnisse noch nicht in sich selbst entwickelt, und der noch gegenstandslos und abstrakt ist.

Ist nun auch jede Idee, ja jeder unbedeutende Gedanke, fähig, als Ausgangspunkt irgend einer Entwicklung hingeführt zu werden, so muß doch der Ausgangspunkt für alle möglichen Ideen und für alle denkbaren Gedanken, also der Anfang der Logik überhaupt, als absoluter und mithin völlig abstrakter Anfang, völlig unmittelbar, völlig einfach und noch ganz leer seyn; und wenn das Anfangen in der Sprache die Bedeutung hat, daß Etwas als Unmittelbares (man sagt: Seiendes) gedacht und gedacht werden soll, so kann der Anfang, überhaupt und ganz allgemein gedacht, nur durch das Wort Seyn in unserer Sprache logisch richtig bezeichnet werden. Der logisch-einfachste Gedanke, und folglich der Anfang alles Denkens, ist nie etwas anderes, als das Seyn, und vom Seyn redet auch die ganze Welt, und alle Sprachen haben dafür einen so allgemein gebräuchlichen Ausdruck, als der Gedanke „Seyn“ allgemein und allem Sprechen in allen Verhältnissen unentbehrlich ist. Wer den Anfang des Denkens durch ein anderes Wort bezeichnen wollte (wie Fichte durch „Ich“), würde doch immer die allgemeine und unbestimmte Bedeutung nicht überwinden

können. Die Griechen, ein kares Volk, haben dies zuerst eingegeben und zuerst ganz bestimmt das Seyn als die allgemeinste, ärmste und erste Kategorie bezeichnet.

Wenn demnach aller Anfang abstrakt und noch unentwickelt ist und die reichste Idee anfänglich noch keinen Reichtum zeigen kann, so kann auch der abstrakte logische Anfang (das Seyn, das noch Nichts bedeutet) als bloßer einfachster Ausgangspunkt des Denkens noch weiter seinen Reichtum von Gedanken präsentieren, das ist nicht zu verwundern. Der Anfang ist weiter nichts, als die erste Bestimmung, und daß man in der Logik dafür das noch ganz Unbestimmte (das bloße Seyn) gelten lassen möge, diese Forderung ist gar nicht so unbedeutend und auffallend, da auch der gelehrteste Leser ohnehin nicht anders gewöhnt ist, und je belehrender und denkfräftiger er ist, desto sicherer wird er bei vielen, noch verstreuten, Anfängen, und das sind gerade die rechten, z. B. beim Anfang des Menschengebüchtes, gar nicht wissen, ob er mit Eins, oder Zwei, oder Vielen anfangen soll, und dann in Gottes Namen mit dem Seyn unseres Geschlechtes seine Untersuchung beginnen, wie auch andere Geschlechter ihm genöthigt waren, und wie man auch bei Raum und Ende der Welt, bei Anfang der Zeit und des Raumes sich nicht anstellen weiß und nur froh seyn muß, daß sie sind, ähnlich wie man auch sogar das Naturrecht mit dem bloßen Seyn des Begriffs der Freiheit zu beginnen genöthigt ist, wenn man diesen Begriff noch nicht explizit überdacht hat.

Soll aber das Anfangen des logischen Denkens mit dem Begriffe des Anfangs nicht dennoch als etwas Willkürliches erscheinen, vielmehr als etwas sogar Nothwendiges, so muß auch in diesem Anfangspunkte schon die Möglichkeit eines, zwar noch jenseitigen und unbegriffenen, aber um so gewisser vorhandenen Reichtthums an Gedanken durchblicken, als das wahre Wahre nicht etwas Problematisches bleiben kann, sondern sich selbst, auf allen seinen Stufen und auch in unvortheilhaften Stellungen, wenigstens theilweise in ein entscheidendes Licht zu stellen die Kraft in sich tragen muß. Was unsern Blick zunächst auf sich gezogen hat, ist der Anfangsgebante Seyn, und wie wenig sogar dieser Begriff auch jezt mag, so wird er doch, da er der unabwiesbare einfachste Ausgangspunkt allgemeiner Denkverhältnisse ja seyn scheint, wenigstens für so wichtig angesehen werden müssen, als überhaupt ein Grundstein zu einem Gebäude ist, der, wenn er auch nicht den Plan und die Idee des vollendeten Ganzen zeigt, doch als der Stützpunkt dieses Ganzen betrachtet wird.

Da wir nun einmal auf Principien unsere Aufmerksamkeit wider zu richten nicht mehr zu vornehm und danken, so wollen wir auch die einfachsten Fundamente zu berückichtigen nicht verschmähen, und selbst das Allereinfachste, das Seyn, einer noch näheren Betrachtung nicht unwerth halten. Dieß Zutreten zur Nothwendigkeit und Wichtigkeit auch der völlig unbedeutend scheinenden Denkerhältnisse wird unvermerkt die erst noch unbestimmt vorschwebende Idee der Philosophie zu kategorischer Präcision bringen und die einfachsten Gedanken als das Allgemeinste, und wenn das Unentbehrliche nützlich ist, sie auch als dieses erscheinen lassen.

(Die Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufätze folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 20.

Karlsruhe den 19. Mai 1838.

1.

Erwiderung auf den Aufsatz wegen Zulässigkeit des Indicienbeweises in Nr. 16 der Annalen v. J.

Wenn dieser Aufsatz eine Widerlegung der in Nr. 12 entwickelten Ansicht über die Unzulässigkeit des Indicienbeweises zur Erkennung einer ordentlichen peinlichen Strafe seyn soll, so könnte ich ihn füglich mit Stillschweigen übergehen, weil jeder unbefangene Leser darin zwar mehrere sich für unumstößlich ausgebende Behauptungen, vermisch mit Verdrehungen der Gründe in Nr. 12, aber nichts von einer ruhigen und wissenschaftlichen Erörterung der so wichtigen Frage finden wird. Oder sollte es mit uns, die wir Verleumdungen suchen, schon dahin gekommen seyn, daß wir die Behauptungen in Nr. 16 als Rechtsgründe und die borten aufgestellten Sätze als Erbote des Gesetzes annehmen müssen. Sollen wir auf den Satz:

„Die Frage: ob auf Indicien eine Verurtheilung zu ordentlichen Strafe Statt findet, muß demnach bejahet werden, sobald ausgemacht ist, daß nach dem Gesetze das Subject der That durch künftlichen Beweis in kriminalrechtlicher Gewißheit gesetzt werden kann;“ nicht darnach fragen dürfen, wo denn dieses ausgemacht worden sei? Sollen wir nicht verlangen dürfen, daß man uns nachweise, wo denn unser Strafgesetz ausmache, daß man durch Indicienbeweis die Autorschaft eines Verbrechens in kriminalrechtliche Gewißheit setzen könne?

Sollen wir auf die Behauptung

„da bekanntlich aus bloßen Anzeigen bald nur ein „renfenter, bald ein mehr oder minder dringender Verdacht,“ bald jedoch auch eine völlige kriminalrechtliche Ueberführung hervorgehen kann;“

nicht die Frage stellen dürfen, wo denn in unserm Gesetze diese so bekannte Sache zu finden sei, daß bei uns bloße Indicien eine völlige Ueberführung des Verbrechens zu Stande bringen. Fürwahr, ich für meinen Theil bin nicht eigensinnig, und ich bitte daher inländig, mir doch diese ausgemachten Sachen und bekannten Dinge zu zeigen, und ich will

alsdann gerne das Ausgemachte als ausgemacht und das Bekannte als bekannt annehmen. Aber ich habe die schlimme Gewohnheit, alles mir auf meinem Standpunkt Begreifbare auch begreifen und namentlich in der Rechtswissenschaft Niemanden etwas auf sein alleiniges Wort glauben zu lassen, und wenn mir nun Jemand kommt und mir von ganz ausgemachten Sachen und allbekannten Dingen spricht, wovon ich eben nichts weiß, so werde ich nur um so störriger und komme gar auf den Verdacht, daß man mich nicht mit Gründen beschreien, sondern mit unerwiesenen, und unerweisbaren Behauptungen niederschlagen will. Das lasse ich mir aber nicht gefallen. Und so hat bei mir wenigstens der Aufsatz in Nr. 16 in nichts angeschlagen. Ja ich bin dadurch gerade noch mehr in meiner Ansicht bekräftigt worden, und um zu versuchen, diese meine Bekräftigung auch Andern einzufößen, das ist der Grund, warum ich noch einmal das Wort ergreife.

Mein verehrter Herr Gegner vertheidigt die Zulässigkeit des Indicienbeweises, und da er sich selbst als Wächter des Gesetzes hinstellt, so wird man annehmen dürfen, daß er sich, um seine Sache gut zu halten, zusammengenommen und alles beigebracht hat, um seine Ansicht — das Gesetz zu vertheidigen und die entgegenstehende zu widerlegen.

Vergleicht man aber die beiden Aufsätze in Nr. 16 und Nr. 12, so wird es dem unbefangenen Leser alsbald in die Augen fallen, daß mehrere von den in Nr. 12 für die Unzulässigkeit des Indicienbeweises zur Erkennung der vollen peinlichen Strafe vorgetragenen Gründe in nichts gewürdigt und widerlegt, sondern entweder mit kalten Verhauungen abgeseigt oder mit gänzlichem Stillschweigen übergangen worden sind.

So ist aus der Zusammenstellung der §§. 10, 11 und 18 des Strafgesetzes und insbesondere aus der Erörterung der dortigen Ausdrücke des zu einer ordentlichen Strafe hinreichenden Beweises und des rechtsobhörig überwiesenen zu zeigen versucht worden, daß damit der Indicienbeweis dem formellen entgegengesetzt wird, und es ist daraus geschlossen worden, daß bei uns nur auf den letztern eine ordentliche peinliche Strafe ausgesprochen werden soll. Von dieser doch gewiß nicht so ganz aus der

Luft gegriffenen Betrachtung ist nun in Nr. 16 kein Wort erwähnt. Man hat nicht versucht, sie zu bekämpfen, sondern man hat sich mit der nackten Behauptung darüber weggesetzt, daß man es als eine bekannte Sache ausgab, daß auch Indicien eine völlige kriminalrechtliche Ueberführung eines Verbrechens erzeugen können. Das kann man in Theil genommen geben, aber es bewirkt doch für die hier strittige Frage lediglich nichts. Es handelt sich nämlich nicht um die allgemeine Frage, ob Indicien eine Ueberweisung eines Verbrechens erzeugen können, sondern es handelt sich lediglich um die Frage, ob unsere bestehende Gesetzgebung dieses anerkannt und zugelassen hat, und so lange der Richter nicht annehmen darf, daß alles das, was er aus noch so rationellen Gründen dafür ansieht, daß es Gesetz seyn sollte, auch wirklich bestehendes Gesetz ist, eben so lange wird man aus der Behauptung, daß aus Indicien eine Ueberführung eines Verbrechens hervorgehen könne, nicht beweisen können, daß die Gesetzgebung dieses auch anerkannt und ausgesprochen hat. Man verlangt eine kriminell rechtliche Ueberführung und muß also auch dem Kriminalrecht, aus dem Strafgesetz die Aufnahme dieses Ueberführungsmittels nachweisen.

Als ein weiterer ebenfalls nicht so leerer Grund der Unzulässigkeit des Indicienbeweises ist der angeführt worden, daß bei der Zulässigkeit dieses Beweises die alsdann noch daraneben stehende außerordentliche Strafe des §. 10 jehe auch nur halbwegs rechtliche und vernünftige Haltung verlieren würde, denn wenn auf den zur Ueberzeugung des Richters ausreichenden Indicienbeweis die ordentliche Strafe erkannt werden darf, so kann die außerordentliche Strafe nur dann eintreten, wenn die Indicien nicht zur Ueberzeugung des Richters ausreichen, und dann könnte der Richter auf den leiseften weit verbreiteten Verdacht eine langwierige Freiheitsstrafe erkennen. Auch davon hat man in Nr. 16 kein Wort erwähnt. Man hat nicht versucht, darüber nur eine Erklärung abzugeben, und hat damit geglaubt, daß man dagegen nichts vorzubringen weiß. So ist es auch. Die Einführung einer außerordentlichen Strafe durch das Strafbild ist und bleibt der schlagendste Beweis, daß die Gesetzgebung diese Strafe für die Fälle der Ueberführung des Verbrechens mittelst Indicien statuierte *), wie auch der ganze Gang der Ausbildung

des gemeinen deutschen Strafrechts zeigt. Es besteht nichts, und man wird sich darauf berufen dürfen, eine Gesetzgebung, welche den Indicienbeweis überall und ohne Beschränkung zuläßt und daneben noch eine außerordentliche Strafe statuiert, und die erste Gesetzgebung, welche solches thun würde, wäre eine monströse, heillose zu nennen.

Weiters ist darauf hingewiesen worden, daß es doch als auffallend angesehen werden müßte, wenn das Strafbild die Zulässigkeit des Indicienbeweises hatte einführen wollen, ohne diesen so wichtigen Satz ausdrücklich vorzuschreiben, und ohne ihn mit nähere Vorschriften zu begleiten. Auch darf über hat man kein Wort verloren und damit abermals eingestanden, daß man dagegen nichts zu sagen weiß.

Das einzige, was in Nr. 16 gesagt, besteht darin, daß man abermals versucht, aus dem Ausdruck zurichende Indicien im §. 18, die unbeschränkte Zulässigkeit des Indicienbeweises darzutun. Allein es fällt mir wenigstens auch jetzt noch schwer, mich zu überzeugen, daß aus der Vorschrift des §. 18, daß der klagfrei Erklärte auf neuere zurichende Indicien wieder zur Untersuchung gezogen werden könne, nimmer der Satz als wahr und gewiß zu folgern sei, daß also der Richter auf Indicien eine volle ordentliche peinliche Strafe erkennen dürfe. Mich will es vielmehr bedünken, daß die Vorschrift des Gesetzes, welche von Voraussetzungen zur Einleitung einer Untersuchung handelt, nicht so gradehin dazu benutzt werden kann, um die Voraussetzungen der Erkennung einer peinlichen Strafe zu beweisen, und so lange

flucht nehmen, indem sie nämlich von der Ansicht ausgeht: es gebe Fälle, wo der Richter nach allgemeinen Lebenserfahrungen und Deregeln in seinem Innern sich von der Schuld eines Menschen vollständig überzeuge, — es sei aber nicht möglich, die Gründe dieser Ueberzeugung, so weit sie auf Indicien beruht, in eine, für alle Fälle maßgebende, Regel zu bringen, d. h. durch Abstraktion die Norm aufzufinden und festzustellen, unter welchen objektiven Voraussetzungen die Indicien einen vollen rechtlichen Beweis geben sollen. Könne aber das zur Ueberführung hinreichende Maß von Indicien nicht wie bei dem direkten Beweise (nach objektiven Merkmalen) gleichmäßig bestimmt werden, so könne das Gesetz auch keine volle Ueberführung mittelst derselben statuieren, und man müsse in jenen Fällen eine außerordentliche Strafe eintreten lassen. Nur in diesem Sinne wurde auch die poena extraordinaria von den Rechtslehrern von jeher als ein Nothbehelf dargestellt.

Wenn aber das Gesetz den Indicien ohne objektive Bezeichnung des erforderlichen Maßes (wie eine solche beim direkten Beweis gegeben ist), überhaupt den zusammenfassenden Umständen, nach dem freien subjektiven Ermessen des Richters, eine volle Beweisstrafe zugesellt, so wäre es ganz bodenlos und durch keinerlei Nothstand mehr entschuldig, daneben noch eine außerordentliche Strafe zuzulassen.

D. R.

*) Dieses Moment ist gewiß von großer Wichtigkeit. Eine außerordentliche Strafe wegen Unvollständigkeit des Beweises ist ein Bekenntniß der Gesetzgebung, daß sie sich nicht mehr zu helfen weiß. Weil sie nicht magt, den Verhältnissen für schuldig zu erklären, legt sie ihm nicht die volle Strafe auf, — und weil sie zugleich meint, er werde eben doch schuldig seyn, so will sie ihn doch auch nicht ganz leer ausgehen lassen.

Zu einer solchen, dem strengen Rechte widersprechenden, Maßregel kann die Gesetzgebung nur in einer Art von Nothstand ihre Zu-

Untersuchung und Strafartheil nicht das gleiche ist, eben so lange wird man auch bei den gegen den Abschaum der Menschheit einzuleitenden Untersuchungen und auch ihnen gerecht zufallenden Urtheilen noch nicht sagen können, daß das, was zur Einleitung der Untersuchung ausreicht, als ebenfals zur Erkennung der peinlichen Strafe ausreichend angesehen werden muß. Das Verwort zureichend kann doch offenbar nichts beweisen, denn bei seinem relativen Begriff ist es auf jenen Begriff zu beziehen, mit welchem es in Relation steht. Nun steht es aber zur Untersuchung im Bezug. Von der Strafe wird im hieher bezüglichen Satz nichts erwähnt, und so kann also auch das Verwort zureichend nur auf die zur Einleitung neuer Untersuchung zureichenden Indicien, nicht aber auf die zur Erkennung einer vollen peinlichen Strafe zureichenden Indicien bezogen werden.

Uebrigens beweist diese erneuerte Ausföhrung in Nr. 16, daß sich der Herr Verfasser in höchst unklaren Begriffen bewegt, daß er sich widerspricht, und was das schönste ist, daß er selbst eingesteht, daß unsere Gesetzgebung den Indicien nicht die Kraft der Hervorbringung kriminalrechtlicher Gewissheit beilegt.

Mein Herr Gegner sagt, daß der rechtliche Verdacht von zureichenden Indicien himmelweit verschieden sei, und man sollte deshalb denken, daß beides einander weislich nichts angeht. Allein damit würde man nach der Einführung auf der andern Seite sehr fehl gehen, denn darnach kann aus den Indicien bald nur ein entfernter, bald ein mehr oder minder dringender Verdacht, bald sogar eine völlige Ueberföhrung hervorgehen, und wenn also Indicien ein Verdacht jeber Art entspringen kann, so sollte man kaum glauben, daß der rechtliche Verdacht und die zureichenden Indicien so toto collo von einander verschieden sind, als man uns besorgen läßt. Sie sind auch nicht so gar weit auseinander, denn Jedermann weiß, daß der Verdacht eines Verbrechens der Schluß and den auf die Begehung dieses Verbrechens hinweisenden Indicien als seinen Prämissen ist, und wenn nun der rechtliche Verdacht ein richtiger Schluß ist, so sind ihm nach nothwendigen Grundfözen der Logik die Indicien als seine Prämissen sehr nahe und sogar so nahe, daß sie sich im Denken an einander ketten und mit einander in einem logischen Zusammenhang stehen. Darüber scheint man jedoch andererseits im Unklaren gewesen zu seyn, sonst hätte man nicht in den Widerspruch fallen können, daß zwischen dem Verdacht und den Indicien ein himmelweiter Unterschied bestehe, daß aber der Verdacht doch aus den Indicien folge.

Wehen wir weiter. Bei den Kriminaluntersuchungen wird über das begangne Verbrechen die historische Gewissheit des objektiven und subjektiven Thatbestands gesucht, und

in dieser Beziehung wird andererseits behauptet, daß diese historische Gewissheit keine Abstufungen zulasse, sondern daß etwas nur gewiß oder ungewiß seyn könne. Die historische Gewissheit ist nun ein abermaliger Schluß, und seine Vorderföze sind die Beweismittel, welche die Gründe der daraus gefolgerten Gewissheit abgeben, und soll daher dieser Schluß ein richtiger seyn, so beruht er auf der Güte und Kraft der ihm unterliegenden Beweismittel. Die positive Gesetzgebung kann nun den Schluß der historischen Gewissheit eines Verbrechens ganz unbeschränkt der individuellen Geisteskraft der Richter, ihrer persönlichen Ueberzeugung überlassen. Sie kann aber auch für die Beweismittel bestimmte Regeln vorschreiben und den Einen ein Mehr an Beweiskraft ertheilen, als sie Andern zutheilt. Das in der Erfahrung zu Tag gegangene Verbrechen kann jedoch in seinem Autor nur gewiß oder ungewiß seyn. Es kann also auch nicht ein Mehr als gewiß seyn, so daß folgerweise die mehr Beweiskraft habenden Beweismittel nicht ein mehr als gewisses, sondern nur die eine und untheilbare historische Gewissheit hervorbringen können. Alsdann können aber auch die nicht mit diesem Mehr der Beweiskraft ausgestatteten Beweismittel nur als die minderkräftigen betrachtet werden, und sie können alsdann bei ihrer alleinigen Anwesenheit nur einen minderkräftigen Schluß, einen minderkräftigen Beweis, d. h. eine Ungewissheit hervorbringen.

Nun sagt man andererseits S. 100:

„dadurch, daß die Gesetzgebung dem gerichtlichen „Geständnisse eines Beschuldigten, den übereinstimmenden „Ausfögen zweier Zeugen, und der richterlichen „Wahrnehmung mehr Beweiskraft beilegt, als den „Inzichten, spricht sie dieselbe den Letztern nicht ab,“ und man gibt also zu, denn von einer andern Gesetzgebung als der unsrigen ist ihm keine Rede, daß unsere Gesetzgebung dem Geständniß, den Zeugen und dem Augenschein mehr Beweiskraft beilegt, als den Inzichten. So wie man aber dieses zugibt, so hat man bei der behaupteten Einheit und Untheilbarkeit der historischen Gewissheit zugegeben, daß also diese Beweismittel eine kräftigere, eine bessere historische Gewissheit begründen, als die Inzichten, und weil es keine kräftigere und mehr als gewisse Gewissheit geben kann, als die sich nicht abstuende Gewissheit, so bringen eben bei uns allein diese Beweismittel des Geständnisses, der Zeugen und des Augenscheins die historische Gewissheit, die völlige Ueberföhrung des Angeschuldigten hervor, und die Inzichten erzeugen als weniger beweiskräftig nur eine Ungewissheit. Das ist es aber gerade, was wir Anhänger der Unzulässigkeit des Indiciendeweises zur vollen Ueberföhrung eines Angeschuldigten immer nach

dem Stande unserer Gesetzgebung sagen, das ist es gerade, was wir immer behaupten, daß nach unserer Gesetzgebung Verständniß, Zeugen und Augenschein mehr Beweiskraft haben, als Indicien, und woraus wir folgern, daß also die eine untheilbare historische Gewissheit nach unsern positiven Gesetzen nur aus diesen Beweismitteln zu schöpfen ist.

Man vermeine nicht, daß man sich hiergegen darauf berufen könne, daß die Gesetzgebung den Indicien die Beweiskraft nicht abgesprochen habe. Das ist richtig, sie haben allerdings auch bei uns noch Beweiskraft, sie haben nämlich die Beweiskraft der rechtlichen Verdächtigung, zur Klagefreierklärung. Sie schließen die Beweiskraft der Unschuld aus. Allein so wie es sicher gestellt ist, daß es nur eine untheilbare historische Gewissheit gibt, so folgt aus dem Umstand, daß einige Beweismittel zu deren Vorbringung mehr Beweiskraft haben, nothwendigerweise, daß also die ihnen entgegen gesetzten Beweismittel weniger Beweiskraft haben, und dann können diese weniger Beweiskraft habenden Beweismittel nicht dieselbe historische Gewissheit hervorbringen, als wie die mehr beweiskräftigen. Es gibt aber nur eine nicht abzuschätzende historische Gewissheit, und sie wird daher nur von den beweiskräftigsten Beweismitteln hervor gebracht.

Es beweist sich dieses auch aus der Rechtsgeschichte, indem alle Gesetzgebungen, welche den Indiciendeweis zur vollen Ueberführung eines Verbrechens zulassen, anerkennen, daß in ihnen die gleiche Beweiskraft mit dem Verständniß liegt, und alle Gesetzgebungen, welche von dem Ausschluss des Indiciendeweises zur vollen Ueberführung eines Verbrechens zur unbeschränkten Zulassung desselben geschritten sind, haben damit begonnen und zugleich geendet, denn es liegt darin der einzige Punkt der Veränderung, dass sie den Indicien die gleiche Beweiskraft mit den übrigen Beweismitteln ertheilen.

Ich könnte damit schließen, und die Erwägung beiderseitiger Ansichten getross dem unbefangenen Leser überlassen. Ich will mir aber noch erlauben, auch die übrigen Theile des Aufsatzes in Nr. 16 zu beleuchten.

Andererseits wird von der Gerechtigkeit gefordert, daß sie auch die großen Diebe hänge, anstatt den Schutz der Gesellschaft in Gottes Hand zu legen, um ja nicht gegen Verbrecher liberal und indiskret zu verfahren. Nach meiner Meinung besteht aber die Gerechtigkeit nicht im Hängen der Menschen, und jedenfalls verwahre ich mich dafür, selbst dabei die Hände anzulegen, sondern sie besteht im Festhalten und Beobachten der Gesetze, und wenn man die Gerechtigkeit auf den Titel des Schutzes der Gesellschaft begründet und sich das Recht beilegt, die nach eigener Meinung nicht mehr zum Schutz der Gesellschaft ausrei-

chenden Gesetze selbst zu verbessern, und aus eigener Macht vollkommenheit anzuwenden, so werden es nicht viele Leute glauben, daß man Gerechtigkeit übt. Die Geschichte weiß Beispiele zu erzählen, wohin man mit solchen Grundfäden gekommen ist. Uebrigens muß ich es abermals einräumen, daß es mein eifrigstes Bestreben ist, auch gegen einen Verbrecher nicht liberal und indiskret zu handeln. Ich sehe im Verbrecher nicht den Abschaum des Volks, sondern ich sehe in ihm auch oft einen Unglücklichen und jedenfalls noch einen Mitmenschen, der auch für sein Verbrechen Gerechtigkeit und menschliche Behandlung ansprechen darf, und jene Handlungsweise, die nur nicht gegen den Vornehmen und Mächtigen liberal und indiskret ist, gilt in meinen Augen nicht viel.

Man will davon laufen, wenn man von Anträgen des anklagenden Staatsanwalts und vom Dunkel des geheimen Verfahrens sprechen hört, was ich zwar glaube, weil man nicht gerne davon sprechen hört. Mich will es aber bedanken, als sei meinem verehrten Herrn Gegner schon etwas davon gelaufen, wenn er die Bedeutung der Urtheile mit Entscheidungsgründen für eine Oeffentlichkeit des Untersuchungsverfahrens halten sollte. Du lieber Gott! Das wäre ein betrübtes Surrogat. Noch betrübter als Eiche für Kaffee.

Wenn man sich übrigens den Fall denkt, daß ein Referent wegen mangelnden formellen Beweises auf eine Klagefreierklärung eines Angeklagten anträgt und nun unmittelbar nach ihm der Staatsanwalt das Wort ergreift, seine Behauptung auseinanderlegt, daß durch Indicien der Beweis des Verbrechens vollständig geführt sei, und daß also der Verbrecher zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt werden müsse, so wird man wohl von Anträgen des anklagenden Staatsanwalts sprechen können, und wenn man dabei auch keine förmliche Anklage findet, so ist es vielleicht nur um so schlimmer, und eine aber nicht zur Sicherheit des Angeklagten ausschlagende Kompensation liegt vielleicht darin, daß die Aeußerungen und Behauptungen des Staatsanwalts keine Diskussion herbeiführen, also nicht einmal eine Widerlegung erhalten sollen.

Was aber für die Zulässigkeit des Indiciendeweises daraus folgen soll, daß der Peter, und die Barbara, und der Adam, und die Anna Marie gegen die sie verurtheilenden Erkenntnisse keinen Refus ergreifen haben, ist schwer abzusehen. Es war zu beweisen, daß unsere Gesetzgebung im Jahr 1803 den Indiciendeweis zugelassen habe, und wie nun dieser Beweis damit auch nur unterstützt werden soll, daß der Peter im Jahr 1836 gegen sein Urtheil nicht rekurriert hat, das ist nicht zum Davonlaufen, sondern zum Dableiben, denn da, wo man solche Sachen lernen kann, kann man viel lernen. Wenn man übrigens glaubt, ich

hätte meine Abhandlung für die Kunst des Peter Bauer geschrieben, so war es wohl unvorsichtig, sich sobald darüber zu machen, und damit zu verrathen — daß man sie ebenfalls bekommen hat.

Wenn man mich aus meinem Kommissionsbericht über das Gesetz vom 3. August 1837 daran erinnert, daß ja die Staatsanwaltschaft den hofgerichtlichen Sitzungen als Wächter des Gesetzes beizuwohnen, so hatte ich solches rein vergessen. Uebrigens mag der in Nr. 18 mitgetheilte Meineidsfall mir zu einiger Entschuldigung dienen, denn auch dorten scheint man die Wache des Gesetzes nicht selbst besorgt, sondern der Verurtheilten, und jetzt für flagrant erklärten Angeschuldigten, und dem Oberhofgericht überlassen zu haben.

Daß ich mit Gesetzbüchern des Auslandes beweisen wollte, daß der Indicienbeweis bei uns unzulässig sei, das wird man seinem unbefangenen Leser des Aufsatzes in Nr. 12 glaubhaft machen. Und daß ich hinsichtlich dieser Frage auf den Standpunkt des gemeinen deutschen Strafrechts, daß ich auf Gesetze in Preußen und Baiern aufmerksam machte, um den Stand unserer Modifikation des gemeinen deutschen Strafrechts zu erläutern, das wird für den Rechtsgelehrten nicht Auffallendes haben, der da weiß, daß die Karolina das gemeinsame Band des Strafrechts für Deutschland war, und der da weiß, daß alle Modifikationen der Karolina und alle Parikulargesetzgebungen in Deutschland, zumal im Anfang dieses Jahrhunderts, vom gemeinen deutschen Strafrecht ausgingen. Und mag man darüber Späße machen, welche man will, so weiß ich doch z. B. von einem Freund der Zulässigkeit des Indicienbeweises, daß gerade diese Argumentation den größten Eindruck auf ihn gemacht hat. Was übrigens insbesondere die preussische Gesetzgebung und das Befolgen ihres Beispiels in Baden betrifft, so wird man aus dem von mir citirten S. 176 in Mittermaiers Strafverfahren den besten Aufschluß erhalten. Man wird finden, daß in Preußen schon im Jahr 1754 die außerordentliche Strafe eingeführt wurde. Möge man daher deshalb mit Mittermaier und nicht mit mir rechten.

Man mag den Schluß der Abhandlung in den Annalen 1837 Nr. 25 S. 149 drehen und wenden, wie man will, man wird darüber nicht hinauskommen, daß man die provisorische Einführung einer Beweisethorie in Strafsachen wünschte, und da in dem ganzen Umlauf von nichts als dem Streit über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Indicienbeweises die Rede ist, so wird man auch darüber nicht hinauskommen, daß man dabei hauptsächlich auf die Einführung des Indicienbeweises zielte, denn nicht darüber hat man gesagt, daß man bei und nicht weiß, wie ein Zeuge einzunehmen sei, nicht darüber hat man gesagt, daß man nicht weiß, wie eine Regalinspektion vorzunehmen

sei, sondern darüber hat man gesagt, daß unsere Richter über die Zulässigkeit des Indicienbeweises so getheilt sind, daß eine Verurtheilung gleichsam ein Spiel des Zufalles sei, und diesem Mißstand wollte man durch provisorische Einführung einer also diese Hauptfrage damit beseitigenden Beweisethorie vorbeugen, daß man darin auch den Indicienbeweis als gesetzlich zu gelassen erhalten wollte. Man hat aber dabei nicht den mindesten Wunsch von einer Einführung der damit zu verbindenden Mündlichkeit und Oeffentlichkeit geäußert, und wenn ich nun deshalb von traurigen Erfahrungen gesprochen habe, so habe ich nicht von traurigen Erfahrungen aus der Zulassung des mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit verbundenen Indicienbeweises gesprochen, welche Zulassung ich selbst aber nicht durch ein provisorisches Gesetz wünsche, sondern ich sagte dieses nur, wie S. 75 und hauptsächlich am Schluß meines Aufsatzes zu ersehen ist, von dem ohne Mündlichkeit und Oeffentlichkeit eingeführten Indicienbeweis, und daß diese Besorgniß auch von bedeutenden Männern getheilt werden, davon mag man sich z. B. aus dem Archiv des Kriminalrechts 1837, 1. Heft S. 14 überzeugen, wo die gewichtige Stimme Mittermaiers lehrt, daß die Garantien, welche man einführen muß, wenn man mit Sicherheit auf Indicien verurtheilen will, so lange fehlen, als man sich nicht entschließt, die Oeffentlichkeit einzuführen.

Wenn also diese Meinung, wenn diese Besorgniß vor schlimmen Folgen wohl keine so leere ist, so kann man von ihr wohl nicht sagen, sie wolle den Freunden der Wahrheit Sand in die Augen streuen. Wenn man einer Meinung einen solchen Vorwurf auf eine gerechte Weise machen will, so muß man sie vor allen Dingen als ganz grundlos darstellen, und wenn man sie in gar nicht bekämpft, sondern glaubt, daß man darüber, anstatt mit Gründen, mit solchen Insinuationen hinweg kommen kann, so läßt sich nur sagen — da, wo Gründe fehlen, stellt die Verdächtigung zur rechten Zeit sich ein.

Uebrigens kann ich mich, um meine früher noch zurückgehaltene Meinung über den anderseitigen Vorschlag ganz zu sagen, eines unbegreiflichen Erstauns nicht erheben, wie noch dazu ein Wächter des Gesetzes so sehr und so bedarrlich auf eine provisorische Einführung einer Beweisethorie in Strafsachen dringt, um durch die Anwendung dieser provisorischen Theorie Erfahrungen sammeln zu können. An wem werden denn diese Erfahrungen gesammelt? Sind denn die Menschentypen wie die Kautschky, welche man, einmal abgesehen, so geradlinig wieder nachziehen kann? Also mittelst eines provisorischen Gesetzes über die Ueberweisung in Strafsachen sollen bei uns Menschen hingerichtet, oder durch Verurtheilung zu einer schweren Zuchthausstrafe

für immer um Ehre und Gesundheit gebracht werden? Und wenn man so eine geraume Zeit verfahren und Erfahrungen über die Unrichtigkeit der Beweis-theorie gemacht hat, wenn man sich überzeugt hat, daß man Jenen nicht hätte hinrichten und den Andern nicht hätte zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilen sollen, hält man dafür, daß man sich beruhigen könnte, wenn man von dem provisorischen Geseß zurückkommt. Glaubt man aller Verantwortlichkeit baar und ledig zu seyn, wenn man das provisorische Geseß zurücknimmt und ein anderes etwa erteilt. Ja gewiß, das heißt eine Hauptprobe davon geben, daß man es in der wichtigsten und heiligsten Sache des Staats, in der Strafrechtsgelübepflege nicht genau zu nehmen habe. Doch was thut das alles, diese Erfahrungen werden ja an den freilich nur provisorisch erkannten Verbrechern, am Abschaum der Menschheit gemacht, und diese sind ja dazu da, daß die Richter an ihnen ihre Erfahrungen sammeln, gleichwie die Naturforscher ihre Versuche an Fröschen anstellen. Uebrigens weiß ich zu meiner Beruhigung, daß da, wo man über die Einführung eines provisorischen Geseßes in Strafsachen bräthet und beschließt, welches gegen die Angekuldigten gerichtet ist, so viel Einn für wahre Gerechtigkeit und so viel Gefühl für Menschenwerth herrscht, daß alle Vermählungen, eine provisorische Beweis-theorie in Strafsachen zu erreichen, vergeblich sind und seyn werden, ohne daß man mir Schuld geben kann, daß ich auch derten Sand in die Augen gestreut *).

Sander.

II.

Hofgericht des Oberheinkreises.

Loosungsrecht.

Geometer Indleoser von Birkingen reichte gegen Gemeinderath Jakob Schäfer von Birndorf beim Amt Waldbühn durch einen Anwalt eine Klage ein, worin er vortrug:

„Der Beklagte habe von Joseph Schäfer in Birkingen am 4. Mai 1838 ein Waldstück um 55 fl. unter den gewöhnlichen Bedingungen gekauft, der Vertrag dieses Kaufs in das Contractenbuch habe sich jedoch durch verschiedene Hindernisse bis zum 6. December 1837 verzögert, an welchem Tag auf

*) Mit dieser Duplik hat nun die polemischen Verhandlungen über diese Sache, wobei sich die beiden Freunde etwas ereignet, geschlossen.

Es ist manchmal gut, das trodene Denken durch solche lebhaftere Artikel einigermaßen zu unterbrechen, und die in die Form des Witzes eingeleiteten Gründe springen oft nur um so einleuchtender hervor. Aber es darf die Polemik nicht zu weit fortgesetzt werden, sonst ermüdet sie, oder führt zu Unannehmlichkeiten.

Rein objectiv gehaltenen Erörterung dieses hochwichtigen Gegenstands bleibt übrigens immer auch fernerhin menschenswerth.

D. R.

Anmeldung beider Kontrahenten der Act der Gewährung habe vor sich gehen sollen. Allein da er, der Kläger, aus Ungebuld und Bereitwilligkeit die Absicht habe vormalten lassen, gegen den Käufer als einen Ausmäker vom Markloosungsrechte Gebrauch zu machen, so sei der Eintrag abtermals untrüblichen, und unter Berathung mit einem Theilungscommissäre am 16. December eine neue Bedingung, wodurch der Käufer die persönliche Pflege des Verkäufers für den Fall einer Krankheit übernehmen habe, zu dem früheren Kaufvertrag stipulirt, und der hiernach geänderte Vertrag endlich am 3. Januar 1838 gewährt worden. Er, Kläger, habe sofort am 10. Januar die Loosung vorschriftsmäßig bei dem Gewährgericht angeklagt, sich zur Erfüllung aller Kaufbedingungen mit Ausnahme der oben gedachten zur Verrichtung der Loosung nachträglich festgesetzten, folglich ungültigen Bestimmung erboten, den loosungspflichtigen Käufer davon in Kenntniß setzen lassen, dessen Weigerung entgegengenommen, und dann den Kaufschilling mit Zinsen und Kosten beim Amt hinterlegt.“

Der Beweis dieser Vorgänge wurde zum Theil durch Urkunden angetreten, für die thatsächliche Behauptung, daß die neue Bedingung zur Verbindung der Loosung hinzugefügt worden sei, wurden Zeugen, nämlich der Rechtspraktikant, bei welchem der abgeänderte Vertrag niedergeschrieben worden seyn soll, sodann dessen Schreiber und der Verkäufer Joseph Schäfer selbst benannt. Zugleich wurde auf den Grund des §. 15 a. des Loosungs-geseßes von 1808 vom Beklagten handgezeichnete Versicherung darüber gefordert, daß in dem (bei jenem Rechtspraktikanten gefertigten) Kaufaufsatz nichts (und namentlich nicht jene Bedingung einer persönlichen Gegenleistung) niedergeschrieben worden, was nicht ursprünglich und früher ebenfalls verabredet gewesen sei.

Das Gesuch ging auf Zulassung der beschränkten Loosung und Einräumung des Besitzes des fraglichen Waldstücks.

Vom Bezirksamt Waldbühn wurde die Ladung versagt, indem es aussprach, diese Loosungsklage habe nicht Statt. Auf die dagegen ausgeführte Appellation bestätigte das Hofgericht jene Verfügung aus folgenden Gründen:

Der Vertrag, durch welchen Joseph Schäfer ein Waldstück an den Beklagten Jakob Schäfer verkaufte, enthält nach dem eigenen Vortrag des Klägers und dem mit der Klage vorgelegten Auszug aus dem Kaufbuche die Bedingung, daß der Käufer den Verkäufer, falls er krank werden sollte, wöchentlich drei Tage zu pflegen und demselben persönlich abzuwarten habe.

Bei der Erfüllung dieser Bedingung kommt es nach der Natur der Sache auf persönliche Eigenschaften des Erfüllenden an, und dem Verkäufer, welcher durch die Wahl eines Verpflegers, der ihm bei eintretender Krankheit persönlich abzuwarten soll, einer Person sein besonderes Vertrauen

geschenkt hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wenn ihm ohne seine Zustimmung statt des gewählten Wärters irgend ein Dritter, der ihm völlig unbekannt, ja sogar unangenehm seyn könnte, aufgedrungen wird; er kann die Erfüllung der Bedingung, die persönliche Gegenleistung, nicht eben so gut aus jeder dritten Hand annehmen. Es ist daher nach §. 9 der Lösungsordnung vom 3. Mai 1808 und nach §. 1. R. S. 1701 a. c. kein zugbarer Rechtstitel vorhanden, folglich die Lösung unstatthaft.

Uebrigens hat der Kläger in der Klage selbst erklärt, und durch die vorgelegte Urkunde über die Lösungsantündigung dargelegt, daß er bei dieser ausdrücklich die Erfüllung jener Bedingung verweigert habe. Er hat sich somit nicht zur Uebernahme aller dem Käufer obliegenden Verbindlichkeiten „in unveränderter Weise“ erboten, was nach §. 16 des Gesetzes von 1808 und nach §. 1. R. S. 1701 a. i. zur Lösung wesentlich erfordert wird.

Die hiernach unstatthafte Lösungsklage ist auch durch die Behauptung nicht begründet, daß die fragliche Bedingung ursprünglich im Kaufvertrage nicht enthalten gewesen, vielmehr erst später, als der Kläger „aus Ungebuld und Voreiligkeit die Absicht zur Lösung habe vormalten lassen,“ zur Vereitelung der anzumeldenden Lösung nachträglich zwischen den Vertragspersonen stipulirt, und als neue Bestimmung in den ungeschriebenen Vertrag aufgenommen worden, folglich nach §. 14 a. und §. 15 des Lösungsgerichtes als gesetzlich ungültig und als nicht vorhanden zu betrachten sei. Denn es besteht keine gesetzliche Vorschrift, wornach Bedingungen, welche in der Absicht, die Lösung zu verhindern, einem Vertrag hinzugefügt werden, als ungültig oder nicht geschrieben angesehen werden sollen.

Das Lösungsgericht von 1808 verordnet vielmehr im §. 14 lit. a. außer der Pflicht des Verkäufers, für die genaue und vollständige Beurkundung aller abgetretenen Bedingungen zu sorgen, nichts weiter, als 1) der Käufer habe das nicht zu übernehmen und zu erfüllen, was verabredet, aber nicht niedergeschrieben, und 2) der Verkäufer versalle in die Strafe der Fälschung, wenn mit seinem Wissen etwas anders, als abgetradet, niedergeschrieben sei.

Der erste Fall liegt offenbar hier nicht vor, der zweite bei näherer Betrachtung ebenfalls nicht, weil nur behauptet ist, daß etwas niedergeschrieben worden, was nicht anfangs, sondern erst später (und zwar vor dem Niederschreiben der zur Gewährung des Kaufs vorgelegten Urkunde) verabredet gewesen sei. Auch ist in diesem Falle keine civilrechtliche Folge für den Lösenden, resp. den Käufer bestimmt, sondern nur strafrechtliche Verfolgung des dolos handelnden Verkäufers angedroht.

Eben so ist im §. 15 lit. a. auch dem Käufer zwar zur Pflicht gemacht, mit zu sorgen, daß die Vertragsbedingungen

treulich und aufrichtig niedergeschrieben werden; allein er ist mit einem Entschädigungsanspruch und der Strafe der Fälschung nur für den Fall bedroht, wenn „zum Nachtheil des Lösungsberechtigten etwas anders (i. E. ein höherer Kauffchilling) niedergeschrieben wäre, als es abgetradet und von ihm zur Erfüllung übernommen worden,“ während nach der Darstellung des Klägers hier eine verabredete Bedingung niedergeschrieben wurde.

Es sind daher diese Gesetzesstellen auf den gegebenen Fall nicht anwendbar.

Auch von der Anwendung des §. 1. R. S. 1172, wornach die Bedingung einer gesetzwidrigen Sache und die darauf ausgeführte Ueberreinfunft ungültig ist, könnte hier die Rede nicht seyn, da die bedungene persönliche Leistung eine erlaubt ist, auch nicht die Ungültigkeit der darauf beruhenden Ueberreinfunft zwischen den Vertragspersonen in Frage steht.

Uebrigens ist eine Simulation in dem Sinne, daß die mehrbedachte Bedingung von den Kontrahenten nur zum Schein hinzugefügt, oder zwischen ihnen verabredet gewesen sei, sei solle nicht erfüllt werden, nirgend mit den dazu erforderlichen Thatsachen behauptet.

Endlich ist bei weiterer Behauptung des Klägers Appellanten, daß die Kontrahenten von dem ursprünglichen gemäß §. 1. R. S. 1583 perfect gewordenen Kaufvertrage, wobei von einer persönlichen Leistung des Käufers nichts bedungen gewesen sei, nach einmal vernommenem Lösungsvoorhaben nicht wieder hätten abgehen können, eben so wenig zur Klagebegründung geeignet.

Denn der Lösungsberechtigte erwirbt jedenfalls erst durch eine in der Form des Gesetzes (§. 13 und §. 1. R. S. 1701 a. i.) geschehene Antündigung der Lösung ein wirkliches Recht auf die zu lösende Sache, welche der Käufer nach §. 15 c. selbst während der Lösungszeit, so lange nur die Antündigung noch nicht geschehen, noch weiter veräußern darf. Wenn daher in §. 14 b. bestimmt ist, daß der Verkäufer von dem einmal geschlossenem Kauf nach vernommenem Lösungsvoorhaben nicht wieder zurücktreten könne, so muß man sich darunter nothwendig den Zeitpunkt denken, wo er von der nach §. 13 des Lösungsgerichtes und §. 1. R. S. 1701 a. i. öffentlich beurkundeten Lösungsantündigung Kenntniß erhalten hat.

Da nun der Kläger laut seines eigenen Vertrags erst nach dem Niederschreiben des angeblich geänderten Vertrags und nach der Gewährung desselben die Lösung förmlich angekündigt hat, vorher aber, wie sich die Klage ausdrückt, bloß seine Absicht auf Lösung vorwalten ließ, so wären die Kontrahenten an den ursprünglichen Vertrag gegenüber dem Lösungsberechtigten keineswegs gebunden, vielmehr zufolge der Regel der §. 1. R. S. 1134, 1185, wornach Ver-

träge mit wechselseitiger Einwilligung widerrufen werden können, und nur unter denen, die sie schließen, ihren Wirkungsbereich haben, zur Abänderung, resp. Vermehrung der Vertragsbedingungen allerdings noch befugt gewesen.

Es ergibt sich mithin unbestritten aus der Klage selbst, daß sie in Rechten nicht gegründet ist, und durch die Verwerfung derselben nach §. 358 der Prozeßordnung ist der Kläger um so weniger beschwert, als nach §. 1 und 17 des Koßungsgeſetzes sogar dann gegen ihn gesprochen werden müßte, wenn über die Statthaftigkeit der angesprochenen Koßung ein Zweifel bestünde.

Aus diesen Gründen und hinsichtlich der Kosten nach §. 169 der Prozeßordnung wurde wie gefahren erkannt.

Dieser Rechtsfall, welcher einigermaßen an den im zweiten Jahrgang, Nr. 4 dieser Annalen mitgetheilten Koßungsprozeß erinnert, dürfte indessen der Gefühlsgeopolitik einen Beitrag zu jenen Erfahrungen liefern, welche schon häufige Wünsche für die Aufhebung des Koßungsrechtes hervorgerufen haben. Woll.

III.

Das Recht der Parteien nach §. 1221 der Prozeßordnung, in der Appellationsinstanz neue Beweismittel und neue Thatfachen beizubringen, erläutert durch einen verhandelten Fall.

Eine Schwester klagte gegen die andere aus einem Darlehen auf Handhabe eine Forderung ein. Die Beklagte anerkannte den Schuldschein für richtig und gekant zugleich ausdrücklich, das Darlehen im eingeklagten Betrage empfangen zu haben, wendete aber ein, daß sie keinen verpflichteten Bestand gehabt, daß daher wegen dieses gescheitlichen Mangels *) der Schuldschein unwirksam — folglich die Klage ungegründet sei.

Klägerin's Erwidrer konnte nicht behauptet werden, daß ein verpflichteter Bestand mitgewirkt habe, denn es war der Schuldschein außer der Beklagten nur noch von einem Zeugen unterschrieben. Der Unterrichter erkannte nun, daß die Klägerin mit ihrer ungegründeten Klage unter Verurteilung in die Kosten abzuweisen sei.

Die Klägerin appellirte und trug im Beschwerdensubell den neuen Thatumstand vor, daß sie der Beklagten das Geld zur Einrichtung ihrer angestrebten Haushaltung gegeben und diese auch wirklich das Geld zu jenem Zweck verwendet habe, daher hier der Fall vorhanden sei, in welchem nach der ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes das Darlehen auch ohne Mitwirkung eines verpflichteten Bestandens gültig und verbindlich ist. Der appellatische Anwalt ließ sich jedoch in seiner Vernehmlassung auf diesen neuen Umstand nicht ein, indem er erklärte, daß dieses Vorbringen eine Klagenänderung enthalte, und sich deswegen auf §. 1221, 5 in Verbindung mit §. 341 der Prozeßordnung bezog. Der Gerichtshof, vor welchem diese Sache verhandelt wurde, ging von der nämlichen Ansicht des appellatischen Anwalts aus und erließ ein bestätigendes Urtheil mit dem Anhang, daß der Klägerin Appellantin unbenommen sei, mit einer neuen Klage vor dem Unterrichter aufzutreten.

Dieses Erkenntnis hatte ich nicht dem Prinzip über das

sogenannte Beneficium der Appellation: „nondum deducta“ etc.: angemessen. Der neue im Appellationsubell vorgelegene Thatumstand über die Verwendung des bargegebenen Geldes enthält keine Klagenänderung im wahren Sinne des Wortes. Die vor dem Unterrichter angestellte Klage (actio mutui) bleibt auch in der zweiten Instanz die nämliche. Ihr Grund (causa debendi) ist das Darlehen. Die nachgetragene Behauptung der nützlichen Verwendung des Geldes substituirt seinen neuen Klagegrund, sie verändert den Streit durchaus in seinem wesentlichen Theile, sondern enthält nur eine Replik, wodurch die Einrede der Beklagten wegen mangelnder Bestandschaft beseitigt und die Klage aus demjenigen Gesetze selbst, womit die Beklagte sie zerstören wollte, in dem sie ihre Einrede daraus schöpfte, aufrecht erhalten soll.

Das Urtheil beruht auf der irrigen Unterstellung, daß durch die Behauptung der nützlichen Verwendung des Geldes nunmehr die ursprüngliche Klage in eine actio de in rem verso verwandelt sei. Wäre dieß der Fall, so würde allerdings eine mutatio libelli vorhanden seyn; aber es ist klar aus dem obigen Vortrag, daß die Klage auf einem und dem nämlichen Rechtsverhältnisse — dem Darlehen — fortwährend beruht und durch die nützliche Verwendung des Geldes nur gegen die Ansehung geschützt werden soll, welche gegen die Gültigkeit dieses Rechtsverhältnisses gemacht worden ist.

Etwas ganz anderes ist die actio de in rem verso. Mit dieser Klage konnte ursprünglich nur der Vater und der Herr aus einem Geschehne seines Sohnes und Rechts von einem Dritten belangt werden, wenn dieser den Beweis führte, daß der Sohn (der Knecht) das Geschäft direct zum Nutzen des Vaters (Herrn) geschlossen oder das Erhaltene dazu angewendet habe. In der Folge hat man diese Klage aus den Geschäften eines Dritten utiliter überhaupt zugelassen, §. 4. J. quod cum eo qui in alien. pot., L. 1. pr. de in rem verso. Die Klage aus einer nützlichen Verwendung gründet sich also nicht auf ein persönliches Rechtsverhältnis, das zwischen dem Kläger und dem Beklagten durch einen Vertrag unmittelbar entstehen ist, sondern auf den Grundsatz der Billigkeit, welchen L. 14. D. de cond. ind. in den Worten ausgesprochen hat: „Nam hoc natura aequum est, neminem cum alterius detrimento fieri locupletiorum.“ Hätte die Klägerin in der zweiten Instanz von ihrem vorgelegten Schuldschein der Beklagten Umgang genommen und nunmehr die Verbindlichkeit derselben aus einem andern thatsächlichen Grunde als aus dem behaupteten Darlehen hergeleitet, i. B. behauptet, sie habe bei einer dritten Person ein Kapital stehen gehabt, die Beklagte habe solches erhoben und damit ihre häusliche Einrichtung gemacht; oder die Klägerin habe für die Beklagte ein ihr nützliches Geschäft verrichtet, indem sie aus ihrem Gelde der Beklagten in ihre neue Haushaltung solche Gegenstände angeschafft, die sie gebraucht oder selbst gewünscht habe; so würde in einem wie in dem andern Falle eine Klagenänderung vorhanden gewesen seyn. Es ist aber keines von beidem geschehen, sondern die actio mutui, die als ursprünglich angestellte Klage beibehalten und nur deren Gültigkeit gegen die eingewandte Bestandsordnung behauptet und ausgetrieben worden.

NB. Von solcher und mehrere ähnliche Fälle haben mich zu einer Abhandlung veranlaßt, die ich nächstens nachtragen werde.

Donatich.

*) Die Aufhebung der Bestandsordnung und Emancipirung des mittelsten Geschlechts ist erst später erfolgt.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 21.

Karlsruhe den 26. Mai 1838.

I.

Ueber die §§. 828, 829, 840, Nr. 2, 3, 4, 5. §§. 841, 844, 853, Nr. 3. §§. 885, 886, 887, 914, 919, 920, 922, 924, 932, 933, 934 der Prozeßordnung.

In einer seit vielen Jahren anhängigen Gant verlangte ein Gläubiger, dessen Forderung durchaus richtig gestellt war, eine Abschlagszahlung nach der Vorschrift des §. 841 der Prozeßordnung.

Der Santrichter verfügte hierauf, daß eine Abschrift der fraglichen Eingabe dem Gantanwalt mitzutheilen sei, um sich hierüber nach vorheriger Einvernahme des Masselurators und Gläubigerausschusses zu erklären.

Diese Verfügung veranlaßt den Verfasser dieses Aufsatze, die in der Ueberschrift angeführten §§. der Prozeßordnung näher zu erörtern, um häufigen Mißverständnissen der Gerichte vorzubeugen.

Zu diesem Behufe wird

1. In Ansehung der Stellung und Wirksamkeit des Gant. anwalts bemerkt:

a) Der Santrichter ernent den Gantanwalt — §. 828 der Prozeßordnung — und dieser hat das im §. 829 der Prozeßordnung vorgeschriebene Handgelübde zu leisten. Durch dieses Handgelübde übernimmt er, neben den aus seinem Advocatenstande entspringenden allgemeinen Pflichten, die besondere Verbindlichkeit, sich über die Richtigkeit einer jeden in der Gant angemeldeten Forderung nach bestem Wissen und Gewissen zu informieren und zu erklären.

Dem Gantanwalt gegenüber hat also jeder Gantgläubiger ganz dieselbe rechtliche Stellung, indem Ersterer eben so wie der Richter auf das Geseß verpflichtet ist und ohne alle Rücksicht auf persönliche Verhältnisse sein Amt gewissenhaft zu verwalten hat.

2) Der Gantanwalt ist verpflichtet, bei Streitigen Forderungen oder Ansprüchen der Gantkreditorschaft, die vom Massepfleger ihm befallt übertragene Prozeßführung an-

zunehmen. Er kann jedoch in zweifelhaften Fällen hierzu die Genehmigung der Gläubiger oder des, selbe repräsentirenden Gläubigerausschusses einholen. Prozeßordnung. §. 840, Nr. 3.

3) Der Gantanwalt hat sich den Aufträgen zu unterziehen, welche ihm vom Massepfleger in dem Falle des §. 844 der Prozeßordnung rücksichtlich des dort angeordneten Aufforberungsverfahrens erteilt werden.

4) Der Gantanwalt hat als Contradictor massae nur das Interesse des Gantschuldners und die gemeinschaftlichen Interessen sämtlicher Gläubiger — der Gesamtkreditorschaft — zu vertreten. Er kann insbesondere nur dann ein Rechtsmittel ergreifen, wenn er zuvor die Zustimmung der Mehrheit der Gläubiger oder ihres Ausschusses erwirkt hat. Diese Zustimmung ist aber nicht erforderlich, wenn ein einzelner Gläubiger ein Rechtsmittel ergreift und der Gantanwalt hierauf seine Erklärung abzugeben hat. Prozeßordnung §. 919.

II. Wir kommen nun zur Stellung und Wirksamkeit des Massepflegers in einer Gant. Derselbe wird

1) vom Santrichter gleich nach Eröffnung einer Gant provisorisch aufgestellt — §. 826 der Prozeßordnung — und wenn das weitere Gantverfahren nicht etwa durch einen Vergleich abgewendet wird, so veranlaßt der Santrichter nunmehr die Wahl eines Massepflegers. Prozeßordnung §. 883.

Zu diesem Behufe wird im Gantdikt eine Tagfahrt nicht nur zum Richtigstellunge- und Vorzugungsverfahren, sondern auch zur Ernennung eines Massepflegers mit dem Befehle festgesetzt, daß die nicht erscheinenden Gläubiger als der geschilderten Mehrheit der erschienenen beiträgend angesehen werden sollen. Prozeßordnung §. 853, Nr. 3.

Die Ernennung oder Wahl des Massepflegers durch die Gantgläubiger geschieht nach Stimmenmehrheit; es müssen jedoch die angemeldeten Forderungen dieser Mehrheit in ihrer Gesamtsumme wenigstens die Hälfte des Betrages erreichen, welchen alle angemeldeten Forderungen ausmachen. Wenn demnach z. B. bei einer Passivmasse von 100,000 fl.

jene Mehrheit nicht wenigstens 50,000 fl. liquidirt hat, so muß nochmals und zwar so lang gewählt werden, bis ein Massepfleger auf die oben bezeichnete Weise erwählt ist. Ergibt sich jedoch bei diesen Versuchen, daß eine gültige Wahl nicht zu Stand kommt, so hat der Bantrichter die Befugniß, einen Massepfleger auf die Gefahr der Gläubiger hin zu ernennen. Prozeßordnung §§. 886, 887.

2) Der Wirkungskreis des Massepflegers ist hauptsächlich vorzuziehen:

a) im §. 840 der Prozeßordnung. Nach diesem §. 840 Nr. 3 hat der Massepfleger insbesondere das Recht und die Verbindlichkeit, bei streitigen Forderungen oder Ansprüchen die Prozeßführung dem Gantamwalt zu übertragen.

b) Der Massepfleger hat ferner nach §. 844 der Prozeßordnung dem Bantrichter die geeignete Anzeige zu machen, wenn ein bestimmtes Obergericht die Gewährung liegenschaftlichen Vermögens des Gemeinschuldners aus dem Grunde verweigert, weil dieser keine hinreichenden Rechtsmittel hat. Erkann jedoch auch dem Gantamwalt hiermit beauftragen.

c) Der Massepfleger hat seine Schlussvermögens der Gantamasse veräußert und die Gläubiger, nebst andern fälligen Rückständen der Masse von ihm ringezogen sind. Prozeßordnung §. 922.

Die Tagfahrt, in welcher die Entlassung des Massepflegers gewöhnlich erfolgt, ist die nämliche, in welcher die Eröffnung des Vertheilungsbescheides Statt hat. Prozeßordnung 924.

d) Wenn der Vertheilungsbescheid — §. 923 der Prozeßordnung — rechtskräftig ist, so hat der Massepfleger alle jene Gläubiger zu befrichtigen, welche bei der Publikation des Vertheilungsbescheides erschienen sind.

Sonach hat er

a) denjenigen Gläubigern, in Ansehung welcher dem Vollzuge des Vertheilungsbescheides nichts im Wege steht, ihren berechneten Betrag gegen Quittung auszusahlen, ferner

b) denjenigen, welche an andere Personen angewiesen sind, ihre Anweisungen gegen Vertheilung zu stellen. — Dagegen hat er

c) denjenigen nicht erschienenen Gläubigern, welche an andere Personen angewiesen sind, die Anweisungen durch die Post zu übersenden; endlich hat er

d) diejenigen Gelder, welche von nicht erschienenen Gläubigern zu erheben gewesen wären, auf ihre Gefahr und Kosten bei der großherzoglichen Amortisationskassa zu Karlsruhe oder bei den betreffenden Obergerichtsbanciers — Regierungsblatt vom Jahr 1837 S. 480 und vom Jahr 1838, S. 2, 3 — zu hinterlegen und jene Gläubiger hiervon zu benachrichtigen. Prozeßordnung §§. 932, 933, 934.

e) Der Massepfleger hat längstens innerhalb 6 Wochen, von der zur Vertheilung der Masse festgesetzten Tagfahrt an, dem Gantgericht schriftlich anzuzeigen, daß er den Vertheilungsbescheid vollzogen habe. Mit dieser Anzeige hat er vorzulegen

n) die Quittungen der Gläubiger über die erhaltenen Schuldtheile;

b) die Vertheilungen über die denselben zugestellten oder übersendeten — vergleiche das oben unter D. b. c. Angeführte — Anweisungen;

c) die Vertheilung rücksichtlich des oben unter D. d. erwähnten Hinterlegens. Prozeßordnung §. 937.

f) Der Massepfleger erhält seine Belohnung aus dem nicht besonders verhafteten Theil der Gantamasse, wozu eine gemeine — nicht vorzugte — Gläubiger, nach dem Verhältnisse der Größe ihrer Forderungen, mit denen sie zur Zahlung gelangen, Theil zu nehmen haben. Prozeßordnung §. 914.

III. Bisher war vom Gantamwalt und Massepfleger die Rede; es ist nun noch über die Stellung und Wirksamkeit des Gläubigerausschusses Folgendes zu bemerken:

1) Der Bantrichter veranlaßt in geeigneten Fällen die Wahl eines besondern Ausschusses der Gantgläubiger, welche die Gesamtheit der Gläubiger repräsentiren. Es besteht

A) dieser Ausschuss in der Regel aus drei, am Orte — oder wenigstens in der Nähe — des Gantgerichts wohnenden Gantgläubigern und wird durch die Gläubiger nach Stimmenmehrheit gewählt. Prozeßordnung §. 885.

Es muß jedoch die Gesamtsumme der Forderungen, welche die unter jener Mehrheit begriffenen Gläubiger bei der Liquidationstagfahrt angemeldet haben, wenigstens die Hälfte des Betrages aller angemeldeten Forderungen ausmachen. Ist dieses der Fall nicht, so erscheint die Wahl als ungültig; wenn aber nach wiederholten Versuchen eine gültige Wahl überhaupt nicht zu Stand kommt, so ernannt das Gantgericht einen Gläubigerausschuss auf die Gefahr der Gläubiger hin. Prozeßordnung §§. 886, 887.

B) Nach dem oben Angeführten dürfen nur Gläubiger — nicht Anwälte oder Bevollmächtigte derselben — gewählt werden, weil das Gesetz nur von diesen spricht und deren Forderung nach ihrer Quantität zum Maßstab der Gültigkeit ihrer Abstimmung macht, ferner weil der Grund des Gesetzes offenbar kein anderer ist, als nur den unmittelbar in interessirten Gläubigern die gesetzlich vorgeschriebene Einwirkung auf die gemeinschaftliche Gantamasse zu überlassen.

C) Das Gantgericht muß die ausdrückliche Bemerkung enthalten, daß bei der zum Richtighaltens- und Vorzugsverfahren anbeordneten Tagfahrt auch die Wahl eines Gläubigerausschusses werde vorgenommen werden. Das hierbei anzudeutende Präjudiz besteht darin, daß die Richterschei-

wenden als der Mehrheit der Erschienenen beistehend ange-
sehen werden sollen. Prozeßordnung §. 853, Nr. 3.

2) Die in der Prozeßordnung vorgeschriebene Wirksamkeit
des Gläubigeraussschusses ist folgende:

A) Wenn der Massepfleger beim Gantrichter die erforder-
lichen Anträge wegen Veräußerung der Gantmasse gestellt
hat, so wird der Gläubigeraussschuß hierüber vernommen,
ehe das Gantgericht desselbe die geeigneten Verfügungen
trifft. Prozeßordnung §. 840, Nr. 2.

B) Bei streitigen Forderungen oder Ansprüchen der Gant-
masse hat der Massepfleger die Prozeßführung dem Gant-
anwalte zu übertragen; dieser aber hat in zweifelhaften
Fällen auch die Genehmigung des Gläubigeraussschusses zu
dieser Prozeßführung einzuholen. Prozeßordnung §. 840,
Nr. 3.

Der Gantanwalt wird also zur Vermeidung gefährlicher
Regresslagen wohl thun, bei allen etwas bedenklichen Pro-
zessen die Genehmigung des vom Massepfleger erhaltenen
Prozeßlegitimation beim Gläubigeraussschuß einzuholen.

C) Der Gläubigeraussschuß hat zu beschließen, ob die vom
Massepfleger erhobenen Forderungen verzinslich oder auf andere
Weise angelegt werden sollen. Prozeßordnung §. 840, Nr. 4.

D) Der Gläubigeraussschuß hat das Recht, vom Masse-
pfleger zu jeder Zeit die Vorlage seines, über die Einnahmen
und Ausgaben der Gantmasse zu führenden Tagebuchs zu
verlangen. Prozeßordnung §. 840, Nr. 5.

E) Der Gläubigeraussschuß hat das Recht, gegen die vom
Massepfleger am Schlusse seiner Verwaltung gestellte Rech-
nung die geeigneten Erinnerungen vorzubringen, über welche,
nach deren Erörterung, das Gantgericht zu entscheiden hat.
Prozeßordnung §. 840, Nr. 8.

F) Wenn der Gantanwalt gegen ein, die Gesamtheit
der unbenutzten Gläubiger beschwerendes Erkenntnis ein
Rechtsmittel ergreifen will, so ist zuvörderst die Prozeßlegi-
timation des Gläubigeraussschusses erforderlich. Prozeßordnung
§. 919.

Hat er diese nicht eingeholt, so kann ein ohne die nöthige
Legitimation erfolgtes Erkenntnis in Bezug auf die Gantver-
dichterschaft keine rechtlichen Folgen haben.

G) Der Gläubigeraussschuß hat das Recht, die Erledigung
der Gant auch dann zu verlangen, wenn der Gemeinschuldner
rückständig einer ganz oder theilweise für liquid erkannten
Forderung ein Rechtsmittel ergreift. Prozeßordnung §. 920.

IV. Wir haben nun Schluß zu ziehen, die im Eingang er-
wähnte gantrichterliche Verfügung zu prüfen, und bewerten
in dieser Hinsicht:

1) Nach der Vorschrift des §. 841 der Prozeßordnung hat
der Gantrichter auch vor endlicher Vertheilung der Gant-
masse und während des Gantverfahrens die Auszahlung ge-
hörig richtig gestellter Forderungen an einzelne Gläubiger

alsdann zu verfügen, wenn es vollkommen gewiß ist, daß
diese aus der Masse, vermöge der gesetzlichen Rangordnung,
jene Zahlung jedenfalls erhalten werden.

Der Gantrichter bedarf zu dieser Verfügung weder der
Einnahme des Gläubigeraussschusses, noch des Masse-
pflegers und Gantanzwaltes, sondern er kann selbst auf den
Grund der betreffenden Aktensätze über die Richtigstellung
der Ansprüche an die Masse und den Bestand derselben ohne
weiteres erlassen.

Sagt man aber, daß Gantgericht werde der größeren Si-
cherheit wegen gut thun, die bei einer solchen vorläufigen
Auszahlung beteiligten Gantgläubiger durch den nach §.
885 sitzenden Ausschuss zu vernehmen, so würde nach
dem Obigen

2) dieses Gesuch dem Obmann des Gläubigeraussschusses
mitzutheilen seyn, um diesen Ausschuss, so wie den Masse-
pfleger hierüber zu vernehmen.

Eine Einnahme des Gantanzwaltes da, wo nichts
streitig, sondern der Anspruch außer Zweifel ist, erscheint
ganz zweckwidrig, jedenfalls aber durchaus unzulässig, den-
selben über den Ausschuss und den Massepfleger zu stellen,
da man von diesen vielmehr Austräge anzunehmen und Ge-
nehmigungen einzuholen hat, denselben also untergeordnet
ist. X.

II.

Reicht die bloße Thatfache des Eigenthumsverkehrs
zur Begründung der Negatorienklage hin?

Rödnigheim gegen Reiningen.

In den Erörterungen über die Beweislast bei der Ne-
gatorienklage (Annalen Band II. S. 37 und 410. Band
III. S. 23 und 236. Band IV. S. 163) wurde unter
andern, bezüglich auf Grunddienstbarkeiten und
Erbpflichtigkeiten, der Satz aufgestellt, daß es zur
Begründung der Entlastungsklage schon genüge, wenn
der Kläger behaupte, daß er das Eigenthum des dienenden
Gutes erworben habe. Wie es scheint, wollte man sich
diese Theorie in dem gegenwärtigen Falle, wo es sich um
eine Gült und also um eine Erbdiensbarkeit handelt,
zu Nutzen machen.

Im April l. J. ließ nämlich die Gemeinde Rödnigheim bei
großherzoglichem Hofgerichte eine Klage einreichen, in deren
Eingang angeführt wird, daß die versammelte Bürgerschaft,
angeregt der ihr auf amlichen Befehl gemachten Auffor-
derung, die bisher an das fürstlich-leiningensche Rentamt
Lauderischshoffheim entrichteten Gültbeträge auch fortan
zu entrichten, beschloßen habe: daß für dieses Jahr und
fernerhin keine Gült mehr gegeben werde, daß man sich

verklagen lassen wolle *), bis vorgelegt werde, aus welchen Gründen die Gült von ihnen gefordert werde, und ob auch die Gültbücher nach den Urtheilen erneuert worden seien. Zur Sache selbst ist hiernächst vorgetragen: „Sämmtliche Einwohner der Gemeinde behaupten, daß sie das Eigenthum der von ihnen besessenen Eigenschaften erworben haben. In diesem Eigenthumsrechte liegt kraft Gesetzes die Befugniß, über Bestand und Wesen der Güter, so wie über den Genuß derselben nach Belieben zu schalten und zu walten. Das fürklich leinwingsche Rentamt Laubersdorffheim ist aber der Ansicht, daß Güter der Gemüthsart gültpflichtig seien und verlangt, daß diese Gült entrichtet werde. Weder die Gemeinde noch die einzelnen Eigenthümer der Güter erkennen diesen Eingriff in ihr freies volles Eigenthum an.“

Nach dem hierauf gestellten Begehren sollte erkannt werden, daß dem beklagten Rentamt kein Gültrecht in der Gemeinde Königheim, beziehungsweise an einzelnen Gütern der Einwohner zustünde.

Durch hofgerichtlichen Beschluß vom 21. April ward jedoch in Urtheilsform verfügt: „die Klage findet nicht Statt.“

Entscheidungsgründe.

In Erwägung, daß die Erbgült eine Abgabe ist, welche ein Eigenthümer von dem Genuß eines ihm gehörigen Gutes an jeden getreuen Inhaber des Gültrechts zahlen muß;

J. E. daß nach R. N. E. 577 a. b. der Gültgeber voller Eigenthümer ist, welchem die Befugnisse des R. N. E. 544 unbefristet zustehen.

J. E. daß also aus dem Erwerb des Eigenthums an Eigenschaften an und für sich die Freiheit von einer etwa darauf lastenden Gültlast nicht gefolgert werden kann, weshalb zur Begründung der Entlastungsklage, zufolge R. N. E. 1315, ein besonderer Entlastungsgrund des Gültrechts ausgegeben seyn müßte;

J. E. daß aber nicht bloß die Entlastungsklage ungegründet, sondern auch die klagende Gemeinde als solche nicht zur Sache legitimirt ist, weil hierbei nur die einzelnen Güterbesitzer, an welche die Gült gefordert wird, beteiligt sind;

J. E. daß eben so wenig das beklagte Rentamt zur Sache legitimirt ist, indem nur die fürkliche Ständeherrschaft selbst, welche das Rentamt nicht zu vertreten hat, belangt werden könnte;

Nach Ansicht des §. 92, Nr. 1 und 358 der Prozeßordnung, A. v. O. R. 10.

Im Wesentlichen nach denselben Grundsätzen wurde entschieden unter den Rubriken: Königheim gegen Rentamt

Triefenkeim, Brehlingen gegen Leiningen, Obzigheim gegen Bettendorf.

Es wurde in den beiden letzten Fällen nur noch hinzugefügt, daß die Meinung der Kläger, als hätten sie nur unbelastetes freies Eigenthum erworben, dem Gült Herrn unannahmlich, und daß auch die Angabe der Güter, im Ansehung welcher die Freiheit von den Güten und Zinsen behauptet wird, zur Begründung des Klagebegehrens erforderlich sei.

Bayer.

III.

Ueber das Anschließungsrecht (accessorische Abhäsion) bei Recursen in Administrativsachen. —

Die bürgerliche Prozeßordnung kennt ein Anschließungsrecht, die Verordnung über Recurse in Administrativ- und Polizeisachen erwähnt aber der Abhäsion nicht.

Auf eine Anfrage über diesen Gegenstand erwiderte das großherzogliche Ministerium des Innern durch Erlass vom 19. Januar 1838, Nr. 554:

Bei der angeregten Frage sind die Administrativsachen im engeren Sinne von den Sachen der sogenannten administrativ contentiosen Gerichtsbarkeit zu unterscheiden.

Bei den ersteren, die auf einem von den letzteren wesentlich verschiedenen Grunde beruhen, erachtet man diese als eine Anschließung nicht für zulässig. — Jedoch versteht es sich, daß in Fällen dieser Art unter die Voraussetzungen des §. 13 der Recursordnung selbst nach abgelaufenen Fristen auf ergeissenen selbstständigen Recurs dessen, gegen welchen vorher ein Recurs eingebracht worden war, — ja unter die Voraussetzungen des §. 18 ibidem sogar von Amtswegen jede Abänderung der angefochtenen Verfügung eintreten kann.

Bei denjenigen, ihrer Natur nach zur bürgerlichen Gerichtsbarkeit gehörigen Streitigkeiten, deren Entscheidung nach §. 8 der Verfassung D. des Organisationsbegriffs vom 26. November 1809 den Kreisrichtern (Regierungen) ausnahmsweise zusteht, erscheint die accessorische Abhäsion zulässig, da hier, wo es sich um das Mein und Dein handelt, das Verfahren des Administrativrichters jenem der Zivilgerichte möglichst assimiliert werden muß. — Es wird deswegen da, wo das im Recurswege angefochtene Erkenntniß zum Theil für — zum Theil gegen den Recurrenten entschieden hat, wohl daran gethan seyn, wenn jedesmal eine Vernehmung desselben, gegen welchen der Recurs gerichtet ist, erhoben wird. — In der zur Abgabe der Vernehmung geordneten Frist muß alldann von der Anschließung bei Beendigung desselben Gebrauch gemacht werden.

Junghaus,

Regierungsrat in Mannheim.

*) Sicher wäre es Kläger gewesen, die Klage des Gültgebers abzuwarten, statt gegen ihn klagend aufzutreten. D. E.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 22.

Karlsruhe den 2. Juni 1838.

I.

Ueber die Strafe des Rückfalls beim wiederholten dritten Diebstahl.

Wegen Entwendung eines Hemdes, im Werthe von 1 fl. 15 kr., war Franz Joseph Kroner von Edingen durch hofgerichtliches Erkenntniß vom 12. December v. J. des zum drittenmal wiederholten dritten Diebstahls für schuldig erklärt, und zu einer Zuchthausstrafe von acht Jahren verurtheilt worden.

Dieses Urtheil gründet sich auf den §. 77 des Strafbuchs und den §. 93 des Anhangs dazu. Nach der bisherigen Praxis schien das Maß der Strafe auch gar nicht zweifelhaft. Der Inculpat ergriff jedoch den Rechtsrecurs an das großherzogliche Oberhofgericht, welches unterm 27. März d. J. erkannte:

„das hofgerichtliche Urtheil sei dahin abzuändern, daß Recurrent zwar des zum drittenmal wiederholten dritten Diebstahls, im Werthe von 1 fl. 15 kr., für schuldig zu erklären, jedoch mit Rücksicht auf den Gesamtbetrag der früher bestrafte Diebstähle, ad §. 22 kr., nur in eine Zuchthausstrafe von zwei Jahren, drei Monaten, sofort in die Untersuchungs-, Straferkennungs- und Recurskosten zu verfallen sei.“ —

Die Entscheidungsgründe, so weit sich dieselben auf unsere Frage beziehen, lauten folgender:

„Was dagegen das Strafmaß betrifft, so hat das Strafbuch, im §. 77 nur für den ersten dritten Diebstahl eine auf zwei Jahre festbestimmte und überdies durch Marktberechnung wachsende Strafe vorgewiesen; eine Strafbestimmung für den Rückfall in den dritten Diebstahl fehlt im Strafbuch, und es läßt sich nur aus allgemeinen Gründen der Strafzumessung behaupten, daß der Rückfall ein Schärfsungsgrund sei; daß aber diese Schärfsung nach der Analogie anderer, im Buche bestimmter Rückfallsstrafen, gerade immer in Verdopplung, Verdreifachung u. s. w. der festbestimmten Strafe des ersten Falls bestehen müsse, dies folgt weder aus allgemeinen Grundsätzen, noch aus

§. 93 des Anhangs zum Strafbuch, vielmehr gibt diese, den Character eines Gesetzes ohnehin nicht an sich tragende Justizministerialerläuterung dem Richter die dem Geist des Strafbuchs entsprechende Norm, daß in Bezug auf

die nach Größe des Schadens wachsenden Strafen in der fortgesetzten Berechnung der früheren Summen des Schadens zu den letzten, schon das Maß der Rückfallsstrafe enthalten sei.“ —

„Da nun im vorliegenden Fall die Summe der früheren Diebstähle, mit Einschluß des jetzigen, 1 fl. 15 kr. betragen, §. 22 kr. macht, so können der festbestimmten dritten Diebstahlsstrafe von zwei Jahren Zuchthaus, als Schärfsung für den gegenwärtigen Rückfall, zufolge §. 77 des Buchs, nur drei Monate zugesetzt werden.“ —

Dieses Präjudiz dürfte Anlaß geben, den in den Zuchthäusern befindlichen Dieben, welchen die Rückfallsstrafe nach der früheren Praxis zugewiesen wurde, einen verhältnißmäßigen Theil im Wege der Gnade zu erlassen, um eine Gleichheit vor dem Gesetze herzustellen.

Bayer.

II.

Ueber die Gesetzeskraft der Erläuterungen zum Strafbuch und die Bestrafung des Rückfalls in den dritten Diebstahl.

Kaum hatte der oberste Gerichtshof, auf den Recurs des Ge. J. Kroner von Edingen, eine von der bisherigen Praxis abweichende Aufschreibung gegeben, als bei dem großherzoglichen Hofgericht am 16. Mai 1838 ein ganz ähnlicher Fall zur Aburtheilung kam, in welchem von der Majorität die oberhofgerichtliche Ansicht nicht adoptirt wurde. Paul Pausch von Hriedberg war nämlich wegen eines zum erstenmal wiederholten dritten, und zugleich wegen eines zum zweitemal wiederholten dritten Diebstahls in Untersuchung gezogen, und in jeder Beziehung schuldig

befunden worden. Es fragte sich nun: welche Strafe zu erkennen sei? Was zuvörderst

I. die Gesezskraft der Erläuterungen betrifft, so glaube man den Gründen, welche dagegen angeführt werden (Jahrbücher von 1824, Seite 355 ff.; neue Folge, erstes Doppelheft, Seite 124 ff. Archiv für die Rechtspflege etc., Bd. I. Seite 62), nicht beitreten zu können, weil die Erläuterungen, wenn auch nicht unmittelbar vom Regenten selbst erlassen, und in versassungsmäßiger Form promulgirt, doch durch die Zusammenstellung und Republication im Regierungsblatt von 1812, und durch die seitheilige Gerichtspraxis *) gesetzmäßiges Ansehen erlangt, ja sogar die nachträgliche Sanction des Gesezgebers erhalten hätten.

Man erwog nämlich, daß tausende von Strafurtheilen, welche mit auf die Erläuterungen gebaut waren, höchsten Orts zum Vollzug befähigt, daß mehrere Verordnungen und Rechtsbelehrungen durch das Gesez vom 25. November 1831 (Regierungsblatt Nr. XXX.), durch das Ehrenkränkungs-gesez vom 31. December 1831 (Regierungsblatt von 1832 Nr. III.), und durch das Gesez vom 3. August 1837 (Regierungsblatt Nr. XXV.), ausdrücklich aufgehoben worden, und zog daraus den Schluß, daß der Gesezgeber auf unabweibrige Weise die Erläuterungen sanctionirt habe, wie es auch schon durch das Gesez vom 22. Juni 1828 (Regierungsblatt Nr. XVII.) geschehen sei **). Dort sei im Artikel III., Absatz 10, namentlich der §. 93 der Erläuterungen bestätigt. Dieses Gesez war auf dem Landtage von 1828 von den Kammern nicht reclamirt, und also stillschweigend genehmigt worden ***). Wittermaier im Archiv für die civil. Praxis, Bd. XVII. S. 306 bis 319. — Zu dieser Meinung bekannten sich acht Stimmen,

*) Ueber den Werth einer constanten Praxis vergl. Thibaut im Archiv für die civil. Praxis, Bd. V., S. 343 — 346. Minigrede über den Stand der Verfassung, S. 51 — 54. D. G.

**) Es wurde zwar eingewendet, daß die Erläuterungen nur als das, was sie wirklich sind, angeführt oder aufgehoben, aber keines für Gesez erklärt worden seien. Dies sei geschehen, weil den Factoren der Verfassung bekannt gewesen, daß die Gerichte bisher allgemein die Erläuterungen angewendet haben. — Die Majorität legte jedoch auf diesen Einwand kein Gewicht, weil der Gesezgeber gerade durch die Aufhebung einzelner Erläuterungen den Fortbestand der übrigen um so gewisser genehmigt habe, als er die sonst ebenfalls aufgehoben haben würde, falls den Gerichten zu überlassen, sie außer Anwendung zu setzen. D. G.

**) Man kann daher, weil das provisorische Gesez vom 22. Juni 1806 von dem Regenten selbst erlassen und in versassungsmäßiger Form promulgirt ist, dem §. 93 der Erläuterungen, welcher schon früher seinem ganzen Inhalte nach im Regierungsblatt reprodukt wurde, die Gesezskraft nicht absprechen. D. G.

wegen drei andere Botaniker den Erläuterungen nur doctrinellen Werth in so fern beilegen wollten, als sie mit dem Gesez selbst im Einklange stehen t.). — Anhangend

II. das Maß der Strafe, so bestimme der im Kronerischen Falle vom großherzoglichen Oberhofgericht zur Anwendung gebrachte §. 78 der Erläuterungen t.), daß der wiederholte dritte Diebstahl nach den Regeln der Wiederholung eines Verbrechens bestraft werden soll, und verweise auf den §. 93 (nicht §. 92) dafelbst, wornach bei Wiederholungen desselben Verbrechens die für den ersten Fall dieser Art festbestimmte Strafe verdoppelt, verdreifacht etc. werden müsse. Diese Bestimmung beziehe sich nicht auf zweite Diebstähle, weil hierüber schon die §§. 73 und 78 des Strafbuchs das Maß angeben, sondern auf die Wiederholungen des dritten Diebstahls, wofür im Edicte selbst keine besondere Vorkehrung getroffen sei; sie stehe überdies, wie das großherzogliche Oberhofgericht bei einer früheren Gelegenheit einstimmig anerkannt habe, mit dem Geiste des Gesezes nicht im Widerspruch. Jahrbücher, neue Folge, zweites Doppelheft, S. 297 bis 303.

Im Allgemeinen sei nämlich der Rückfall nach §. 96 des Edicts ein Erschwerungsgrund; wann nun der §. 77 ibid. bei Diebstählen den zweiten Rückfall mit zweijährigem Zuchthaus bedrohe, und nebstdem, sofern die Summe aller Diebstähle zusammengerechnet über 48 fl. ausmache, noch Zufüge nach der Marktenberechnung latuire; wann ferner der §. 79 für Jauner den ersten Diebstahl, ohne Rücksicht auf die Summe des Gestohlenen, mit zweijährigem, den zweiten mit vierjährigem und den dritten mit sechsjährigem Zuchthaus verpönde, so könne nicht geläugnet werden, daß die erste Bestimmung des §. 93 der Erläuterungen dem Geiste des Gesezes entspreche. Dagegen laide die zweite Bestimmung, welche sagt, daß in Bezug auf die nach Größe des Schadens wachsenden Strafen in der fortgesetzten Beirrechnung der früheren Summen des Schadens zu der letzten schon von selbst das Maß für die Wieder-

t.) Dabei ward jedoch zugestanden, daß die Erläuterungen als Verurkundung der inländischen Praxis der in den Lehrbüchern des gemeinen Rechts aufgestellten Praxis allerdings vorzuziehen seig. D. G.

t.) Das kaisergerichtliche Urtheil wurde nämlich in so weit, als es dem Kr. Kroner des zum drittenmal wiederholten dritten Diebstahls für schuldig erkannt, in der Recursinstanz bekräftigt, und folglich die Begriffsbestimmung und Benennung des Verbrechens allein aus dem §. 78 der Erläuterungen entlehnt, weil das Strafbuch nur vom dritten Diebstahl spricht, und die P. O. D. denselben mit dem Stränge bestraft, und dadurch einen weiteren Rückfall unmöglich macht. Ohne Rücksicht auf die vorgehenden Erläuterungen hätte also Kroner des sechsten Diebstahls für schuldig erklärt werden müssen.

holung liege — auf den vorliegenden Fall keine Anwendung, weil für den dritten Diebstahl eine fest bestimmte Strafe vorgemessen sei; sie bezog sich vielmehr auf wiederholte Betrügereien, Unterschlagungen &c., für welche das Gesetz keine selbstbestimmte Strafe dictirt habe. Dies geht insbesondere noch aus der Betrachtung hervor, daß nach der zweiten Bestimmung alldam, wenn zufällig alle Diebstähle zusammengerichtet die Summe von 48 fl. nicht erreichen oder übersteigen sollten, gar kein Maß für die Wiederholung gefunden werden könnte, falls die Verdopplung, Verdreifachung &c. der Grundstrafe nicht mehr einträte dürfte.

Da dem Bisherigen zufolge kein Grund vorliege, von der Auslegung, welche dem §. 93 der Erläuterungen während eines Zeitraums von 26 Jahren in der Gerichtspraxis gegeben worden *), plötzlich wieder abzugeben, und dadurch die Bahn für einen schwankeuden Rechtszustand zu brechen, so stimmten sieben Voanten für den zum erstenmal wiederholten Diebstahl auf vier, und für den zum zweitenmal wiederholten dritten Diebstahl auf sechs, sonach im Ganzen auf 10 Jahre gemeines Zuchthaus. Vier andere Stimmen hingegen erklärten sich mit der oberhofgerichtlichen Ansicht einverstanden, und votirten daher für jeden dieser beiden Diebstähle auf zweijährige Zuchthausstrafe, mit einem Zusatz nach der Markendberechnung.

Außerdem beantragte eine dieser vier Stimmen einen weiteren arbiträren Strafzusatz, weil die Wiederholung nach §. 96 des Edicts jeztzufalls einen besonderen Erschwerungsgrund ausmache.

Hierauf wurde, der beidmännlichen Praxis gemäß, mit überwiegender Stimmenmehrheit, im Hinblick auf die §§. 75 und 77 der Erläuterungen, eine zehnjährige Zuchthausstrafe erkannt, weil Zuzuplat bei Unterjuchung des zuerst begangenen Diebstahls auch des früheren, dessen er durch hofgerichtliches Urtheil bereits klägfrei erklärt war, überwiesen worden ist. Bayer.

Anmerkung der Redaction. — Die Frage, wie die wiederholten dritten Diebstähle zu bestrafen seien, wurde nicht bloß beim Oberhofgericht, sondern auch bei einigen Hofgerichten seit längerer Zeit im Streit gezogen, wenn gleich die Majorität bis in die neueste Zeit überall an der seit lange bestehenden Praxis festhielt, wornach die zweijährige Zuchthausstrafe im ersten Wiederholungsfalle verdoppelt, im zweiten verdreifacht, im dritten vervierfacht &c. wird, und daneben noch die nach der Markendberechnung

(§. 77 des Strafbuchs) sich ergebenden Zusatzmonate, je doch in allen Wiederholungsfällen nur einfach, berechnet und hinzugefügt werden.

Einige hielten dafür, diese letztern Zusatzmonate müßten außer Rechnung bleiben, Andere wollten diese Zusatzmonate, aber keine Verdopplung &c. der zwei Jahre eintreten lassen, — wieder Andere hielten dafür, es sei überhaupt nur ein arbiträrer Strafzusatz für die Wiederholung zu erkennen, — noch Andere wollten mit der Multiplikation der zwei Jahre nach dem Wortlaute des §. 93 der Erläuterungen nur bis zur Verdopplung und Verdreifachung, nicht aber auch bis zur Vervielfachung, Veräufachung u. s. w. schreiten.

Mitglieder, welche schon vor langen Jahren bei Gerichtshöfen waren, behaupten, daß man in früherer Zeit bei wiederholten dritten Diebstählen, nach dem Schlußsatze des §. 93 der Erläuterungen, eine Verdopplung &c. der zweijährigen Zuchthausstrafe, sondern nur die mit Hinzufügung der früheren Diebstahlsstrafen zu berechnenden Zusatzmonate erkannt, daß aber das Justizministerium einmal um das Jahr 1813, in einem speziellen Falle die Ansicht, wornach eine Verdopplung &c. statt finden sollte, gegen das Hofgericht in Raftadt ausgesprochen und den andern Gerichtshöfen davon Nachricht gegeben habe, und daß sich seit damals (wo man alles, was vom Justizministerium kam, für ein Evangelium hielt) die oben erwähnte, seit lange bestehende, Praxis gebildet habe, welche erst in neuerer Zeit wieder vielfache Anfechtung erlitt. Nachdem nun schon beide Senate des obersten Gerichtshofs in neuester Zeit in einzelnen Fällen sich gegen die Verdopplung, Verdreifachung &c. der zweijährigen Zuchthausstrafe ausgesprochen hatten, im Uebrigen aber doch noch die verschiedenartigen Ansichten bestanden, so wurde am 19. Mai 1838 eine Plenar Sitzung gehalten, um die Frage über die Bestrafung wiederholter dritter Diebstähle im Allgemeinen zu beraten.

Das Resultat dieser Beratung (worüber die oberhofgerichtlichen Jahrbücher demnächst das Nähere mittheilen werden) bestand darin, daß zehn Stimmen gegen fünf ausprachen:

es finde bei Bestrafung wiederholter dritter Diebstähle eine Verdopplung, oder weitere Vervielfachung der zweijährigen Zuchthausstrafe nicht Statt, sondern die Strafzuschätzung wegen der Wiederholung beschränke sich darin, daß die Summe des neu verübten Diebstahls mit den früheren Diebstahlsstrafen zusammengerechnet und darnach der Strafzusatz in Gemäßheit des §. 77 des Strafbuchs bestimmt werde.

Zur Begründung dieses Anspruchs wurde aber keineswegs die Größkraft des §. 93 der Erläuterungen von 1812 bekräftigt, wie dies bei der hofgerichtlichen De-

*) Kein Mitglied des Collegiums konnte sich eines entgegengelegten Präjudices aus früherer Zeit erinnern. D. G.

liberation das Hauptmoment gewesen zu seyn scheint. Diese Frage wurde hier unentschieden gelassen und von der Majorität des Oberhofgerichts vielmehr in jenem §. 93 noch ein wichtiger Unterstüßungsgrund für ihre Ansicht gefunden.

Nachsehen von diesen Erläuterungen von 1812, wurde aber dieselbe Ansicht

1) auch durch das Strafedikt selbst begründet.

Es wurde bemerkt, daß nach gemeinem Recht der Rückfall überhaupt (wo er nicht, wie beim dritten Diebstahle, ein eigenes Verbrechen bildet) einen arbiträren Strafsatz begründet, und daß dieser Grundsatz, wenn man vom §. 93 der Erläuterungen abstehe, auch bei uns Anwendung fände, so weit nicht das Strafedikt bei einzelnen Verbrechen die Rückfallsstrafe besonders bestimme.

Die im §. 93 der Erläuterungen für die Regel der Verdopplung, Verdreifachung u. citirten analogen Bestimmungen der §§. 62 e und 79 e *) fänden, da sie nur von der mit dem Diebstahl nicht verwandten Unzucht, und von der ohnehin durch besondere Strenge angemessenen Zauersstrafe handelte, beim Diebstahl wohl keine Anwendung.

Handelte es sich um Analogien für die Bestrafung einer Wiederholung des dritten Diebstahls, so könnte dazu eher der §. 76 des Strafedikts, der den zweiten Diebstahl als eine Wiederholung des ersten, mit einer um die Hälfte erhöhten Strafe bedroht, angenommen werden.

Der Sprung vom zweiten auf den dritten Diebstahl könnte nicht zum Maßstabe dienen, weil das Gesetz den dritten Diebstahl als ein eigenes Verbrechen auszeichnet, und ihn selbstständig mit einer besonders hohen Strafe bedroht, was beim vierten, fünften oder sechsten Diebstahl nicht der Fall ist. Diese weiteren Rückfälle bilden nicht eben so, wie der dritte Diebstahl, wieder eigene Verbrechen, sondern sind lediglich Wiederholungen des dritten Diebstahls.

Hält man sich aber an die Analogie des zweiten Diebstahls, der als ein wiederholter erster mit einer um die Hälfte erhöhten Strafe bedroht ist, um einen Strafsatz für den wiederholten dritten Diebstahl aufzufinden, so ist bemerkenswerth, daß

a) das Gesetz (§. 76 des Strafedikts) auf den zweiten (d. i. wiederholten ersten) Diebstahl ausdrücklich eine um die Hälfte höhere Strafe droht, und hinsichtlich der wiederholten dritten Diebstahle nicht eben so eine besondere Vorschrift gibt; — und daß dagegen

b) der §. 77 beim dritten Diebstahl, dessen Strafe

sich nach der Diebstahlssumme erhöht, die Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen vorschreibt, während eine solche Hinzurechnung im §. 76 für die Bemessung der Strafe des wiederholten ersten (d. i. des zweiten) Diebstahls nicht vorgeschrieben ist.

Hält man diese beiderlei Verschiedenheiten zusammen, so wird man die Uebereinstimmung gewinnen:

zu a. daß das Gesetz für den wiederholten ersten Diebstahl eine besondere Straferhöhung vorschreibt, weil es bei der Straf bemessung die frühere Diebstahlssumme nicht hinzurechnen ließ, und daß es für den wiederholten dritten Diebstahl eine besondere Straferhöhung nicht vorschreibt, weil es bei der Straf bemessung die früheren Diebstahlssummen hinzurechnen ließ; —

oder daß, was dasselbe ist, zu b. das Gesetz bei Bemessung der Strafe des wiederholten ersten Diebstahls die frühere Diebstahlssumme nicht hinzurechnen ließ,

weil es für den wiederholten ersten Diebstahl schon eine andere Strafschärfung bestimmt, und daß es bei Bemessung der Strafe des wiederholten dritten Diebstahls die früheren Diebstahlssummen hinzurechnen ließ,

weil es für den wiederholten dritten Diebstahl keine andere Strafschärfung bestimmt.

Eine gleichzeitige Androhung beiderlei Schärfungen wäre wohl auch unnatürlich gewesen, da durch die Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen die Strafe des wiederholten dritten Diebstahls nach Umständen ganz enorm gesteigert wird.

Wirdleicht wäre es angemessen gewesen, für die Fälle, in welchen die in der Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen liegende Rückfallschärfung, nur sehr wenig oder gar nichts beträgt, einen andern Strafsatz zu substituiren; allein das Gesetz hat dies nun einmal nicht gethan, und der Gesetzgeber mochte auch, wohl mit gutem Grunde, annehmen, daß in denjenigen Fällen, in welchen nicht nur der neu verübte, sondern auch die früheren Diebstahle so geringfügig waren, daß alle Diebstahle zusammengengenommen wenige Mark Silber nicht überstiegen, die Strafe von zwei Jahren Zuchthaus für solche geringfügig, wenn gleich wiederholte, dritte Diebstahle immer noch genüge. Die Geringfügigkeit der objektiven Rechtsverletzung auf der einen Seite mag das in der Wiederholung liegende strafbare Moment auf der andern Seite wieder ausgleichen.

Daß aber jene Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen wirklich ein gegen den bürgerlichen Glauben gerichtete Strafschärfung sei, d. h. daß sie einen Strafsatz

*) Der dort weiter angeführte §. 64 a ist ein falsches Citat, da es im §. 64 keine it. a gibt, und im §. 64 überhaupt von einer Rückfallsstrafe gar nicht erwähnt ist. D. R.

für die Wiederholung bezwecke, geht schon aus der Betrachtung hervor, daß es sonst zu jener in der Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen liegenden Schärfung gar keinen denkbaren Rechtsgrund gäbe.

Der wiederholte dritte Diebstahl soll, wenn er auch kleiner ist, als der erstmalige dritte Diebstahl, immerhin doch höher, oder, wenn er ganz unbedeutend ist, wenigstens noch eben so hoch als dieser bestraft werden.

Der geringere spätere Diebstahl müßte aber an und für sich auch geringer bestraft werden, wenn nicht das Gesetz deswegen, weil er ein Rückfall ist, also um den diebischen Hang zu züchtlgen, das Gegentheil vorschriebe. Riegt hiernach in der gedachten Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen zur neuen schon ein Strafzusatz für die Wiederholung, so ist der Richter nicht ermächtigt, willkürlich jetzt auch noch eine weitere Schärfung eintreten zu lassen.

Diese Folgerungen aus den §§. 76 und 77 des Strafgesetzbuchs sind nun

2) auch noch bekräftigt durch den §. 93 der Erläuterungen von 1812.

Dieser §. 93 stellt die Regel auf, daß die Straft der Wiederholung in der Verdopplung, und bei einer zweiten Wiederholung in der Verdreifachung der festbestimmten *) Strafe, welche den Fall als Ersten trafe, bestehe. Als Ausnahme von dieser Regel ist so dann aber im Schlusse der Verordnung:

„In Bezug auf die nach Größe des Schadens wachsenden Strafen liegt in der fortgesetzten Berechnung der früheren Summen des Schadens zu der letzten schon von selbst das Maß für die Wiederholung.“

Hier ist also mit klaren Worten gesagt, daß bei der Wiederholung eines dritten Diebstahls, dessen im §. 77 des Strafgesetzbuchs bestimmte Strafe eine „nach der Größe des Schadens wachsende“ ist, die Regel der Verdopplung nicht Platz greife, sondern die Schärfung für die Wiederholung schon in der Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen zur Summe der letzten, wiederholten dritten, Diebstahls liege.

Wenn nun in dem obigen Aufsatze gesagt ist, der erwähnte Nachsatz des §. 93 bziehe sich nur „auf wiederholte Betrügereien, Unterschlagungen u., für welche das Gesetz keine festbestimmte Strafe diktiert habe.“ — so ist dies allerwenigstens eine ganz willkürliche

Annahme, die wohl sicher nicht dadurch gerechtfertigt wird, daß man die eben so willkürliche Behauptung aufstellt: das Gesetz könnte ja bei wiederholten dritten Diebstählen unmöglich einen Fall zulassen, wo der wiederholte dritte Diebstahl wegen Geringfügigkeit der Beträge nur mit der gleichen Strafe, wie der erstmalige dritte, bestraft würde.

Der angeführte Schlusssatz des §. 93 spricht von nicht mehr und von nicht weniger, als eben unbeschränkt „von dem nach der Größe des Schadens wachsenden Strafen;“

daß aber die Strafe des dritten Diebstahls eine solche sei, wird Jeder anerkennen müssen, der den §. 77 des Strafgesetzbuchs liest.

Die behauptete Unanwendbarkeit des Schlusssatzes des §. 93 auf die wiederholten dritten Diebstähle würde übrigens die Folge haben, daß gegen die bisherige Praxis nicht bloß die zweijährige Zuchthausstrafe, sondern die ganze Strafe des dritten Diebstahls, einschließlich der durch die Markenberechnung sich ergebenden Zusatzmonate, im ersten Wiederholungsfall verdoppelt, im zweiten verdreifacht werden müßte u. s. w.; denn nach dem ersten Satze des §. 93 soll diejenige Strafe verdoppelt oder verdreifacht werden,

„welche der nämliche Fall, wenn er der erste dieser Art (d. i. also der erstmalige dritte Diebstahl) wäre, würde verdient haben.“

Dies hat man von Seiten der Vertheidiger der bisherigen Praxis wohl gefühlt. Dieselben haben daher (wenigstens bei der oberhofgerichtlichen Delibiration) den Nachsatz des §. 93 keinesweges bloß auf Unterschlagungen, Betrügereien u. bezogen, sondern auch auf wiederholte dritte Diebstähle, sie suchten sich aber durch eine andere Unterscheidung zu helfen, indem sie sagten: auf die zweijährige Zuchthausstrafe, die den dritten Diebstahl unter allen Umständen trifft, finde der erste Satz, und auf die nach der Schadensgröße noch dazu kommenden Zusatzmonate der zweite Satz des §. 93 Anwendung.

Daß aber diese Unterscheidung eben so willkürlich sei, wie die erste, leuchtet in die Augen, wenn man den §. 77 des Strafgesetzbuchs mit dem §. 93 der Erläuterungen vergleicht. Im §. 77 des Strafgesetzbuchs ist die Strafe des dritten Diebstahls dahin bestimmt, daß sie wenigstens zwei Jahre Zuchthaus betrage, und um so viele Monate wachse, als die Summe aller Diebstähle, zusammengenommen in halben Marken den Betrag von 48 fl. übersteige. Das Ganze zusammen macht die Strafe des dritten Diebstahls aus, und man kann jenen einem Theile dieser Strafe und dem andern nicht willkürlich einen vom Gesetze nicht angeordneten Unterschied machen. Dagegen spricht der Schlus-

*) Bei unbestimmten Strafen gibt nämlich das vom Gesetz angeordnete Maximum und Minimum schon genug Spielraum, um die in der Wiederholung liegende Erhöhung zu berücksichtigen, so wie bei absolut unbestimmten Strafgesetzen ohnehin keine Schranke vorliegt.

sah des §. 93 der Erläuterungen nicht von einem durch die Markenberechnung hinzugewachsenen Straftheile, sondern von der nach der Schadensgröße wachsenden Strafe selbst. Nun ist aber gerade die als Minimum angenommene zweijährige Zuchthausstrafe diejenige, welche durch die Markenberechnung wächst, d. h. die wachsende, und die aus der Markenberechnung entstehenden Zusatzmonate sind der hinzugewachsene Theil.

Was nun endlich

3) noch die allgemeine Rücksicht betrifft, daß man ohne die triftigen Gründe eine so lange Zeit bestandene Praxis nicht aufgeben soll, weil auf der Stetigkeit der Rechtsansichten die Rechtssicherheit beruhe, so wurde dieselbe bei der oberhofgerichtlichen Berathung gebührend in die Wagschale gelegt.

Wäre dieselbe konnte im vorliegenden Falle um so weniger ein Hinderniß gegen die Annahme des hier ausgeführten Ansichts seyn, als hier durch die Veränderung der Rechtsansicht keinerlei Rechte beeinträchtigt und Niemand dadurch in seinem Vertrauen auf die Gleichförmigkeit der Urtheile zu seinem Nachtheil getäuscht werden kann.

Daherhin kommt die hier ausgeführte Ansicht jedenfalls der materiellen Gerechtigkeit näher, als die bisherige Praxis. Handelt es sich um bedeutende Diebstähle, so wächst die Strafe der dritten, und der wiederholten dritten, Diebstähle durch die Markenberechnung mit Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen schon sehr hoch. Sind es aber überall nur ganz geringe Diebstähle, so daß die Summe aller zusammengekommen nicht einmal 48 fl. übersteigt, so wird doch wohl auch für Wiederholungsfälle die zweijährige Zuchthausstrafe noch mehr als hart genug erscheinen, und es ist bekannt, daß gerade wegen der übermäßigen Härte der bisherigen Praxis da, wo wiederholte dritte Diebstähle von ganz geringem Betrage verübt wurden, beinahe immer Vergnügungen eintreten mußten. Durch Annahme der oben ausgeführten Ansicht wird nun diesem Mibstande doch einigermaßen begegnet, und es liegt darin zugleich ein angemessener Uebergang zu dem Systeme des hessentlich bald erscheinenden neuen Strafgesetzbuchs, welches natürlicherweise solche Diebstahlsrückfälle nicht mehr mit so unverschämtem Härte bedrohen wird.

D. R.

II.

Zur Lehre vom Indicienbeweis.

I.

Kranz Efflein von Eubigheim.

Am ersten August 1836, Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr, wurden zu Dainbach in dem Hause des Andreas

Wirsching, welches das letzte links an der Straße nach Mengentheim ist, aus einer Kammer neben der Wohnkuche einige Stücke gedörrtes Schweinefleisch von der Wand nebst 18 fl. bares Geld entwendet. Das Geld bestand größtentheils in preussischen Sechssthalern. An der Tzube, in welcher dasselbe aufbewahrt lag, war die Leiste des Deckels heruntergerissen und dieser selbst zerbrochen. Von der Kammer führt eine Kalthüre in den Keller, wo der Bestohlene bei Entdeckung des Diebstahls ein fremdes Stöckchen von Bastholz vorfand, welches ihn auf die Vermuthung brachte, daß der Dieb auch im Keller gewesen seyn müßte. Der Kammerladen, welcher nach dem Hausgarten geht, war gewaltsam aufgeschlossen und offen gefunden, woraus Dammschatz schloß, daß der Dieb da heringestiegen sei, um so mehr, als er die Hausthüre noch verschlossen antraf. Dafür sprachen auch die unter dem Laden an der Wand ersichtlichen Abdrückungen, welche wahrscheinlich durch das Einknien entstanden sind. Uebrigens betrug die Höhe vom Gartengrund bis zur Ladensöffnung nicht mehr als 4 1/4 Schuh. Da sowohl das äußere Kellertbor als die Hausthüre verschlossen war, so glaubte Dammschatz um so gewisser annehmen zu können, daß der Dieb auch wieder durch die Ladensöffnung heraufgestiegen, als Friedrich Birrig Ehefrau während seiner Abwesenheit einen fremden Parschen über die Hecke hinter seiner Wohnung laufen gesehen, der sich dann an dem Dorfwege niederlegte und Sachen eingepackt haben soll.

Der Verdacht der Entwendung fiel auf den ledigen Korbmacher Franz Efflein von Eubigheim, welcher sich an obengenanntem Nachmittage in Dainbach befunden hatte. Er stellte jedoch in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung den Diebstahl durchaus in Abrede, und die angestellte Hausvisitation hatte keinen Erfolg. Dagegen ergaben sich folgende Thatsachen:

1) Inculpation vermachte den Zweck seiner Anwesenheit in Dainbach nicht nachzuweisen und läugnete sogar, am die Zeit, in welcher der Diebstahl verübt worden seyn müßte, im Dorfe gewesen zu seyn. Es ist jedoch durch eine Menge von Zeugen erwiesen, daß er von Morgens 8 Uhr bis Mittags 12 Uhr in Bockstadt gewesen und um ein Uhr Nachmittags in den grünen Baum zu Dainbach gekommen, wo er einige Schoppen Wein getrunken, sich längere Zeit verweilt und für den Sohn des Alderwichts Wechler von Zggersheim ausgegeben hat.

2) Ein Zeuge, nämlich Martin Wiffinger von Dainbach, sah den Inculpation auf einem ganz ungewöhnlichen Wege in das Ort kommen und sich neben den Gärten in der Nähe des A. Wirsching'schen Hauses niedersetzen, wo derselbe die Schuhe auszog und etwas an den Strümpfen machte. Inculpation sagte dem Zeugen auf Befragen, er sei von Rosenbergr. Neben ihm lag ein Stöckchen auf dem Boden,

ähnlich demjenigen, welches Damnicklat in seinem Keller gefunden hatte. Ein solches Stöckchen brachte Infulpat nach der Aussage von vier Zeugen mit in den grünen Baum. Dessen ungeachtet läugnete er den Besitz des Stöckchens und die ganze Deposition des M. Uffinger.

3) Elisabeth Bierig sah von ihrer Wohnung aus hinter dem Dorfe einen fremden Puscheln herlaufen, dessen Beschrift auf den Infulpaten paßt. Derselbe legte ein Päckchen auf den Boden, bedeckte solches mit seinem Wammes, nahm es auf den Rücken und ging damit das Dorf hinein. In Bobstadt, von wo Infulpat nach Dainbach gekommen war, hatte Niemand ein Päckchen bei ihm bemerkt. Eben so wenig erblickte M. Uffinger ein solches bei dem Infulpaten. In dem grünen Baume erschien er ebenfalls ohne Päckchen, trug aber seinen grünen Wammes auf dem Leibe. Beiläufig um 5 Uhr Abends sah Bürgermeister Schül den Infulpaten, welcher in einem rothen Sackuch etwas Eingepacktes an einem Stock auf dem Rücken trug und den Wammes darüber liegen hatte, schnell an dem Schulhause vorbeigehen. Elisabeth Walter, welche vom Felde nach Dainbach heringing, begrante dem Infulpaten auf dem Wege gegen Schweigern zu und sagte ihm auf Befragen, wie weit es noch dahin sei. Barbara Meßler sah denselben etwa um 5 Uhr von der Straße, die nach Wergentheim führt, herkommen und nach Schweigern zulaufen. Beide Weibspersonen stimmen darin überein, daß Infulpat ein Päckchen auf der Achsel getragen, worüber ein grüner Wammes hing.

Der Angeeschuldigte, welcher den Besitz des Päckchens nicht läugnen konnte, gab vor, es sei ein zweiter Wammes darin eingepackt gewesen, damit er von dem Weidenbündel, welchen er getragen, nicht grün gefärbt werde. Allein man hatte weder in Bobstadt noch in Dainbach einen zweiten Wammes und einen Weidenbündel, welcher seiner Angabe nach ein großer Arm voll gewesen seyn soll, bei ihm gesehen. Unter seinen geistlich erhobenen Kleidern befand sich nur noch ein hellblauer, zerstückter Wammes, der keine so große Sorgfalt verdiente. Dergleichen Inquisit behauptet hatte, daß die Weiden, die er an jenem Morgen geschnitten habe, noch grün in seiner Wohnung stehen müßten, so fanden sich dennoch bei der am 10. August gepflogenen Nachsuchung nur etliche büschelweise getrocknete Weiden dafelbst vor.

4) Zwischen 8 und 7 Uhr Abends kam Infulpat in der Wohnung der Katharina Hebeig zu Epplingen an. Dort zog er ein Stück gedörrtes Schweinefleisch aus dem Sackuch hervor und verzehrte solches mit der Hebeig und Margaretha Heindel. Anfanglich läugnete Infulpat diese Thatfache, gestand sie aber späterhin doch zu und schützte die bekannte Mithagsläge vor, er habe das Schweinefleisch einige Tage

vorher von einem ihm unbekannten Metzger zu Adelshelm gekauft. Zu diesem Braten ließ er drei Flaschen Wein holen, welche nach Aussage des Weibes mit preussischen Sechselthalern bezahlt wurden, während Infulpat nichts als Grofschen und Sechser hingegeben haben will.

5) Besonders verdächtig hatte sich Infulpat noch dadurch gemacht, daß er die Zeit, wann er nach Dainbach gekommen und von da wieder weggegangen, unrichtig angab, daß er sich in dieser Richtung öfters widersprach und namentlich nicht zugestehen wollte, daß er von 2 bis 4 Uhr Nachmittags in Dainbach gewesen, obgleich er dessen vollständig überwiesen ist. Dazu kommt noch

6) daß Infulpat schon sechsmal wegen Diebstahls flagfrei erklärt, auch schon einmal wegen dieses Vergehens und ein andermal wegen Selbstverles bestraft wurde. Man konnte ihm also die vorwürfige Entwendung um so eher zutragen, als er ein Vermögen von 300 fl. besitzt, welches er leblich mit Korbmachern erworben haben will! Durch hofgerichtliches Urtheil wurde er jedoch für flagfrei erklärt.

Der Staatsanwalt ergriff dagegen den Rekurs und trug für den Fall, daß Inquisit nicht schon nach dormaliger Altsenlage für überwiesen angesehen werden sollte, unter Anderem noch darauf an, die Zeugen Uffinger und Bierig hinsichtlich der Zeit ihrer Wahrnehmung näher einvernehmen, den Infulpaten der Bierig zur Anerkennung vorstellen und letztere insbesondere noch darüber abhören zu lassen, ob der von ihr beobachtete Puschel etwa von dem Wirschingen Garten weggelaufen oder überhaupt in die Gasse desselben gewesen sei? Es schien dies um so wichtiger, als alle Umstände darauf hindeuten, daß Uffinger den Infulpaten vor und die Bierig denselben nach der That beobachtet habe. Durch die genauere Konstatirung obiger Punkte hätte daher möglicherweise die Identität der Person des Infulpaten und der näheren Zusammenhang seiner Anwesenheit an dem Orte der Entwendung mit dem Besitze des Fleisches und preussischen Geldes ermittelt werden können. Der höchste Gerichtshof fand sich jedoch nicht dazu, hiezu einzugehen, in dem das hofgerichtliche Urtheil in der Plenarsitzung vom 27. November 1837 ohne weiteres bestätigt wurde.

Die beiden Haupttöantanten, unterstützt durch eine dritte Stimme, hatten auf Verurtheilung des Beschuldigten angetragen. Vier andere Stimmführer votirten wegen Mangels an directem Beweise, ohne welchen ihrer Meinung nach das Schuldig nicht ausgesprochen werden kann, für Klagefreierklärung, beziehungsweise für Verklätigung des hofgerichtlichen Urtheils, erachteten aber eventuell den vorliegenden Inzichterabeweis für hinlänglich geführt!

Umgekehrt stimmten zwei weitere Botaniker gleichfalls für Klagerfreierklärung, weil sie den Angeschuldigten durch die aufgeführten Inzichten nicht für überwiesen erachteten, obgleich sie sonst sich zu der Theorie bekennen, nach welcher auf bloßen Inzichtenbeweis hin eine Verurtheilung erfolgen kann, wenn nämlich — was hier nicht der Fall — eine Konfurrenz von nahen und entfernten Inzichten und ein solches Ineinandergreifen derselben vorhanden sei, daß man sich die Möglichkeit der Begehung des Verbrechens durch einen Anderen als den Inquisiten gar nicht denken könne u. c.

Entscheidungsgründe

In Erwägung

1) daß zwar der objektive Thatbestand des hier in Frage stehenden Diebstahls, nämlich der Entwendung von 18 fl. baaren Geldes und von 3 Stücken Schweinefleisch, durch die eideschwörische Versicherung des Dammsifilaten Andreas Wirsching von Dainbach, in Verbindung mit den durch den gerichtlichen Augenschein erhobenen Merkmalen von angewandter Gewalt, welche sich in dem Haus des Bestohlenen an dem gegen den Warten gerichteten Fensterbalken und an dem in einer Nebenkammer befindlichen Trage, woraus das Geld entwendet worden seyn sollte, vorfinden, zur Genüge als konstatiert erscheint.

In Erwägung

2) daß jedoch in Rücksicht auf die Art und Weise der Verübung der That bloß ein gemeiner und keineswegs ein gefährlicher Diebstahl im Sinne des Artikels 74 des Strafgesetzbuchs hier unterstellt werden kann, indem einerseits die Latenzschwau, durch welche der Dieb mutmaßlich eingestiegen ist, bloß eine Höhe von 4 1/2 Schuhen hat und folglich also so nieder zu betrachten ist, daß der Dieb im Betretungsfalle ohne besondere Schwierigkeit hätte eintreten können, andererseits aber durchaus nicht erwiesen ist, daß derselbe zur Erbrechung des Ladens oder des Trages irgend eines Instruments, namentlich aber eines solchen sich bedient habe, womit er im Nothfalle sich zur Gegenwehr hätte sehen mögen, wornach also das den geschilderten Gewaltgrad eines gefährlichen Diebstahls nicht erreichende Einsteigen und Einbrechen, zufolge des §. 70 der Erläuterungen zum Strafgesetzbuch, bloß als Erschwerungsgrund in Betracht kommen könnte.

In Erwägung

3) daß nun aber, was den subjektiven Thatbestand betrifft, es an einem direkten Beweise gänzlich fehlt, vielmehr aber Beweis darüber, daß Inzulpat der Urheber der That sei, auf bloßen Inzichten und zwar im Wesentlichen darauf beruht;

4) daß Inzulpat zur Zeit, wo der Diebstahl mutmaßlich verübt wurde, unter vorrächtigen Umständen in dem Dorfe

Dainbach und selbst in der Nähe des Hauses des Dammsifilaten gesehen wurde;

5) daß derselbe sich überhaupt über den Zweck seines Aufenthalts daselbst auf eine glaubhafte Weise nicht auszuweisen vermochte, vielmehr sein dießfälliges Vorgeben in mancher Beziehung mit andern erwiesenen Thatfachen in offenbarem Widerspruch steht;

6) daß Inzulpat, als er beiläufig Abends 5 Uhr, folglich kurz nachher, als der Diebstahl verübt wurde, den Ort Dainbach verließ, mit einem Päckchen beladen war, während bei seiner Ankunft daselbst ein solches Päckchen bei ihm nicht wahrgenommen wurde;

7) daß unmittelbar nach Entdeckung des Diebstahls in dem Keller des Dammsifilaten ein Weidenstöckchen gefunden wurde, wogegen mehrere Personen, welche den Inzulpaten zur gedachten Zeit gesehen haben, behaupten, daß dieser ein ähnliches Stöckchen bei sich getragen habe;

8) daß Inquisit kurze Zeit nach der That in Gesellschaft der Katharina Schirg und der Margaretha Heindel zu Gpylingen ein Stück Speck verzehrte und aus dem dortigen Alderwirthschafts Wein holten ließ, welchen er mit einem preussischen Sechseckthalter bezahlte, auf der andern Seite aber sich aus den Aussagen des Dammsifilaten ergibt, daß demselben 3 Stück Speck entwendet wurden, und daß unter dem gleichzeitig entwendeten Gelde namentlich mehrere preussische Sechseckthalter sich befanden haben. Endlich

9) daß Inquisit unstreitig ein Subjekt ist, zu dem man sich der fraglichen That wohl versehen kann.

In Erwägung

1) daß es sich jedoch, nachdem insbesondere hinsichtlich der sub d. und e. erwähnten, aus dem Besitze des Weidenstöckchens, des Specks und des preussischen Sechseckthalers abgeleiteten Verdachtsgründe es an dem erforderlichen Beweise der Identität mangelt, im Ganzen nur um entfernte Anzeichen handelt.

In Erwägung

2) daß daher — abgesehen von der Frage: ob überhaupt auf Indicien allein eine Verurtheilung erfolgen könne oder nicht? — die in concreto vorliegenden Inzichten nicht von solcher Beschaffenheit sind, um daraus mit Sicherheit auf die Schuldhaftigkeit des Inzulpaten schließen zu können und folglich zur rechtlichen Ueberweisung desselben nicht ausreichen.

Aus diesen Gründen erscheint die Beschworde des Großherzoglichen Staatsanwalts als grundlos, und es mußte das hofgerichtliche Erkenntniß auf Klagerfreierklärung lebighen bekräftigt werden.

Bayer.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 23.

Karlsruhe den 9. Juni 1838.

1.

Zur Lehre vom Indicienbeweis.

Aischer Bloch von Eichtersheim.

Am 12. Mai 1837 wurde dem Peter Landeß, Lehrlingen bei Schuster Waibel zu Eichtersheim, eine silberne Taschenuhr im Werthe von 6 Gulden aus der in seiner Schlafkammer befindlichen Kleiderkiste entwendet.

Man schöpfte alsbald Verdacht auf Aischer Bloch, welcher um die muthmaßliche Zeit der Entwendung im Waibelschen Hause anwesend war.

Auf gepflogene Untersuchung erkannte jedoch das großherzogliche Hofgericht den durchaus läugnenden Inquisiten, wegen Mangels an zureichenden Indizien, durch Urtheil vom 23. Juni 1837 des angeksuldigten Diebstahls für klagfrei, wegen der Staatsanwaltschaft recurrirte. In der Recursausführung sind gegen den Beschuldigten folgende Indicien aufgezählt:

I. Sein diebischer Hang. Der Inquisit, obgleich erst 18 Jahre alt, wurde bereits durch hofgerichtliches Erkenntniß vom 26. November 1835 mehrerer Entwendungen für klagfrei, dagegen sechs anderer und somit eines fortgesetzten ersten kleinen unter vielen erschwerenden Umständen verübten Diebstahls für schuldig erklärt und mit 6 Wochen Gefängniß bestraft. — Ein Urtheil des Stadtraths Karlsruhe vom 8. Februar 1836 erklärt ihn der Entwendung von zwei Kronenthalern zwar für klagfrei, dagegen der Entwendung eines Beutels mit Geld im Betrag von 1 fl. 30 kr. für überwiesen und somit des zweiten kleinen Diebstahls für schuldig. — Endlich ward Inzulpat durch hofgerichtliches Urtheil vom 3. März 1837 eines Gelddiebstahls im Betrag von 1 fl. 21 kr. für klagfrei erklärt. Er ist daher ein Mensch, zu dem man sich der jetzt in Frage stehenden Entwendung wohl versehen kann.

II. Die Anwesenheit des Inzulpaten in dem Waibelschen Hause zur Zeit der Entwendung unter sehr verdächtigen Umständen. Der Inquisit, welcher sehr häufig in dieses Haus kommt und also die

Gelegenheiten desselben genau kennt, ist geknädig, am 12. Mai zwischen 1 und 2 Uhr daselbst gewesen zu seyn. In der Stube befand sich Meister Waibel mit den beiden Lehrlingen Landeß und Klausung. Nachdem sich Waibel entfernt und Inzulpat von Klausung vernommen hatte, daß auch die Weibselente ausgegangen und also die beiden Jungen allein zu Hause seien, verließ er die Stube anter dem Vorwande, seine Rothburt verrichten zu müssen. Gleich darauf hörte Landeß die Thüre der Stube gehen, aus welcher man in die Kammer gelangt, wo sich seine Kleiderkiste befindet. Da außer den beiden Jungen, welche in der Stube arbeiteten, nur noch Inzulpat im Hause war, so muß er es gewesen seyn, welcher in die Kammer gegangen ist. Bald nach der Entfernung desselben ging Landeß, wie von einer geheimen Ahnung getrieben, in jene Kammer, um einen Sechser, welchen er geschenkt erhalten, in die Kiste zu legen. Hier gewahrte er nun, daß die Kleider durchwühlt und zerstreut waren. Was da vorgefallen, wurde bald klar. Die Uhr, welche in der Kiste aufbewahrt gewesen, konnte alles Nachsuchende ungeachtet von den beiden Jungen nicht vorgefunden werden. Kaum waren sie in die Stube zurückgekehrt, so kam Inzulpat schon wieder die Stiege herauf und fragte den seinen Verlust beweinenden Dammisfalten, was ihm fehle? worauf Klausung erwiderte, daß dem Landeß die Uhr gestohlen worden sei. Hierauf äußerte Inzulpat: Landeß sei reicher, als er geglaubt habe, er habe gar nicht gemerkt, daß derselbe eine Uhr besäße. —

Inzulpat entfernte sich sodann wieder, erschien aber bald darauf mit dem Meister, welcher von einem Leichenbegängniß zurückgekehrt war, beiläufig um zwei Uhr, abermals in der Stube und entlehnte von Klausung, nachdem sich Waibel und Landeß ins Holz begeben hatten, einen Stiefel, womit er sich unter der Aeußerung entfernte: die Uhr werde wohl er wieder gestohlen haben müssen. — So verhält sich die Sache nach den sich wechselseitig unterstützenden beschworenen Aussagen der genannten drei Zeugen. Bei dem Bürgermeister zu Eichtersheim hatte Landeß am 12. Mai auch noch angegeben, er habe gehört, daß In-

Insupat — nachdem nämlich die Kammerthüre bereits geöffnet worden war — mit einigen Sägen die Stiege hinauf geklopft sei. Obgleich nun Landes diese Angabe vor Amt nicht wiederholt hat, so muß sie doch wahr seyn, weil Insupat ja gleich wieder die Treppe herauf gekommen ist. Ohne Zweifel hatte er die Uhr in der Geschwindigkeit bei Stiege geschafft und sich gleich wieder eingefunden, theils um glauben zu machen, daß er im Hof seine Nothdurft verrichtet, theils um zu hören, ob der Diebstahl bereits entdeckt ist oder nicht. Gewiß rechtfertigt sich aus diesem höchst auffallenden Verhalten des Insupaten im Waisenschen Hause der Schluß, daß er die fragliche Uhr entwendet habe.

III. Der Besitz des Entwendeten. Am nämlichen Tage zwischen 4 und 5 Uhr Abends erschien ein junger Mensch, welcher sehr erhitzt war, bei Uhrenmacher Pellissier zu Sinshheim und verkaufte denselben in Gegenwart seiner Chefrau eine silberne Taschenuhr um 3 Gulden. Eben diese Uhr, welche sich in gerichtlicher Verwahr befindet, ist von dem Dammisfakten als sein entwendetes Eigenthum anerkannt und deren Werth von Sachverständigen zu 6 Gulden geschätzt.

Pellissier erklärte den ihm vorgestellten Insupaten mit Bestimmtheit für den nämlichen Pürsch, welcher ihm die zu Gerichtshanden übergebene Uhr am 12. Mai verkauft hat. Letzterer gesteht nun zwar, damals in Sinshheim gewesen zu seyn, läugnet aber, eine Uhr besessen und solche an Pellissier, welchen er gar nicht kennen will, verkauft zu haben. — Weil nun die Frau Pellissier den ihr vorgeführten Inquisiten nicht mit derselben Bestimmtheit wie ihr Mann wieder erkannte, so glaubte er urtheilende Senat den Besitz des Entwendeten gegen den Angeschuldigten nicht als hinreichend erwiesen annehmen zu dürfen. Die Identität der Person kann indessen nicht wohl bezweifelt werden, wenn man die eiblichen Aussagen der Pellissierschen Eheleute mit einander vergleicht; denn beide harmoniren darin:

1) daß der fremde Pürsch einen schwarzen Frack trug und vorgab, er diene bei des Engewirths Tochtermann zu Dähren;

2) daß er vor allem gefragt, was die Uhr, deren Zifferblatt schadhast und ohne Zeiger war, zu repariren koste und, als ihm Pellissier von 2 fl. gesprochen, geäußert hat, dieß sei ihm zu viel; endlich

3) daß Pellissier die Uhr um 3 fl. kaufte. Bringt man damit noch die weitere Aussage der Frau Pellissier in Verbindung, daß jener Pürsch von gleicher Größe und ungefähr von demselben Alter, wie der ihr vorgestellte Insupat gewesen, und daß also letzterer wahrscheinlich derselbe sei, welcher mit ihrem Manne auf die angegebene Art geredet habe, so wird man mit guten Gründen annehmen

können, daß beide Zeugen von der nämlichen Person sprechen.

Daraus folgt aber, daß Insupat es war, welcher die Uhr im Besitz hatte. Nun steht der Besitz mit der Entwendung im innigsten Zusammenhang. Der Inquisit, von der Entdeckung des Diebstahls durch Nachfrage unterrichtet, stellte sich erst, als ob er gar nicht gewußt hätte, daß Landes eine Uhr habe. Da er selbst die Vermuthung äußerte, daß man ihn, weil er als ein bekannter Dieb gerade im Waiselschen Hause war, für den Thäter halten werde, so mußte er darauf bedacht seyn, den verdächtigen Gegenstand unverzüglich wegzubringen, um sich nicht im Besitz desselben ertappen zu lassen. Er versah sich daher schnell mit der nöthigen Fußbekleidung — weil einer seiner Stiefel zerissen war — und eilte nach Sinshheim, wo er hoffen konnte, die Uhr zu verkaufen, ohne entdeckt zu werden.

Daß er, wie Pellissier aussagte, sehr erhitzt war, beweist hinlänglich, mit welcher Eile er den Weg zurückgelegt haben muß. Anfanglich scheint er nicht entschlossen gewesen zu seyn, welchen Weg er einschlagen soll, um am schnellsten sein Ziel zu erreichen; denn zuerst ging er, nach seinem eigenen Geständniß, auf der Chauffee gegen Eschelbach, dann verließ er dieselbe und schlug sich durch die Weinberge hinauf — also auf einem ungewöhnlichen Wege, wo er indessen von einer unbekannten Weibsperson gesehen worden — Sinshheim zu. Ueber seine Erhitung darf man sich daher nicht wundern. Sein Vorgehen, daß er für einen Fremden als Bote nach Sinshheim gegangen sei, um zwei Briefe auf die Post zu tragen, ist durchaus unwahrscheinlich. Denn wer wird einem unbekannten Pürsch wohl Briefe anvertrauen und ihm für einen so kurzen Weg noch obendrein 48 kr. geben? — Man darf diesem Vornamen um so weniger glauben, als Inquisit, wie durch zwei Zeugen vollständig erwiesen ist, dem Uhrenmacher Pellissier fälschlicherweise vorgespiegelt hat, er komme von Dähren u. s. w., was offenbar in der Absicht geschehen ist, um die Spur von sich abzulenken. —

Nun ist bemerkt worden, daß diese Inzichten die Schuld des Insupaten in so hohem Grade wahrscheinlich machen, daß zwar das Gegentheil kaum denkbar, aber doch immer möglich sei. Allein bei der übereinstimmenden Aussage von zwei dreibleigen Zeugen und bei dem unumwundenen Geständniß eines Eschelbachers ist dies auch der Fall. Das Gegentheil dessen, was durch Indicien dargethan ist, soll nur nicht was es scheinlich seyn. Damit begnügen sich die Wesche, gleich viel, ob von einer Freiheit, oder Todesstrafe die Rede ist. Man kann auch in concreto von der Möglichkeit, daß eine andere Person die Uhr entwendet und sie sogleich nachher dem Insupaten gegeben habe, darum nicht ausgehen, weil ja letzterer den Besitz und Verkauf der Uhr durchaus läugnet,

wozu noch kein vernünftiger Grund vorhanden wäre, wenn er sie auf erlaubte Weise erworben hätte.

Die bisher aufgezählten Indicien, welche den Inquisiten als Thäter bezeichnen, greifen nun dergestalt in einander, daß für die unterstellte Möglichkeit des Eigentums überall nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit spricht.

Es wird sich also nur noch fragen, ob unser Particularrecht eine Verurtheilung in die ordentliche Strafe auf künftlichen Beweis zuläßt? Hierüber kann nach den §§. 13, 14 und 18 des Strafsatzes kein Zweifel seyn. Der letztere §. sagt namentlich: daß die Klagerklärung den Beschuldigten nur bis auf etwaige neuere zureichende Inzichten von der Untersuchung befreie. Damit ist deutlich genug ausgesprochen, daß, wenn schon in der ersten Untersuchung ein zureichender Indicienbeweis geliefert ist, die Verurtheilung zur ordentlichen Strafe ohne weiteres erfolgen soll. — Diese besteht, da Inquisit bereits zweimal wegen Diebstahls verurtheilt und bestraft worden ist, nach §. 77 des Titels in zwei Jahren Zuchthaus u. c. Am 3. Januar l. J. — also nachdem die höchste Verordnung vom 7. Dez. 1837, Regierungsblatt Nr. 48, bereits in Kraft getreten war — kam diese Sache bei größserzüglicher Oberhofgerichte zur Entscheidung. Von dem I. Senate desselben wurde das hofgerichtliche Urtheil mit Stimmenmehrheit einstimmig bestätigt.

Entscheidungsgründe.

I. Der objektive Thatsbestand eines Diebstahls ist durch die stibliche Ausfage des Bestohlenen und durch das Wieder-auffinden der entwendten Uhr, welche der Damnsifkat als die seinige anerkannte, „was für die Gewißheit der bloßen Thatsache der Entwendung“, ohne Beziehung auf eine angeschuldigte Person, hinreicht,“ genugsam hergestellt. Dagegen kann

II. der subjektive Thatsbestand aus folgenden Gründen als vollständig erwiesen nicht angenommen werden. Es ist nämlich der diebische Hang des Inquisiten oder der Umstand, daß er eine Person ist, zu welcher man der That sich versehen kann, nicht sowohl als eine selbständige Inzicht eines bestimmten Verbrechens, als vielmehr bloß als ein Grund anzusehen, welcher die übrigen Inzichten verstärkt. Grolmann, Grundzüge der Civilrechtswissenschaft 1798, §. 694.

Es kommt somit vor Allem darauf an, welche verdächtige Thatsachen, deren Gehalt durch den übeln Ruf des Infulpaten verstärkt werden soll, hier vorliegen. Solche Thatsachen sind

1) die Anwesenheit des Beschuldigten am Orte und zur Zeit, wo der Diebstahl verübt wurde. Diese Anwesenheit soll auf eine verdächtige Art Statt gefunden haben, und das Verdächtige soll darin bestehen seyn, daß, nachdem der Infulpat die Arbeitsstube der Schusterjungen verlassen

hatte, der Damnsifkat die Thüre einer andern Stube, durch welche man in seine Kammer gelangt, öffnen und den Beschuldigten mit einigen Sätzen die Treppe hinaufhüpfen hörte. Es will aber der bestohlene Raner das Hinaufhüpfen über die Treppe nur gehört — nicht den Beschuldigten gesehen haben; auch hat er solches nur vor dem Bürgermeister vorgegeben und später, nachdem er bedirgt war, dessen nicht mehr erwähnt. Auch das Öffnen der Thüre hat er nur gehört, und man konnte darauf, daß gerade der Beschuldigte es war, der die Thüre öffnete, nur daraus schließen, daß dieser kurz zuvor die Arbeitsstube der Lehrjungen verlassen hatte. Ob aber nicht dennoch von dem Momente des Fortgehens des Beschuldigten bis zu dem Moment, wo der Bestohlene die Thüre öffnen hörte, nicht ein Dritter zu jener Thüre gelangen konnte — dieses ist nicht erheben, und eben dieses ist es, was den gedachten Schluß sehr unsicher macht.

Außerdem müßte vor Allem die Frage erörtert seyn: Ob auch zur Zeit, als der Infulpat bei den Lehrjungen sich befand, die Uhr noch vorhanden — ob sie nicht vor dessen Ankauf in dem unverschlossenen Hause, aus dem unverschlossenen Zimmer und aus der unverschlossenen Kiste bereits entwendet war. Hierüber ist durchaus nichts erheben. Man weiß nicht, wann der Bestohlene seine Uhr zum letzten Mal gesehen hat und kann somit nicht annehmen, daß der Beschuldigte gerade zur Zeit des verübten Diebstahls sich an dem Orte, wo solcher verübt wurde, befunden habe.

Nach allem bieweil ist die erste Inzicht, die ohnehin nur eine gemeine entfernte ist, sehr schwach begründet. Sie verliert aber an ihrem Gehalt noch dadurch, daß der Infulpat gleich nach seiner Entfernung und nachdem der Damnsifkat seine Uhr schon vermisste, in dem Zimmer der Schusterjungen sich wieder einfand und sogar wiederholt mit dem Meister dahin kam, auch daselbst so lange, bis der Damnsifkat mit letzterem in das Holz ging, sich verweilte. Wie wenig die beiden Schusterjungen selbst den Infulpaten für verdächtig hielten, geht schon daraus hervor, daß sie diesen nicht über die Entwendung zur Rede stellten. Es ist außerdem unerklärbar, warum der Bestohlene, der doch wußte, daß Niemand zu Hause und seine Kiste unverschlossen war, als er vernahm, daß Jemand seine Thüre öffnete, ruhig sitzen geblieben und nicht auf der Stelle nach seinem Zimmer sollte gelaufen seyn.

Zwar wollte man der in Frage liegenden Anzeige damit Gewicht geben, daß der Beschuldigte öfters in das Haus kam und die Gelegenheiten des Hauses genau gekannt habe. Allein die bloße Kenntniß von Gelegenheiten zur Verübung von Verbrechen kann eine Anzeige nicht verstärken, so lange sie nicht eine solche ist, die dem Angeschuligten allein oder vorzüglich bewohnt oder nur wenigen sonst unbedenklichen Personen eigen war, was hier von dem Hause des Schusters

Maßel keineswegs nachgewiesen ist. Es ist nirgends behauptet, daß der Infulpat jemals in das Zimmer des Bestohlenen gekommen ist, — daß er nur wußte, wo und wie dieser seine Effecten aufbewahrt, — ob solcher eine Uhr hatte, und wo eins oder das andere zu finden war. Bloß daraus, daß er in das Haus kam, kann eine besondere Kenntniß einer Gelegenheit zum Diebstahl nicht geschlossen werden. Eben so wenig kann daraus, daß der Infulpat auf sein Befragen von dem Schusterjungen Klausung erfahren hatte, daß außer den beiden Jungen Niemand zu Hause sei, etwas Verdächtiges gefolgert werden. Inquist ist hierüber nicht vernommen worden. Auch kann die Frage: „Ob die Weibsteute zu Hause seien,“ so vielerlei Motive gehabt haben, daß nichts berechtigt, geradezu eine verbrecherische Absicht als die allein wahrscheinliche zu unterstellen.

Mit allem diesem ist zwar der Verdacht über die hier fragte Inquist nicht ganz beseitigt. Es genügt aber einstweilen, daß die Schwäche ihres Gehaltes und das Unzuverlässige derselben durch die ihr entgegenstehenden Momente nachgewiesen ist.

Wichtiger ist die weitere Anzeige, welche darin besteht,

2) daß der Infulpat in dem Besitze der oben benannten Uhr soll gewesen seyn. Der Uhrmacher Pellissier zu Sinsheim erkannte diesen als denjenigen, der ihm die von dem Bestohlenen als die feinnige anerkannte Uhr verkauft habe. Die Aussage dieses Zeugen wird durch die Deposition seiner Ehefrau unterstützt, welche dahin geht, „daß der fremde Purche von gleicher Größe und ungefähr von demselben Alter, wie der Beschuldigte gewesen“ — somit letzterer wahrscheinlich der Verkäufer gewesen sei — fernem dadurch, daß derselbe eingestrichelt, bald nach der Entdeckung des Diebstahls auf einem ungewöhnlichen Wege nach Sinsheim gegangen zu seyn. Unglaublich ist die Angabe des Beschuldigten, daß er aus Auftrag eines Unbekannten zwei Briefe auf die Post nach Sinsheim getragen habe und verdächtig ist es, daß er den ungewöhnlichen Weg aufwärts durch die Weinberge gegangen, wodurch es erklärbar wird, daß er erlöst bei Pellissier angekommen ist. Inzwischen kann die unbestimmte Aussage der Pellissierschen Ehefrau dadurch, daß der Infulpat an demselben Tage in Sinsheim war und auf ungewöhnlichem Wege dahin ging, jene Bestimmtheit nicht erhalten, die der kategorischen Aussage eines Zeugen und einem unabweislichen Anerkennniß der Person gleich stünde. Der Beweis des Besitzes des Entwendeten ist daher bei aller Wahrscheinlichkeit nicht stringent und nicht genugsam hergestellt.

Wollte man solchen aber auch als erwiesen anerkennen, so würde doch der ganze Beweis des subjektiven Thatbestandes nur auf zwei Inquisten beruhen, deren die eine — nämlich der Besitz des Entwendeten, als eine nahe und dringende, einen halben Beweis bildet — die andere aber, nämlich die Anwesenheit an dem Orte des verübten Verbrechens unter verdächtigen Umständen als eine bloß entfernte gemeine „der noch überdies mehrere erhebliche Momente entgegenstehen“ den Beweis nicht ergänzen könnte.

Auf das angegebene Erörtern des Infulpaten, als ihm die Entwendung von dem Bestohlenen eröffnet wurde und auf dessen spätere Ausrufung: „Man werde wohl ihn wieder

für den Dieb halten,“ darf kein besonderes Gewicht gelegt werden, weil es hierbei auf den noch unbekannten Zusammenhang des geführten Gespräches — oft nur auf die Betonung eines Wortes ankommt, das zu neuen Ausrufungen Veranlassung gab, und weil solche Ausrufungen bei einem Menschen, der bereits wegen Diebstahls bestraft wurde, so oft von einem solchen Verbrechen die Rede ist, schon an sich sehr natürlich und consequent ist.

Aus diesen Gründen mußte wie gesehen erkannt werden.

Bayer.

II.

Curiosum.

In einer bürgerlichen Rechtsfache, in der es sich um eine höhere Summe als von 75 fl. handelte, wollte der Kläger den Beweis mittelst Zeugen führen, weil er die über das Rechtsgeschäft errichtete Urkunde verloren habe.

Die Verwiderantretung hat sich jedoch auf den letztern Umstand nicht zugleich miterstreckt, weshalb der Beklagte die Zulässigkeit des Zeugenbeweises unter Bezug auf den §. 1341 in Widerspruch zog.

„Durch Zwischenbescheid machte sofort das Amt dem Beklagten die Auflage, „darzuthun, daß hier kein Zeugenbeweis Statt finde.“

Um dieser Auflage zu entsprechen, übergab der Anwalt des Beklagten eine Verwiderantretungsschrift, worin er sagte, er trete den ihm auferlegten Beweis darüber, daß in der vorliegenden, 75 fl. übersteigenden, Rechtsfache keine Zeugen zulässig seyn,

- 1) durch Urkunden,
- 2) Sachverständige
- 3) und Eidzuschwörung an.

ad 1. Damit übergab der Beklagte eine legalisirte Abschrift des L. R. S. 1341 und erbot sich, in einer anzunehmenden Tagfahrt das Original vorzulegen.

Sollte dieß nicht genügen, so schlage er

ad 2. die Gesetzgebungskommission als Expertenkollegium vor und bitte, dieselbe mit ihrem Gutachten über den Satz zu vernehmen,

„daß in bürgerlichen Rechtsfachen von mehr als 75 fl. (einzeln), besonders nachzuweisen die Ausnahmefälle abgerechnet — S. 1347 und 1348) nach L. R. S. 1341 kein Zeugenbeweis Statt finde.“

Die Mitglieder der Gesetzgebungskommission müßten nämlich, wo es sich, wie hier, um die Beweisführung über Rechtsfragen handelt, ohne Zweifel als Sachverständige anerkannt werden.

Sollte es aber auch hieran noch nicht genügen, so schiebe er ad 3. in oinem eventum dem Richter noch den Hauptzweck darüber zu, daß er schwöre,

„nicht zu wissen, daß der L. R. S. 1341 den Zeugenbeweis über Rechtsgeschäfte, welche den Werth von 75 fl. übersteigen, als unzulässig erkläre.“

Der Erfolg dieser Verwiderantretung ist mir noch nicht bekannt geworden. Ramentlich weiß ich nicht, ob der Richter „sein Nichtwissen“ wirklich beschworen habe.

Y.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 24.

Karlsruhe den 16. Juni 1838.

I.

Bemerkungen über die Verbindlichkeit zur Kostenersatzung bei Rechtsmitteln gegen richterliche Verfügungen, welche noch nicht über die Hauptsache entschieden.

Bei keinem andern Anlaß kam wohl von jeher das formelle Recht mit dem materiellen in einen beklagenswerthen Conflict, als es bei der in jedem Rechtskreite nöthig werdenden Entscheidung über den leibigen Kostenpunkt nicht selten heute noch geschieht. Die traurige Folge davon ist, daß die Rechtspflege im Staate mehr gefürchtet als gesucht wird, und daß selbst der rechtlichste Bürger bei der klaren Ueberzeugung, weder seinem Gegner ein gutes Recht zu verweigern, noch von ihm ein Unrecht zu verlangen, in dem Gerichtssaale gleichwohl mit keinem andern Gefühle verweisen kann, als womit wohl derjenige überrascht werden mag, welcher, unbesorgt und ungewarnt, in einen Bezirk einmal eingetreten, zuerst in Mitte desselben an der aufgehängten Tafel die Worte liest: — hüte dich einzugehen, hier liegen verborgene Fußangeln. In dem gemeinen deutschen Rechte war die in dem natürlichen oder Vernunftrechte so leicht zu findende Entscheidung über die Verbindlichkeit der Parteien, zur gegenseitigen Kostenersatzung nicht ohne Schwierigkeit, weshalb die Richter nur in wenigen Fällen es über sich gewinnen konnten, den in der Hauptsache unterlegenen Theil zur Tragung sämmtlicher Kosten zu condemniren; die Kostenvergleichung bildete die von vielen Rechtslehrern empfohlene Regel.

Die neuern Schriftsteller über das deutsche gemeine Prozessrecht, wie Weber und Martin, bemängelten sich, in dieser Beziehung consequenter Grundsätze, als den herrschenden zu machen, und unsere neue Prozessordnung adoptirte die von Martin über die Ersatzung der Prozesskosten aufgestellten Rechtsätze mit solcher Treue, daß man den §. 37 des Martinischen Prozesscompendiums als die historische Quelle der §§. 168 — 174 der Prozessordnung betrachten kann.

In diesen §§. sind nun folgende gesetzliche Bestimmungen gegeben:

1) Die Schuldigkeit der einen Partei, der andern die Prozesskosten zu ersetzen, wird nach den Grundsätzen über die Pflicht zum Erfasse eines widerrechtlich zugefügten Schadens beurtheilt; doch ist

2) der Besiegte in der Regel schuldig, dem Sieger alle verursachten nothwendigen Kosten zu ersetzen.

3) Die Compensation oder verhältnißmäßige Theilung der Kosten soll nur in einigen von dem Gesetze speziell angeführten Ausnahmefällen eintreten.

4) Während des Processes bestreitet vorläufig jede Partei die durch ihre Handlungen veranlaßten Kosten.

5) Das Erkenntniß, welches die Hauptsache entscheidet, erkennt zugleich über den Kostenpunkt, welcher deshalb in den Zwischenbescheiden und fürsorglichen Verfügungen vorbehalten wird.

6) Ueber die Kosten einzelner Prozeßhandlungen oder Prozeßabschnitte wird jedoch schon früher erkannt, wenn das Erkenntniß (über die Kosten), wir namentlich das Erkenntniß über Veräumniskosten von dem Ausgange der Hauptsache nicht abhängt.

Daß in den Instanzen der Rechtsmittel andere, von jenen abweichende Grundsätze herrschen sollen, ist gesetzlich nicht bestimmt.

Diese zum positiven Gesetze erhobenen Rechtsätze scheinen dem Richter keinen Zweifel über die Frage zu lassen, wie er in jedem einzelnen Rechtskreite, und in jeder Lage desselben den Kostenpunkt zu ordnen habe; sie sind consequent, alle Fälle erschöpfend, und auch für das von der Prozessordnung eingeführte Verfahren passend.

Der neuen Prozessordnung ging indeß die karlsruheische Obergerichtsordnung voran, welche im §. 230 ohne alle Unterscheidung die allgemeine Regel aufgestellt hatte, daß in jeder Instanz der unterliegende Theil in alle Kosten dieser und der vorigen Instanz verurtheilt werden müßte,

so lange nur nicht dem Gegentheile überhaupt, oder für eine Instanz u. ein Verschulden zur Last fiel.

So allgemein in dieser Fassung das Gesetz sich auch aussprechen mag, so scheint es gleichwohl nur solche Erkenntnisse im Auge gehabt zu haben, wodurch in der einen oder andern Instanz über die Hauptsache selbst zu erkennen war, und zugleich ausgesprochen werden mußte, welche Partei in der Hauptsache die unterliegende sei (§. 231 v. D. O. Drdg.).

Diese allgemeine Fassung war aber jedenfalls der von der Obergerichtsordnung vorgeschriebenen Verhandlungsart der Prozesse nicht unangemessen, indem gegen Zwischenbescheide oder bloß prozeßleitende Verfügungen keine devolutiven Rechtsmittel gestattet waren, sondern die Beschwerden der Parteien über dergleichen richterliche Verfügungen nur mit den Beschwerden gegen die in der Hauptsache gegebenen Erkenntnisse verbunden werden konnten, und deshalb der Oberichter nicht leicht in die Lage kam, ein Erkenntniß geben zu müssen, welches nicht auch über die Hauptsache entschied.

Bei dieser Verhandlungsweise, und bei dem Bestehen des §. 230 der Obergerichtsordnung, konnte es dem Obergerichte (sit venia verbis) zur süßen Gewohnheit werden, in allen Fällen, wo sie ein unterrichterliches Erkenntniß, so weit dagegen Beschwerde geführt ward, abzuändern sich veranlaßt sahen, diejenige Partei, zu deren Gunsten das abgeänderte Urtheil verfügt hätte, als die in der Hauptsache unterliegende zu betrachten, und ihr die Verbindlichkeit des Kostenersatzes für die eine oder andere Instanz ohne Bedenken aufzubürden. Diesen in der frühesten Gesetzgebung begründeten Gerichtsgebrauch scheinen aber einige Obergerichte auch noch nach Einführung der neuen Prozeßordnung beibehalten zu wollen, obgleich letztere in mancher Beziehung, insbesondere über die Zulässigkeit devolutiver Rechtsmittel, ganz andere Bestimmungen gibt, als die alte Prozeßordnung, und obgleich nuncmehr der Oberichter nicht selten aufgefordert wird, über die Legalität oder Zweckmäßigkeit einer unterrichterlichen Verfügung, welche über die Hauptsache selbst durchaus nichts entscheidet, ein Erkenntniß zu geben.

Neben dem §. 391 der Prozeßordnung hat diese neue Gesetzgebung auch dem französischen Code de procedure, z. B. das Institut der Wiedereinsetzung gegen Versäumnisse ohne Restitutionsgründe entlehnt, ein Institut, welches zur Einlegung devolutiver Rechtsmittel häufige Veranlassung gibt.

Bei solchen Rechtsmitteln hat dann der Oberichter keineswegs über den rechtlichen Stand des Rechtsstreites, sondern nur über die vorläufige Instruktion desselben zu erkennen,

und er kann oft nicht umhin, der Form wegen eine unterrichterliche Verfügung aufzuheben, oder ein anderes Verfahren für die untere Instanz anzuordnen, obgleich es ihm schon klar vor Augen liegt, daß, wenn das von ihm angeordnete Verfahren eingehalten, oder der Beschwerde der Partei abgeholfen werde, diese gleichwohl in der Hauptsache den Kürzeren ziehen müsse. Folgende Beispiele mögen zur Erläuterung dienen:

1) Eine Partei wählt zur Führung des ihr aufgelegten Beweises den Zeugenbeweis.

Der Unterrichter verwirft in einem Vorbescheide dieses Beweismittel als im concreten Falle gesetzlich unzulässig, der Oberrichter findet es nach Beschaffenheit der zu erweisenden Thatsache für zulässig, und ändert deshalb die Verfügung des Unterrichters ab.

Bei der an diesen zurückgewiesenen Erhebung des Beweises kommt es aber an den Tag, daß der eine der vorgeschlagenen Zeugen von der Sache gar nichts weiß; der andere gerade das Gegentheil von dem aussagt, was von dem Proponenten behauptet wird, und daß die übrigen benannten Zeugen auf der Erde nicht einmal existiren.

In diesem Falle erscheint der Proponent, ungeachtet er in der obern Instanz ein Erkenntniß zu seinen Gunsten errungen hatte, dennoch als ein temere litigans, und es wird sich nicht behaupten lassen, daß der Proponent aus der Urfache, weil der Unterrichter den vorgeschlagenen Zeugenbeweis schon an sich für gesetzlich unzulässig gefunden hatte, dem Proponenten einen widerrechtlichen Schaden zugefügt habe.

2) Eine Partei tritt einen schon auf den ersten Anblick als irrelevant sich darstellenden Zeugenbeweis an; er wird von dem Unterrichter nicht wegen seiner Unnützlichkeits, sondern auf den Grund des R.N.O. 1341 in einem Zwischenbescheide als gesetzlich unzulässig verworfen; ihn muß aber der Oberrichter auf den Grund des R.N.O. 1348 für gesetzlich zulässig erkennen, und dem Rechtsstreit an den Unterrichter zum Erkenntniß über die Relevanz des Beweismittels remittiren, obgleich nach seiner Ueberzeugung der Zeugenbeweis, wie er angetreten ist, zu keinem entscheidenden Resultate führen kann, vielmehr ein fruchtloser Versuch ist, den Rechtsstreit in die Länge zu ziehen.

Hier wird nun wieder zu Gunsten des Appellanten und gegen den Appellaten in der obern Instanz entschieden; bemerkt werden würde man dem letztern sehr unrecht thun, wenn man ihn schon als den in der Hauptsache unterliegenden Theil behandeln, und zur Erstattung der Kosten des von seinem Gegner durch die fruchtlose Ansetzung eines

werthlosen Zeugenbeweises veranlassen Rechtsmittels definitiv verurtheilen wollte *).

3) Der Beklagte läßt sich mit seinen Einreden gegen die Klage, oder mit dem ihm auferlegten Beweise abschließen und ein Verfaßmüßigen Erkenntniß gegen sich ergehen. Nach zehn Tagen bittet er um Restitution, bringt aber ganz ungegründete unhaltbare Einreden vor, oder produziert zur Führung des angeschlossenen Beweises sowohl gesetzlich unzulässige als irrelevante Beweismittel.

Von dem Unterrichter wird aber nicht einmal der Bitte um Restitution Statt gegeben, weil sie ihm nach seiner Berechnung des Restitutionstermins als verspätet erscheint.

Der Oberrichter findet dagegen, daß der Unterrichter bei der Berechnung des Fatale sich geirrt habe; daß die Restitutionsbitte allerdings noch formell zulässig sei, er muß deshalb der Beschwerde des Appellanten abhelfen, obgleich die Beschaffenheit der Einreden oder Beweismittel, womit der Appellant restituiert werden will, ihm die Ueberzeugung gibt, daß der Quärlant ein mutwilliger Prozeßführer ist. Wollte in diesem Falle der Oberrichter den Appellanten in die Kosten der Appellation verfallen, so würde er nicht allein das materielle Recht, sondern selbst die ausdrücklichen Bestimmungen der Prozeßordnung um so mehr verletzen, da die Streitfrage über die Zulässigkeit der Restitution, folglich auch die eingelegte Appellation lediglich durch den Ungehorsam des Appellanten veranlaßt worden waren. Fälle dieser Art, aus Wahrheit und Dichtung genommen, kommen seit der Einführung der neuen Prozeßordnung häufig vor; gleichwohl fahren auch in solchen Fällen die obergerichtlichen in den Instanzen der Rechtsmittel eelassenen abändernden Erkenntnisse immer noch fort, mit der Appendix zu schließen: sei der Appellat in die Kosten der zweiten oder dritten Instanz zu verfallen.

Taut der Entscheidungsgründe geschieht dies in der Regel nach Einsicht des §. 169 der Prozeßordnung, und nur selten kann man die Verabigung finden, daß auch die §§. 165, 173 und 174 der Prozeßordnung angesehen worden sind.

Da aber bei der Entscheidung über den Kostenpunkt vor-

züglich darauf gesehen werden soll, welche Partei der anderen einen widerrechtlichen Schaden bereits zugefügt hat; da demzufolge in der Regel nur diejenige Partei in die Kosten verurteilt werden kann, welche in der Hauptsache die bestiegte ist; da nur das Erkenntniß, welches die Hauptsache entscheidet, zugleich über den Kostenpunkt erkennen, dieser aber in Zwischenbescheiden und fürsorglichen Verfügungen ohne Unterschied der Instanzen, in welchen sie erlassen werden mögen, vorbehalten, und über einzelne Prozeßhandlungen oder Prozeßabschnitte hinsichtlich der Kosten nur dann vor der Entscheidung über die Hauptsache definitiv erkannt werden soll, wenn das Erkenntniß über die Kosten von dem Ausgange der Hauptsache nicht mehr abhängt, wenn also selbst der derinzügliche Sieger in der Hauptsache überwiesen werden kann, daß er seinem Gegner durch eine Handlung einen widerrechtlichen Schaden zugefügt habe, so sollte ein rechtlicher Mann nicht mehr in die Gefahre kommen, bei dem besten Rechte wegen unverschuldeten Verschens des Richters, oder anderer im Laufe des einfachen Rechtsstreits leicht auszuweichen konnender Zwischenstreitigkeiten, seinem chanclosen Gegner sogar noch einen großen Theil der Kosten ersetzen zu müssen.

Eine devolutive Beschwerde gegen einen untergerichtlichen Zwischenbescheid, oder gegen eine fürsorgliche Verfügung, ist keineswegs ein Prozeßabschnitt in dem Sinne des §. 174 der Prozeßordnung, sondern sie ist und bleibt nichts anderes, als ein Inzidentstreit über den Gebrauch oder die Zulässigkeit eines Vertheidigungsmittels (Martins Prozeßcompendium §. 283), in welchem in der einen oder andern Instanz, hinsichtlich der einen oder andern Vorfrage die frivolle Partei obliegen kann, ohne von ihrem Gegner und dem Unterrichter in der Hauptsache materiell benachtheiligt worden zu seyn.

Nur dann kann der §. 174 der Prozeßordnung bei solchen Rechtsmitteln zur Anwendung kommen, wenn sie von dem Oberrichter für unbegründet befunden werden, und als solche verworfen werden müssen.

In diesem Falle wird der Beschwerdeführer, werde er bereits in der Hauptsache Sieger oder der Besiegte, mit Recht sofort in die durch sein verworrenes Rechtsmittel veranlasseten Kosten verurteilt; allein nicht aus der Ursache, weil durch das Rechtsmittel ein Prozeßabschnitt sich gebildet hatte, sondern weil nach dem Ausdruck des Gesetzes das Erkenntniß über die Kosten des verworfenen Rechtsmittels von dem Ausgange der Hauptsache nicht mehr abhängen kann, indem der Quärlant durch eine Prozeßhandlung oder überhaupt durch Erhebung eines Zwischenstreits, in welchem er definitiv unterlag, seinem Gegner offenbar unnötige Kosten veranlaßt, oder einen widerrechtlichen Schaden zugefügt hat.

*) Das hier und unter Nr. 1 angeführte Beispiel wird jetzt, da der §. 391 aufgehoben ist, nicht mehr vorkommen können, außer wenn der Produzent nach dem neuen §. 391 eine Abrede des Zeugen zum ewigen Gedächtnis sucht, und einen aus der Verabigung drohenden Nachtheil bestrimmt, da nur in diesem Falle vor dem Erkenntniß in der Hauptsache ein Rechtsmittel (und zwar das der Beschwerdeführung) noch zulässig ist.

In diesem und ähnlichen Fällen sind aber in die obigen Auslässe vorgetragenen Gründe dafür, daß das Erkenntniß über den Kostenpunkt vom Oberrichter eben so, wie vom Unterrichter gesprochen ist, bis zur Entscheidung der Hauptsache suspendiert werde, allerdings von Gewicht.

Nicht eben so verhält sich aber die Sache, wenn eine gegen einen Zwischenbescheid erhobene Beschwerde von dem Obergerichter für begründet befunden wird; denn durch die Zulassung einer solchen Beschwerde ist weder über den rechtlichen Stand der Hauptsache, noch über den rechtlichen Werth des einzelnen Verteidigungsmittels, welches zu dem Inzidentfreit Veranlassung gibt, irgend etwas entschieden; es ist in keinem Falle erwiesen, daß die eine Partei der andern einen widerrechtlichen Schaden zugefügt hat.

Um dies erkennen zu können, mußte der Obergerichter schon mit Sicherheit voraussetzen, daß §. 3. V. das Vertheilungsgesetz, oder Beweismittel, um dessen Zulässigkeit gestritten wird, oder dessen Gebrauch überhaupt zu einem Zwischenfreit in der untern oder höhern Instanz Veranlassung gab, den Zweck erreichen werde, welcher angeblich beabsichtigt wird. So wie die Ladung auf eine Klage, mag sie schon in der untern oder erst in den obern Instanzen erkannt werden, weiter nichts als eine projektirende Verfügung ist, eben so erscheint auch das obergerichtliche Erkenntnis, welches nur über die formelle Zulässigkeit eines einzelnen Verteidigungsmittels entscheidet, lediglich als ein Zwischenbescheid oder als eine projektirende Verfügung, und muß das Erkenntnis über die Kosten eben so wie bei einer zugelassenen Ladung, bis zum Erkenntnis über die Hauptsache ausgefreit bleiben.

Nach §. 171 der Prozeßordnung muß in einem solchen Falle jede Partei vorläufig die durch ihre Handlungen veranlaßten Kosten bestreiten, mithin der Appellant die Gerichtskosten, §. V. Urtheilstaxen, so wie die Kosten seiner eigenen Vertheidigung, und der Appellat die Kosten seines Anwalts vorläufig auf sich nehmen. Die Partei, welche nach geschlossenen Verhandlungen in der Hauptsache gänzlich unterliegt, hat dann auch die Verbindlichkeit, die Kosten aller im Laufe des Prozeßes entstandenen Zwischenstreitigkeiten, so weit über sie auch hinsichtlich der Kosten nicht schon früher definitiv entschieden worden konnte, zu tragen; denn wer einen ungerechten Rechtsfreit beginnt, oder seinen Gegner zu einer gerechten Klage nöthigt, muß auch hier, wie in andern Fällen, die Folgen seiner unredlichen Handlung prästiren, und eine unredliche Handlung war es in der Regel, welche mit dem Hauptfreite alle aus diesem erwachsenen Zwischenstreitigkeiten hervorgerufen hat.

In Fällen, wo der Unterrichter Verfügungen erläßt, die von seiner Partei beantragt worden waren, und die eben aus diesem Grunde meistens von dem Obergerichter wieder aufgehoben werden müssen, ist es höchst traurig, in den obergerichtlichen Entscheidungsgründen zu lesen, der Appellat werde bloß aus der Ursache in die Kosten der obern Instanz verfaßt, weil er hier die untergerichtliche Verfügung

vertheidigt habe. Er war aber von dem Obergerichter zur Vertheidigung der untergerichtlichen Verfügung unter dem Präjudiz aufgefordert, daß im Falle seines Ausbleibens der Obergerichter, auch ohne ihn zu hören, erkennen werde; er mußte in der öffentlichen Sitzung durch einen Anwalt wenigstens zu dem Zweck erscheinen, damit der Rechtsfreit im Falle des Ausbleibens seines Gegners nicht von der Rolle gestrichen, und dadurch die Entscheidung der Hauptsache wegen eines von ihm in keiner Hinsicht verschuldeten Zwischenfreits nicht ad calendas graecas verschoben werde; in der Sitzung erklärte er vielleicht selbst, daß er die von seinem Gegner angefochtene untergerichtliche Verfügung gar nicht verlangt habe; daß er das Erkenntnis über die Rechtsbefähigkeit derselben dem Ermeßsen des Obergerichters überlasse, und nur um Versicherung mit der Verfaßlung in sämtliche Kosten bitte, indem er seine eigene Kosten gerne tragen wolle.

Welchen widerrechtlichen Schaden hat nun in einem solchen Falle der Appellat dem Appellanten zugefügt? Oder seit wann ist die Vertheidigung vor Gericht eine an sich widerrechtliche Handlung? Was schadet es dem Appellanten, wenn, eben so wie er, auch der Appellat auf die Verfaßlung sich beruft? Die Vertheidigung des Appellanten kostet den Appellanten keinen Pfennig; denn er muß seine Beschwerde bei dem Obergerichter begründen, der Appellat mag sich vertheidigen oder nicht.

Für den Entscheidungsgrund, daß der Appellat die Kosten einer Instanz seinem Gegner bloß aus der Ursache ersetzen müsse, weil er sich vertheidigt, d. h. der obergerichtlichen Aufforderung zur Vertheidigung Folge geleistet habe, findet sich (*gratia sit tibi, diva Thémis!*) in der ganzen Prozeßordnung keine Rechtfertigung.

Wer sich nicht einmal vertheidigt, bietet den Sieg seinem Gegner freiwillig an; nicht ohne alles Recht könnte man vielmehr aus dem Schweigen des Appellanten auf dessen innere Ueberzeugung von dem Rechte seines Gegners schließen, und bei der Wunderbarkeit menschlicher Ansichten könnte sogar ein Obergerichter auf den Einfall kommen, mittels analoger Anwendung des §. 809 der Prozeßordnung gerade das Stillschweigen des Appellanten durch Verfaßlung in die Kosten bestrafen zu wollen.

Es wird aber auch übersehen, daß vielen Beschwerden gegen untergerichtliche, fürsorgliche oder projektirende Verfügungen, nicht einmal durch den ausdrücklichen Verzicht des Gegners auf die beschwerenden Verfügungen, sondern nur durch ein von dem Obergerichter in den gesetzlichen Formen geschöpftes Erkenntnis abgeholfen werden kann. So läßt sich kein Richter durch eine verzichtende Erklärung des Beklagten bestimmen, nach versagter Ladung auf eine von ihm als formlos oder inept angebrachtetmaßen verworfene

Klage später dennoch Ladung zu erkennen; und so kommt es bei der Frage, ob ein Zeugenbeweis im einzelnen Falle gesetzlich zulässig, oder ob ein Fatale veräußert sei, nicht auf das Uebereinkommen beider Parteien an, sondern der Richter hat die im Interesse des öffentlichen Rechts eingeführten Prozeßformen ex officio zu bewachen.

In einem Falle, wo der Richter Verfügungen erläßt, die nicht einmal von einer Partei beantragt waren, und deshalb desolutive Rechtsmittel nöthig machen, werden die Appellaten, die oft auch ohne die ihrer Gegner beschwerenden untergerichtlichen Verfügungen ihr klares Recht erlangen würden, gekränkt genug, wenn sie die Kosten ihrer eigenen Vertbeidigung tragen müssen; aber in wahrer Ungerechtigkeit artet es aus, wenn sie auch zum Erfolge der Kosten ihres Gegners von dem Obergerichte definitiv verurtheilt werden, bevor entschieden ist, welche von den Parteien einen ungerechten Rechtsstreit begonnen, und mit diesem auch jene unglücklichen richterlichen Verfügungen herbeigeführt hat.

Life Obergerichtsadvokat.

II.

Ueber das Contumacialverfahren bei den Collegialgerichten.

Der neueste Aussatz über das Contumacialverfahren bei den Collegialgerichten in Nr. 15 der Annalen dieses Jahrs spricht sich in Uebereinstimmung mit der Redaktion dahin aus, daß bei vorkommenden Versäumnungen auf das schriftliche Anrufen des andern Theils das Versäumnungs Erkenntniß sofort in der geheimen Sitzung zu erlassen sei, ohne daß die Sache in der öffentlichen Sitzung vorzukommen und der betheiligte Theil dort sein Anrufen mündlich zu wiederholen habe. Es wird diese Ansicht hauptsächlich auf die Bestimmung in Artikel 5 der Prozeßnovelle vom 3. August v. J. gegründet, welche darüber einen klaren Anspruch enthalten soll.

Der Unterzeichnete gesteht, daß er die Sache noch nicht für so ganz ausgemacht hält und erlaubt sich, seine Bedenken hier zu weiteren Prüfung vorzutragen.

Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 15 macht zuerst auf die Verschleifung aufmerksam, welche dadurch entstehen sollte, daß die säumige Theil außer der Frist zur Einbringung seiner schriftlichen Handlung auch noch eine weitere Frist von einem Vierteljahre bis zur Tagfahrt erhalte. Allein dieser Grund ist wenigstens nicht überzeugend, da es lediglich in dem bei dem Hofgerichte des Mittelrheinfreies bisher beobachteten Verfahren liegt, daß alle Sachen ohne Unterschied am Ende der Rolle gesetzt werden. Dieses Verfahren liegt nicht in der Prozeßordnung, es ist der Instruktion vom 21. April 1832 (Regierungsblatt S. 237) gerade zu-

wider, man kann daher hieraus keine Schlüsse für oder gegen die Absicht des Gesetzgebers ziehen, da derselbe jenes ganz willkürliche Verfahren nicht voraussetzen konnte. Werden die Versäumnungs Erkenntnisse als eilige Sachen behandelt und deßhalb in eine der nächsten Sitzungen gebracht, wie dieses füglich geschehen kann und soll, so fällt der ganze Anstand wegen des Verschleifs des Prozeßes hinweg. Die erste Frist von 28 Tagen rechtfertigt sich übrigens durch die §§. 228 und 1217 der Prozeßordnung und ist wenigstens dem §. 1111 nicht zumider, weil dieser lediglich von der Frist redet, innerhalb welcher die richterliche Verfügung erlassen werden soll.

Daß der §. 1111 nicht wie §. 1112 oder 1132 von Bestimmung einer Tagfahrt handelt, mag zugegeben werden. Allein fürs erste hat jener §. einen ganz andern Gegenstand, und fürs andere wäre es allerdings besser gewesen, wenn die Prozeßordnung passenden Ort sich hierüber ausdrücklich verklärt hätte, allein der §. 1110 drückt sich wenigstens so aus, daß man nicht annehmen kann, es solle auf das schriftliche Anrufen in der darauf folgenden geheimen Sitzung das Versäumnungs Erkenntniß gefaßt und ausgesprochen werden. So hat auch v. Weiler (S. 107) den §. 1110 offenbar nicht verstanden.

Die Verschäidenheit des Verfahrens der Collegialgerichte und der Einzelrichter ist allerdings so groß, daß sie auf das Contumacialverfahren Einfluß äußern muß. Es wird dagegen gesagt, daß ja die Klagen zc. vor dem Einzelrichter keine Rechtsausführung enthalten müssen, daher in so ferne möglicherweise die Klagen vor Collegialgerichten ganz gleich seyn könnten, allein es wird dabei ganz übersehen, daß die Klagen der letzteren Art keine Rechtsausführung enthalten dürfen. Dieses führt aber zu dem bedeutenden Unterschied, daß der Kläger bei dem Einzelrichter auf die Rechtsausführung verzichten kann, womit ihm nicht Unrecht geschieht, der Kläger vor dem Collegialgericht aber verzichten muß, wenn man ihm diese nicht in der öffentlichen Sitzung gestattet. Man sagt ferner, daß ja die Rechtsausführung nicht so nothwendig sei, weil der Richter das Recht suppliren müsse. Allein dann sollte man lieber der Zeit- und Kostenersparniß wegen jede Rechtsausführung abkürzen, als auf halbem Wege stehen bleiben. Dieses Argument beweist daher wohl zu viel, und man wird zugeben müssen, daß die Nothwendigkeit oder wenigstens Zweckmäßigkeit der besondern Rechtsausführung, einmal vorangeseigt, entbehrlicher ist, wo die Sache bereits durch einen Schriftwechsel erörtert, als wo das Rechtsverhältniß des Klägers von demselben nur vorläufig, vielleicht mit absichtlicher Kürze, angedeutet ist. Es ist aber die Rechtsausführung nicht das Einzige und Wesentliche, welches bei dem Eingangs angeführten Verfahren verloren geht, sondern der

Grundsatz der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens bei Kollegialgerichten geht dabei ganz nater. Das Gericht urtheilt alsdann nicht auf das unmittelbare Gehör der Partei, sondern wieder auf den Vortrag seines Referenten, also ganz wie im alten Prozeß, und man muß daher konsequenter auch wieder die Restitution ex culpa referentis zulassen, welche hier um so nöthiger ist, als der Vortrag ohne Schriftlichkeit und Instruktionsvotum alle früheren Garantien entbehrt, diese Konsequenzen dürfen aber wohl schwerlich in der Absicht des Gesetzgebers gelegen seyn, und gerade die Nothwendigkeit derselben spricht gegen die Theorie, wornach die Versäumungserkenntniß in geheimer Sitzung auf den mündlichen Vortrag des Referenten zu erlassen hab. Gerade deshalb werden auch die Erkenntniße der §§. 357 — 360 der Prozeßordnung nicht in der geheimen Sitzung zu erlassen seyn, und man kann sich dagegen nicht auf das Verfahren vor Einzelrichtern berufen. Bei den letzteren ist überhaupt der Grundsatz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nicht leicht durchzuführen und in der Wirklichkeit auch fast ganz untergegangen. Die Einzelrichter haben eine besondere Gerichtsstage zu den bürgerlichen Streitverhandlungen, das Verfahren zum Protokoll ist nur sehr ungenügend ein mündliches, nämlich in so fern, als die Partei das Niederzuschreibende mündlich angibt, statt dasselbe unmittelbar selbst niederzuschreiben, eine besondere Rechtsausführung nach §. 334 der Prozeßordnung ist eine seltene Erscheinung, und es ist daher rein zufällig, wenn der nämliche Richter, welcher die Parteien angehört hat, auch das Erkenntniß erläßt. Das Erkenntniß wird auf die schriftlichen Protokolle und übrigen Schriften, aber nicht auf den mündlichen Vortrag der Parteien geschöpft. Bei den Kollegialgerichten ist dagegen die mündliche Verhandlung die Hauptsache, und der Grundsatz vorherrschend, daß die Richter nicht durch das Medium der Schrift und des Referenten, sondern durch den unmittelbaren Vortrag der Parteien von deren Rechtslage unterrichtet werden sollen. Wenn also der §. 1096 der Prozeßordnung im Allgemeinen auf das Verfahren bei den Einzelrichtern verweist, so versteht sich dieses doch unbedenklich der mündlichen Verhandlung, welche bei Kollegialgerichten wesentlich und unerlässlich ist, was auch schon durch §. 1108 hinreichend und ganz allgemein angedeutet wird.

Was aber positiv der gegenwärtigen Theorie im Wege steht, ist immer die Fassung des §. 1110 der Prozeßordnung selbst. Es spricht dieser von einem Anrufen des Klägers und von einem in der nämlichen Gerichtssitzung antwortprechenden Rechtsnachtheil. Der Rechtsnachtheil, resp. das Versäumungserkenntniß, soll also in der nämlichen Gerichtssitzung angesprochen werden, in welcher das Anrufen erfolgt. Da nun das schriftliche Anrufen nicht in der Gerichtssitzung geschieht, und da eben so wenig ein mündliches Anrufen in

geheimer Sitzung geschehen kann, so kann das Gesetz unter dem Anrufen des §. 1110 nur ein mündliches und unter der Gerichtssitzung nur die öffentliche verstanden haben. Es legt auch v. Weiler (Motiv) das Gesetz aus, und so wird dasselbe von der Instruktiionsverordnung vom 21. April 1832 (§. 19, 26) verstanden und angewendet. Allerdings muß dem mündlichen noch ein schriftliches Anrufen vorausgehen, allein dieses hat nur die Folge, daß ohne Ausspruch eines Rechtsnachtheiles Lagelabi zur Erlassung des Erkenntnißes angeregt wird. Der bei der Vorladung anzudehrende Rechtsnachtheil wird für beide Theile darin bestehen, daß sie mit ihrer Rechtsausführung ausgeschloffen und das Erkenntniß nach Lage der Akten ertheilt werden soll. Erscheint der Beklagte nicht, und ruft der Kläger mündlich an, so steht alsdann dem zu erlassenden Versäumungserkenntniß nichts im Wege. Erscheint der Kläger nicht, so kann der Beklagte allerdings, wie sich von selbst versteht, die Sache berufen lassen, er kann aber auch Entbindung von der Instanz oder nach Umständen ein Erkenntniß nach Lage der Akten beantragen. Erscheinen endlich beide Theile, so kann der Beklagte entweder nach Analogie des §. 1219 der Prozeßordnung den versäumten schriftlichen Vortrag nachholen, oder ausführen, daß der Versäumung ungerachtet die Anträge des Klägers unbegründet sind (§. 1178 der Prozeßordnung.) Die Schwertheit der anzudehrenden Rechtsnachtheile ist daher ebenfalls kein Grund für die sensuette Gesetzesauslegung, und so erübrigt nichts mehr, als die Prozeßnovelle, welche die Kontroverse gänzlich, und zwar zu Gunsten der anderen Meinung, entscheiden haben soll. Es wird dabei aller Nachdruck auf das Wort „Thatfache“ in Artikel 5 der Novelle gelegt und angeführt, daß, weil nach Versäumung der schriftlichen Bernehmung des Beklagten die Thatfachen der Klage als eingestanden anzunehmen, die Verhandlungen darüber also geschlossen seien, sofort in der Hauptsache zu erkennen sei. Die Absicht des Gesetzes bei Abänderung des §. 671 der Prozeßordnung war aber wohl unstreitig nur die, die förmlichen Versäumungserkenntniße, welche zugleich in der Hauptsache entscheiden, da abzuschaffen, wo die Verhandlungen noch nicht in jeder erheblichen Beziehung als geschlossen zu betrachten sind, und die Sache zum Definitivkenntniß gerückt ist. Nach dieser Absicht des Gesetzes möchte ich aber eher auf den Schluß der Verhandlungen, auf den sprüchreife Stand der Sache das Gewicht legen, und annehmen, daß hiezu nicht bloß die Klitskonstitution über das Thattsächliche, sondern auch alle weiteren Handlungen gehören, welche das Gesetz zur Begründung des richterlichen Urtheils für notwendig hält. Nach der gegenwärtigen Auslegung müßte man z. B. auch in dem Falle ein Versäumungserkenntniß in der Hauptsache erlassen, wenn der Kläger die Einlassung auf die Einreden des Beklagten,

resp. seine Keipten veräußert hat, weil auch in diesem Falle die Verhandlungen über das Thatsächliche geschlossen wären. Gleichwohl ist es hier nicht möglich, daß noch etwas zu ergänzen, die Einlassung zu vervollständigen, eine richterlich gestellte Frage zu beantworten, oder wenigstens ein Vereinerkennung zu erlassen ist. Man kann also in solchen Fällen noch nicht in der Hauptsache erkennen, obgleich die Verhandlungen über das Thatsächliche formell geschlossen sind. Es wurde hiernach ein von der Hauptsache getrennter Auschlußbericht im Beweisverfahren gar nicht vornehmen können, weil dort nicht mehr über die Thatsachen der Klage u., sondern über den Beweis derselben verhandelt wird. Folgerichtig mußte man auch in weiterer Instanz, wenn der Appellat seine schriftliche Vernehmung auf die Vernehmenschrift veräußert, in gleicher Sitzung auf schriftliches Anrufen des Appellanten ohne weitere mündliche Verhandlung erkennen dürfen, weil auch alsdann die Verhandlung über das Thatsächliche geschlossen wäre, und doch würde dieses Verfahren gegen jede Ansicht sowohl als die Praxis verstoßen. Man wird zwar hier behaupten, daß der §. 1219 der Prozeßordnung entgegenstehe, allein dieser §. erscheint nach der gegentheiligen Ansicht als eine nicht gerechtfertigte Singularität, während es ganz zu der Ansicht paßt, daß auf das schriftliche Anrufen nur eine Tagfahrt beschlossen wird, bei welcher der säumige Theil des Verurtheilten nachholen kann, so daß der §. 1219 analog auf das Contumacialverfahren bei Collegialgerichten überhaupt anzuwenden ist. Ueberhaupt dürfte der Art. 5 der Prozeßnovelle, welcher, an die Stelle der §§. 670 — 672 getreten, ebenfalls zunächst die Einzelerichter berührt, auf das Verfahren bei Collegialgerichten nur so anzuwenden seyn, daß die wesentliche Mündlichkeit und Öffentlichkeit darunter nicht leidet, dieß kann aber nur dann geschehen, wenn man trotz aller Veräußernisse im schriftlichen Vorverfahren die Hauptverhandlung in der öffentlichen Sitzung nicht verfallen läßt, sondern diese erfordert nur die Verhandlungen als geschlossen, die Sache somit als spruchreif zu betrachten. Nach der bisherigen Ausübung soll auch mit dem Auschlußbericht keineswegs ein besonderer Rechtsnachricht ausgesprochen, sondern nur der säumige Theil mit seiner schriftlichen Handlung im Allgemeinen aufgeschlossen und die Sache zur mündlichen Verhandlung gebracht werden, wo dann die Partei alles Veräußerte noch nachholen darf, aber dann auch die dadurch entstehenden weiteren Kosten zu tragen hat.

Für diese Ansicht dürfte schließlich noch das Vorbild des französischen Prozeßes anzuführen seyn, welcher kein Contumacien in arheimer Sitzung kennt, sondern das Prinzip der Mündlichkeit und Öffentlichkeit auch hier consequent durchführt. (Code de procedure civile art. 149 sq.)

§ aß.

III.

Ist der Zeugenbeweis gegen §. R. S. 1341 zulässig, wenn keine Einreden dagegen vorgebracht werden?

Wenn ich mir diese Frage hier zur Sprache zu bringen erlaube, so geschieht es nur in der Absicht, Andere zu veranlassen, durch Darlegung und Begründung ihrer Ansicht Einsicht in die darin sich widersprechende Praxis zu bringen.

Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß bei verschiedenen Untergerichten die Ansicht herrscht, daß der Zeugenbeweis auch in den Fällen, in welchen er früher nach §. R. S. 1341 verworfen werden mußte, nach der neuen Prozeßordnung, so lange keine Einreden dagegen erhoben sind, nun zugelassen werden müsse, während bei andern der Grundsatz gilt, daß der Zeugenbeweis Reis in den Fällen verworfen werden müsse, in welchen er nach dem §. R. S. 1341 als unzulässig erscheint. Ich für meine Person halbe diese letztere Meinung und aus folgenden Gründen:

Im §. R. S. 1316 sind die Beweismittel angeführt, welche unsere Gesetzgebung als Mittel zur rechtlichen Vergewisserung über Thatsachen, von welchen Verbindlichkeiten und Befreiungen von solchen hergeleitet werden, angenommen und sanctionirt hat. Unter diesen ist auch der Beweis durch Zeugen erwähnt, und zwar bloß im Allgemeinen. Nun hat aber der §. R. S. 1341 die Anwendung des Zeugenbeweises beschränkt, dadurch, daß er diesen über die Rechtsgeschäfte, welche die Summe oder den Werth von 75 fl. übersteigen, ausschließt und Urkundenbeweis fordert. Es ist dies offenbar eine singuläre Bestimmung — ein *ius singulare*, eine Abweichung von dem im §. R. S. 1316 ausgesprochenen Grundsatz, welcher nur aus besonderen Gründen an Rücksichten im Interesse des Staatswohl gemacht worden ist, ob mit Grund oder nicht — gebietet nicht dierher. Nun ist es aber ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß singuläre Bestimmungen oder spezielle, nicht aus der Natur der darüber geltenden Grundsätze zu erklärende Gesetze durch neue allgemeine Gesetze nicht aufgehoben werden, wenn nicht die Worte selbst dies kategorisch aussprechen, oder aus dem ganzen Zusammenhang und Geist des Gesetzes die Absicht deutlich sichtbar ist, daß der Gesetzgeber das frühere spezielle Gesetz habe aufheben oder an demselben etwas habe ändern wollen.

Ein solches Gesetz aber, in welchem der §. R. S. 1341 aufgehoben oder modificirt worden wäre, existirt nirgends, und doch müßte dieß der Fall seyn, wie es z. B. durch den §. 292 der Prozeßordnung mit dem §. R. S. 2224 und durch §. 401 mit §. R. S. 1356 geschehen ist. Die Zuhänger der entgegengesetzten Ansicht glauben aller, daß nach dem Sinne des §. 460 der Prozeßordnung der Zeugenbeweis auch in den Fällen, in welchen der §. 1341 ihn ausschließt, nunmehr gleichwohl zulässig sei, wenn von der Gegenpartei keine Einreden dagegen vorgebracht worden seien, weil in den Worten „um seine eigenen Erweisintenden gegen die Zulässigkeit des Zeugenbeweises“ — offenbar der Sinn liege, daß, wenn solche Einreden nicht vorgebracht worden sind, auch in den Ausnahmefällen des §. R. S. 1341 der Zeugenbeweis angenommen werden müsse, indem der Richter keine Einreden von Amtswegen ergäben dürfe.

Was ist aber eine Einrede? Antwort, nichts anderes, als die Behauptung einer Thatsache, durch welche, wenn sie als erwiesen angenommen werden kann, ein dem Gegentheil im Allgemeinen zustehendes Recht entweder ganz — oder theilweise wieder unwirksam gemacht wird. Alle sogenannten exceptiones juris sind keine wahren Einreden, denn es sind bloß Erklärungen des einen Theils, daß das von dem Gegentheil in Anspruch genommene Recht diesem nicht zu stehen könne, weil die gesetzlichen Voraussetzungen dzu

ermangeln. Diese Einreden aber muß der Richter von Amtswegen suppliren; oder, um richtiger zu sprechen: Es ist bekannt, daß der Richter alle Parteivorträge prüfen und deshalb alles Ungehörliche verwerfen muß, nach dem Grundsatz: iudex debet nosse jus. Wenn dies nicht wahr wäre, so müßte der Richter auch auf eine Klage, welche aus dem einen Klagvortrag des Klägers als un begründet, oder zur Zeit, oder hier nicht Statt findend erscheint, Verhandlungen pflegen, und wenn keine Einreden vorgebracht würden, dem Kläger das Verlangen juristiken. So mußte man aus dem nämlichen Grunde die Klage gegen den L. N. S. 340 oder den Zeugenbeweis über den bürgerlichen Stand oder über Schenkungen und letzte Willensverordnungen zulassen, wenn dagegen keine Einreden vorgebracht worden sind; denn wenn durch den §. 460 der Prozeßordnung der Landrechtssatz 1341 modifizirt ist, so müssen es alle übrigen auch seyn, welche den Zeugenbeweis in einzelnen Fällen beschränken; dies wird aber doch gewiß von Niemanden behauptet werden wollen. Kurz, alle die gesetzlichen Bestimmungen, welche besagen, daß ein Parteivortrag der Gegenseite zur Vernehmung, zur Erklärung und zum Vorbringen ihrer Einreden binnen einer bestimmten Frist bei Vermeidung des Ausschlusses mitgetheilt werden muß, können nur solche Erklärungen und Einreden meinen, welche in Behauptungen von solchen Thatumständen bestehen, durch welche das Recht des Gegners, wenn sie erwiesen sind, wieder unwirksam gemacht wird; also j. B. das Recht des Gegners zum Zeugenbeweis, welcher im Allgemeinen für die in Frage stehenden Rechtsgeschäfte zulässig ist, im konkreten Fall ansteht, j. B. in einem Rechtsgeschäft unter 75 R., weil das Daseyn des letzteren nach dem von den Producenten vorgebrachten Thatfachen durch Zeugen nicht dargethan werden könne. Und so kann auch der §. 460, wenn er vorschreibt, daß die Beweisantretung des Producenten mitgetheilt werden muß, mit der Auflage, die Einreden gegen die Zulässigkeit des Zeugenbeweises vorzubringen, bloß für die Fälle gelten, in welchen der Zeugenbeweis im Allgemeinen zulässig, aber hier im konkreten Falle aus dem einen oder andern Grunde zu verwerfen ist.

Ich glaube, daß diese Ansicht auch die richtigere ist, und würde nie gegewieselt haben, daß sie auch allein herrschend sei, wenn ich nicht die gegenwärtige Erfahrung gemacht hätte, und dadurch schwankend geworden wäre. Ich habe auch lange Bedenken getragen, diese Frage in Anregung zu bringen, und bloß der Wunsch, entweder meine Meinung geüßigt oder verworfen zu sehen, und dadurch vielleicht die Veranlassung zur Gleichheit der Ansichten zu seyn, hat mich dazu ermunthigen können.

Torrenz, Rechtspraktikum.

Anmerkung der Redaktion. — Die Frage:

1) ob da, wo ein nach §. 1341 unzulässiger Zeugenbeweis angetreten wurde, die Beweisantretung gleichwohl dem Producenten zur Erklärung zuzulassen sei? — kann bejaht werden, ohne daß deshalb gerade auch die weitere Frage:

2) ob der Zeugenbeweis, wenn der vernommene Producent seine Einwendungen dagegen vorbringt, jedesmal zugelassen werden muß? — bejaht werden müßte.

Alle gesetzlichen un begründeten Begehren müssen vom

Hauptredacteur: Vicekanzler Volk in Mannheim.

Richter verworfen werden, wenn gleich der Gegentheil den Mangel der gesetzlichen Begründung nicht rügt.

Aber nicht in allen Fällen, wo ein Antrag an und für sich schon un begründet erscheint, darf er gleich durch ein sogenanntes decretum rejectorium ohne weitere Verhandlung zurückgewiesen werden.

Nach dem §. 1 des provisorischen Gesetzes vom 17. Mai 1827, Regierungsblatt Seite 101, dürfte die Klage nie wegen Mangels rechtlicher Begründung, die sie mochte noch so klar seyn, sogleich ohne Verhandlung verworfen werden. Die neue Prozeßordnung gestattet nun zwar im §. 353 in Bezug auf die Klage, wenn sie offenbar un begründet ist, eine solche Verwerfung ohne alle Verhandlung, aber sie stellt keinen allgemeinen Satz auf, daß überhaupt alle an und für sich un begründeten Anträge der Parteien ohne Verhandlung darüber geradezu verworfen werden dürfen.

Es findet ein solches decretum rejectorium namentlich in Bezug auf die eigentlichen Einreden, Replik etc. in keinem Falle Statt, und auch wenn dieselben schon an sich un begründet sind, so muß dennoch der Gegentheil darüber vernommen werden, Prozeßordnung §§. 323, 383, 388.

Auch in Bezug auf die Beweisantretungen stellt der §. 407 den nämlichen Satz im Allgemeinen auf, und wenn der §. 679 in Bezug auf eine unzulässige oder ganz unerhebliche Eidgeschwörung, und der §. 623 in Bezug auf den Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtniß decreta rejectoria gestattet, so sind dies nur Ausnahmen von der Regel des §. 407.

In Bezug auf die Unzulässigkeit des Zeugenbeweises nach §. 1341 ist aber nirgends eine gleiche Ausnahme gemacht, der §. 460 bestätigt vielmehr die Regel des §. 407 dahin, daß die Beweisantretung dem Gegentheil zugestell wird, um etwa auch seine Einreden gegen die Zulässigkeit des Zeugenbeweises vorzutragen.

Bei der auf solche Einreden hin erfolgten mündlichen Verhandlung erhält dann der Beweisführer erst selbst auch die Gelegenheit, die Zulässigkeit des Zeugenbeweises auszuführen, so wie der Producent die Unzulässigkeit desselben ausführen kann.

Dar aber der Letztere diese Unzulässigkeit auch gar nicht vorgeschul, so muß in der darauf folgenden Entscheidung (§. 463) der Zeugenbeweis dennoch verworfen werden, wenn er gegen das Gesetz (§. 1341 und ff.) verstößt, so wie die gesetzlich nicht begründete Klage, wenn von der im §. 355 gegebenen Ermächtigung Umgang genommen wurde, die unerhebliche Einrede etc. auf die gepflogene Verhandlung hin ebenfalls verworfen werden, wenn gleich der Gegentheil auf diese gesetzlichen Mängel gar nicht hingewiesen hat.

Das Gesetz sagt nämlich im L. N. S. 1341 nicht, wie im §. 508 der Prozeßordnung, daß der Zeugenbeweis in dem dort bezeichneten Falle „auf den Antrag des Gegentheils verworfen“ werde, sondern der §. 1341 sagt, es sei kein Zeugenbeweis zuzulassen, daher darf der Richter ihn nicht zulassen, wenn auch der Producent die Unzulässigkeit nicht geltend macht.

Hiernach ist die oben unter 1 aufgestellte Frage zu bejahen, die unter 2 aufgeführte aber zu verneinen.

D. N.

Drucker und Verleger: C. T. Groos.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro} 25.

Karlsruhe den 23. Juni 1838.

I.

Beitrag zur Lehre über die Provocationsklagen, erläutert durch einen Rechtsfall.

Seit unsürdenlichen Zeiten sind in der Stadtgemeinde Donaueschingen 226 Bürger in dem ausschließenden Genuß und Bezug des gesammten Bürgerneuzens. Die späteren Anseher versuchten es zwar, diesen verjährten Besitzstand anzufechten, allein sie mußten allenthalben unterliegen. Ungeachtet dessen glaubten die zum Mitgenusse am Gemeindegenuß nicht berechtigten Bürger in dem §. 85 der neuen Gemeindeordnung ihre Heil zu finden, und die längst zu Gunsten der genußberechtigten Bürger entschiedene Sache wieder anzurütteln, wenn sie unter Hinweisung auf eine am 27. August 1831, Nr. 11,573 ergangene hohe Ministerialverfügung des Innern mit einer Provocationsklage gegen die im B. St. des Gemeindegenußes befindlichen 226 Bürger auftraten. Sie wendeten sich an das Bezirksamt Hüfingen und stellten das Begehren, zu erkennen:

„Die Provokatanten seien schuldig, ihre Klage auf das Eigentum oder Nützigenthum des Bürgerneuzens gegen sie — die Provokatanten — binnen vier Wochen bei gerichtlichem Beizugsamt um so gewisser einzureichen, als sonst auf Anrufen der Provokatanten das Klagerrecht der „Provokatanten für erloschen erklärt würde.“

Nach gepflogenen Verhandlungen erfolgte am 18. März 1833 das amtliche Urtheil des Bezirksamts:

„Werden die Aufgeforderten für schuldig erkannt, ihre Klage auf das Eigentum oder Nützigenthum des Bürgerneuzens gegen die Provokatanten als Vertreter der übrigen bisher nicht nützungsberechtigten Bürger binnen vier Wochen um so gewisser einzureichen, als sonst auf Anrufen der Provokatanten das Klagerrecht für erloschen erklärt würde, unter Verfallung der Provokatanten in die Kosten dieses Streits.“

Gegen dieses Urtheil meldeten die Provokatanten die ordentliche Berufung an das großherzogliche Hofgericht der Sec.

provinz in Meersburg an, und fanden sich dabei aus dem Grunde beschwert, weil sie zu einer Klageführung genöthigt werden sollten, die sowohl dem positiven als dem Verneinungsrechte widerstreite.

Bei der Statt gehaltenen mündlichen Verhandlung der Sache habe ich als damaliger Sachwalter des provokatistischen und appellatistischen Theils die Frage aufgeworfen:

„Ob in dem gegebenen Falle eine Provocationsklage überhaupt zulässig sei?“

und diese Frage, unter Anführung der über die Provocationsklagen bestehenden Gesetze verneinend beantwortet.

Nach geschehener Nachweisung, daß unsere Gesetzgebung die provocatio ad agendum nur unter gewissen Voraussetzungen als eine Ausnahme von der Regel zulasse, wornach Niemand wider seinen Willen zum Klagen genöthigt werden kann, bemerkte ich: Weder die provoc. ex lege dissamari, noch die provocatio ex lege si contentat findet Statt, wenn dem Provokatanten selbst eine Klage zusteht, womit er seinen Rechtsanspruch verfolgen kann. (Claproth, Einleitung in die summarischen Prozesse §. 270 und 274. Darg., summarischer Proceß §. 72. Neue Proceßordnung §. 764. Oberhofgerichtliche Jahrbücher v. J. 1833. Heft 1, pag. 95.) Wenn die Provokatanten oder vielmehr die Gemeinde Donaueschingen ein klärender Recht auf den fraglichen Bürgerneuzen haben sollten, als die Provokatanten, so können sie dasselbe nach Umständen mit der Eigentumsklage geltend machen.

Die provocatio ex lege dissamari findet aber auch ferner wider denjenigen nicht Statt, welcher mit dem Beweise des Rechts, das er zu haben behauptet, nicht beschwert werden kann, sondern die Vermuthung für sich hat. Die Provokatanten sind inhaltlich der Alten und ausweislich der amtlichen Entscheidungsgründe seit unsürdenlichen Zeiten im alleinigen Besitze des Bürgerneuzens in Donaueschingen. Das vorliegende amtliche Urtheil vom 30. November 1833 befestigte ihren Besitzstand dadurch, daß

hienach die jegigen Provokanten in der Eigenschaft als oedentliche Kläger mit ihren Ansprüchen auf den Mißbrauch an den Donaueschinger Gemeindevorständen abgewiesen wurden. Die Provokanten können daher als Besitzer des Bürgerneuzens nicht zum Klagen aufgefordert werden. Dies folgt schon aus der bekannten Regel: „beati possidentes;“ und aus der Vorschrift des §. 4, 7 de interdictis (4, 15): „Is agit, qui non possidet.“ Dazu kommt noch, daß die Provokanten bei ihrem Besitzstand den Provokanten ein Recht aus den Bürgerneuzen bestreiten. Bei diesem Sachverhalt müssen die Provokanten ohne weiteres mit ihrer Provokationsklage abgewiesen werden, weil sie nichts anderes bezwecken, als den Beweis, der ihnen als Kläger obliegen würde, auf die Provokanten zu wälzen, was aber unbillig und widerrechtlich ist, weil dem Besitzer die Auflage gemacht werden kann, sein Recht an der innehabenden Sache zu beweisen. (Glück, Erläuterung der Pandekten, B. 6, §. 533 a, pag. 490.)

Der Widerspruch von Seiten der Provokanten, welcher erst in der zweiten Instanz gegen den Bescheid der Provokanten erhoben wurde, ist höchst ungegründet, und stößt gegen das in den unterrichtlichen Akten enthaltene Anerkennung.

Unser Landrecht begünstigt ebenfalls die Lage des Besitzers dadurch, daß es ihm in §. 544 c. alle Befugnisse des wirtlichen Eigenthümers zugesetzt, so lange der Gegenstand nicht einen stärkeren Besitz oder ein stärkeres Recht für sich zu erweisen vermag. Diese gesetzliche Begünstigung auf den vorwärtigen Fall angewandt, so sind die Provokanten gegen jede Provokation geschützt.

Die Vorschrift des §. 85 der Gemeindeordnung, daß bei der Verschicktheit der Veräußerungsart des Allmendvermögens über den Allmendgenuss in Zukunft nie diejenigen Verhältnisse zu Grund gelegt werden sollen, wie sie am 1. Januar 1831 in bestanden befanden, ist in gegenwärtigem Falle einzuhalten. Die Provokanten sind in diesem Zeitpunkt im unbestrittenen Genuss des Bürgerneuzens geblieben, und damals entstand kein Streit über den Allmendgenuss.

Nur wenn an diesem Tage über einen oder den andern Umstand irgend ein Streit obgewaltet hätte, müßte der Ausgang desselben abgewartet und die erfolgte Entscheidung als Grundlage angenommen werden.

Die Provokanten können schon aus dieser Rücksicht nichts für sich ansprechen, weil durch die Festsetzung des Normaltages nur bezweckt wurde, daß durch das Gesetz an den bestehenden Verhältnissen in Bezug auf den Allmendgenuss nichts geändert werden solle.

Man sehe die Erläuterungen zu der neuen babilischen Gemeindeordnung pag. 60.

Am Schlusse meines mündlichen Vortrages fügte ich die Bitte bei:

„Das großherzogliche Hofgericht möge erkennen, daß die Provokationsklage, unter Verfallung der Provokanten in die Kosten beider Instanzen, als unstatthaft zu verwerfen sei.“

Das Urtheil des großherzoglichen Hofgerichts der Provinz, welches nach der mündlichen Verhandlung der Sache am 24. Januar 1834 gefällt und publicirt wurde, fiel vollkommen zu Gunsten meiner Klienten — der Provokanten und Appellanten — aus, und lautete folgendermaßen: Der unterrichtliche Bescheid vom 18. März 1833 sei dahin abzuändern:

„Die Provokanten seien mit ihrer erhobenen Aufforderungsklage, unter Verfallung in die Kosten beider Instanzen, abzuweisen.“

Entscheidungsgründe:

In Erwägung:

1) Daß nach der ausdrücklichen Bestimmung des §. 784 der Prozeßordnung die Aufforderung zum Klagen als Ausnahme von der in dem §. 781 der Prozeßordnung ausgesprochenen gesetzlichen Regel, daß Niemand zum Klagen gezwungen werden kann, nur da als zulässig erscheint, wo der Provokant kein ordentliches Rechtswittel hat, um zu seinem Ansprache zu gelangen, und insbesondere dann nicht Statt findet, wenn den Provokanten selbst eine Klage zusteht.

In Erwägung:

2) Daß nun aber bei dem hier zwischen den Parteien streitigen Rechtsverhältnisse, wo es sich nämlich darum handelt, ob die Provokanten die ihnen zukommenden Bürgerneuztheile wirtlich, wie sie behaupten sollen, als Eigenthum oder Ruhezenthum im privat rechtlichen Sinne anzusprechen haben, oder ob das Eigenthum hiervon der betreffenden Gemeinde zusteht — in letzterem Falle die Gemeinde ihre diesfälligen Eigenthumsansprüche mittelst der ihr zustehenden Vindikationsklage verfolgen kann.

In Erwägung:

3) Daß dagegen — abgesehen davon — die Aufgeforderten schon aus dem Grunde nicht zum Klagen aufgefordert werden können, weil sie sich im Besitze des fraglichen Bürgerneuzens befinden und in Folge der Entschliessung des großherzoglichen Ministeriums des Innern vom 27. August 1831 einstweilen bis nach erfolgter richterlicher Entscheidung über die streitigen Eigenthums- und resp. Ruhezenthumsansprüche daran von der nach dem §. 60 der Gemeindeordnung auf die Bürgerneuzungen Statt findenden besondern Umlage freigelassen sind.

In Erwägung:

4) Daß es vielmehr bei dem eigentlichen Zwecke, welchen

die Provokanten durch die Klagaufforderung erreichen wollen — welcher Zweck darin besteht, die Bestreuerung des den Provokaten zustehenden Bürgergenusses zur Bekreitung der Gemeindefassen zu bewirken — es lediglich Sache der Provokanten ist, als Kläger aufzutreten, indem diese und nicht die Provokaten es sind, welche eine Abänderung des gegenwärtigen Rechtszustandes verlangen.

Aus diesen Gründen stellt sich die erhobene Provokationsklage in jeder Hinsicht als verwerflich und folgeweise die von den Appellanten gegen den amtlichen Bescheid erhobene Beschwerde als gegründet dar.

Das Erkenntniß rücksichtlich des Kostenpunktes gründet sich auf den §. 169 der Prozeßordnung.

Dr. Edw.

II.

Wurde das Gesetz vom 28. November 1803 im Regierungsblatt Nr. X. vom Jahr 1804, das Schuldencontrahiren der Offiziere betreffend, durch das Landrecht aufgehoben? Mit Ja beantwortet.

In einem Rechtsstreit, welcher wegen einer Forderung von 232 fl. 31 fr. im Appellationswege an das großherzogliche Oberkriegsgericht gelangte, weil der Beklagte ein Offizier war, machte diese Stelle die Ansicht geltend, daß die Verordnung vom 28. November 1803 durch das Landrecht nicht aufgehoben worden sei, daß dieselbe vielmehr erst durch das Gesetz vom 28. December 1831, Regierungsblatt Nr. IV. vom Jahr 1832, ihre Wirksamkeit verloren habe.

Da ich diese Ansicht nicht theilen kann, so sei es mir erlaubt, die entgegenstehende darzutun.

Die Verordnung vom 28. November 1803 verbietet im Allgemeinen dem Offizier jeden Grabs, mit Ausnahme des Generals en chef, Schulden ohne den Consens des betreffenden Regimentskommandeurs, oder des Generals en chef, wenn nämlich ein Stabsoffizier Schulden kontrahiren will, zu kontrahiren, und ertheilt den Kommandeurs die Befugniß, bis zum Betrag einer Monatsgage ihren Consens zu erteilen, welche keine Stabsoffiziere sind, zu geben, während der General en chef den Consens auf jede Summe ertheilen kann. Es ist nun nicht zu verkennen, daß durch dieses Gesetz der Offizier gegen die übrigen Staatsbürger sehr beschränkt, und vorkommenden Falls in eine unangenehme Lage versetzt wurde, da er, nach dem Inhalte des angeführten Gesetzes, auch für die kleinste Summe den Consens seines Kommandeurs oder Generals en chef einholen mußte. Allein gegenüber den übrigen Staatsbürgern war dieses Gesetz von ungleich wichtigerer Bedeutung. Denn es fragte sich nunmehr, ob, wenn Jemand einem Offizier etwas creditirte, ohne daß dieser für die Schuld

den Consens seines Vorgesetzten eingeholt hatte, der Gläubiger seine Forderung vor Gericht geltend machen konnte, oder ob dieselbe ungültig ohne diesen Consens war? Wenn dieses Gesetz ein allgemein verbindliches Gesetz, und sein Disciplinargesetz, das heißt ein solches ist, welches für den ohne Consens seines Oberr kontrahirenden Offizier eine Strafe zur Folge hatte, was ich dahin gestellt seyn lassen will, so war allerdings eine ohne Consens des betreffenden Kommandeurs oder Generals en chef von einem Offizier kontrahirte Schuld null und nichtig, so daß der Gläubiger vor Gericht mit derselben abgewiesen werden mußte. Allein die Frage, deren Beantwortung ich mir in diesem Aufsatz vorgesetzt habe, ob dieses Gesetz nicht wenigstens seine Wirksamkeit durch das mit dem ersten Januar 1810 eingeführte Landrecht verloren habe, muß nach meiner Ansicht jedenfalls bejaht werden, und zwar aus folgenden Gründen:

Nach der höchsten Verordnung vom 22. Juni 1809, Regierungsblatt Nr. XXVL, soll die verbindliche Kraft des Landrechts mit dem 1. Januar 1810 eintreten. Nach Landrechtssatz 1 aber sollen die Gesetze für den ganzen Umfang des Staatsgebiets durch die Verkündung des Staatsherrschers wirksam und von dem Augenblick für Jeden verbindlich seyn, da ihre Verkündung bekannt seyn kann. Die Verkündung des Landrechts hat aber am 1. Juli 1809 schon Statt gehabt, wie aus der Verordnung vom 3. Februar 1809 oder aus dem ersten Einführungsdekret zum Landrecht hervorgeht.

Da nun nach Landrechtssatz 6 a. das Landrecht Alles enthält, was in Bezug auf bürgerliche Rechtsverhältnisse in dem Umfange seiner Worte unmittelbar oder durch folgerichtige Auslegung gefunden werden kann, und da nach Satz 6 b. Alles dasjenige, was nicht graduirig oder folgeweise im Landrecht steht, in Bezug auf das bürgerliche Recht nicht als Gesetz gelten soll, so hängt Alles von der Frage ab:

Ist in dem Landrecht ein Satz oder eine Andeutung zu finden, aus welchem hervorgeht, oder aus welchem geschlossen werden könnte, daß die von einem Offizier kontrahirte Schuld null und nichtig ist, wenn der Gläubiger nicht den Consens des betreffenden Kommandeurs oder Generals en chef hinzu nicht nachweisen kann?

Von diesem findet sich aber keine Spur im Landrecht. Der Satz 1124, welcher von der Fähigkeit handelt, Verträge zu schließen, müßte jedenfalls hiervon wenigstens eine Andeutung enthalten. Allein dergleichen ist nicht zu finden. Auch in dem Kapitel „von der Darlehen“ ist nichts von einer solchen Ausnahme zu ersehen.

Es ist somit in dem Landrecht weder ausdrücklich noch stillschweigend gesagt, daß die Offiziere ohne Consens ihrer

resp. Oben keine Schuld kontrahiren können, folglich hat die Verordnung vom 28. November 1803 ihre Gültigkeit durch das Landrecht verloren; ja dieses hebt sogar indirecte diese Verordnung in dem Anhangssatz 186 a. c. dadurch auf, daß dieser Satz sagt:

„Kein Geistlicher, kein Kriegermann u. c. kann als solcher, wenn er Wechselgeber oder Wechselübergeber, oder Vertheilhalter wird, unter die Verbindlichkeit zu persönlicher Haft fallen.“

Da nämlich aus diesem Satze unzweifelhaft hervorgeht, daß der Offizier Wechsel traassiren und indossiren kann, so hätte hiebei, wenn das Landrecht der Verordnung vom 28. November 1803 Geltung eingeräumt haben würde, nothwendigerweise angeführt werden müssen, daß der Offizier jedoch nur mit Consens seines Kommandeurs oder Generals oder chief nach Maßgabe der Verordnung vom 28. November 1803 gültig Wechsel ausstellen könne; besonders wenn man bedenkt, daß diese Verordnung sub Nr. 4 die Offiziere für nicht wechselsfähig erklärt, während durch den Landrechtssatz 186 a. c. gerabzu das Gegentheil mit der einzigen Beschränkung, daß dieselbe nicht der persönlichen Haft unterworfen sind, ausgesprochen ist.

Man kann zur Aufrechthaltung der fortdauernden Gültigkeit der in Frage stehenden Verordnung seit Einführung des Landrechts sich nicht auf den Satz 6 c. berufen, wornach allgemeine Gesetze solche, welche für einzelne Einrichtungen von Staatsangehörigen gegeben wurden, nicht aufheben. Denn vergleicht man hiermit den Nachsatz dieser Auslegungsregel, so ist dessen Anwendung auf gegenwärtigen Fall kaum zu bezweifeln. Denn allerdings ist es die Absicht des Gesetzgebers bei Einführung des Code Napoleon gewesen, jene Verordnung vom 28. November 1803 aufzuheben, dies geht ja aus dem Landrechtssatz 6 a. hervor in Verbindung mit dem Landrechtssatz 124 und Anhangssatz 186 a. c. Die in dem ersten Satze enthaltene durchgreifende Regel über Vertragfähigkeit duldet neben sich durchaus keine weitere Ausnahme, als von welcher am Ende dieses Satzes gesprochen wurde, wornach noch ferner diejenigen

unfähig sind, gewisse Beträge zu schließen, denen besondere Gesetze dieses unterlagen. Diese weitere Ausnahme berechtigt aber nicht, unter dieselbe ein Gesetz oder eine Verordnung zu subsumiren, von welcher das Landrecht nicht weiß, und welche vielmehr durch dasselbe abgeschafft ist.

Unter jenen „besonderen Gesetzen“ sind vielmehr nur die im Landrecht enthaltenen zu verstehen, weil jedes Gesetz auf sich selbst erlikt werden muß, was insbesondere bei dem Code Napoleon, als einem alle bürgerlichen Rechtsverhältnisse systematisch darstellenden und durchgreifenden Gesetzbuch, beobachtet werden muß. Nun kommt man aber nicht in Verlegenheit, um solche besondere Gesetze aus unserm Landrecht herauszufinden, durch welche noch andere Personen, als die im Landrechtssatz 124 genannten, gewisse Arten von Beträgen unterlagt sind; zum Beispiel nach Landrechtssatz 450 dem Vormund der Kauf von Gütern seines Mündels. Nach Landrechtssatz 507 kann der gewesene Mündel, auch wenn er volljährig geworden ist, seinem früheren Vormund nichts schenken, so lange die Schlussrechnung über die Vormundschaft nicht gestellt und abgehört ist. Nach Landrechtssatz 1596 dürfen atermals Vormünder, Gewalthaber, Verwalter und öffentliche Beamte gewisse Güter weder selbst noch durch Mittelspersonen durch Veräußerung an sich bringen, und nach Landrechtssatz 1597 ist den Richtern, Kronanwälten, Polizeibeamten u. c. verboten, gewisse Projekte an sich zu bringen. Ebenso sollen nach Landrechtssatz 1840 gewisse Personen keine allgemeine Gesellschaft mit einander eingehen können. Dieß sind die besondern Gesetze, welche gewissen Personen die Eingehung gewisser Beträge untersagen, dieselben sind aber nicht außerhalb, sondern in dem Gesetzbuch zu suchen. Man könnte zwar gegen alles dies einwenden, daß die Verordnung vom 28. November 1803 erst durch das Gesetz vom 28. Dezember 1831, Regierungsbblatt Nr. IV. vom Jahr 1832, aufgehoben worden sei. Allein an der Aufhebung dieses Gesetzes im Jahr 1831 folgt nicht, daß dasselbe nicht schon früher seine Wirksamkeit verloren habe. Ich glaube gezeigt zu haben, daß das Gegentheil der Fall ist.

Dür, Advocat.

Anzeige.

Mit Nr. 26 schließt das erste und zweite Quartal des sechsten Jahrgangs dieser Zeitschrift. Preis mit Postgebühren 2 fl. 15 kr. — Da es die bestehende Postanordnung nöthig macht, daß das dritte und vierte Quartal, oder Zuli bis Dezember 1838, aufs Neue bestellt werden müssen, so erlaube ich mir die verehrlichen auswärtigen Herren Subscribenten darauf aufmerksam zu machen und sie zu bitten, den betreffenden Postämtern möglichst schnell anzuzeigen, daß sie die Fortsetzung zu erhalten wünschen, damit keine Unterbrechung in der Zufendung eintritt.

Von den ersten fünf Jahrgängen sind noch wenige vollständige Exemplare zu haben, welche, so weit es möglich ist, noch zum wohlfeilen Subscriptionspreis abgegeben werden.

Ed. Th. Groos.

Hauptredacteur: Wiclmayer Wff in Mannheim.

Drucker und Verleger: Ed. Th. Groos.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 26.

Karlsruhe den 30. Juni 1838.

I.

Wie sollen Collegialurtheile zu Stande kommen?

Antwort auf die Redaktionsnote in Nr. 5 der Annalen von 1838.

Der Gegenstand ist zu wichtig, und die Gründe, welche mein scharfsinniger Freund gegen mich angeführt hat, sprechen zu sehr ad hominem, als daß ich die Erörterung für geschlossen gelten lassen könnte.

Es ist besonders das Beispiel, welches die Redaktionsnote anführt, was auf den ersten Blick schlagend wirkt. Eine Abstimmungsmethode, die es möglich macht, daß ein Collegialurtheil zum Vorschein kommt, dessen Gesetzmäßigkeit jeder einzelne votant bestrittet, scheint durchaus verwerflich, und ich würde mich dagegen mit wenig Erfolg auf ein von Vellot (Exposé des motifs du Code de procédure de Genève 1827) für meine Ansicht aufgeführtes Beispiel, und hundert andere leicht zu konstruierende beziehen, in welchen es nach der von mir bekämpften Abstimmungsmethode geschehen kann, daß das Urtheil auf factischen und rechtlichen Voraussetzungen beruht, welche die Majorität des richtenden Collegiums durchaus für rechtmäßig hält. — Wenn vor einem Collegium von drei votanten eine auf drei verschiedene Fundamente gestützte Klage erhoben wird, und jeder votant ein anderes Klagsfundament für gesetzlich, die von seinen Mitvotanten anerkannten aber für gesetzwidrig hält, so wird die Klage für begründet angenommen, ohnerachtet hinsichtlich jedes Klagsgrundes die Majorität dessen Ungesetzlichkeit behauptet *). Oder: wenn bei sieben votanten

die Klage von sechs gegen einen für begründet, und von sechs Einreden, welche dagegen vorgebracht sind, jede durch sechs Stimmen gegen eine für unbegründet erachtet wird, so wird der Kläger einstimmig abgewiesen, ohnerachtet hinsichtlich des Klagsgrundes und jeder einzelnen Einrede eine Majorität von sechs votanten zum Vortheil des Klägers entschieden, also die Gesetzmäßigkeit dieser Urtheile grund-

dann eben so der Dritte in besonderm Wege nachgebracht werden, ohne daß eine res judicata im Wege stünde.

Hier kann nun die Stimme, die für eine Klage ist, der Stimme, die für die andere ist, nicht hinzugeordnet werden, sondern über jede Klage ist besonders zu entscheiden, und wenn nicht die Mehrheit wenigstens hinsichtlich des einen der verschiedenen Klagsgründe das Petition als begründet erkennt, so ist die ganze Klage verworfen, moogen derselben Statt gegeben ist, wenn auch nur hinsichtlich des einen Klagsgrundes das Petition als gerechtfertigt erkannt wird.

Mit diesem Falle ist aber der andere Fall nicht zu verwechseln, bei dem es sich nicht um die Abstimmung über ein für sich bestehendes Rechtsverfolgungsmittel, oder Vertheidigungsmittel im Ganzen, sondern nur um die einzelnen Vorfragen handelt, von deren Beantwortung die Entscheidung über ein solches selbstständiges Rechtsverfolgungsmittel oder Vertheidigungsmittel abhängt.

Als solche Vorfragen erscheinen überall: die rechtliche und die thatsächliche, — aber jede derselben läßt sich wieder in eine Menge weitere Vorfragen unterabtheilen.

Die rechtliche Begründung, d. h. die Frage, ob aus der vorgelegten Thatfache das angeforderte Recht gesetzlich hervororgehe? — kann nach Umständen von einer Menge von Rechtsfragen, von der Auslegung verschiedener Gesetzesstellen, jede solche Auslegung wieder von dem Sinne anderer Gesetze und dergl. abhängen. Eben so kann die Frage, ob die Thatfachen in juristischer Gewissheit seien? — von dem Dalien und der Gültigkeit eines abgelegten Bekändnisses, von dem Inhalt und der Richtigkeit einer Urkunde, von der Zuverlässigkeit des vorgelegten Zeugenbeweises, von der Glaubwürdigkeit der Zeugen, von dem Inhalte ihrer Aussage und von einer Menge weiterer Vorfragen abhängen.

Ueber jede einzelne dieser Fragen würde nun nach der Ansicht meines geehrten Freundes das Collegium mit bindender Kraft für

*) Daß in einem solchen Falle die Klage für begründet angenommen werden müßte, habe ich in dem angeführten Aufsatze nicht gesagt. Jeder der verschiedenen Klagsgründe in Verbindung mit dem Petition, welches die Allen drei Klagsgründen daselbe sein kann, macht gewissermaßen für sich selbst eine Klage aus; denn, wenn vorerst nur einer derselben als ein geltend gemacht wäre, so könnte ja nach §. 1331, wenn derselbe verworfen wäre, der andere und

lagen ausgesprochen hat *). Diesem und ähnlichen Beispielen wird man mit meinem verehrten Freund entgegen halten, es sei von zwei notwendigen Uebeln das kleinere,

wenn nur die Voraussetzungen des Urtheils, als wenn dieses in seinem Resultat die Majorität, oder gar die Unanimität des Collegiums gegen sich habe. — Dieser allerdings plau-

die Beantwortung der anderen entscheiden, d. h. jedes Mitglied hätte bei der Beantwortung der nächstfolgenden Frage die Entscheidung über die vorausgegangene, wenn es gleich dieselbe für sich anders beantwortet, als maßgebend annehmen, und aus der Entscheidung der einzelnen Vorfragen wäre alsdann das Resultat zu ziehen, um darnach den Streit über das in Frage stehende Rechts-Verfolgungs- oder Verteidigungsmittel selbst zu entscheiden, während nach meiner Ansicht jedes Mitglied des Collegiums jede der gedachten Vorfragen unabhängig von der Meinung der anderen Mitglieder sich selbst löst, und darnach seine Abstimmung über das Rechts-Verfolgungs- oder Verteidigungsmittel selbst abgibt, wobei jedoch die in der letzten Abstimmung zusammenfassende Mehrheit den Ausschlag gibt.

Nur über die einzelnen Rechts-Verfolgungs- oder Verteidigungsmittel erfolgt also nach meiner Ansicht die eigentliche Abstimmung, wenn gleich auch über die, die dieselbige Entscheidung bedingenden, Vorfragen ein Einschluss der Gründe erfolgt, und jede einzelne Stimme vernommen wird. D. R.

*) Auch dies habe ich nicht behauptet. Man sehe die vorige Note *).

In sofern es sich nicht bloß um Einwendungen gegen die Begründung der Klage an sich, sondern um eigentliche Einreden, um Entscheidungsgründe, d. h. um Thatsachen, durch welche die in Anspruch genommene Verbindlichkeit wieder aufgehoben wurde, also um selbstständige Beerdigungsmittel handelt, bilden sie einen eigenen Streitgegenstand, der durch das Urtheil zu entscheiden ist. P. D. S. 370.

Ueber jede dieser Einreden ist daher besonders abzustimmen, und man kann die Stimme, die für die Begründung der einen fällt, nicht der andern zujählen. In dem obigen Falle hätten somit sämtliche Einreden, als durch die Mehrheit verworfen, der als begründet erkannten Klage nicht im Wege.

Um unsere eigentliche Meinungsverschiedenheit anschaulicher zu machen, will ich noch ein Beispiel anführen.

Der Kläger nimmt das Recht in Anspruch, seine Weie aus einem durch das Gut des Nachbarn fließenden Bache zu wässern.

Er gründet dieses Dienstbarkeitsrecht

- 1) auf einen Vertrag, welchen er mit dem Vorbesitzer des Beklagten im Jahr 1803 in einer Privaturkunde errichtet habe, und
- 2) auf 30jährige Verjährung.

Der Beklagte widerspricht beide Klagegründe sowohl in faktischer, als in rechtlicher Hinsicht, in der letztern Hinsicht namentlich deswegen, weil

- a) 1. der Vertrag, wenn er in einer Privaturkunde (oder selbst in einer öffentlichen, aber ohne Eintrag in's Grundbuch) als wirklich zu Stand gekommen wäre, gegen den Beklagten, als dritten Besitzer des dienenden Guts, dennoch keine Wirkung hätte,
- und 2. durch Verjährung aber die angesprochene Dienstbarkeit, als

eine unständige, nach S. 891 jedenfalls nicht hätte erworben werden können.

Eventuell schützt der Beklagte noch zwei Einreden vor:

a) er habe bei dem Kauf seines Guts gegen Alle, welche dingliche Rechte darauf haben könnten, das im §. 775 der Prozeßordnung bezeichnete Ausforschungverfahren erlassen, und der Kläger habe sein Dienstbarkeitsrecht damals nicht geltend gemacht, sei also desselben nach §. 778 verlustig;

b) in einem Vergleich vom 12. Jänner 1837, den der Kläger mit dem Beklagten über einen Grenzstreit abgeschlossen habe, sei die Bestimmung enthalten, daß nun

Jeder Theil auf seine Rechte, die er an den dem andern Theil zugehörigen Gütern haben möge, Verzicht leiste."

Nehmen wir nun der Einfachheit wegen ein Collegium von drei Richtern (A, B und C) an, und setzen wir in Bezug auf die Stimmgebung derselben folgende Zille:

I. Die Richter A. und B., gegen C., halten die auf den Vertrag von 1803 gebaute Klage für verwerflich, und eben so B. und C. gegen A. die Klage so weit sie auf die Verjährung gebaut ist.

Hier bin ich nun mit meinem Freunde einverstanden, daß der Kläger, ohne das es weiter auf die Einreden des Beklagten ankomme, abgemieden werden müsse, obgleich A. die auf die Verjährung und C. die auf den Vertrag gebaute Klage für begründet und erwiesen hält.

Es sind dies zwei verschiedene selbstständige Rechtsverfolgungsmittel, deren jedes einen eigenen, besonders zu entscheidenden, Streitgegenstand bildet, weshalb auch die Abstimmung über das eine, mit der Abstimmung über das andere nicht vermisch werden kann.

Die auf den Vertrag gestützte Klage ist durch die Majorität verworfen, und die auf die Verjährung gestützte Klage ist durch die Majorität ebenfalls verworfen, und die bei den beiden Entscheidungen erziehenden Minoritäten (A. und C.) können nicht zusammengerechnet werden, um eine Majorität heraus zu bringen.

II. Die auf den Vertrag von 1803 gestützte Klage, und eben so die auf das Ausforschungsverfahren gebaute Einrede, werden einstimmig für verwerflich gehalten. Dagegen halten A. und B. gegen C. die auf Verjährung gebaute Klage für begründet und erwiesen, sodann B. und C. gegen A. die auf den Vergleich vom 12. Jänner 1837 gestützte Einrede für verwerflich.

Auch hier bin ich damit einverstanden, daß die Klage durch die Majorität für begründet erkannt, und die Einrede durch die Majorität verworfen, also nach dem Majoritatum zu erkennen ist, indem die über verschiedene Streitgegenstände zu Gunsten des Beklagten gefallenen Stimmen von C. und A. nicht zusammengerechnet werden können.

III. Dasselbe gilt, wenn die Klage (aus dem einen oder andern Fundamente) etwa einstimmig für begründet erkannt wurde, und die Meinungsverschiedenheit sich nur hinsichtlich der beiden Einreden

Abzusehende Sach ist es aber, welchen ich nicht anerkenne, und wenn es mir gelingen sollte, zu zeigen, daß ein Urtheil, dessen Voraussetzungen von der Majorität des Collegiums

für ungeschieden erklärt werden, kein freies vernünftiges, sondern ein unfreies vernunftwidriges, also kein Urtheil, sondern reine Willkür ist, welches überdies den Grundsätzen

zeigte in der Art, daß A. und B. gegen C. die Einrede des Aufforderungserfahrens, B. und C. gegen A. aber jene des Vergleichs für verwerflich halten.

Wenn es sich aber nicht um das Verhältniß verschiedener Streitpunkte (deren jeder nach §. 370 besonders zu entscheiden ist) unter sich handelt, sondern wenn es sich fragt:

was als die Entscheidung eines und desselben Streitpunkts anzusehen sei, sofern sich über die Gründe der Entscheidung dieses einen Streitpunkts, d. i. über die Vorfragen, von deren Beantwortung die Entscheidung desselben abhängt, — wechselnde Majoritäten zeigen?

Hier erst entferne ich mich von der Ansicht meines Freundes.

Als hierher gehörig, wollen wir von dem obigen Beispiele

IV. nur die Entscheidung über die auf den Vertrag von 1803 gebaute Klage an sich (d. h. abgesehen von den Einreden) herausheben. Es können bei der Beurtheilung dieser Klage eine Menge Fragen erhoben werden, z. B.:

1) ob die Privaturkunde von 1803 ächt sei? —

2) ob der, einer verschiedenen Auslegung fähige, Inhalt derselben wirklich die Constatirung der angesprochenen Dienstbarkeit andeute? —

3) ob eine solche Dienstbarkeit durch eine bloße Privaturkunde als dingliches Recht mit Wirksamkeit gegen Dritte überhaupt constituirt werden könne? —

4) ob dazu etwa noch die Eintragung in das Grundbuch gehört hätte? —

5) ob der Beklagten Vorfahrer bei der Vertragsschließung auch wirklich Eigentümer des belasteten Guts gewesen sei, also eine Dienstbarkeit bewilligen konnte? —

6) ob er selbst rechtsfähig gewesen sei u. s. w.? —

Man könnte alle diese Fragen noch vielfach vermehren, und man könnte jede einzelne derselben auch wieder unterabtheilen; man könnte z. B. zu 1, hinsichtlich der Richtigkeit der Urkunde die weiteren Vorfragen stellen:

a) ob es gewiß sei, daß die bei der Schriftvergleichung gedruckten andern Urkunden auch wirklich von der Hand des Vorfahrers des Beklagten herrühren? —

b) ob der Ausspruch der Experten die Urkunde wirklich als ächt erklärt? —

c) ob das Gutachten nach §. 440 der Prozeßordnung gehörig begründet sei, oder etwa Widersprüche enthalte? —

d) ob der für die Richtigkeit zugleich angetretene Zeugenbeweis für die Richtigkeit angefallen sei? —

e) ob die Begutachtung der Experten und die Zeugenabdrücke in geeigneter Form geschehen sei? —

f) ob die vorgebrachten erschiedenen Beweismittel (z. B. gegen die Glaubwürdigkeit der Experten und der Zeugen) gegründet seien? —

g) ob der zum Beweise der Richtigkeit eventuell zugezogene Haupt- eid zulässig, und seinem Inhalte nach erheblich sei u. s. w.? —

Auch diese Unterfragen könnten sich in's Bodenlose vervielfältigen; und jede derselben sich wieder weiter eben so unterabtheilen.

Dieselbe Theilung und Unterabtheilung könnte auch bei den oben unter Nr. 2 — 6 aufgeführten weiteren, den Vertrag von 1803 betreffenden, Fragen Statt haben, — und eben so fände die nämliche Theilung und Unterabtheilung von Fragen und Vorfragen alsdann bei den weiteren Streitpunkten, nämlich bei der Verjährung der Dienstbarkeit, bei der Einrede des Aufforderungserfahrens, und bei jener des Vergleichs vom 18. Jänner 1837 Statt.

Ich will aber das Register nicht weiter fortsetzen, es genügt an den hier aufgeführten Fragen und Vorfragen, die sich bei der Abstimmung über die auf den Vertrag von 1803 gestützte Klage erheben können.

Wahen wir nun auf die unter Nr. 1 — 6 aufgeführten Fragen in Betreff dieses Vertrags die Anwendung von dem Grundsatz meines Freundes, und sehen wir den Fall:

zu 1) die Richter A. und B. gegen C. halten die Urkunde von 1803 für ächt;

zu 2) A. und C. gegen B. halten ihren Inhalt für erheblich;

zu 3) B. und C. gegen A. und der Meinung, eine Dienstbarkeit könne durch eine Privaturkunde gültig errichtet werden;

zu 4) A. und B. gegen C. halten eine Dienstbarkeitsbewilligung auch ohne Eintrag in's Grundbuch für gültig;

zu 5) A. und C. gegen B. halten für erwiesen, daß der Beklagten Vorfahrer zur Zeit der Constatirung der Dienstbarkeit Eigenthümer des belasteten Guts, und

zu 6) B. und C. gegen A., daß er bei der Vertragsschließung rechtsfähig gewesen sei.

Hier ist nun jede einzelne dieser Fragen durch die Mehrheit bejaht, daher ist nach der Ansicht meines Freundes das Erkenntniß dahin zu fällen,

daß die Klage als durch den Vertrag von 1803 begründet und erwiesen erklärt werde.

Nach meiner Meinung ist aber auszusprechen, daß die Klage verworfen sei, weil nicht nur die Mehrheit, sondern alle drei Richter einstimmig für die Verwerfung stimmen, und zwar:

A. deswegen, weil er der Meinung ist:

zu 1) durch eine Privaturkunde könne eine Dienstbarkeit gültig nicht errichtet werden.

zu 6) und der Vorfahrer des Beklagten sei ohnehin bei der Vertragsschließung nicht rechtsfähig gewesen; —

B. deswegen, weil er annimmt:

zu 2) die Urkunde von 1803 enthalte gar keine Dienstbarkeitserrichtung,

zu 3) und ohnehin sei der Beklagten Vorfahrer zur Zeit der Vertragsschließung gar nicht Eigenthümer des belasteten Guts,

zu einer Dienstbarkeitsbewilligung also auch nicht berechtigt gewesen; — endlich

des Collegialsystems geradezu widerspricht, so dürfte mir der Sieg kaum fehlen.

Jedes Urtheil ist ein Willensakt, und fordert demnach zu seinem Begriffe die Freiheit des urtheilenden Subjekts, d. h. der urtheilende Wille soll nur durch sich selbst, d. h. durch von ihm anerkannte vernünftige Gründe, bestimmt seyn.

Bei Collegialgerichten ist das urtheilende Subjekt ein durch die Zusammenwirkung mehrerer Individuen zu bildender Wille. Da nun auch dieses Zusammenwirken der Einzelnen in einem Urtheile besteht, so nehmen auch die Einzelnen Willen, Freiheit, d. h. Selbstbestimmung im Urtheile für sich in Anspruch, wenn nun beim Urtheilsgeschäfte die Freiheit des Einzelnen mit jener des Gesamtcollegiums in Conflict kommt, so fragt es sich, welche von beiden nachstehen

müsse; die Entscheidung dieser Frage findet sich in dem ganz allgemein gültigen Grundsätze, daß die Freiheit des Einzelnen nicht weiter geltend gemacht werden kann, als in sofern daneben die Freiheit der Gesamtheit bestehen kann.

Wenn es nun aber nicht allein eine Forderung unserer positiven Gesetzgebung, sondern auch eine unabwiesbare Forderung der Vernunft ist, daß das Collegium sein Urtheil aus Gründen schöpfe, da dieses Urtheil nur dann ein freies ist, wenn die Gründe dem urtheilenden Subjekte, d. h. dem Collegium eigen, also ihm weder von außen her, noch von Einzelnen aus seiner Mitte aufgedrungen sind, so ist es klar, daß die Freiheit der einzelnen Vorurtheile, und die des Gesamtcollegiums nur in der Weise neben einander bestehen können, wenn zuerst durch Separatabstimmungen,

(*) deswegen, weil er dafür hält:

zu 1) die Vertragsurkunde von 1803 sei nicht klar,

zu 4) und überdies sei der Vertrag wegen mangelnden Grundbucheintrags gegen Dritte unirrthum.

Jedes der drei Mitglieder stimmt also, wenn man dasselbe über die auf den Vertrag von 1803 gebaute Klage im Ganzen abstimmen läßt, für Verwerfung derselben, und zwar jedes aus einem doppelten Grunde. Da jedoch hinsichtlich seiner Gründe die andern Mitglieder eine andere Ansicht haben, so ergibt sich, wenn über die einzelnen Gründe abgestimmt wird, und man diese Abstimmungen als maßgebend zusammenhält, ein entgegengesetztes Resultat. In wechselnden Majoritäten vertheilen sich die einzelnen Mitglieder bei Abstimmung über die Gründe oder Vorfragen in der Art, daß sich durch diese Vertheilung bei Befolgung der einzelnen Abstimmungen, endlich in Bezug auf den zu entscheidenden Streitpunkt selbst (hier in Bezug auf die auf den Vertrag von 1803 gestützte Klage), ein Resultat ergibt, welches keines der Mitglieder haben will.

In gleicher Weise könnten sich bei Beantwortung der unter Nr. 1 bis 6 aufgeführten Fragen (sich in Bezug auf die jeder Frage vorausgehenden Unterfragen (wie deren oben unter a — g aufgeführt sind) verschiedene Ansichten heftigen, so daß die Mehrheit sich etwa schon die einzelne Frage (Nr. 1 — 6) in der That anders beantwortet, als wenn man über die ihr vorausgehenden einzelnen Unterfragen abstimmen läßt, und nach Maßgabe dieser Abstimmungen die Fragen Nr. 1 — 6 selbst beantwortet. Man könnte auch noch weiter gehen, und eine der gedachten Unterfragen wieder weiter unterabtheilen, und durch einzelne Abstimmungen über diese Unterabtheilungen Unterfragen die Unterfragen (a — g) selbst erst beantworten.

Nach der Theorie meines Freundes gibt es hierin keine Grenze. Das entfernteste Moment, worüber sich eine Meinungsverschiedenheit zeigt, wird zuerst durch Abstimmung festgestellt, und dann von Stufe zu Stufe vorgehritten, bis man durch die mannigfaltigen Majoritäten bei dem zu entscheidenden Streitpunkte selbst ankommt.

Selbst die Entscheidung einer Rechtsfrage für sich allein kann

von den mannigfaltigsten Vorfragen abhängen, namentlich von vielen Auflegungsregeln, von allgemeinen Grundsätzen, unter welche die spezielle Frage subsumirt wird, von dem Sinne von Parallelen, von Analogien u. s. w.

Nur alle diese Vorfragen müßten die Majoritäten entscheiden, um daraus nach Maßgabe dieser einzelnen Entscheidungen zur Beantwortung der Rechtsfrage selbst zu gelangen, welche alldann erst in der Sache selbst einen direkten, oder vielleicht selbst nur wieder einen indirekten, Einfluß hätte.

Nach meiner Meinung beugen macht diese ganze Operation nur jeder Richter für sich selbst, und erst wenn man bei demjenigen anlangt, was für die Parteien selbst zu entscheiden ist, nämlich bei der Frage: ob dieser oder jener (auf irgend ein eigenes Fundament gebaute) Anspruch, oder diese oder jene Befreiung von demselben anzuerkennen ist? — zähle ich die einzelnen Stimmen als entscheidend.

Zum Schluß noch ein kleines Beispiel in einer Strafsache.

Jemand soll aufzubrechende Schriften verbreitet haben. Er klagt es. Die drei Richter A., B. und C. sollen nun über seine Verurtheilung abstimmen. Es fragt sich dabei, ob der Inhalt der verbreiteten Schriften wirklich aufzubrechend sei, und ob der Inculpat der Verbreitung derselben überführt sei?

A. und B. bejahen gegen C., daß die verbreiteten Schriften einen aufzubrechenden Inhalt haben.

B. und C. bejahen gegen A., daß der Inculpat als der Verbreiter überwiegen sei.

Nach meines Freundes Theorie wird der Inculpat nun verurtheilt:

weil durch (wechselnde) Majoritäten beide Erfordernisse, des objectiven und der subjectiven Thatbestand, als hergestellt erklärt sind; —

nach meiner Ansicht wird er frei gesprochen, weil die Majorität (A. und C.) im Resultat eine Freisprechung haben will, und zwar: A. deswegen, weil nicht bewiesen sei, daß der Inculpat die Schriften verbreitet habe.

C. deswegen, weil die Schriften nichts Aufzubrechendes enthalten.

D. R.

die Voraussetzungen des Gesamtnurtheils festgesetzt werden, und wenn hierbei den einzelnen Botanikern volle Urtheilsfreiheit in sofern eingeräumt wird, als solche mit der für die Urtheilsfreiheit des Collegiums nothwendigen Festhaltung der im Laufe der Beratung von der Majorität bereits entschiedenen Vorfragen bestehen kann *).

Dieser Gang ist auch mit dem Geist des Collegialsystems allein vereinbar, denn wenn dieses System auf der vernünftigen Unterstellung beruht, daß bei mehreren mit ungefähr gleichen Urtheilskräften versehenen Individuen die Vernunft und das Recht sich immer auf Seiten der Mehrheit behaupten werde, so streitet wohl auch die Vermuthung nur dafür, daß trotz der widersprechenden Ansicht Einzelner die Entscheidungen der Mehrheit über die abgesehenen Thatsachen und Rechtsfragen der Vernunft und dem Rechte angemessen seien.

Wenn in dem von der Redaktion angeführten Falle von neun Botanikern sechs gegen drei die Klage für vollständig begründet, sechs gegen drei die Beweismittel für zulässig, und dann wieder sechs gegen drei die gesuchten Beweise für erheblich, und wenn in dem von mir konstruirten Falle unter sieben Botanikern sechs gegen einen die Klage für begründet, und wieder sechs gegen einen jede Einrede für unbegründet

halten **), so streitet die dem Collegialsystem zu Grunde liegende Vermuthung dafür, daß in allen diesen Prämissen des Urtheilspruches dem Kläger das Recht zur Seite stehe, und dieses ist auch allein das wahre Urtheil des Collegiums als solchen; der Ausspruch, daß die Klage abzuweisen sei, wäre zwar ein auf freier Selbstbestimmung aus Gründen beruhender Ausspruch jedes Einzelnen, allein von Seiten des Collegiums wäre er ein unfreier Willkürlicher Ausspruch, weil dieses in seiner Majorität nicht durch seine eigenen, sondern durch ihre von einer Minorität aufzubringenden Gründe bestimmt wäre. — Mit dem Resultat der Vernunft der Beschlagen, welches hier aus meiner Abstimmungsmethode hervorginge, wäre zwar keiner der sieben Botaniker einverstanden, aber ein Jeder müßte zugestehen, daß es auf der Uebereinstimmung von sechs Stimmen gegen eine beruhe, während das entgegen gesetzte von meinem Freund für recht gehaltene Resultat nur in einem unbedingten Widersprache aller sieben Botaniker seine trügerische Begründung hätte. —

Kann man nun unter so bewandten Umständen geradehin sagen, die alte Art der Abstimmung sei unter zwei nothwendigen Uebeln das geringere? Soll das Uebel wirklich geringer seyn, wenn die Entscheidungen der Richter durch den Weg, auf welchem sie zu Stande kommen, den Charakter der Urtheile, nämlich der freien konsequenten Folgerung aus Gründen, ganz und gar verlieren; als wenn ein Weg eingehalten wird, auf welchem Entscheidungen zu Stande kommen können, deren Gesetzmäßigkeit im Resultat von vielen oder allen Gerichtsmitgliedern bezweifelt wird***)? Ich glaube dieses so wenig, als ich glaube, daß bei einem Richtersprache über einen 100 fl. betragenden Prozeß die 100 fl. das Wesen ausmachen, und das Recht, welches in denselben geltend gemacht werden soll, nur als eine wesentliche Nebenfrage zu betrachten sei, umgekehrt halte ich vielmehr beim Rechtsprechen das Recht für die Hauptsache, und dieses kann nicht in einem unfreien blinden Willen oder Zuspochen der 100 fl., sondern allein in einer folgerichtigen Anwendung der passenden Gesetze auf den gegebenen Fall

*) Wir drehen uns hier stets im Kreise herum. Wenn es wahr wäre, daß das Collegium als eine Einheit das Urtheil aus Gründen zu schöpfen, d. h. bei der Beantwortung der Vorfragen und bei den stufenweis baron zu machenden Folgerungen schon als eine Einheit zu verfahren hätte, — so wäre allerdings eine von der Mehrheit festgesetzte Vorfrage für die Beantwortung der weiteren Fragen maßgebend. Aber eben jene Voraussetzung ist es, welche vorerst zu erweisen wäre. Es wäre nämlich zu erweisen, daß das Collegium bei den einzelnen Vorfragen in Aufsuchung des Urtheils Schritt für Schritt als Collegium, d. h. als eine Einheit zu handeln habe, statt daß nach der bisherigen Ansicht dieses Urtheilsgeschäft Sache jedes Einzelnen für sich allein ist, und das collegiale Beschließen nur darin besteht, daß die Aussprüche aller Einzelnen, wie sie dieselben auf verschiedenem Wege gefunden haben, zusammengefaßt und darnach für das über jeden Streitgegenstand (nämlich über jedes Rechts-, Verfolgungs- oder Vertheidigungsmittel) zu erlassende Urtheil selbst die Mehrheit bestimmt werde.

Ob die eine oder die andere dieser Voraussetzungen die richtige sei, — darüber will ich mich hier nicht mehr einlassen, ich berufe mich vielmals auf die Note in Nr. 5. — Aber so viel ist klar, daß alle von meinem Freunde gerügten Inkonsequenzen und grossen Folgerungen nur alldann vorhanden sind, wenn vorerst die Richtigkeit seiner Voraussetzung, daß das Collegium nicht bloß bei den Urtheilen über die einzelnen Streitgegenstände selbst, sondern schon bei den einzelnen Vorfragen in Aufsuchung dieses Urtheils Schritt für Schritt als Einheit zu handeln habe, aus den Vorfragen nachgewiesen ist.

D. R.

**) Man sehe oben die Note S. 162 (*), wonach dieser Fall von dem ersten meistlich verschieden ist.

D. R.

***) Dies hängt wieder von der in der vorletzten Note (*) erwähnten Voraussetzung ab, ob das Collegium beim Urtheilsgeschäft, d. h. bei der freien konsequenten Folgerung aus Gründen Schritt für Schritt als Collegium, d. i. als eine Einheit zu verfahren habe, oder ob dieses Urtheilsgeschäft Sache jedes einzelnen Mitglieds für sich allein sei und das collegiale Beschließen nur darin bestehe, daß die (auf verschiedenem Wege gefundenen) Aussprüche aller Einzelnen zusammengefaßt und darnach für das Urtheil selbst die Mehrheit bestimmt werde.

D. R.

bestehen, damit aber diese Anwendung keine blinde Willkür sei, muß sowohl die Festsetzung der zu beurtheilenden Thatfachen und der anzuwendenden Rechtsätze, als die Folgerung aus diesen Prämissen vom urtheilenden Subjekt selbst — also bei Colligirung von der Majorität — vorgenommen werden.

Nur das so gewonnene Resultat ist das vernünftige formelle Recht, ob auch viele oder wenige Individuen in oder außerhalb dem Richtercollegium mit dem Resultat oder den Prämissen nicht einverstanden seien, und dieses allein ist das gesetzmäßige Recht, denn das Gesetz ist nur scheinbar etwas objectiv Ausgemacht, es bedarf bei jeder Anwendung auf den konkreten Fall der Anerkennung des anwendenden Richters, es muß in dessen Willen übergehen, und so wie es sich in diesem Willen des Richters ausdrückt, ist es das wahrhafte geltende Gesetz, wie auch immer andere vom Staat nicht mit der Richterergewalt versehene Individuen dasselbe Gesetz auflegen mögen.

Ich habe mich also wohl vielleicht zu großer Kürze, nicht aber der Oberflächlichkeit schuldig gemacht, wenn ich am Schluß meines vorigen Aufsatze bemerke, daß der mit der vorgeschlagenen Abstimmungsmethode verbundene Uebelstand allem formellen Recht gemeinschaftlich sei. Der unausweichliche Mangel alles Rechts ist nämlich, daß es nur als konkretes oder formelles wirklich wird, was allein dadurch geschieht, daß das zuerst nur als etwas objectiv Allgemeines aufgefaßte Gesetz durch den Uebergang in den Willen des Richters auch subjektiv wird, und dadurch, bei aller scheinbar noch so festen objectiven Bestimmtheit, unvermeidlich an der Unbestimmtheit und Wandelbarkeit des Subjekts Theil nimmt, gleichviel ob dieses Subjekt ein Individuum oder ein Collegium sei.

Tresurt.

II.

Bedarf es zur Begründung einer Besißklage wegen Störung im Licht- und Fensterrecht durch Verbauung der Lichtöffnungen der Verbringung eines Rechtsmittels? Zur Erläuterung eines Rechtsfalles.

Die aufgeworfene Frage scheint zwar nach Prozeßordnung §. 747, verglichen mit R. R. E. 688 Abf. 2 eine ganz unbeschränkte zu seyn, da sie nach dieser Stelle unbedingt verneint worden muß; wenn man sich aber erinnert, daß französische Juristen, wie Merlin, Toullier und Pardessus (man sehe die Rechtsfälle von Lautbaur, II. Band, pag. 332 et seqq.) die Behauptung aufstellen, daß zwischen einem Lichtrecht und dem Recht zu verlangen, daß der Nachbar in einer gewissen Entfernung nicht bauen dürfe, unterschieden werden müsse, und daß letzteres Recht nur

dann gegen seinen Nachbar, welcher durch einen Bau dasselbe versperrt wird, geltend gemacht werden könne, wenn man zugleich nachweise, daß man auch das letztere Recht gegen denselben erworben habe, ausgenommen, man habe das Lichtrecht durch Vertrag und nicht allein durch Verjährung erworben: so dürfte es sich schon der Mühe lohnen, diese Frage näher zu erörtern, besonders, da dieselbe kürzlich von einem Amt bejahend entschieden wurde.

Der Fall ist dieser: der Bürger D. behauptete in seiner Besißklage: er habe das Licht- und Fensterrecht an seinem auf die Hofraute der H. Wittwe anstoßenden Hintergebäude durch dreißigjährige Verjährung erworben, in diesem Rechte sei er aber vor wenigen Jahren gekört worden, indem die H. Wittwe eine Mauer aufzubauen angefangen habe, wodurch das Kellerloch und noch wenigstens drei Fenster an seinem Hintergebäude ganz verbaute würden. Er verlangte daher, daß er in seinem durch Verjährung erworbenen Licht- und Fensterrecht geschützt und der Beklagten aufgegeben werde, die angefangene Mauer niederzureißen. In der Klage wurde noch bemerkt, daß allem Vermuthen nach das fragliche Licht- und Fensterrecht durch einen Vertrag entstanden seyn müsse, wofür einige thatsächlichen Verhältnisse angeführt wurden.

Das Amt, welches die angestellte Besißklage verwarf, ging nämlich von der Ansicht aus, daß Jemand, welcher im Besitze eines Licht- und Fensterrechts gegen denjenigen geschützt werden will, welcher ihm dieses verbaute, nicht sowohl im Besitze des Licht- und Fensterrechts — der servitus luminum — sondern vielmehr in der servitus ne luminibus officietur geschützt zu werden verlange. Das Drehen des letzten Rechts besteht aber darin, daß der Nachbar durch Verbauen das Licht dem Eigentümer eines praedii dominantis nicht entziehe; dies sei aber eine zwar selbstständige, jedoch verborgene Dienstbarkeit, welche nach R. R. E. 691 durch Verjährung nicht erworben werden könne, weshalb nach §. 747 der Prozeßordnung die Verbringung eines Rechtsmittels über die Erwerbung der Dienstbarkeit notwendig sei, welcher nicht vorhanden war.

Ich kann mich jedoch von der Richtigkeit dieser Ansicht nicht überzeugen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Nach R. R. E. 688 Abf. 2 ist eine Ausbachtgerechtigkeit eine selbstständige, folglich ist dieses auch das Licht- und Fensterrecht, weil beide Rechte unter den allgemeineren Begriff von Ausbacht fallen und ihrem Begriffe nach zu ihrer Ausübung des Zuhilfenahme eines Menschen nicht bedürfen. Nach R. R. E. 689 Abf. 1 ist aber ein Licht- und Fensterrecht eine offene Erbrechtigkeit, weil dasselbe sich durch äußere Anlagen anknüpft, dasselbe kann daher nach R. R. E. 690 durch Verjährung erworben werden. Das Wort „Lichtrecht“ hatte nun zwar verschiedene Bedeutungen (man

sehe Runde, deutsches Privatrecht §. 284, Eichhorn, deutsches Privatrecht, zweite Auflage §. 183, Mittermaier, Grundsätze des deutschen Privatrechts, vierte Auflage §. 149); jetzt aber versteht man darunter nichts anderes, als das Recht, zu verlangen, daß mir der Nachbar meine Fenster oder meine Lichtöffnungen nicht verbaue. Daß dieses der richtige Begriff von Fenster- oder Lichtrecht ist, bekräftigt Brauer ad art. 680 a.

Wenn ich also ein Fenster- und Lichtrecht geltend mache, so verlange ich nach dem richtigen Sprachgebrauch das Recht, daß mir der Nachbar meine Fenster und mein Licht nicht verbaue; welches Recht aber gezeigtermaßen eine offene, selbstständige Berechtigung ist.

2) Nach L. R. S. 690 werden offene und selbstständige Berechtigungen auf zweierlei Weise erworben, nämlich entweder durch Vergünstigung, d. h. Vertrag oder durch dreißigjährigen Besitz. Beide Arten der Erwerbung sind somit vollständige Rechtsmittel für dieselben und sind sich somit an Wirksamkeit völlig gleich. Wer aber durch einen Vertrag das Fenster- oder Lichtrecht erwirbt, der kann gewiß von seinem Mitschlichter verlangen, daß er ihm dieses Recht nicht entzöge: dieses würde aber geschehen, wenn derselbe vor die Fenster eine Mauer aufstellen dürfte. Muß nun aber derjenige, welcher durch Vertrag das Fenster- und Lichtrecht erworben hat, in seinem Rechte geschädigt werden, so muß eben deswegen auch demjenigen dieser Schutz zu Theil werden, welcher das fragliche Recht durch dreißigjährigen Besitz erworben hat, und zwar um so mehr, als ein Besitz von solcher Dauer die Vermuthung für sich hat, daß der Nachbar entweder diesen Besitz gebilligt oder, daß in früheren Zeiten ein Vertrag bestand, dessen Existenz aber wegen Länge der Zeit nicht bewiesen werden kann.

Hiernach kann die Frage: Ob derjenige, welcher ein Fenster- und Lichtrecht beauptet, von seinem Nachbarn verlangen kann, daß er ihm dieses nicht verbaue? mit aller Sicherheit nach badißchem Rechte entschieden werden, ohne zu dem römischen Rechte seine Zuflucht nehmen zu müssen, was übrigens nach L. R. S. 4 h. nicht einmal als Entscheidungsquelle benutzt werden darf, und um so weniger eine solche abgeben könnte, als die Unterscheidung zwischen *servitus luminum* und *no luminibus officium* unser Landrecht nicht kennt, und als ferner die *servitus luminum* des römischen Rechts, welche darin bestanden haben soll (bekanntlich sind die Romanißten über das Wesen derselben nicht einig, man vergleiche Vinnius ad §. 1 *institutum de de servitutibus praed.*) daß man gegen den Nachbar das Recht hatte, von diesem zu verlangen, daß er eine Schattenanlage nicht wegnehme, bei uns nicht leicht vorkommt, bei den üppigen Römern aber und in dem heißen Italien eine praktische Bedeutung gehabt haben mag.

Es steht daher zu erwarten, daß die aufgeworfene Frage, wenn sie zur Beurtheilung an das Obergericht kommt, verneinend entschieden werden wird.

Dürr, Advokat.

Anmerkung der Redaktion. — In Bezug auf die hier erörterte Frage hat das Oberhofgericht in mehreren Fällen (auch in neuerer Zeit) folgende Grundsätze angenommen.

Nach S. 544, so wie nach S. 552 kann Jeder sein Eigenthum überbauen, wie er es für gut findet, so weit nicht die Baupolizeiornungen oder ein Dienstbarkeitsrecht des Nachbarn im Wege steht. Die ersten gehören nicht hierher, und es handelt sich hier nur um die Beschränkungen durch die im obigen Aufsätze erwähnten Dienstbarkeiten.

In dieser Beziehung gibt nun

1) der Satz 678 dem Nachbarn das gesetzliche Dienstbarkeitsrecht, daß der Eigentümer, wenn er sein Eigenthum in einer Entfernung von weniger als 6 Fuß von des Nachbarn Gut überbaut, seine Fenster zu einer (in gerader Richtung auf das Nachbargut gehenden) Aussicht anbringen darf.

Hat der Eigentümer solche Aussichtsfenster angebracht, so kann der Nachbar vermöge des S. 678 die Vermauerung derselben fordern, es sei denn, daß der Eigentümer das Recht zu dieser Aussicht durch Vertrag oder durch Verjährung bereits erworben habe.

Daß nämlich dieses, der gesetzlichen Regel des Satzes 678 entgegenstehende, Recht, Aussichtsfenster zu haben, auch durch Verjährung erworben werden könne, unterliegt keinem Zweifel, da der S. 688 Abs. 1 diese Aussichten als selbstständige Dienstbarkeiten, und der S. 689 Abs. 1 die dazu dienenden Fenster als Merkmale einer offenen Dienstbarkeit erklärt.

Unabhängig hiervon ist aber

2) die Frage, ob der Eigentümer, welcher das Recht zu solchen Aussichtsfenstern gegen die Regel des S. 678 durch Verjährung oder durch Vertrag erworben hat, zugleich das Recht habe, dem Nachbarn nun auch das eigene Ueberbauen seines Guts zu untersagen?

Diese Frage muß verneint werden, wenn nicht diese weitere Befugniß noch besonders erworben wurde.

Der Nachbar, der es (vertragsmäßig oder durch dreißigjährigen Stillschweigen) gesehen ließ, daß der andere Eigentümer Aussichtsfenster gegen sein Gut anbringe und bestimme, hat dadurch die nach S. 678 ihm sonst zugefallene Befugniß verloren, die Entfernung dieser Aussichtsfenster zu verlangen; aber damit hat er noch nicht auch das durch andere Gesetze, nämlich durch die S. 544 und 552, ihm gewährte weitere Recht verloren, sein Eigenthum selbst zu überbauen.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 27.

Karlsruhe den 7. Juli 1838.

I.

Ueber die Frage: Darf eine in der Behauptungsschrift enthaltene Klagänderung von Amtswegen unberücksichtigt bleiben, auch wenn der Gegner sich darauf einläßt?

Dieselbe Frage läßt sich natürlich bei allen im §. 348 der Prozeßordnung bezeichneten Veränderungen stellen und wird bei allen jedenfalls auf gleiche Weise beantwortet werden müssen; eben darum genügt es, bei einer zu versuchenden Erwägung der in Betracht zu ziehenden Gründe den wichtigsten der angebotenen Fälle, den einer in der Repliksschrift nachgetragenen sogenannten *mutatio libelli* ausschließlich im Auge zu behalten.

Für die Ansicht, daß ein Mangel aus der Kategorie des §. 344 der Prozeßordnung selbst nicht durch den Verzicht des Gegners, welcher geneigt wäre auf die gleichsam neue Klage in seiner Duplik sich einzulassen und darüber zu verhandeln, geheilt werden könne, der Richter vielmehr in seiner endlichen Urtheilung lediglich die ursprüngliche Klage, die derselben zu Grunde liegenden Thatfachen und das davor gerichtete Vorbringen des Gegners berücksichtigen dürfte — für diese Ansicht hat man die Betrachtung geltend machen wollen, daß außer dem Richter der Willführ der Parteien Preis gegeben sei, daß der Richter auf seine Weise sich könne gefallen lassen, daß seine Aufmerksamkeit für ein klägerisches Vorbringen in Anspruch genommen werde, von welchem nachher in den weiteren Verhandlungen beide Parteien auf ein ganz verschiedenes *punctum litis* absprängen. Das Schutzmittel gegen einen derartigen Mißbrauch der richterlichen Ermächtigungen soll nach dieser Ansicht eben darin zu finden seyn, daß man die Worte des §. 344 der Prozeßordnung, „Mangel“ — können verbessert werden u. c. —, in so fern „strictissime“ ansetzt, und dann *argumento a contrario* beweist, daß nun im entgegenstehenden Falle, sobald nämlich der Gegner sich schon auf die Klage eingelassen hat, eine weitere Veränderung

derselben schlechthin unzulässig sei. Zur Unterstützung dieser Begründung der aufgestellten Ansicht wurde sich weiter auf Prozeßordnung §. 423 Nr. 3 und 5 berufen.

Alles dieses vermochte den Untersuchten nicht zu überzeugen; da es ihm interessant seyn würde, die geweine Meinung über diesen Punkt kennen zu lernen, so erlaubte er sich, seine Gegengründe in Kurzem anzudeuten.

1) Es ist anerkanntermaßen allseitig gefählich a contrario zu schließen, weil die Beweislast des dorthier genommenen argumenti immer auf der Voraussetzung beruht, daß der Geseßgeber so pregnant habe reden wollen, daß er mit ausdrücklicher Bejahung des einen Falles zugleich alle andern als stillschweigend verneint habe betrachten müssen wollen. Einer solchen ganz ungirenden Auslegung des §. 344 der Prozeßordnung steht aber in diesem Falle

2) der §. 346 im Wege. Denn wenn das Geseß hier dem Beklagten nun für „nicht schuldig“ erklärt, auf eine Klagänderung sich einzulassen, so kann man wohl mit noch größerm Recht argum. a contrario annehmen, daß es dem freien Willen desselben habe anheimstellen müssen, sich einzulassen, oder nicht. Wenn die Einlassung (in der Duplik nämlich) auf eine Klagänderung von dem Geseß als eben so unzulässig betrachtet würde, als diese Klagänderung an und für sich selbst, würde es statt dem: „nicht schuldig“ heißen: „kann sich der Beklagte nicht wirksam einlassen.“

3) Der angebotene Grund für die entgegenstehende Ansicht, als werde dem Richteramte zu nahe getreten, wenn der Beklagte, statt den Kläger vielmehr zur Anstellung einer neuen Klage zu nöthigen, sich freiwillig auf dieselbe einläßt, wie sie in der Replik in allen ihren Beziehungen erscheint, — dieser Grund reicht zu weit, und ist deshalb ohne beweisende Kraft. Denn was wird damit gewonnen, wenn der Kläger, welcher im spätern Verfahren erst erkennt, daß seine Klage fehlerhaft angefaßt sei, genöthigt wird, den Prozeß fallen zu lassen und eine neue Klage zu erheben; — hat auf diese Art seine Frivolität oder Dummheit dem Richter weniger unnöthige Mühe ver-

ursacht, als wenn mit Einwilligung des Gegners von der Replik aus auf ein neues Fundament weitere Verhandlungen gebaut worden wären?

4) Sollte aber der §. 1224 der Prozeßordnung wirklich ungewisser als der §. 344 alles verspätete Vorbringen im Sinne des §. 348 als absolut unzulässig abweisen, so dürfte dies einen besondern Rechtfertigungsgrund darin haben, weil sogar im Interesse der Parteien selbst dafür gesorgt werden muß, daß des höhern Richters sparsam in Anspruch zu nehmende Thätigkeit nicht auf Gegenstände verwendet werde, welche eine leichtere und wohlfeilere Erledigung durch eine Verhandlung vor dem Richter erster Instanz hätten erhalten können; weshalb eine Prorogation an das Obergericht durchaus nicht überall gestattet werden dürfte (Prozeßordnung §. 33) und zum wahren Nutzen der Parteien kein Verzicht auf die untere Instanz angenommen werden soll, wenn dieselben, gegen die Vorschrift des §. 1224 Nr. 3 und §. 3 anstößend, über ganz neue Fundamente, unter dem Namen und Schein einer Appellation, der Sache nach aber in erster Instanz vor dem Obergericht zu verhandeln, im Eifer des Streites verzeilt werden. — Sollte dies wirklich der gesetzgeberische Grund der Vorschrift des §. 1224 Nr. 3, §. 3 seyn, dann kann aber auch nicht von diesem §. auf die Auslegung des §. 344, als wo derselbe Grund unmöglich Platz greifen kann, geschlossen werden. — Wenn endlich

5) hinsichtlich des gemeinen Rechtes der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand, Baier, in seiner Abhandlung über Aenderung des Klagsbittels, Landshut 1819, die Ansicht ausspricht, daß eine Klagenänderung schlechthin unerlaubt sei, so kann dies um so weniger eine Autorität zur Auslegung der Prozeßordnung seyn, als im gemeinen deutschen Prozeß nur allgemeine prozeßualische Rücksichten über die vorliegende Frage entscheiden können. Vergleiche Martin, Civilprozeß §. 149, 103.

Munde.

II.

Noch einige Worte über die Verwerfung der Klagen angebrachtermaßen nach geschlossenen Verhandlungen.

Fehlt es an Vollständigkeit oder Deutlichkeit eines Klagevortrags, so ist die Ergänzung oder Verbesserung desselben nach §. 248 durch zweckmäßige Fragen oder schriftliche Vorbescheide und im Falle schriftlichen Verfahrens nach §. 339 namentlich dadurch zu veranlassen, daß der Richter die Klage unter Vergleichung ihrer Mängel angebrachtermaßen verwirft. Ein solcher schriftlicher Vorbescheid, beziehungsweise eine solche Verwerfung der Klage angebrachter-

maßen, kann jedoch nur alsdann erfolgen, wenn noch kein Ladungsbescheid auf die Klage ergangen ist, indem der §. 248 und die §§. 335 — 380, worunter sich der §. 339 befindet, nur von der ersten richterlichen Verfügung auf die Klage sprechen.

Ist einmal Ladung erkannt und Verhandlung gepflogen, so gestattet kein Gesetz fernerhin eine Verwerfung der Klage angebrachtermaßen, sondern die §§. 338 — 343 bezeichnen das Fragerecht als das Mittel, durch welches im Laufe oder am Schlusse der Verhandlungen Unbestimmtheiten oder Unvollständigkeiten tatsächlicher Vorträge jeder Art eben so beseitigt werden können, wie dies nach §. 339 vor erkannter Ladung durch Verwerfung der Klage angebrachtermaßen geschehen kann.

Am allerwenigsten aber ist es zulässig, in höherer Instanz, wenn der Richter der vorberu Instanz schon ein Endurtheil gegeben hat, die Klage erst wieder durch den im §. 339 erwähnten Vorbescheid, nämlich angebrachtermaßen, zu verwerfen, daß der §. 1223 der Prozeßordnung ausdrücklich vorschreibt, daß „in allen Fällen, wo das angefochtene Urtheil ein Endurtheil war, auch das Appellationsgericht ein Endurtheil zu erlassen,“ also die Klage nicht bloß angebrachtermaßen, mit Suspendirung des Erkenntnisses in der Hauptsache zu verwerfen habe.

Finde daher der Obergericht in einer Sache, worin der Unterrichter bereits ein Enderkennntniß gegeben hat, erhebliche Thatsachen un deutlich, unbestimmt oder unvollständig vorgetragen, so bleibt ihm, um dem §. 1223 der Prozeßordnung nachkommen zu können, nichts anderes übrig, als daß er diese Mängel nach Maßgabe der §§. 338 — 343 durch das Fragerecht vorerst beseitigt. Eine provisorische Abweisung des Klägers durch Verwerfung der Klage angebrachtermaßen wegen Unbestimmtheit oder Unvollständigkeit des Klagevortrags ist ihm im ordentlichen Verfahren eben so wenig gestattet, als ihm gestattet wäre, wegen Unbestimmtheit oder Unvollständigkeit des Einredenvortrags mit Verwerfung der Einrede angebrachtermaßen den Beklagten provisorisch zu verurtheilen.

Handelt es sich aber nicht bloß um undeutliche oder unvollständige Ausführungen, welche die Partei nach §. 344 zu jeder Zeit selbst noch erläutern oder ergänzen, und deren Erläuterung oder Ergänzung der Richter vor erkannter Ladung in der Form der §§. 248 und 339, nach erkannter Ladung aber in der Form der §§. 338 — 343 veranlassen kann, — sondern ist gar kein Klaggrund oder nur ein unerheblicher vorgetragen, so paßt der Fall ohnehin nicht unter den §. 339, und die Klage ist alsdann nicht nur angebrachtermaßen, sondern definitiv zu ver-

werfen, wenn gleich dem Kläger nach L. R. S. 1351 auch ohne besondern Vorbehalt kraft Gesetzes noch zusteht, auf einen das erstmal nicht vorgetragenen Klagsgrund hin eine neue Klage anzustellen.

III.

Ueber die in Nr. 6 des Vereinsblatts pro 1838 p. 44 aufgenommene Entscheidung der Redaktion der *Münchener bairischer Gerichte* (vid. Nr. 52 der *Annalen* pro 1837) auf Anfrage über die Gültigkeit einer testamentarischen Bestimmung, folgenden Inhalts:

„A. soll Erbe seyn, wenn er das Alter der Volljährigkeit erlange; ist dies nicht der Fall, stirbt er nämlich vor der erreichten Volljährigkeit, so soll B. erben. Stirbt der Erblasser vor dem „A. (1), und ehe dieser das einundwanzigste Jahr „zurückgelegt hat, so soll das Vermögen administriert „und admaffirt werden, bis sich entscheidet, ob A. „oder B. Erbe seyn werde.“

Ich halte die für die Gültigkeit dieser Disposition sich ausprechende Entscheidung nicht für richtig und erblicke in der Verfügung selbst eine verdröhte Atestverfälschung.

Das Gesetz (S. 793) bestimmt die Frist von drei Monaten und vierzig Tagen, binnen welchen der Erbe sich über die Annahme oder Entsagung zu erklären hat; es gestattet dem Erben, bei Gericht um Verlängerung dieser Frist einzukommen, welsche diese Verlängerung nach Umständen gestatten oder verweigern möge.

Nach Ablauf dieser Fristen aber muß die Frage: *Wer ist Erbe?* beantwortet werden können. *) Die Erbschafts-

*) Dies ist nirgends gesagt. Es ist dies vielmehr eine ganz willkürliche Annahme, und die S. 790 und 800 sprechen im Gegentheil ausdrücklich von Fällen, wo auch nach geschehener Entsagung (S. 790), oder (ohne erfolgter Entsagung) nach Ablauf der Erbverzeichnißfrist und Beendigung (S. 800) noch eine unbestimmte Zeit lang die Erbschaft nicht angetreten wird.

Der S. 795 schreibt allerdings eine Frist zur Fertigung des Erbverzeichnisses und zur Erklärung über die Erbschaftsannahme oder Entsagung vor. Aber was folgt daraus? — Nicht anderes, als daß, wenn die Frist nicht eingehalten wird, — vom Gesetz gedrohte Präjudiz eintritt, welches darin besteht, daß die Beteiligten nun gegen den präsumierten Erben, welcher nach S. 798 noch am Tage der Erbverteilung nachsuchen kann, klagen können, und daß dabei sein Stillschweigen nach S. 798 a. zum Vortheil des betreibenden Theils ausgelegt werden muß. Wenn hiernach der Nacherbe klagt, so wird der präsumierte Erbe, welcher die Erklärung versäumt, als verzögert, und wenn ein Erbgeldludiger klagt, so wird derselbe als antretend angenommen. Brauers Erläuterung zum S. 798 a.

Der präsumierte Erbe kann in diesem Falle als der wirkliche Erbe, welcher die Erbschaft (ohne Erbverzeichniß) angetreten hat, als persönlich verbindlich (S. 870 und so fort) belangt werden. Irrig wäre aber die Meinung, als wenn vorher, ehe ein solcher

gläubiger, die Legatäre müssen wissen, an wen sie sich mit ihren Ansprüchen zu halten haben.

An wen sollen sich aber diese in vorliegendem Falle, wenn die Entscheidung der *Annalen* für richtig angenommen wird, halten? An A? nein! Dieser ist noch nicht 21 Jahre alt, also nicht Erbe; an B? nein! Denn der A lebt ja noch; an wen also? an den Administrator der Verlassenschaftsmasse. Einen solchen Administrator kennt unser Landrecht so wenig, als die *Reichsgeschichte* eine *Suppl.* Einen Erbpfleger will das Gesetz nach dem vierten Abschnitt des Titels von Erbschaften nur in dem Falle aufgestellt wissen, wenn eine Erbschaft l. b. g. ist, d. h., wenn kein Erbe bekannt ist und in den gesetzlichen Fristen Niemand ein Erbrecht oder Erbfolgerecht angesprochen hat **).

Eine auf die Dauer von 21 Jahren möglicherweise sich ausdehnende Erbschaftsadministration, wie sie nach dem vorliegenden Falle eingeführt werden sollte, ist gesetzlich nicht zulässig..

Erschrint nun die Entscheidung für die Gültigkeit jener Verordnung nach diesen Betrachtungen unstatthaft, so wird sie es doppelt, wenn man annimmt, A. sei Pflichterbe des Testirers. In diesem Falle tritt A. kraft Gesetzes (1004) in Besitz und Gewähr der Verlassenschaft ***). Wenn nun A.

financier oder wirklicher Erbe vorhanden ist, die Erbgeldludiger gar keine Forderungen machen könnten.

Der Erbe kann nur nicht als solcher auf sein eigenes Vermögen, d. h. als persönlich haltbar belangt werden, als Inhaber der Erbmasse findet aber gegen ihn auch vorher schon eine Klage dahin statt, daß er aus dem Erbvermögen die Zahlung leiste. N. f. Pallstet, *manuel de droit français, code civil, Article 757* Note b., Nr. 2.

D. R.

*) So lang die Frage, ob A. oder ob B. Erbe sei, von einer noch schwebenden Bedingung abhängt, sei also noch ungewiß ist, wird man auch annehmen können, daß der Erbe nicht bekannt sei, und unter dieser Voraussetzung findet der *Satz 911* allerdings Anwendung. Nicht nur die Gläubiger, sondern auch andere Theilhaber, somit gewiß auch A. und B. können nach S. 812 auf die einstweilige Bestellung eines Erbpflegers antragen. Das Recht hiezu für A. und B. wäre übrigens auch schon durch die Bestimmung des S. 1180 begründet.

Sind A. und B. einig, so können sie, da außer ihnen Niemand Erbrechte hat, über die Verwaltung des Vermögens bis zur Entscheidung, wem es gebühre, beliebige Abmachungen treffen, und die Gläubiger können hiedr ihre Rechte überhaupt gegen die Erbmasse, also gegen denselben verfolgen, der dieselbe einweisen in der Verwaltung hat.

D. R.

*) Wenn A. als Pflichterbe kraft Gesetzes in Besitz und Gewähr der Verlassenschaft eintritt, so haben die Gläubiger an ihm theilweisen schon einen Vertreter der Masse, an den sie sich halten können.

Wenn übrigens der Pflichterbe die Erbschaft unter der im Testament gemachten Bedingung nicht annehmen will, so kann er statt dessen, was ihm auf solche Weise nur eventuell vermacht ist, sogleich und bedinglos seinen Pflichttheil fordern und dem B. den Rest des Vermögens hingeben. Arg. S. 917.

D. R.

in der Minderjährigkeit stirbt, so geht die erwähnte Erbschaft mit seiner Gesamtverlassenschaft auf seine Erben über und B. ist gehalten, von diesen die Auslieferung jener Erbschaft zu verlangen. Dies werden aber nicht gehalten seyn, der Auslieferung statt zu geben, weil Afterserebungen erblich verboten sind und jene Verfügung des früheren Erblassers wohl für nichts andres als eine Afterserebung gelten kann. *)

3.

IV.

Etwas über das Uniformenreglement im Regierungsblatt Nr. 23.

Die Form der Fragen, der Stickerien u. dgl. ist kein Gegenstand für die Kanalen, wohl aber die juristische Auslegung der (die Verhältnisse der Staatsbedienten unter sich betreffenden) Bestimmungen, und in dieser Hinsicht will ich hier einige Punkte zur Sprache bringen.

1) Die Verordnung übergeht eine Menge Staatsbedienten mit Stillschweigen.

In Bezug auf die Subalternbedienten der Kollegien (Sekretäre, Revisoren, Registratoren u. dgl.) kann man

*) Ein scharfer Sprung! — Weil man nicht weiß, was aus der fraglichen Erbschaft zu machen sei, so soll es aus diesem Grunde eine Afterserebung seyn.

Wären alle in dem obigen Aufsatze gerügten Inkonvenienzen richtig, und wäre eine Erbscheinung, bei der zur Zeit des Erbanfalls noch von einer ungewissen Bedingung abhing, wer Erbe sei, unmöglich, so würde eben die vorliegende Disposition als gesetzwidrig verfallen, man könnte aber deswegen noch keine Afterserebung darauf machen, wobei nach §. 896 die Einzigung des A. aufrecht bliebe, seine Verbindlichkeit der Wiederablieferung an B. aber cessirte und er unbedingter Erbe bliebe.

Die Frage, ob eine Afterserebung vorhanden sei, hängt nicht davon ab, ob die Disposition so, wie sie vorliegt, gesetzmäßig sei, sondern davon, ob die Voraussetzungen des §. 896 vorhanden seien, ob nämlich hier einem Erbennehmer auferlegt sei, das Erbe aufzuheben und nach seinem Tode an einen andern juradzulassen.

Daß aber diese Voraussetzungen vorhanden seien, wurde nirgend nachgewiesen. Es wäre ein solcher Versuch auch vergeblich, da ja A. noch keineswegs Erbennehmer ist, dies vielmehr von der dem A. noch ungewissen Bedingung abhängt, von welcher das Recht des B. ebenfalls abhängt, und da ferner der beiden Vertheilungen vor dem Andern eingelegt und seinem etwas als von dem Andern auf ihn übergehend zugewiesen ist.

Der §. 1040 ist in dem Aufsatze nicht überholt, und aus dieser Geheißstelle ist doch ersichtlich, daß das Gesetz den Fall als möglich bedacht und anerkannt, daß ein Erbe oder Vermächtniß Jemanden auch unter einer noch ungewissen Bedingung anfallen könne, und daß dasselbe alsdann verfallt, wenn der Erb- oder Vermächtnißnehmer noch vor dem Eintritt der Bedingung stirbt.

Ob nun der Tod des A. oder ein anderes ungewisses Ereigniß als die Bedingung angenommen sei, ist einerlei. Das Testament könnte auch so lauten: wenn am 1. Januar 1850 der Rhein der Mannheim geflossen seyn wird, so soll A. an dem einrückigsten Falle B. Erbe seyn.

Wenn nun der Erbfall im Jahr 1848 stirbt, was soll während der übrigen 10 Jahre geschehen? Das Nämliche, wie im obigen Falle. — Wer wäre aber in dem zuletzt aufgeführten Falle der Aftersereb., und wer der mit der Wiederablieferung belastete unmittelbare Erbe? — Das Geschehen des Rheins wird darüber vor dem 1. Januar 1850 keinen Aufschuß geben.

D. R.

Hauptredaktion: Vicekanzler Hoff in Mannheim.

annehmen, daß dies in der Absicht geschehen sei, um ihnen die Berechtigung zur Tragung einer Uniform zu entziehen.

Aber sollte diese Absicht auch bei den Professoren an den Universitäten, an der polytechnischen Schule, an Lyceen und Gymnasien, bei den Direktoren solcher Anstalten, bei den Universitätsassessoren u. dgl. vorliegen, und zwar selbst dann, wenn solche Beamte als Regierungsräthe, als Hofräthe oder wohl auch als geheime Hofräthe charakterisiert sind? —

Auch von den Vorkänden der Bezirksstellen sind nur die Bezirksbeamten und Formisten genannt. Sollen nun wirklich die Oberintendanten, die Oberinspektoren, die Domänenverwalter, die Bezirksinspektoren, die Hofräte, die Amtsrevisoren u. nicht uniformberechtigt seyn?

Nach dem Wortlaute der Verordnung wird man diese Fragen bejahen müssen, da der §. 1 die genannten Beamten unter den Uniformberechtigten nicht aufzählt. Ein innerer Grund dazu läßt sich aber nicht auffinden.

2) Ein anderer Zweifel erhebt sich bei Ansehung des §. 1 lit. b. darüber, ob auch die bloßen Titulargeheimräthe dierher gehören?

Dieser Zweifel wird uns so gegründet, wenn man annimmt, daß die titulierten Hofräthe und geheimen Hofräthe gar nicht uniformberechtigt seien.

Außerdem streift es auf, daß in den Kreisrättsden die Hofgerichtspräsidenten, welche wie die Kanzler (Regierungsblatt von 1830 p. 99) befanntlich in die zweite Rangklasse gehören, künftig eine geringere Uniform tragen sollten, als die zu Geheimräthen zweiter Klasse ernannten Regierungsdirektoren, welche als Direktoren p. 65 in die dritte Rangklasse gehören (Regierungsblatt 1837 p. 88), und jeweils zu Geheimräthen zweiter Klasse ernannt zu werden pflegen, damit sie wie billig mit den, im Amt ihnen ähnlich gestellten, Hofgerichtspräsidenten gleichen Rang erhalten.

Eine weitere Inkonvenienz würde sich daraus man die bloß titulierten Geheimräthe zweiter Klasse unter der Vorchrift des §. 1 b. der Verordnung begreifen wollte, j. B. in Freiburg ergeben, wo der folgerichtige Direktor Geheimrath zweiter Klasse ist, also eine höhere Uniformklasse hätte, als der bei dem nämlichen Kollegium über ihm stehende Präsident *).

3) Endlich erhebt sich eine dritte Frage: ob die im §. 1 der Verordnung erwähnten Beamten nur berechtigt oder zugleich verpflichtet seien, sich Uniformen anzuschaffen und bei den Feierlichkeiten, bei welchen es üblich ist, sie zu tragen?

Der §. 1 spricht für das Erstere, die unbedingte Fassung des Eingangs von §. 2 ist aber der letztern Annahme günstiger.

Kenner.

*) Sei dem, wie ihm wolle, so leiden die Worte der Verordnung wohl keine doppelte Auslegung, was unter Geheimräthen zweiter Klasse zu verstehen sei. Sollte man die Titulargeheimräthe ausschließen, so müßte ich wissen, welche Andre dann noch übrig blieben und im §. 1 b. gemeint seyn könnten? Die Bezeichnung müßte sich ihrer materiellen Bedeutung nach etwa auf die Mitglieder des Staatsministeriums, die nicht Minister oder Geheimräthe erster Klasse sind, beziehen. Daß diese aber darunter nicht gemeint sind, geht daraus hervor, daß sie im §. 1 b. in eben den Geheimräthen zweiter Klasse schon besonders genannt sind.

D. R.

Drucker und Verleger: C. F. D. Grob.

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 28.

Karlsruhe den 14. Juli. 1838.

I.

Ueber den Beweis zum ewigen Gedächtniß, insbesondere Vorschlag zur Ausdehnung desselben auf Augenschein und Sachverständige.

Der gemeine deutsche Prozeß räumte jeder Partei die Befugniß ein, schon vor Erhebung eines Rechtsstreits bei dem Richter um Aufnahme der Beweismittel nachzusuchen, wenn eine gegründete Gefahr des Verlusts derselben vorhanden war, oder wenn der Gebrauch derselben durch längere Zögerung der Partei bedeutend erschwert worden wäre.

Die desfallsigen römischen und kanonischen Gesetzesstellen sprechen zwar ausdrücklich nur vom Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtniß (wenn man hierher nicht auch die f. g. Urkundenexemplifikation rechnen will); allein die Praxis fühlte die Nothwendigkeit, den Beweis zum ewigen Gedächtniß auch auf andere Beweismittel, insbesondere auf Augenschein und Sachverständige auszudehnen, und die Doktrin trat beinahe einstimmig der Uebung der Gerichte bei. Daz, ord. Prozeß, §. 466. Martin, Lehrbuch, §. 301. Lohbaut, Pandekten, §. 1205. Grolman, Theorie, §. 164. Linde, Lehrbuch, §. 247. Auch bei uns wurden derartige Beweisaufnahmen bis zum Erscheinen der neuen Prozeßordnung ohne Anstand zugelassen, wenn die Gefahr eines Verlusts oder die Erschwerung des Gebrauchs von Beweismitteln beiseitigt war.

Die neue Prozeßordnung sanktionirt aber nur den Beweis zum ewigen Gedächtniß durch Zeugen, §. 521 und folgende.

Die Gerichte mußten daher Gesuche um vorläufige Erhebung anderer Beweismittel, z. B. Augenschein und Sachverständige zurückweisen, wie dieß auch in mehreren Fällen — meines Wissens — geschehen ist; denn

1) ist die neue Prozeßgesetzgebung eine geschlossene, in welche Bestimmungen des frühern Prozeßrechts, sie mögen auf ausdrücklichen Gesetzesstellen oder auf dem Gerichtsgebrauch beruhen, nicht hinein interpretirt werden können.

2) Der Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtniß ist ein singuläre, und es kann deshalb eine analoge Anwendung

auf andere Beweismittel nicht Statt finden; er ist eine Ausnahme von der Regel, daß Beweise erst im Laufe eines Prozeßes in dem genau bestimmten Stadium desselben erhoben werden sollen, und darf deshalb als solche nicht extendirt werden.

3) Die Gesetzgebung hat dadurch, daß sie nur den Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtniß in das Gesetzbuch aufnahm, erklärt, daß bei andern Beweismitteln eine vorläufige Erhebung nicht zulässig sei (quod lex dicit de uno, negat de altero). Endlich geht dieß

a) aus dem Wortlaut des Gesetzes hervor, und zwar

a) in Bezug auf Sachverständige aus §. 533, wo es heißt: „die Beiziehung von Sachverständigen in einem Rechtsstreit“ ic., ferner aus §. 538, 540, 541.

b) In Bezug auf den Augenschein aus §. 552, 554.

Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die Prozeßordnung den Parteien das richtige Recht, Beweise zum ewigen Gedächtniß durch Sachverständige und Augenschein erheben zu lassen, entzogen hat, und zwar — wie ich glaube — mit Unrecht.

Es ist in manchen Fällen durchaus unmöglich, ein Recht auf andere Weise zu wahren, als durch eine vorläufige Erhebung eines Gutachtens von Sachverständigen oder Einnahme eines richterlichen Augenscheins; denn so gut Zeugen verloren gehen können, eben so leicht kann sich das Streitobjekt verändern, und zwar so, daß zu der Zeit, in welcher in Bezug auf dieses Objekt für eine einzelne Partei, erst ein klagbares Recht existent geworden ist, der frühere Zustand, auf welchen es gerade ankommt, gar nicht mehr erkannt, noch viel weniger also eine etwa nothwendige Expertise vorgenommen werden kann; z. B.

A. übergibt seinem vortheilberechtigten Sohne B. sein Hofgut, zu welchem sehr bedeutende Wäldungen gehören, um einen f. g. finlichen Anschlag von 20,000 fl., gegen die Verpflichtung, den beiden andern Söhnen C. und D. die ihnen gebührende Gleichtheilungssumme (nach Abzug des Vortheilgeldes) zu bezahlen. Die Söhne C. und D. erkennen

diese Uebergabe unter Lebenden nicht an, weil sie die Uebergabssumme für so nieder erachten, daß sie in ihrem Pflichttheile dadurch verlegt werden. Da eine Vermögensübergabe nach den Regeln der Schenkung beurtheilt wird, so sind C und D erst dann berechtigt, eine Minderung derselben, resp. Erhöhung der Uebergabssumme zu verlangen, wenn der Erbansatz eingetretten ist, d. h. nach dem Tode des Uebergebers A.

Wenn nun von der Zeit der Uebergabe bis zu der des Erbansatzes in den Besitz gesetzte Uebernehmer B das übergebene Hofgut so deteriorirt, namentlich durch Fällung des in den Waldungen befindlichen Holzes, Ausstockung von Weinbergen ic., daß es dadurch auf die Uebergabssumme von 20,000 fl. herabsinkt, ungeachtet es einen bedeutend höhern Werth hatte, so wird es für C und D sehr schwer, vielleicht auch unmöglich werden, die Klage auf Minderung, resp. ad implendum legitimam gehdrig zu beweisen. Eine Abschätzung des Oms nach dem Werth, welchen dasselbe zur Zeit der Uebergabe hatte, könnte nur vorgemacht werden auf den Grund von Zeugenaussagen und hätte keinesfalls eine so sichere Basis, als wenn die Sachverständigen das Hofgut schon zur Zeit der Uebergabe hätten besichtigt und auf den Grund persönlicher Anschauung und eines richterlichen Augenscheinprotokolls ihr Gutachten hätten abgeben können.

Bei den i. g. Wandklagen tritt derselbe Fall ein, weshalb der Beweis zum ewigen Gedächtniß durch Augenschein und Sachverständige in dem den Kammern im Jahr 1837 vorgelegten dießfälligen Gesetzesvorschlage ausdrücklich zugelassen wurde.

Wie viele Fälle lassen sich nun aber noch denken, namentlich bei Entschädigungsklagen, ferner bei Ansprüchen aus Pachterhältnissen, in welchen der Zustand einer Sache notwendig schon vor der Klagerhebung begutachtet und eingesehen werden muß, um dem Kläger die wirksame Verfolgung seines Rechts nicht zu entziehen oder wesentlich zu erschweren?

Dabei kommt ferner zu bedenken, daß in den wenigsten Fällen durch eine Beweisanticipation wird geholfen werden können, weil

a) diese nur mittelst Augenschein und Urkunden geschehen kann, Prozeßordnung §. 249, also Sachverständige ohnehin wegfallen,

b) der Richter nicht geradezu verpflichtet ist, auf eine Beweisanticipation die Handlungen der Beweisführung einzuleiten, Prozeßordnung §. 253 Abs. 2, und

c) wie gesagt, in vielen Fällen actio nondum nata est, wenn zur Vorbereitung für den Beweis derselben ein Augenschein eingenommen und eine Expertise erhoben werden soll. Es ist also durchaus nicht einzusehen, warum die Befrei-

gebung die Parteien in dem Rechte, schon vor dem Anfang eines Rechtsstreits die Erhebung von Beweismitteln zu verlangen, durch Reduzierung dieses Rechts auf Zeugen so sehr verkleinert hat, daß in vielen Fällen das materielle Recht den größten Vintag erleidet.

Hat man einmal den Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtniß allgemein, und jenen durch Augenschein und Sachverständige in einzelnen Fällen (i. B. Wandklagen, in den Fällen des Handelsbuchsabs 92 a f, 106 ic.) zugelassen, so ist der harte Grundsat, Beweis nur im Laufe eines Prozesses zu erheben, schon aufgegeben, und es liegt kein Grund vor, aus welchem eine noch größere Erweiterung des Beweises zum ewigen Gedächtniß nicht sollte eintreten können, besonders da die Wahrung des materiellen Rechts dieselbe dringend verlangt.

Weigel.

II.

Anmerkung zu Nr. 44 III. der Annalen von 1835. —
Gerichtstand der geführten Verwaltung.

Streitlehner gegen von Stetten

Daß die beiden früheren Entscheidungen abändernde oberhofgerichtliche Urtheile wird von dem Einsender jenes Aufsatzes mit einer Anmerkung begleitet, worin den mitgetheilten oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründen die §§. 4 — 6, 17, des zwischen Baden und Würtemberg bestehenden Staatsvertrages, als die gesetzlichen Vorschriften über den Gerichtstand aufzudeckend entgegengehalten werden. Der letztgenannte konnte in den allegirten §§. durchaus keine Bestimmungen entdecken, welche eine der oberhofgerichtlichen entgegen gesetzte Entscheidung des mitgetheilten Rechtsfalles, seiner Ansicht nach, zu motiviren geeignet wären. Namentlich rehet §. 17 ganz allein von dem Forum des Verwalters, nicht des dominus gestae administrationis, also von dem Gerichtstand des gegenwärtigen Klägers, nicht des Beklagten.

Demnach würde die Streitfrage nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen über den Gerichtstand der geführten Verwaltung zu entscheiden seyn, und gerade hiernach dürften sich vielleicht bedeutendere Zweifel gegen die Entscheidungsgründe Nr. 4 des oberhofgerichtlichen Urtheils erheben lassen.

Für's Erste nämlich macht schon die gesetzliche Natur des fori gestae administrationis eine Ausdehnung auf einen Fall der Art, wie der mitgetheilte, zweifelhaft, da dieser Gerichtstand seine Entstehung gemeinrechtlich der Rücksicht verdankt, am Orte der geführten Verwaltung zu erheben daraus entstehenden Streitigkeiten dem Richter leichter die erforderliche Auffklärung über das, was geschehen oder veräumt worden, zu verschaffen. — In der Regel

wird der Verwalter vor diesem Gerichtstande belangt werden, nicht umgekehrt.

Zweifelhaft dürfte es darnun seyn, ob ein Angestellter (Verwalter) aus dem Dienst, oder Anstellungsvertrage selbst, etwa auf Auszahlung seiner Pension, die ihm darin versprochen, gegen den Bestallenden an dem Orte, wo er für irgend welches Verwaltungsgeschäft angestellt worden, klagen könne, wenn der Dienstbere sonst keinen Gerichtstand an jenem Orte begründet hat. Diese Klage wäre die *actio mandati contrarium*, wovon die oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründe Nr. 4 reden; eine solche, aus dem Dienstvertrage entspringende Klage ist aber nicht wesentlich einerlei mit einer Klage, welche ihre nächste Veranlassung in der Verwaltung selbst hat, und die Prozeßordnung §. 20 verlangt: Streitigkeiten, welche aus der Verwaltung entstanden sind. Solche können auch dann entstehen, wenn jemand aus einer ohne allen Vertrag geführten Verwaltung als negotiorum gestor belangt wird. Und gerade um einen solchen bequemen belangen zu können, war das *forum gestae administrationis* im römischen Recht von Wichtigkeit. — Für die lediglich aus dem Anstellungsvertrage entspringende *mandati actio* könnte an dem Orte der Anstellung wohl nur das *forum contractus* begründet seyn.

Ob eine weitere und wohl die bedenklichste Frage ist die: ob denn die angestellte Klage wirklich die in den oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründen Nr. 4 genannte *mandati contraria actio* sei?

In dem Dienstvertrage war der Nebenvertrag enthalten, daß die Angestellte eine Caution zu stellen habe. Der Befehl der oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründe scheint in seinem Raisonnement den Grundsatz vor Augen gehabt zu haben, daß das *pacta adjecta* mit der aus dem Hauptgeschäft entspringenden Klage geltend gemacht werde. Allein eine genauere Analyse des Sachverhaltes muß vornehmlich diesen Gesichtspunkt entfernen. Nicht aus dem *pacta adjecta*, welches die Bestellung einer Caution zur Folge hatte, sondern aus dieser Bestellung selbst wird geklagt. Diese Bestellung geschah durch Hinterlegung einer Selbstsumme. Letztere kann nur mit der *depositi directa actio* zurückgefordert werden. Daß über diese Hinterlegung etwas verabredet war, ist nichts zur Sache; denn das *Depositum* ist eine *Realcontract*, und die *resp.*, d. h. die wirkliche Hinterlegung ist offenbar allein, welche die Rückforderung der Summen begründen kann. Das Versprechen der Zinszahlung ändert aber beinahe die Natur des *depositi* in einem solchen Maßgrade, wo die Absicht des Deponenten nicht auf die zu gemachten Zinsen, sondern auf die Hinterlegung der Geldsumme *maaximum* für einen Zweck gerichtet war. *Urbaut, System.* c. 892. Ist diese Ansicht aber die richtige, so wäre

darüber auch wohl das *forum contractus*, nicht aber das der geführten Verwaltung begründet.

So viel nicht sowohl gegen das Resultat der oberhofgerichtlichen Entscheidung an sich als gegen die in den Entscheidungsgründen sub 4 enthaltene Entwicklung.

Mundt.

III.

Ueber Klagen und Beschwerden wegen der Vollstreckung.

In den Annalen des Jahres 1836 pag. 32 und 288 wird behauptet, daß Beschwerden gegen die Vollstreckungsbeamten nicht beim Unterriechter, sondern beim Oberriechter angebracht werden müßten. — Abgesehen davon, daß sich kein Grund finden läßt, der den Geisgheber bestimmen haben dürfte, die sehr geeignete, nahe und wohlfeile Inzucht des Unterriechters, im Widerspruch mit der früheren Praxis, zu überspringen, — die in der Instruktion der Exekutenen insofern, als in dem hierarchischen Verus zwischen dem höhern und niederen Functionär begründete Competenz des Unterriechters bei Seite zu setzen — würde diese Behauptung auch in direkter Opposition mit dem §. 969 Nr. 1 der Prozeßordnung in Verbindung mit der Handschrift zu diesem §. und dem §. 963, ferner mit dem §. 980, 981, 1034 und 1035 der Prozeßordnung sich befinden.

Daß der 48. Titel für diese Beschwerden nicht maßgebend sei, thut nichts zur Sache. Denn ihnen auch sein besonderer Titel gewidmet ist, so sind sie doch im Gesetz ungewissheit begründet und vom dem Unterriechter verwiesen. Der Gegenstand ist überhaupt mehr polizeilich als prozeßualisch. Die Aeußerung von Weisers — Motive p. 85 — ist hiermit nicht im Widerspruch; sie ist richtig, aber sie erschöpft nicht.

Auch die Schwierigkeiten, welche pag. 288 cit. im §. 962 und 1034 gefunden werden, dürften sich leicht beseitigen lassen.

Daß es zu vermuthen ist, ein Geisg drücke sich immer richtig aus, und daß zwischen Klage und Beschwerde, wenn man sich streng technisch ausdrückt, sowohl in Beziehung auf den Gegenstand, als auf den Gegner ein großer Unterschied bestehe — kann nicht geläugnet werden. Jeder begründete an den Richter gerichtete Antrag, einem Gegner ein Recht durch ein Urtheil ab-, oder eine Verbindlichkeit zuzuerkennen, ist eine Klage, während es sich bei der Beschwerde nicht um ein Urtheil, nicht um Recht oder Verbindlichkeit eines Gegners, sondern nur um ein fehlerhaftes Verfahren eines Beamten handelt. Allein, da das Gesetz nirgends eine streng geschiedene, trüffliche Bezeichnung für das eine und andere gegeben hat, — da jede Klage wegen Mängel im Executionsverfahren immer durch solche Thatfachen begründet seyn muß, welche unter andern Verhältnissen auch ein Recht

zur Beschwerde geben, in dieser Hinsicht also eine Klage, wenn man sich nicht sehr scharf ausdrückt, auch eine Beschwerde genannt werden kann, — da auch die Klage gegen den Steigerrer, weil er einen gewissen prozessualischen Kerkus (cf. §. 950, 1063, [1065 der Prozessordnung] mit den bisherigen Parteien teilt, etwas von einem Incidentpunkt an sich hat, die incidenter erhobenen Klagen, so wie die Annexa überhaupt, selten mit diesem Namen bezeichnet werden, cf. z. B. §. 100, §. 783, §. 677 der Prozessordnung u., also auch die Richtigkeitsklage eine Beschwerde genannt werden kann — und da auch das Wortchen „oder“ diese Erklärung begründet, so darf man annehmen, daß „Klage“, und „Beschwerde“ im §. 1054 als synonym gebraucht seien.

Nimmt man aber auch an, daß das Gesetz im §. 1054 wirklich distinguirt zwischen Klage und Beschwerde, so muß man dennoch diese Distinction als eine irrtümliche verwerfen.

Es läßt sich nämlich nicht bestreiten, daß das Gesetz selbst, im Aufschlag, dem Steigerrer Eigenthum, also ein Recht, überträgt, und daß es der oberste überall durchgeführte Grundsatz der Prozessordnung ist, daß ein Recht nur durch Streit und nach vorgängiger Vertheidigung entzogen werde (§. 702 und 1063 machen hiervon keine Ausnahmen).

Dieses Recht wäre aufgehoben, wenn das Gesetz für diesen Fall des Rechtsverlustes, die ihm gerade besonders heilig ist (cf. §. 1056 und 1072, §. 1053 der Prozessordnung, verglichen mit R. N. S. S. 2182 und 2186 — 2189 und §. 1059 der Prozessordnung), den Weg der Beschwerde, d. h. den einförmigen Antrag ohne vorgängiges Verhör des Gegners, zuließe, und folge w e i s e *), z. B. in der Weisung

*) Würde dies direct und dem Steigerrer gegenüber ausgesprochen, so müßte das betreffende Decret als ein Urtheil, oder je nach Umständen, als ein unbefugter Befehl, und der Antrag der Partei, welcher es veranlaßt, als eine Klage betrachtet werden; in diesem Fall könnte also von einer Beschwerde und beschließiger Verfügung nicht mehr die Rede sein, denn ein Parteiantrag auf Urtheil ist niemals eine Beschwerde, und ein Erkenntniß, welches auf einen solchen Antrag ergeht oder ihn fälschlich voraussetzt, immer ein Urtheil. Eben deshalb müßte auch in dem pag. 38 cit. angeführten Fall ganz richtig entschieden, wenn auch die Motive nicht durchaus zutreffend sind. — Denkt man daher den Fall, daß ein Vergehen in Form einer Beschwerde dem Richter vor dem Aufschlag denunciirt, der Aufschlag aber eingeklinkt wäre vor der Erledigung der Beschwerde, weil etwa der Richter sofort darauf nicht versuchte, so wird aus dieser Beschwerde, sobald der Durrant das nachrichtliche Verhör (nach dem Aufschlag) stellt, nummehr auch den Steigerrer darüber zu hören und den Aufschlag wieder aufzuheben, eine Klage. Wenn man am Buchstaben steht, kann man sich nöthigenfalls einbilden, das Gesetz habe im §. 1054 an diesen Fall gedacht; jedenfalls zeigt er den Unterschied zwischen Beschwerde und Klage recht anschaulich, und die reine Begriffsumgekehrtheit einer Beschwerde als solcher nach und gegen den Aufschlag. R.

zu nochmaliger Vertheilung, das Recht definitiv und unwiederbringlich vernichten würde.

Das Gesetz würde mit sich selbst und der Vernunft in Widerspruch treten. Da nun das Gesetz über die Statthaftigkeit der Beschwerden und Klagen im §. 1054 nichts sagt, und nichts beabsichtigt, darüber etwas zu sagen, sondern die Statthaftigkeit nach den übrigen Bestimmungen des Gesetzes, und je nach den Eigenschaften des speciellen Falles voraussetzt, nur ihre Verjährung bestimmt, in Beziehung auf Statthaftigkeit also nicht bestimmend, sondern schließend verfährt, der Schluss des Gesetzes aber, wenn auch für die Richtigkeit der Obersätze bürgend, doch in offenkundiger Collision mit diesen Obersätzen nicht bestehen kann, weil der Gesetzgeber, wenn er schließt, so wenig insollabel ist, wie andere Menschen, und die bestimmt erkannte Absicht, in Collision mit der nur vermutheten, immer dem Vorzug verdient — so muß — bei dieser Definition des Wortes „Beschwerde“ im §. 1054 — angenommen werden, daß sich der Gesetzgeber dabei in seinen Folgerungen geirrt hat — etwas angenommen habe, was nach seinem eigenen, nicht ausgesprochenen Willen nicht angenommen werden soll.

Keller.

IV.

Rechtsfall, eine Schenkung unter Lebenden und deren behauptete Richtigkeit wegen Fehler der Schenkungsurkunde betreffend. —

I. Zollinspektor Niedinger hatte nach einer, als Rotariatsakt sich darstellenden, von ihm unterzeichneten Urkunde vom 5. Oktober 1829 sein Haus seiner Frau, und diese nach einer ebenförmigen Urkunde vom 8. Oktober 1829, unter Ermächtigung ihres Mannes, das Haus wieder ihrer Tochter erster Ehe, der F. E. Keiner'schen Ehefrau, unter Lebenden geschenkt.

Nach dem Tode seiner Frau griff Niedinger mittelst einer Klage die Schenkungen als nichtig an:

1) unter Berufung auf die Notariatsordnung, weil die Schenkungsurkunde nicht von einem Staatschreiber, sondern von einem gewissen R., „einem Kanzleibeamten“ des Amts Leudunz, gefertigt, und

2) weil die Urkunden verfälscht seien, indem in denselben der Theilungskommissar Hassenerfer sich als Verfasser der Urkunden ausweist, die Richtigkeit des Aktes und der Unterschrift der Parteien und Zeugen bezeugt habe, während jener Theilungskommissar doch gar nicht zugegen gewesen wäre.

Es wurde gebeten, die Schenkungsurkunden für richtig und das betreffende Haus wieder für das Eigenthum des Klägers zu erklären.

Der Beklagte bestritt, dass er in der Klage angeführt

Thatsachen mit Nichtwissen und berief sich einwendend hauptsächlich darauf, daß der Kläger die Schenkung mehrfach genehmigt, so wie daß er sie vollzogen habe und darum solche nicht mehr anfechten könne. —

Der Unterichter legte dem Kläger den Beweis darüber auf, daß die fraglichen Schenkungsverträge nicht vor dem (in den Urkunden genannten) Theilungskommissär Haffentresser aufgenommen worden seien. Der Beweis wurde mit Hilfe Production dreier Personen als Zeugen angetreten, von denen zwei als Instrumentengenossen, der dritte als Geschädigtenbestand der Niederringer'schen Cheseau die Urkunden unterzeichnet hatten.

Die Fragenabhöre fand Statt.

Einer der Zeugen sagte aus: Er sei bei dem Vertragsschlusse selbst nicht zugegen gewesen, sondern nur zur Unterschrift gerufen worden. Da die Interessenten beisammen und einig gewesen seien, so habe er unterschrieben. In diesem Momente habe sich der mehr genannte Theilungskommissär nicht im Zimmer befunden.

Der zweite Zeuge erklärte: Außer dem R., welcher die Urkunde geschrieben habe, den Particien und Zeugen sei Niemand in der Stube gewesen; namentlich nicht der Theilungskommissär Haffentresser.

Der dritte Zeuge, welcher sich nur noch auf eine Urkunde erinnern konnte, behauptete, daß beim Niederschreiben derselben, was durch den R. bewirkt wurde, der gedachte Theilungskommissär nicht zugegen gewesen sei.

Nach gepflognen Verhandlungen räumte der Unterrichter auf den Grund der Zeugenaussagen, aus welchen hervorging, daß der betreffende Theilungskommissär bei Abfassung der Urkunden nicht anwesend war, die Schenkungen für nichtig.

II. Der Vorgesagte appellirte und das Hofgericht des Untergerichts riefte durch Urtheil vom 6. October 1837 das amtliche Erkenntnis dahin ab, daß Kläger mit der erhobenen Klage abzuweisen sei. —

In den Entscheidungsgründen wurde sich über das zu Begründung der Klage und der oben angeführten Einrede (der Genehmigung und des Vollzugs) Erläuterung gemachte ausgesprochen, wie folgt.

Schenkungen unter Lebenden müssen mit Beobachtung der in den Gesetzen vorgeschriebenen Förmlichkeiten bei Verwirklichung der Richtigkeit geschehen, und es können etwaige Mängel hieran zu Rechtzitt der Geschenkgebers weder durch dessen ausdrückliche Anerkennung und Bestätigung, noch durch Vollzug der Schenkung (welcher nur eine stillschweigende Bestätigung enthalten und daher von seinem höhern Werthe als die ausdrückliche fern würde) auf gesetzlich gültige Weise verbessert werden. V. R. S. 803, 1330, 1340.

Unter die erwähnten Förmlichkeiten gehört nach V. R. S. 931, daß die Urkunde über die Schenkung von einem Staats-

schreiber in der gewöhnlichen Form der Verträge abgefaßt worden ist, also namentlich, daß sie in Gegenwart des Staatschreibers gefertigt und von demselben beglaubigt wurde. Daß der Staatschreiber selbst sie schreiben mußte, ist nirgendes gesetzlich geboten. Der Unterförmigung einer gegentheiligen Meinung anrufenen V. R. S. 972 und 1001, von öffentlichen letzten Willen handelnd, und für solcher die eigene Schrift des Staatschreibers bei Strafe der Richtigkeit fordern, können, als in ihrer Art singuläre Bestimmungen, nach V. R. S. 6 k. keine weitere Ausdehnung erhalten. Die Notariatsordnung aber, wenn sie anderweitige Bestimmung über die erwähnte Frage trifft, kann in dieser Beziehung nach dem Gesetze vom 22. Juni 1837 Art. 2 (Regierungsblatt Nr. XIX.) vor Gericht nicht geltend gemacht werden.

Die jetzt vom Kläger als nichtig angefochtenen Urkunden vom 6. und 8. October, in welchem eine von ihm an seine Frau und von dieser wieder an ihre Tochter gemachte Schenkung unter Lebenden niedergeschrieben wurden, enthalten in ihrem Eingange die Aufzählung:

„Der Theilungskommissär Haffentresser“, und es folgt nach den Unterschriften der Interessenten und der Zeugen der Verfall;

„Zur Beglaubigung — Haffentresser.“ Die Richtigkeit dieser Unterzeichnung des Theilungskommissärs ist nicht bestritten. Es wurden jene Urkunden auch protokolliert und beim Amtsbüroverwalter ergeliefert.

Der Beurkundung darüber, daß die fraglichen Akte vor dem Theilungskommissär Haffentresser errichtet wurden, gehdrt zu den äußeren Förmlichkeiten der Urkunden, betrifft somit einen Gegenstand, über welchen dem Theilungskommissär, als Staatschreiber, das Beurkundungsrecht zuhand. Die Beobachtung jener Förmlichkeit wird demnach durch die Urkunde selbst nach V. R. S. 1319, verbunden mit 1317, vollkommen erfüllt; es ist gegen dieselbe nach V. R. S. 1341 der vom Kläger angetretene Zeugeneis unzulässig.

Wenn auch eine öffentliche Urkunde wegen Fälschung oder Betrugs angefochten werden kann, so müssen in einem solchen Falle doch bestimmte Thatsachen vorliegen, aus welchen hervorgeht, daß die Urkunde irgend eine widerrechtliche Täuschung eines der Contrahenten enthält, oder eine Veränderung zum Nachtheile der Dritten erlitt. Da der Kläger die hier in Frage stehenden Urkunden selbst unterzeichnet hat, so würde eine Täuschung desselben nur allensfalls dann vorhanden sein, wenn ihm eine fremdbetägte, nicht mit seinem Willen verfertigte Scriptur, statt derjenigen, welche er zu unterzeichnen beabsichtigte, bei der Unterschrift untergeschoben, oder wenn ihm vor der Unterzeichnung die Urkunde vorgelesen und dabei ihr Inhalt nicht so, wie er wirklich lautet,

mitgetheilt worden wäre. Eine Fälschung nach der Unterzeichnung würde d. B. dann vorliegen, wenn die Urkunde fortrigt, oder wenn der Eingang: „Vor Theilungscommissär Hassenreffer“ erst nachher beigeschrieben und damit eine anfängliche Peisaturkunde erst später zu einer öffentlichen gestempelt worden wäre.

Die Klage enthält aber keine thatsächliche Anführung, aus welcher auch nur die Wahrscheinlichkeit sich ergäbe, daß eine der hier erwähnten dolosen Handlungen, bezüglich auf die fraglichen Schenkungsurkunden eingetreten sei.

In Ermangelung dessen, und da sonst die Glaubwürdigkeit der Urkunden durch den Zeugenbeweis nicht entrüstet werden kann, ist der behauptete Formfehler nicht als vorhanden angesehen.

Die Klage erscheint daher als unbegründet.

U. U. Gegen das hofgerichtliche Urtheil führte der Kläger die Oberberufung aus. Es wurde jedoch vom großherzoglichen Oberhofgericht unterm 15. Mai d. J. das hofgerichtliche Urtheil bestätigt.

Entscheidungsgründe. Die Beurkundung der Thatsachen, daß vor Theilungscommissär Hassenreffer die Schenkungsdokumente errichtet worden seien, macht einen Theil des Inhaltes aus, folglich wird durch diese Urkunden nach R. N. S. 1341 der Zeugenbeweis über diese Thatsachen in so lange ausgeschlossen, als nicht die Falschheit der Urkunden aus die in §. 453 der Prozeßordnung vorgeschriebene umständliche Weise behauptet und bewiesen ist. — Eine solche Falschheitsbehauptung ist nicht gemacht, auch sind aus den Urkunden der abgehörten Zeugen keine nützlichen Umstände des befragten Vorgangs zu entnehmen. Hinsichtlich des ersten, auf die Notariatsordnung gebauten Klaggrundes ist zwar vom Oberappellanten mündlich ausgeführt worden, daß die Entscheidung der Frage, ob hier die Notariatsordnung anwendbar sei, nicht so schiedlich, wie vom großherzoglichen Hofgerichte geschehen, aus dem Urtheile vom 1837 geschöpft werden könne, weil dieses Urtheil erst nach Erlassung des Erkenntnisses erster Instanz promulgirt wurde, der Rechtsstreit aber jeden Falls nach dem Stande der Erstbeurteilung zur Zeit des ersten Erkenntnisses beurtheilt werden müsse. Allein da bekanntlich die Frage, ob die Notariatsordnung seit Einführung des Code für die Amtsratoren und ihre Theilungscommissäre eine bindende Norm sei, und ob insbesondere unter der Herrschaft des Code errichtete Staatsarchivurkunden wegen Vorlegung von Vorschriften der Notariatsordnung angefochten werden können, in der Doctrin und Praxis entgegengesetzte Ansichten geltend gemacht wurden, und nachdem nunmehr die Erstbeurteilung in dem Urtheile vom 22. Juni 1837 unumwunden ausgesprochen hat, daß sie die Absicht nie gehabt habe, die Notariatsordnung als Norm für die Amtsratoren gelten zu

lassen, so kann nun kein Richter eine gegen diese klar ausgesprochene Absicht streitende Meinung geltend machen. Jedenfalls ist er zu Folge R. N. S. 2 e berechtigt, das Urtheil von 1837 seiner Entscheidung zu Grunde zu legen.

In Erwägung Alles dessen und unter Anspornung der hofgerichtlichen Entscheidungsgründe wurde, wie geschehen, erkannt. — Rira.

V.

Ueber die Bestrafung des Rückfalls in den dritten Diebstahl.

Wie die Redaction in Nr. 22 S. 138 bemerkt, so hat sich allerdings das Justizministerium im Jahr 1813 für die Ansicht der hofgerichtlichen Majorität entschieden ausgesprochen. Aus den desfallsigen Akten ergibt sich zugleich, daß damals auch schon Meinungsverschiedenheiten in obigem Betreff beim unterheimschen Hofgerichte herrschten. Bei der gegenwärtigen Ventilation unserer Streitsache dürfte daher eine acutentere Mittheilung der früheren Vorgänge nicht unzeitig scheinen.

In einem Bericht vom 2. März 1814 Nr. 138, die Bestrafung des wiederholten dritten Diebstahls betreffend — trug das Hofgericht dem Justizministerium vor:

„Bei der Abkündigung über die Bestrafung des wiederholten dritten Diebstahls hat sich bisher bei diesem Collegium eine auffallende Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen der Botanten hinsichtlich der Anwendung unserer Strafgesetze gezeigt. Wir erlauben uns, in dieser Beziehung, einige daher früher abgeurtheilte Fälle anzuführen, wo jedoch die höchste Bestätigung des Urtheils erfolgte.

Der eine betrifft die Untersuchung gegen Sophie Chmann von Heidelberg wegen wiederholten dritten Diebstahls, welche unterm 1. Februar 1813 zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Der damalige Referent hatte auf den Grund der Erläuterungen zum Strafgesetze vom 23. Mai 1812 §. 78 und 93 auf 2 Jahre Zuchthaus nebst Verdooplung der auf den ersten gewinnenen geringen Diebstahl festgesetzten Strafe, nämlich vierwöchiges Gefängnis, angetragen. Dahingegen bezog sich der Ergert auf die Erläuterungen ad §§. 94 — 96 und ad §. 77, nach welcher letzterem der dritte Diebstahl eine eigene Gattung des Verbrechen ausmacht, folglich auch hier die Verdooplung der Strafe des dritten Diebstahls Statt finden müsse. Sammtliche übrige Botanten waren dieser Meinung beigetreten. Der andere Fall findet sich bei der Aburtheilung gegen Franz Leyser von Reiblingen, welcher unterm 10. November v. J. zu 2 Jahre 9 Monaten Zuchthaus verurtheilt wurde. Hier ging der Antrag des Referenten in Beziehung auf §. 77 des S. Edikts und §. 93 der Erläuterungen auf fünfjähriges Zuchthaus. Die übrigen Botanten dahingegen hielten nach Maß-

gabes des §. 78 und 93 der Erläuterungen hier nur 2/3 Jahr Zuchthaus gesetzlich anwendbar, indem nach der ausdrücklichen Bestimmung des §. 93 in Bezug auf die nach Größe des Schadens wachsenden Strafen in der fortgesetzten Berechnung der früheren Summe des Schadens zu der letztern schon von selbst das Maß für die Wiederholung liege. Der Strafsatz von drei Monaten gründet sich auf die besonders, bei dem Diebstahle vorgewalteten Umständen in Bezug auf §. 71 der Erläuterungen. Bei dem heute sub Nr. 137 abgeurtheilten Falle des wiederholten dritten Diebstahls des Marie Hornig, war die Majorität auf der Seite des Referenten, welcher in Bezug auf die Erläuterungen §. 78 und 93 auf 4 Jahre Zuchthaus angetragen hatte.

Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten sehen wir uns veranlaßt, das großherzogliche hochpreßliche Justizministerium geborsamt zu bitten, und rücksichtlich der bestimmten Anwendung der Strafgesetze bei wiederholten dritten Diebstählen gemessene Vorkehrungen für künftige Fälle darüber ertheilen zu wollen, ob der wiederholte dritte Diebstahl immer mit der Verdoppelung oder Verdreifachen u. c. Strafe des dritten Diebstahls zu bestrafen, oder ob, da die Straferhöhung schon in der Berechnung der hinzugekommenen Summe liegt, nur das nach dieser erhöhten Summe sich ergebende Strafmaß, und wenn die durch die Wiederholung hinzugekommene Summe zu unbillig ist, allenfalls ein willkürlicher Zusatz, nicht aber gerade die Verdoppelung, Verdreifachung u. c. zu erkennen, und ob, falls die Ansicht, daß die Verdoppelung u. c. Statt finde, für die richtige erklärt werde, alsdann dennoch zugleich eine Berechnung der neu hinzugekommenen Summe der Diebstähle anzuwenden sei?

Darauf wurde in einem Justizministerialerlaß vom 8. März 1814 Nr. 576 dem Hofgerichte eröffnet: „Die nämlichen Ansätze, welche dasselbe in obigem Bericht geäußert habe, seien auch bei den beiden Hofgerichten in Aschaff und Freiburg eingebracht, und man habe dieselbe durch die hier abschließlich begehrende Verfügung vom 30. Oktober v. J. J. Nr. 3373, wozu sich daher auch das Mannheimer Hofgericht zu benehmen habe, erledigt.“

Justizministerium.

Karlsruhe den 30. Oktober 1813.

Nr. 3373. reprod. membrum 2. des Beschlusses vom 2. d. Nr. Rr. 3278 in Untersuchungssachen gegen Johann Venus von Seppenhofen wegen Kleindiebstahls.

Beschluß.

„Dem Hofgericht zu Aschaff zu eröffnen: Man glaube bemerkt zu haben, daß es den vierten Diebstahl, der nach dem Gesetz, welches den dritten Diebstahl für ein seine eigene Strafe nach sich ziehendes besonderes Verbrechen

erklärt, als ein wiederholter dritter Diebstahl zu behandeln ist, nicht mit der verdoppelten gesetzlichen Strafe des dritten Diebstahls belege, sondern sich mit Ansehung der für den dritten Diebstahl geordneten 2 Jahre Zuchthaus und der Berechnung der Summe der sämtlichen Diebstähle (die vorhergehenden, bereits bestraften drei Diebstähle mitgerechnet) und der hiernach ausgemittelten Strafe begnüge, wohingegen andere Hofgerichte, und namentlich das zu Freiburg, bei Verurtheilung des vierten Diebstahls oder der Wiederholung des dritten, auch die Hauptstrafe von zwei Jahren verdoppelt, mithin bei Wiederholung des dritten Diebstahls 4 Jahre Zuchthaus zur Basis des Erkenntnisses nimmt, und dabei noch die eben erst gemeldete einfache Erhöhung durch Berechnung des Betrags sämtlicher begangenen Diebstähle, mit Einschluß der schon bestraften, hinzusetzt. Da nun diese letztere Ansicht den §§. 77, 78 und 93 des erläuterten Codes wegen der Strafgerichtspflege vom 23. Mai 1812 und der dabei erhaltenen Ansicht des Gesetzgebers gemäß ist, so wird das Hofgericht davon in Kenntniß anzuordnen gerathen.“ *) Man wird wohl annehmen können, daß dem vormalsigen Justizministerium, welches die Erläuterungen zum Strafbuch 17 Monate früher republicirte, der Sinn derselben nicht minder als die Absicht des Gesetzgebers bekannt gewesen sei. Vermuthlich haben dieß die Gerichte auch eingesehen und nach Ansteltung des vorkorrenden Rescripts die Entscheidungen gegeben, durch welche, besonders weil die über 2 Jahre Zuchthaus erkennenden Urtheile dem Justizministerium zur Bestätigung vorgelegt werden mußten, eine gleichförmige Praxis constatirt wurde. Ob nun den Gerichten unter den vormaligen Umständen erlaubt sei, von dieser Praxis am Vorabend einer Reform unlers Strafrechts wieder abzuweichen, um mildere Strafen zu erkennen, darf um so mehr bezweifelt werden, **) als ihnen weder das

*) Da haben wir nun also die Praxis der seit 1812 einhalt allgemein bestehenden Praxis. Wie sehen zugleich, daß das Justizministerialrescript vom 30. Oktober 1813, welches das Fundament derselben ist, gar keine Gründe anführt. Als lediglich in verba magistri haben die Gerichte damals jener harten Ansicht sich hingegeben, wie es damals überhaupt alle, was das Justizministerium ausdrukt, ganz blind für wahr annahmen.

Daß übrigens das Justizministerium selbst nach der Vertändigung der Erläuterungen in den Jahren 1812 und 1813 von der Sache keine feste Ansicht hatte, geht eben auch aus dem oben angeführten Beschlusse des Hofgerichts Mannheim vom 2. März 1814. hervor, indem dort gesagt ist, daß die auf die Verchiedenen Auslegungen hin gefällten Urtheile jeßmal die höchste Billigung erhalten haben.

Darauf, daß dem Justizministerium damals noch dem Sinn der Erläuterungen und die Ansicht des Gesetzgebers noch wohl bekannt gewesen seien, ist also nicht viel Schick zu legen.

D. R.
**) Ich möchte, ob man daran auch nur zweifeln dürfe, daß es den Gerichten erlaubt sei, eine durch einen Justizministerialerlaß in die Praxis gebrachte Ansicht, sobald sie dieselbe als ungünstig erkennen, wieder zu verlassen und der als richtig erkannten Ansicht zu folgen. Es ist dies nicht nur ein Recht, sondern eine heilige Pflicht der Gerichte.
D. R.

Nacht der Gnade verliehen, noch bekannt ist, welche Strafen der noch unvollendete Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs für Diebstähle ins Leben führen wird. Wenigstens lassen die im VIII. Titel des Entwurfs vorkommenden §§. 162 und 163 keine sonderliche Abweichung von den durch die bestehenden Strafgesetze sanctionirten Principien erkennen, indem dort der Rückfall auch mit der Verdopplung derjenigen Strafe, die auf die Uebertretung zu erkennen seyn würde, wenn sie die erste wäre, bedroht und also der im §. 93 der Erläuterungen gegebene Maßstab mit einigen Modificationen beibehalten wird. *) Endlich ist die Stetigkeit der Praxis die sicherste Bürgschaft dafür, daß nicht von den verschiednen Gerichten unter gleichen Voraussetzungen ganz ungleiche Strafen erkannt werden**), wobei das Vertrauen in die feste

*) Der §. 163 des neuen Entwurfs seht an den Rückfall keineswegs die Verdopplung der Strafe, sondern er sagt nur, daß der nach §. 162 wegen des Rückfalls zu erkennende arbiträre Strafzuß der Verdopplung nie überlegen dürfe. Da aber innerhalb dieses Maximums alle, auch die zum dritten wiederholten, Rückfälle begriffen sind, so ist natürlich, daß der erste oder zweite Rückfall nicht schon mit dem Maximum bestraft werden könnte, sondern daß man nach §. 141 Nr. 4 insbesondere auch nach der Vielfachtheit der Wiederholungen auf der Skale erst hinaufsteigen muß.

Wäre ein Diebstahl von einem gewissen Betrage als erstmaliger Dritter, p. B. mit zwei Jahren Zuchthaus zu bestrafen, so könnte er, auch wenn er der zum 6., 8. oder 10. mal wiederholte Dritte wäre, nach §. 163 dennoch in keinem Falle höher als mit 4 Jahren Zuchthaus bestraft werden, daher wäre unter sonst gleichen Umständen bei einem nur zum 1. oder 2. mal wiederholten Dritten kein Grund vorhanden, schon das Maximum des Zußages, nämlich im Ganzen 4 Jahre, zu erkennen, sondern es müßte nach allgemeinen Strafzumessungsgründen (§. 140 und 141), an dem Zußas von einigen Monaten, oder höchstens von einigen Vierteljahre genügen.

Dabei kämen aber dann krine von früheren Diebstählen herrührende Marken mit in Betrachtung, und überdies wird Niemand unserm jetzigen Zeitalter die Barbarei zurutraen, daß es möglich wäre, es könnte bei uns ein Verßuz zu Stande kommen, wornach auch der geringste dritte Diebstahl mit einem Minimum von zwei Jahren Zuchthaus, oder gar noch der geringste vierte oder fünfte Diebstahl mit einem Minimum von 4 oder 6 Jahren Zuchthaus bestraft würde.

D. R.

**) Die Ungleichheit der Erkenntnisse ist allerdings ein Mißstand. Die Urtheile einer jeden Ansicht können aber mit gleichem Rechte ihren Gegnern sagen: bekehr dich zu uns! — Durch öffent-

haltung der Gerichte und die Rechtfertigkeit weit mehr einbüßt, als die materielle Gerechtigkeit gewinnt, welche bei der Meinungsverschiedenheit aber die vorwürgige Streiffrage ohnehin ein Problem ist. *)

Bayern.

VI.

Civilrichterliche Competenz über Gemarkungsfreitigkeiten.

In Bezug auf die „Gemeindebänne“, also auf die Gemarkungsgrenzen ist im §. 122 der Hofratsinstruktion eine periodische Revision angedeutet. Dabei ist gesagt:

„es ist bei sich zeigenden Berrückungen oder Berrirrungen sogleich auf die rechtliche Einleitung der Finalerledigung vor dem kompetenten Richter der Bedacht zu nehmen, und nur da, wo schon die Sache in solcher Berrirrung gefunden würde, die ohne prozeßualische Distiktion nicht zu haben Ründe, soll gegen gewalthätige Uebergriffe ein oder andern Theils, so wie gegen weitere Berrückungen die vororgliche Vorschrift des Berrhaltens bis zu richterlichem Entschid beiden Theilen von unserer Regierung gegeben werden.“

Mit dieser gesetzlichen Bestimmung, wornach die Entscheidung der Gemarkungsfreitigkeiten von den Civilrichter gehört und den Administralbehörden nur die einßwilligen vororglichen Anordnungen zustehen, steht die neuere Praxis im Widerspruch. M. s. die Annalen von 1834 p. 132, und vom Jahr 1835 p. 142.

).

liche Erörterung der Frage, sowie durch reformatorkische und beständige Erkenntnisse, muß auf eine Berrückung, beziehungsweise auf eine Gleichförmigkeit der Erkenntnisse hier wie in andern Fällen hingewirkt werden.

D. R.

*) Die Meinungsverschiedenheit bezieht sich im Wesentlichen wohl nur auf die Auslegung des positiven Gesetzes. In so weit aber nicht in dieser Auslegung (nach der alten Ansicht der Grund für die von der Praxis angenommenen harten Strafen wiederholter dritter Diebstähle gefunden wird, habe ich noch von Niemanden die Behauptung gehört, daß es der materiellen Gerechtigkeit entspreche, einen 4. oder 3. Diebstahl von wenigen Kreuzern oder Gulden mit einem Minimum von 4 oder 6 Jahren Zuchthaus zu bestrafen.

D. R.

Bei Unterzeichnetem sind erschienen:

Die Zehntabßung im Großherzogthum Baden, ihr Fortgang und ihre Folgen. Nebst dem Zehntgesetz und allen Vollzugsverordnungen, von Vogelmann, Ministerialrath. 20 Druckbogen elegant gebestet. Subscriptionpreis 1 fl. 45 fr., Ladenpreis 2 fl. 24 fr.

Handbuch des badißchen Forst- und Jagdrechts. Zum Gebrauche bei den Vorlesungen an der Forstschule und zum Selbstunterrichte für practische Forstmänner, Verwaltungsbeamten, Gemeindebehörden und Bad- und Jagdbesitzer, von Oberforst Rath Bayer. 10 Bogen elegant gebestet, Subscriptionpreis 45 fr., Ladenpreis 1 fl. 12 fr.

Indem ich sämtliche Herren Beamten auf das Erscheinen dieser beiden Werke aufmerksam mache, welche besonders aber auch für Gemeinden- Vorsteher von großem Interesse und Nutzen sind, bemerke ich: daß auf 10 Exemplare, welche von ein oder dem andern Werke direkt bei mir bestellt werden, ein Freireisemplar gegeben wird.

Karlsruhe, den 1. Jnli 1838.

Ch. Th. Groos.

Hauptverbreiter: Bieckmayer Hoff in Mannheim.

Drucker und Verleger: Ch. Th. Groos.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 29.

Karlsruhe den 21. Juli. 1838.

I.

Replik in Bezug auf den Aufsatz II. in Nr. 13 der Annalen 1838.

Der obengenannte Aufsatz kommt gelegentlich einer neueren Entscheidung des hiesigen Hofgerichts auf die Erörterung in Nr. 7 der Annalen 1834 zurück, er führt die Gründe der neueren Entscheidung an, und glaubt, daß hierin die beste Widerlegung jenes früheren Aufsatzes liege. Man hat es gleichwohl für gut gehalten, diesen Entscheidungsgründen einige weitere rechtliche und politische Betrachtungen anzufügen, welche aber meines Erachtens die angeführte Entscheidung eben so wenig rechtfertigen, als es die offiziellen Gründe selbst zu thun vermögen.

Was zuerst die letzteren betrifft, so lassen sie sich auf die Behauptung zurückführen, daß jede Pensionsverwilligung über das in §. 6 des Dienerechts bestimmte Maß schlechthin widerruflich sei, wenn nicht eine besondere Unwiderruflichkeit nachgewiesen werde. Dieser nackten Behauptung fehlt es aber an aller rechtlichen Begründung, sie möchte daher an und für sich auch nicht geeignet seyn, eine entgegengesetzte Ansicht zu widerlegen. Schon nach allgemeinen Grundsätzen werden Pensionen in der Regel auf die Lebenszeit des Empfängers gegeben.

Näher, öffentliches Recht der Bundesstaaten, 3. Auflage S. 493., und das badische Dienerecht macht davon in §. 8 nur die sich von selbst verkehrende Ausnahme, daß der Diener in gewissen Fällen wieder zum aktiven Dienst berufen werden könne. Wird daher eine Pension verwilligt, so geschieht es im Zweifel für die Lebenszeit, und wird die Pension durch Weg der selben vom Diener angenommen, so entsteht ein Vertrag, welcher nur nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen widerruflich ist. Dazu gehört aber bekannter Dinge die Einwilligung beider Theile, und es erscheint daher rechtlich schlechthin unstatthaft, daß der Nachfolger des Regenten die von diesem bewilligten, von dem Diener angenommenen, daher vertragmäßig feststehenden Pensionen widerrufe, wenn dieser Widerruf nicht vorbehalten worden ist. Soll aber die

Widerruflichkeit der Pension nur in der Ueberschreitung des in §. 6 des Dienerechts bestimmten Maßes liegen, so wäre in den Entscheidungsgründen nachzuweisen gewesen, daß der Regent zu einer solchen Ueberschreitung nicht befugt gewesen, die Pensionsverwilligung daher in Bezug auf das Uebermaß von Anfang an nichtig gewesen sei. Diese Nachweisung ist man aber ganz und gar schuldig geblieben, man hat sich begnügt, auf eine Zusammenstellung des §. 6 und 9 des Dienerechts zu verweisen, und angeführt, daß hier von einer reinen Gnade des Regenten die Rede sei. Das Dienerecht beschränkt aber den Regenten nirgends in Bestimmung der Ruhegehälter, es spricht überall nur von rechtlichen Ansprüchen der Diener im Gegensatz von Gnadenverwilligungen des Regenten, die letzteren sind unbeschränkt, es kann dafür höchstens nur eine Verantwortlichkeit der Minister eintreten, und wenn man behauptet, daß aus reiner Gnade des Regenten kein unwiderrufliches Rechtsverhältnis, kein Vertrag entstehen könne, so würde daraus folgen, daß kein Staatsdiener unwiderruflich angestellt wäre, denn jede erste Anstellung ist reine Gnade des Regenten, kein Unterthan hat einen rechtlichen Anspruch auf solche. Auf solche Weise läßt sich daher die Widerruflichkeit der das Maß überschreitenden Pensionen gewiß nicht begründen, die Regierung hat dieß wohl selbst anerkannt, indem sie in den Finanzgesetzen seit 1831 die Bestimmung ausnehmen ließ: „Pensionen über den im Dienerecht bestimmten Betrag können nicht angewiesen werden.“ Damit ist denn freilich die Gnade des Regenten gesetzlich beschränkt, und der Streit über die Widerruflichkeit der unter der Herrschaft jener Gesetze ertheilten Pensionen für die Dauer derselben erledigt.

Die weiteren Betrachtungen des Herrn Wegners sprechen zuerst von Absolutismus, worauf die das Maß überschreitenden Dienerpensionen bewiesen sollen, und untersuchen sodann den Rechtsgrund derselben, welcher weder in dem Dienerecht noch in der Natur der Sache liegen soll. Besteht man unter dem Schreckwort „Absolutismus“ überhaupt jede Willkür, jedes bewusste Abweichen von Gesetz und Recht,

so rechtfertigt sich der Aussatz in den Annalen von 1834 wohl von selbst, indem er die verfassungsmäßige, also gesetzliche Befugniß der Regierung prüft, und darnach die bestrittene Frage entscheidet, von einer gänzlichen Unbeschränktheit oder Ungebundenheit der Regierung also überaß seine Rede ist. Schon damit zerfällt das ganze jenseitige Raisonnement, welches immer davon ausgeht, daß die Regierung an ihre Gesetze gebunden sei. Sie ist es allerdings, allein gerade deshalb muß sie rechtmäßig geschlossene Verträge erfüllen.

Gerade wer dieses verkant, ist Absolutist und vertheidigt die Willkühr, mag diese nun gerade der politischen Richtung entsprechen oder nicht. Der Aussatz in den Annalen 1831 gründet das Recht der Pensionäre weder auf das Dienererbit noch auf die Natur der Sache, sondern auf den Vertrag, und man scheint jenseits diesen einfachen Rechtsgrund ganz ignorirt zu haben, weil man denselben wohl mit aller Kunst nicht bestreiten konnte. Ist die Regierung formell besetzt, auch über das Maß des Dienererbits Pensionen zu bewilligen, welche Befugniß in der Verfassung liegt, und durch das Dienererbit nicht beschränkt, vielmehr als sich von selbst versteht anerkannt wurde (§. 9), so ist ihre Bewilligung gültig, und hat ein Diener diese Bewilligung angenommen, so ist ein Vertrag, also ein vollkommenes Zwangsrecht, begründet, welches die Regierung nicht mehr einseitig aufheben kann. Die Heiligkeit der Verträge behaupten, heißt nicht, Willkühr predigen, sondern der richterlichen Pflicht genügen. Die Gerichte haben vorweg mit der Politik nichts zu schaffen, und es heißt den richterlichen Standpunkt verrücken, wenn man den Richter auf die jedesmalige Ansicht der Regierung oder der Stände über die Deutung der Gesetze verweist. Wohl ist der alte Ausspruch Ulpiani richtig, „iuris tam naturale est, quam eo genere quidque dissolvere, quo colligatum est“, aber man hätte diesen Spruch nicht an den Schluß einer Abhandlung setzen sollen, welche zu zeigen sucht, daß die Regierung einseitig aufheben könne, was durch die Annahme des andern Theils zweifelhaft, d. h. zum Vertrag geworden ist.

Haaß.

II.

Können die Gläubiger eines in Gant erklärten Schuldners die von denselben deponirte Summe, in so fern diese von dem Gläubiger nicht wirklich in Empfang genommen ist, zurücknehmen?

Antwort: Nein!

Aus folgenden Gründen:

Dem Schuldner steht, um sich der Schuld zu entledigen, nach dem R. N. S. 1257 die Befugniß zu, die schuldige

Summe zu deponiren, namentlich in den Fällen, wo der Gläubiger abwesend oder unfähig ist, die Zahlung anzunehmen, oder der Schuldner gezwungen ist, auf Vertheilung des Gläubigers die Schuldsumme zu hinterlegen, i. E. wenn er mit seiner Gegenforderung ad separatam verwiesen, zur Zahlung verurtheilt und mit der Hülfsvollstreckung bedroht wird, um bei etwa mangelnder Zahlungsfähigkeit des Gläubigers, oder wenn derselbe als Wiederbeslagter keine Caution leisten kann, wegen Befriedigung der Gegenforderung sicher zu seyn.

Die Wirkungen sowohl bei der freiwilligen als erzwungenen Hinterlegung sind im Allgemeinen die: daß das Persönlichkeitsrecht des Gläubigers gegen den Schuldner dadurch aufhört; allein die hinterlegte Summe geht nicht sofort in das Eigentum des Gläubigers über, indem der R. N. S. 1261 dem Schuldner die Erlaubniß ertheilt, die deponirte Summe, so lange sie der Gläubiger nicht wirklich in Empfang genommen hat, zurückzunehmen und sein früheres Schuldverhältniß in allen seinen Theilen wiederherzustellen.

Wenn nun nach der geschehenen Hinterlegung, welche der Gläubiger noch nicht wirklich hingenommen hat, über das Vermögen des Schuldners die Gant eröffnet worden ist und von dem Gläubigerauschuß oder dem Massecurator der R. N. S. 1261 dahin benützt wird, um sich der Auszahlung der deponirten Summe an die Gläubiger zu widersetzen und dieselbe zur Gantmasse zu ziehen, so läßt sich nicht verkennen, daß ein solcher Antrag mit vielem Anschein gemacht werden kann, indem aus jenem Satze die Folgerung abgeleitet werden kann, daß das Eigentum der hinterlegten Summe nunmehr auf die Gantmasse übergegangen, die Forderung des Gläubigers in der zur Nichtstellung angeordneten Tagfahrt angemeldet sei.

Indessen läßt sich jener Satz scharflich in seiner vollen Allgemeinheit behaupten, denn hat der Deponent von seiner Befugniß, die deponirten Gelder zurückzunehmen und das frühere Obligationsverhältniß wiederherzustellen, keinen Gebrauch gemacht, oder war er rechtlich außer Stande von derselben Gebrauch zu machen, so nimmt man an, daß er dieselbe zur Disposition seines Gläubigers gestellt habe und der Gläubiger als eventuellet Eigenthümer zu betrachten sei.

Durch die Ganterklärung wird dem Schuldner die Dispositionsfähigkeit über sein Vermögen entzogen, er wird daher unfähig das durch die geschehene Hinterlegung von seiner Seite völlig geiltigte Schuldverhältniß wiederherzustellen, und in der Unmöglichkeit, worin er sich befindet, liegt denn auch zur gleichen Zeit mit dem Erlöschen jener Befugniß die Aufgabe seines Eigentums an der hinterlegten Sache, und der Erwerb des Eigentums an derselben durch den Gläubiger.

Der Massepfleger oder der Gläubigerauschuß vertritt die

Stelle der Gläubiger, und da, wo Rechte des Erdarb geltend gemacht werden sollen, handeln sie nur als Stellvertreter desselben, haben daher nicht mehrere Rechte als der Erdarb und müssen sich alle Gläubiger aus dessen Person gefallen lassen, so daß nicht, unrichtiger seyn würde, als dem Massifikator oder dem Gläubigerausschuß eine Befugniß beilegen zu wollen, welche der Erdarb ausüben nicht mehr berechtigt seyn kann. Besch.

Anmerkung der Redaktion. Allerdings wird der Ganttschuldner durch Eröffnung der Gant nach §. 824 der Prozeßordnung der Verwaltung seines Vermögens verlustig, er kann über das Seinige nicht mehr frei verfügen. Aber nur im Interesse seiner Gläubiger und zu deren Vortheil ist er in dieser Beziehung beschränkt, und die Befugnisse, die er verliert, geht auf die Letzteren über (§. 840), oder mit andern Worten: er verliert an den Rechten über sein Vermögen nur so viel, als eben die Gläubiger daran erworben.

Die Gantgläubiger können alle Rechte ausüben, hinsichtlich deren Ausübung der Gantmann selbst (eben nur in ihrem Interesse) beschränkt ist. Es steht ihnen also auch nicht im Wege, die nach §. 1281 dem Schuldner, der eine noch nicht angenommene Hinterlegung machte, zustehenden Rechte auszuüben.

Nichtig ist, daß die Gläubiger nicht mehr Rechte haben können, als der Erdarb selbst hatte. Damit ist aber zu verstehen: nicht mehr, als der Erdarb vor Eröffnung der Gant selbst hatte; denn wenn auch diejenigen Rechte, welche der Erdarb eben nur durch die Gant-eröffnung verlor, nicht auf die Gantgläubiger übergingen, so bekamen die Letztern gar nichts.

Bei jedem andern Aktivum könnte man ganz den nämlichen, im obigen Aufsatze angeführten Schluß machen: der Erdarb hätte durch die Gantöffnung z. B. die Disposition über eine Aktivforderung verlieren, er könnte sie nicht mehr einziehen, und da nun auch die Gantgläubiger diese durch die Gantöffnung dem Erdarb entgangenen Rechte nicht mehr ausüben könnten, so stünden sie gar niemandem mehr zu, und die Aktivforderung könnte von gar niemand mehr eingezogen werden. D. R.

III.

Hofgericht des Oberherrnkreises.

Ergänzung der Sache des Erben.

Im Jahr 1818 verheiratete sich Kornel S. mit Marie M., welche aus einer früheren Ehe mit Johann W. mehrere Kinder hatte, darunter einen Sohn Jakob W.

In einem Ehevertrage sicherte Maria M. dem Kornel S. zu, daß er, im Falle ihres Vorabsterbens, den letztwilligen Wohnsitz in einem eigenen Zimmer des vorhandenen Hauses haben

solle. Es fand sich aber, daß dieses Haus Eigenthum des ersten Ehemannes war. Maria M. ging mit Tode ab, und das Haus gelangte bei der Theilung an Jakob W., welcher seinem Stiefvater den Wohnsitz verweigerte. Dies veranlaßte den Kornel S. zur Klage, wobei der Inhalt des Ehevertrags von 1818, der Tod der Marie M. und der Umstand zur Grundlage dienten, daß Jakob W. zufolge der Theilung in den ausschließenden Besitz des Hauses gekommen sei. Jakob W. entgegnete, daß er das Haus von seinem Vater erbt und seiner Mutter ein Verfügungsrecht nicht zugehört habe. Es handelte sich also um die Entscheidung der beiden Fragen:

1) ob die Schenkung einer fremden Sache gültig sei?

2) ob solche nicht gültig werde, wenn der Eigenthümer den Schenkgeber berei?

Die erste Frage wird verneint von Zachariä in seinem Handbuche des französischen Civilrechts, 3. Auflage S. 182 Not. 1, 2. Bd. I. S. 337 — 358 und §. 676 Not. 1, 2. Bd. IV. S. 210 aus den Gründen, welche bei der Beratung des Code Napoleon zu den Artikeln 1021, 1599 angenommen wurden, daß Niemand mehr Recht auf einen Andern übertragen könne, als er selbst habe, und daß darum bei allen Rechtsgeschäften, welche Eigenthum übertragen sollen, nur der Eigenthümer gültig verfügen dürfe.

Les codes français annotés par Lachaye etc. ad art. 1599 Maleville analyse raisonnée, ad art. 1021, 1599. Brauer, Erläut. Bd. II. S. 431 — 434. Bd. III. S. 493 — 496, was dann auch beim Schenkungsvertrage eintreffe. L. R. S. 894, 938. Dagegen weichen mehrere Ausleger des französischen Civilrechts, als:

Tropiong de la vente R. 236. Tropiong des privilèges etc. R. 521, 522. Duranton cours de droit français (édit. de Bruxelles) Tom. 9 R. 179.

Die zweite Frage bejahen, und wenigstens in Bezug auf den Kauf- und Pfandvertrag behaupten, daß solche ex post facto gültig werden, namentlich mittelst Verhütung des Verkäufers und Pfandschuldners durch den wahren Eigenthümer, weil dann für den Käufer und Pfandgläubiger jede Gefahr der Entwöhnung hinwegfalle.

Allein mit dem Grunde des Gesetzes fällt nicht auch die Wirksamkeit des Gesetzes selbst, Thibaut, Theorie der leg. Auslegung §. 22. Außerdem ist der gesetzlichen Bestimmung, welche in L. R. S. 1021, 1599 allgemein spricht, der angeführte Grund nicht untergeleitet, und endlich kann insbesondere bei Schenkungen in der Regel von der Gefahr der Entwöhnung nicht gesprochen werden, weil nur in speziellen Fällen eine Gewährleistung Statt hat. L. R. S. 952 a.

Das Gesetz unterstellt vielmehr, daß einem Rechtsgeschäfte der Gegenstand fehle, wenn eine fremde Sache zu Eigenthum übertragen werden soll. Ein Rechtsgeschäft ohne Ge-

genstand, welcher zum Wesen gehört, ist deshalb an sich ungültig. R. R. S. 1108. Zacharia a. a. D. S. 342. Bd. II. S. 278. Was aber anfänglich nicht vorhanden war, kann später ohne Zuthun der Vertragspersonen nicht hinzukommen, wenn nicht beim Vertrage selbst ein künftiges Ereigniß zur Bedingung erhoben oder für die Erfüllung des wahren Eigenthums so gesagt worden ist. R. R. S. 1120, 1108. Nach diesen Grundsätzen wurde der angeführte Fall zum Nachtheile des Klägers entschieden. Mayer. *)

IV.

(Fortsetzung der rechtsphilosophischen Aufsätze von R.)

3) Die Knechtschaft.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

Auf das Denken und die Freiheit hat man vorzugsweise das Recht gestellt, und was Unfreiheit und Knechtschaft sei, das werden wir genau wissen müssen, wenn wir den Zustand des Geistes, der einem heutigen Juristen schlechterdings nicht mehr ziemt, verlassen und uns zur Freiheit im Rechte erheben wollen. Weil aber von Knechtschaft keine Rede seyn kann, wenn kein Herr da ist, so wird auch bei einer Betrachtung derselben die Herrschaft ihr unabweisbares Spiel mit treiben und die untrennbare Vereinigung Entgegenge-setzter auch hier als das Unvermeidliche erscheinen.

Nicht nur alles Glück und Unglück, sondern auch der ganze Werth des Menschen liegt in dem Punkte zusammenge-drängt, den wir im Allgemeinen Bewußtseyn nennen, und es ist bei jedem geistigen Verhältnisse das Bewußtseyn mehr oder weniger mit im Spiele. Man wird also wohl bezeichnend von her-rischem und knechtischem Bewußtseyn reden können.

So gesagt liegt die Entstehung der erwähnten Gedanken-erscheinung, die man Einheit Entgegenge-setzter nennen kann, sehr klar vor uns, und zugleich sieht man leicht, wie auch noch andere Gedanken darin versteckt liegen, die nur gesehen zu werden brauchen, um interessant zu seyn.

Der Herr ist für sich selbendes Bewußtseyn; diese be-räugliche Einheit seines Bewußtseyns und Sicherheit seiner Persönlichkeit ist er aber nur, in sofern er durch ein an-dere Bewußtseyn mit sich vermittelt ist, und zwar durch ein solches, das mit dem festen selbstständigen Seyn der Dinge so verknüpft ist, daß ihm diese Dingheit für das Wesentliche gilt. Wer im Kampfe nicht von den Dingen und dem Besitze abstrahiren kann (denn der Besitz ist ja nicht das Höchste, auch nicht im Rechte), der ist durch diese Kette, wie Hegel in der Phänomenologie entwickelt hat, gebunden. Der Herr hat die Macht über das Ding und den Besitz, das Ding und sein Genuß ist mächtig über den Knecht, und so hat der Herr in diesem Schlusse

schon durch das bloße Seyn des Dings den Andern in seiner Gewalt. Durch dieses Hängen an den Dingen ist der Knecht genöthigt, sie zu bearbeiten, und schiebt sich selbst zwischen den Herrn und die Dinge, läßt jenem den Genuß und hat für sich die Begierde und die Arbeit.

Verfolgt man das Verhältniß genauer, so sieht man unter Anderem, daß das dienende Bewußtseyn, wenn es zu Ge-danken und Reflexionen über seinen Zustand kommt, diese nicht zu äußern wagen darf, sondern, mit seinem Denken in sein Innerstes zurückge-drängt, mit steigender Emp-förung einsehen lernt, wie der Herr die besten und edelsten Kräfte seiner Sklaven benützt, um Gegenstände zu bilden und Dinge zu formiren, so wie er sie braucht oder wünscht. Zugleich sieht die dienende Seele an dem Herrn, wie das Fürstichseyn des Menschen ausstrahlt und sich brennt; der Sklave lernt herrschen. Und wenn auch dem dienenden Be-wußtseyn die beiden Momente und Theile des Verhältnisses der Herrschaft noch aneinander fallen, weil es selbst nur Knecht und ein anderes Bewußtseyn Herr ist, so gelangt es doch durch seine Stellung nothwendig zur Einsicht in beide Seiten, und diese Entpunkte dann im Denken zu-sammenzubringen und zu verwechseln, dazu bedarf es nur einer kleinen gelegentlichen Reflexion. Der Sklave wird durch seine Stelle zum Denken genöthigt, und ein Sklave, welcher denkt, hat im Gedanken seine Grenze überschritten. In den uns hinterlassenen griechischen und römischen Comödien liegt gerade in den Charakteren der Sklaven eine Nüchternheit und eine Masse von Intelligenz, welche allein schon das Gesagte so bestätigt, daß alle weiteren Beispiele überflüssig sind.

Eben so zeigt es sich, daß das herrliche Bewußtseyn in das knechtische übergeht, denn das, woran der Mensch immer denkt, steht in allzu naher Beziehung mit seinem innersten Wesen, als daß dieß nicht davon affigirt werden sollte; und woran sollte der Herr öfter zu denken veran-lasst seyn, als an den Knecht und an den Dienst; und die uralte Erfahrung läßt nicht, daß strenge Herrn auch gut zu gehorchen wissen. Es liegt also in der Herrschaft selbst so sehr das Verkehrte und das Gegenreil beissen, was sie seyn will, als in dem Bewußtseyn des Knechts der Keim zu dem Gegenreile dessen liegt, was er seyn soll. Der Knecht ist genöthigt, immer an sein, ihn beherrschendes, Wesen zu denken, und so verwandelt sich nach und nach sein wesentlichstes Denken in Reflexionen über die Herrschaft, so daß der beste Knecht die herrschende Knecht-schaft am besten verstehen muß. Das in sich zurückge-drängte Freiheitsgefühl des Knechts hat in sich nicht nur den Trieb, auch die Kraft des Bewußtseyns, um bei jeder Gelegen-heit zu freier Selbstständigkeit sich umzukehren. Der Herr vergißt, daß sein Sklave ein Selbstbewußtseyn ist, und daß er ihn durch den Druck zur Freiheit erzieht; der Sklave

*) Hofgerichtsassessor in Freiburg.

vergibt aber nie, daß sein Herr eine menschliche Seele ist. Der Krim zur Umkehrung liegt also im innersten Wesen der Herrschaft, alle Gesichten enthalten die wirtlichen Beweise solcher Verlehrungen, und wer jezt noch einen christlichen Staat zu absoluter Herrschaft einrichten wollte, würde mit der Einsicht in das Wesen des Geistes auch alle Erfahrung bei Seite setzen. Daß in solchem hohen Verhältnisse von Recht gar keine Rede ist, daß die Sklaverei als solche gar nicht mehr zum Recht gehört, diese Einsichten hat die Zeit und der Kampf der Herren und Knechte endlich für uns Europäer herbeigeführt, und wir werden die theuer genug erkaufte Erfahrung nie vergessen, daß, wie dem Herrn das Dienen das Wesentliche ist, was sein Denken erfüllt und verschleiert, eben so der Sklave nur zur Freiheit erjogen wird, und niemals zu etwas Anderem, besonders wo der Krim zum Knechtsen gar nicht in der Religion liegt, so daß wir bei der Umkehrung nicht bloß von Knechtschaft zu Knechtschaft gegangen sind, wie Orientalen, wo die Seelen menschlich blieben, sondern dazu sind wir gekommen, daß der einzelne Christ auch den Andern frei wissen will, und in diesem Punkte liegt das ganze Geheimniß.

Weniger im Sinne christlicher Liebe waren schon in den ältesten Zeiten verständige Menschen darauf aufmerksam geworden, daß, wer den Wolf an den Ohren hält, seine Hand frei hat, und diese mochten dann nicht gerne herrschen; aber eine vernünftige Ordnung mit gegenseitiger Freiheit für Alle, dieß ist ein Gedanke, dessen Möglichkeit erst mit dem Christenthum und seiner thätigen Liebe nicht mehr bezweifelt wurde. Daß ein Einzelner frei seyn will, liegt nahe und führt zur absoluten Herrschaft; daß Einige von der Knechtschaft ausgenommen seyn, war der nächste Schritt; daß es aber möglich seyn solle, allen Menschen in einem Staate ihre persönliche Freiheit zu lassen, die Lösung dieses höchsten Problems vernünftiger Christenliebe war der neueren Zeit aufzubehalten, und aus diesem Gesichtspunkte muß man die Versuche der Völker ansehen, und die constitutionellen Monarchien, mit der Freiheit der Person als Rechtsprinzip in ihrer in der Hauptrichtung nicht mehr aufzuhaltenden Entwicklung beurtheilen. Wenn man zweifelhaft seyn könnte, ob das Prinzip des Rechts auch wirklich die Freiheit sei, so wird es gut seyn, den Blick auf die angeordnete Weise ein bishen zu erweitern, und die Erinnerung an die Religions- und Profananschichte wird nicht weniger, als die Philosophie, diese jezt einzig geltende Ansicht in ihrer Richtigkeit bestärken.

Daß man also heutiges Tags das Recht und auch die Rechtswissenschaft mit dem Standpunkte des freien Willens anfangt und darauf basiert, dadurch ist alle Herrschaft und Knechtschaft im Sinne der Sklaverei unmöglich gemacht; oder vielmehr umgekehrt, weil das Christenthum in seinen

Folgen die ganze historische Ansicht über das Recht der Sklaverei über den Haufen gestürzt hat, und die thätige Christenliebe weder Gewalt noch Kriegsbrecht, weder Ernährung noch sonstige Wohlthaten als Verrichtung gelten läßt, daß der Mensch den Menschen als bloßes Naturwesen und Thiere ansehen und den freien Geist in ihm verkennen dürfe, weil das Christenthum die freie Existenz des Menschen zum Ausgangspunkt für die Wahrheit genommen hatte, darum, und nur darum konnte es in die Köpfe vernünftiger und guter Christen kommen, auch die Rechtswissenschaft von aller historischen Willkür und heimlichen Theorien zu befreien, und das Recht unter den einzigen vernünftigen Gesichtspunkte, unter den freien Willen zu stellen. Wenn es daher auch immer einzelne Menschen geben kann, welche das absolute Unrecht der Sklaverei in ihrem Interesse finden, so ist doch jezt endlich der Richter, schon durch seine Wissenschaft auf die Stufe eines freien vernünftigen Geistes gestellt und durch den Zusammenhang der Gesetze angewiesen, gegen die Willkür als christlicher Kämpfer ausdauernd zu zeigen, daß der Standpunkt seines Bewußtseyns ein idealer und die Zore der Freiheit in ihm thätigste sei.

Dieser energische Wille ist nöthig, denn die Geschichte hat bewiesen, daß sich alle und jede Vorurtheile und falschen Begriffe über menschliche Verhältnisse und Staatsverfassungen unter die Vorstellung von Recht subsumiren lassen. Daß die Sklaverei, die Menschenopfer, und ähnliches, zum alten Recht gezählt wurden, das hat Hegel irgendwo unter die unzähligen Insamien gerechnet, die in der Welt schon für Recht gegolten haben.

Wenn man sich die Sache so vorstellt, daß der Staat aus Einzelnen als solchen bestehe, also aus Privatleuten, welche nur durch irgend ein äußerliches Band zusammengehalten werden, und wenn man diese Gewalt die Herrschaft nennt, die man dann eben so wieder in ein Subjekt als Eins zu verlegen gezwungen ist (denn der Befinnung nach getrennte Einzelne können nur durch einen kräftigen Einzelnen zusammengehalten werden), dann ist freilich der vollkommenste Despotismus schon vorhanden. Sobald einmal eine solche Zeit eingetreten ist, wo dieß allgemeine Ansicht geworden, wie zur römischen Kaiserzeit, dann ist mit dem Untergang alles Volksthebens und überhaupt alles freien Lebens, auch das Recht ohne alle höhere Basis, und in solchen Zeiten war man freilich darauf gewiesen, das Eigentum der einzelnen Person als solches im Privatrecht für ein Recht zu halten, Ratt daß man in guten Zeiten auch dieses hauptsächlich auf die Familie, und dadurch auf den Staat zu beziehen gewohnt war.

In unsern Staaten ist die Regierungsgewalt durchaus keine Herrschaft mehr in dem Sinne der Willkür, denn sie ist ja nicht für sich stehend, so wenig als, in noch hö-

herer Spitze, die fürstliche Gewalt etwas völlig isolirtes und nur reine Herrschaftsgewalt ist. Die Gerinden, die Corporationen und Individuen haben aber eben so wenig eine bloß massenhafte Gewalt gegen den Organismus des Staats, und wenn die Tiannai, von Oben und von Unten her, unmöglich gemacht ist durch Constitution und Gliederung, so ist auch die Bestimmung aller Staatsbürger, durch gute Erziehungsanstalten und Beförderung des stitlichen Familienlebens gewirkt, die allgemeine Gasse und reale Möglichkeit der wirklichen geordneten Freiheit in unseren Staaten.

Es war ein altes Bild, daß man die Herrschaft mit belebten und besetzten Körpern verglich, aber die Glieder des großen Staatskörpers sind selbst wieder besetzt, deren jedes wieder über andere herrscht; und wie man sich nun die Selbstständigkeit zu denken habe und den relativen Begriff der Herrschaft und des Organismus, das ist durch solche Vergleichen immer nur oberflächlich angebreitet, wenn wir den Begriff freier Persönlichkeit nicht fallen lassen wollen. Ist aber das Bild wirklich richtiger, als es scheint, dann wird in jedem Staate die freie Willkür der Einzelnen organischen Verhältnissen untergeordnet werden müssen, daß das Ganze doch nur wie Eine Seele zu haben scheint. Dieser verborgene logische Widerspruch der Einzelheit und Allgewalt, und sein geordnetes Verhältnis, wobei keines von beiden völlig subordinirt werden soll, ist das Schwierige, aber Notwendige, in jedem Staate so gut, als in allen Rechtsverhältnissen.

Wenn man, mit oder ohne Geschichtskentniß, die Herrschaft als Herrschaft sich denkt, und darunter alle Kaster, die Habacht, den Betrug, auch die Gewaltthätigkeit mit Raub und Mord, den Eid und den Haß ohnehin, subsumirt glaubt (wozu sich freilich in der Geschichte Beispiele finden, auch außer dem uralten Heros Kael von Burgund und seinem königlichen Freund und Hauptwiderfacher), dann hat freilich eine solche Herrschaft der Freischaffen nicht den Geist des Christenthums in sich.

Aber auch eine weltliche Herrschaft kann sich selbst der Verunft, der Tugend und Gottesfurcht unterwerfen, wofür sich auch schöne Beispiele vorhanden und dann ist auf einmal die Wortbedeutung eine ganz andere, und das weltliche Regiment ist dann in guten Händen, welche Staatsform auch vorhanden seyn mag.

Daß in jedem denkbaren Staate irgend ein allgemeiner Wille vorhanden seyn muß, der in letzter Instanz nicht wider den Willen der Einzelnen als solchen verantwortlich ist, das ist Erfahrung, denn das Gegentheil ist völlig unmöglich und daher gewiß auch unvernünftig; daß aber dieser allgemeine Wille (man meint das Vernünftige) immer nur in dem Willen eines Einzigen liegen muß (was freilich ein Zustand der absoluten Herrschaft wäre oder des vollkommensten

Despotismus), davon läßt sich nun einmal die europäische Christenheit nicht mehr überreden. Der vernünftige allgemeine Wille soll, das wollen wir, in Ersehen ausgeprochen seyn, und auch die Konfirmation aus diesen allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen sollen nicht in der Willkür irgend eines Despoten liegen, sei er ein Regent oder Minister, oder gar nur ein Richter. Die Befreiung von der Willkür suchen wir also in vernünftigen Gesetzen und das Recht soll vernünftig seyn, ist die unabweisliche Forderung der Zeit. Der Jurist, und namentlich der Gesetzgeber, hat jetzt vielleicht nichts so nöthig, als Philosophie, und das fühlen auch Alle, was ihrem Verstande Ehr macht.

In einem Staate, das steht man jetzt allgemein ein, ist es nicht bloß der Regent und die Mitglieder der Regierung, welche eine Herrschaft ausüben können, sondern auch die mittleren Beamten hatten ja schon vielfältig eine ganz eigentümliche Aristokratie gebildet und in ihrer isolirten Stellung eine Willkür ausgeübt, welche endlich in unseren neuern konstitutionellen Staaten nicht bloß durch die ständige Aufsichtigung von Oben, sondern auch, und namentlich durch Korporationsrechte, vom Volke her gebündelt wird. Man weiß nun, daß in jedem Staate der Gesellschaft die Möglichkeit liegt, ein Uebergewicht über die andern zu bekommen, sie dann willkürlich zu beherrschen und das nöthige Schwere, nicht der Kräfte zu stören. Wenn also aus höherem Gesichtspunkte das Gleichgewicht von Europa eine wichtige Udr für Staatsmänner war, so ist auch eine Abnormität in der Gewalt eines einzelnen Staates, und selbst wenn es der Kaufmannsstand wäre (der Juden rangirten hauptsächlich hierher), etwas ohne allen Zweifel verwerfliches, weil dann die Hauptinteressen des Staates aus dem rechten Gesichtspunkte gerückt sind und somit die gesunde Organisation gestört ist, was immer zu irgend einem Sklavenverhältnisse führen muß.

Daß man die Fabrikarbeiter und besonders die Fabrikjugend mit Sklaven verglichen hat, war human, daß wir aber an diese Vergleichung auch immer noch erinnern, das fordert die Christenpflicht, und daß die Fabrikklaven auch schon oft zur Gewalt geschritten sind gegen ihre Futterherren, das ist ein historisches Wissen, daß sie aber dann gewöhnlich im Stand der Gnade und auf frommen Wege waren, daran mußte der Richter denken. Denn wenn man unter Recht, im Sinne des Sklaven, die vollständige Abhängigkeit des Menschen versteht und mit Recht bei der Menschheit an unsere noch sogenannten Rechte nicht denkt, d. h. an Leute, die freiwillig gegen Lohn auf eine bestimmte Zeit gewisse Dienste zu leisten sich anbeistigt gemacht haben: so ist doch genau zu überlegen, ob nicht die Fabrikherren und ihrem Verhältnisse zu ihren Vertheigern ein Punkt eintreten kann, wo diese u o i l -

kommen abhängig sind, und für dirse tiefste Erniedrigung des Menschens hat man ja den Ausdruck Sklave. Wenn im alten Rom und im neuen Amerika Sklavenaufstände Statt fanden, oder wenn man sagen hörte, daß unterdrückte Völker, wie etwa die Griechen, sich empört hätten, so lauten uns alle Ausdrücke, die eine Pflichtverletzung gegen den Gewalttherrn ausdrücken, genau genommen, lächerlich; denn da der Sklave keine Rechte hat, welche nur ein freier Mensch haben kann, so kann er auch keine Pflichten haben. Ausgenommen die einzige allgemeine Menschenpflicht, sich, sobald es thöulich ist, von seinem Joch zu befreien und wenigstens zur allerersten Stufe freier Menschlichkeit zu erheben. Daß übrigens der Sklave auch das absolute Recht habe, sich frei zu machen, ist, wenn man noch darnach fragen wollte, in dieser Pflicht als Mensch gegen sich selbst zu halten. Sind bei einem Zusammenfeyn einer Menschenmasse nur auf Einer Seite Rechte, und auch die Pflichten nur einseitig, so fehlt die Gegenseitigkeit, und damit der Zusammenhalt und die Grundlage dessen, was wir uns unter Staat denken, und solche einseitigen Ansehverhältnisse sind auch, die Geschichte lehrt dieß genaugam, bei dem nächsten Anstoße von Außen immer sojgrich zerfallen. Alle Völkstämme, mit auch nur einiger freier Persönlichkeit, im Conflict mit Sklavennmassen, haben immer gesiegt; und, wenn auch oft zu ihrem eigenen Verderben, so haben sie doch bewiesen, daß die Energie der Völker in der relativen Freiheit und Selbstständigkeit der einzelnen Persönlichkeit liegt.

Auch Colonien, die nicht in gleichen Rechten mit dem Mutterland standen, haben sich befreiet, und daß selbst das Mutterland dieß als einen Vortheil ansehen lernen konnte, das haben uns, außer den Spaniern, vorzugswelie die Engländer gezeigt; und wie die Freilassung aller Sklaven ebenfalls der größte Gewinn für den Herrn sei, das zu beweisen, ist dieses große Volk jetzt ebenfalls im Begriffe.

Die Verhältnisse der alten Völker im Vergleich mit und neueren, sind für uns, wenn wir auch noch weit Bestimmtes über sie wußten, wenig bedehnd, weil dort immer unter erstes christliches Princip die Freiheit durch ihren Sklavenstand schon von Haus aus verliert war und also alle ihre Institutionen auf einer Basis beruhten, die für uns nicht maßgebend seyn kann.

Was auch selbst die Griechen Großes gehabt haben, daß in diesen klaren Geistern der Tag des Wissens aufgegangen ist, daß schon ihre trübsten Erinnerungen mysteriöser Lealdion durch Schönheit verklärt waren, daß sogar das Princip freier Persönlichkeit bei ihnen zuerst im menschlichen Bewußtseyn Bestand gefunden hat, alles unvergleichlich Kräftige und Schöne dieses Volks kann nicht verbinden, daß wir auch dieses höchst vollendete Volk des Alterthums dennoch als dem Princip nach unter uns Christen stehend

ansehen müssen, weil sie noch einen Sklavenstand hatten und die Freiheit der Person noch nicht für Alle war; womit zusammenhängt, daß bei ihren wichtigsten persönlichen und Volksangelegenheiten die letzte Willensentscheidung niemals nur im freien Selbstbewußtseyn gesucht wurde, sondern daß immer noch die Droht und Alles, was sich daran knüpfte, überhaupt eine Macht außerhalb des freien Geistes, ihr gewaltthätiges blindes Spiel trieb.

Ein Mensch soll den Andern nicht als Sache ansehen und soll ihn nicht besitzen wollen, und wenn selbst die aller Bestimmung noch fern stehenden Neger, die ihre eigenen Kinder verkaufen, nur in so weit unser Mitleid verdienen, als sie in ferner Zukunft vielleicht mehr, als bloß brutale Natuwesen seyn werden, wobei wir auch zugeben, daß es die Schwarzen in Amerika nicht schlimmer hatten als in ihrer Heimath, so bleibt uns doch immer der menschenfreundliche Christenrifer freier Europäer als das Richtungsweiche übrig. Wie freuen uns darüber, daß man jetzt mit Kraft den Sklavendändlerischen Viehwirtschaftlichen Verumnst beizubringen sucht, wie sehr die ganze Abscheulichkeit dieses Entpunctes portugiesische und anderer Brutalität wohl ein und loben das Englische Volk in seinem Freiheitsrirk; daß wir aber ansein eignen Willen auch von den allerfeinsten Fäden dieses Wühlens nach Menschenseich zu reinigen haben, wenn wir mit Ehren in einem christlichen Volke leben wollen, daran wollen wir auch denken, und wollen nicht bloß die Schwarzen bedauern, sondern auch die Weißen, wenn sie z. B. weiland in langwieriger Lust von Pontius zu Pilatus geschleppt und dem strengen formellen Rechte so genau angepaßt worden sind, als steck in der menschlichen Gestalt gar keine Seele.

Aus der Empörung über jede Form der Sklaverei hat sich bisweilen die Ansicht gebildet, als ob die Knechtschaft überhaupt niemals in der Welt hätte seyn sollen, und daß auch das Recht, wo möglich, ohne Alle Gewalt seyn möchte. Diese Meinung hat einen edeln Grund im Gemüthe und auf dem am Ende alle Freiheit beruht, ist aber ein Mißverständnis. Denn was in der Welt konnte Andern der Stumpfsheit oder Wildheit bei der Jugend oder bei Völkern entgegen gesetzt werden, als das Gehorchen und die Erziehung.

Wenn man je zweifelhaft seyn könnte, ob nicht schon bei der Erziehung kein Zwang Statt finden solle, oder ob man gar eine erwachsene natürliche Rohheit durch Gewalt in vernünftige Schranken zurückweisen dürfe, so darf man nur bedenken, daß der natürliche Wille des ungezogenen Menschen an sich schon etwas Gewalthaltiges ist und was der Idee vernünftiger Freiheit mit seiner ungebildeten Wildheit entgegen tritt. Begehrlich ist es zwar, wie der römische Vater und der spanische Gelehrte dadurch in ein vermeintes Vernecht gegen Kinder und Wilde zu treten glauben konn-

ten, aber vernünftig ist es, einzusehen, daß der Mensch dem Menschen zur Freiheit ergibt und nicht zur Sklaverei, und daß Zwang und Gewalt nur vorübergehendes Mittel seyn soll und nicht zu jedem Zweck. Von allen factischen Zuständen ist daher allerdings das Sklavenvorhältniß der Kinder, wie es z. B. bei den Römern war und in deren Recht und noch so umständlich abschließend vor Augen liegt, das unbilligste und was der Natur des Menschen als eines Vernunftwesens am meisten zuwider ist. Die Kinder sollen durch strengen Gehorsam und durch Brechung ihres Eigensinns zu vernünftiger gefühlvoller Freiheit erzogen werden; weiter nichts. Der Vater hat die Gewalt, den sinnlichen Naturtrieben des Kindes entgegen, es zu einem vernünftigen und dadurch selbstständigen Menschen zu bilden, und das Majorenseyn ist der Zweck aller Minorität. Daß wir also den römischen Rechtsformalismus von uns gestoßen haben, das hat schon seine Bestätigung der Eitelkeit in ihrem gartesten Keime allein verdient; und wenn wir als Gegenßatz pandektistischer Härte in der Kindererziehung eine spielende Pädagogik haben den Übergang zu vernünftiger Erziehung der Jugend machen sehen, so müssen wir darin nicht verkennen, daß das Kindische der beste und natürlichste Übergangspunkt aus der Härte zum rechten Maß war, um uns zu lehren, daß auch eine Erziehungsform, die selbst von den Kindern gering geschätzt wird, zwar milder, und wohl in sofern christlicher, aber doch auch gar zu unkräftig, und eben so wenig der rechte Punkt war, als die absolute Härte.

Der Begriff eines Sklaven ist sehr einfach und leicht verständlich, und es ist lächerlich nach der Härte und Beschränktheit die Arbeit den Grad der Sklaverei zu bemessen. Wer den ganzen Umfang seiner möglichen Thätigkeit, und damit seine ganze Freiheit, an den Herrn veräußert hat, wie die Sklaven in Griechenland und Rom und in der alten und neuen Ost- und Westindien, der ist durch diesen völligen Mangel aller Freiheit schon von unserm Dienstboten dem Wesen nach verschieden. Wenn der Sklave gar nichts zu thun, ja wenn er sogar nur geistige Beschäftigungen hätte, so wäre er dennoch ein Thier im Vergleich mit dem auch noch so hart arbeitenden freien Menschen, der sich nach seinem freien Willen auf gewisse Zeit zu einer bestimmten Dienstleistung verdingen hat.

Wo am Ende aus irgend einem naturgemäßen und unaußerweltlichen Verhältniß des Dienstes nur ein bleibendes Joch und Sklaverei geworden war, da hatte immer auch dieser Druck die verborgene Spannkraft zum Bewußtseyn gebracht, wenn auch nur irgend eine Idee von Freiheit, als letztem Ziel des Geistes sich in der Religion noch erhalten hatte. Wenn man den germanischen Nationen das Christenthum nehmen und sie etwa zu Juden oder Verehrern des Drama machen könnte, dann wäre vielleicht der Hauptzug in ihrem Denken zu verwischen, daß alle Unfreiheit am Ende zur Freiheit führen müsse. Die Erfahrung hat gelehrt, wie in völligem Freium viele, vielleicht wohlmeinende Freiheitsapostel waren, die durch Trennung von bestimmter Religion und von Christenthum gebundenen Geister zu etwas Anderem, als zu fürchterlicher Freiheit führen zu können deswegen meinten, weil sie ohne alle Einsicht in das Wesen des Geistes, die leere Freiheit, die praktisch sich als sinnlose Wildheit äußert und als gebunden an einzelne zufällige Meinungen, mit der wahren Freiheit des Geistes zu verwechseln nicht vermeiden konnten.

Sogar bei dem Höchsten, der Beziehung des Menschen zu Gott, ist uns das Verhältniß der Herrschaft und Knechtschaft nahe gelegt und das Bedürfniß darüber zur Klarheit zu kommen. Mögen sich die Menschen Gott vorstellen, wie sie immer können, so haben wir einmal die Idee, daß der Glaube, wenn er lebendig seyn soll, und keine bloße Knechtschaft des Geistes, in unserer eigenen Seele lebendig seyn müsse, und daß der Geist der Wahrheit in uns wohnen müsse. Dieses Bedürfniß selber religiöser Grundsätze können wir uns als ungetrennt denken von dem Bedürfniß des Manngeistes nach Thätigkeit und Beweglichkeit der Gedanken, und auf diesem Standpunkte läge es nahe, sich eine Theologie, ich meine eine Wissenschaft der Religion, als möglich zu denken. Ganz ähnlich ist es mit der Wissenschaft des Rechts und ihren Prinzipien gegangen, die aber noch weit weniger bloß geglaubt werden können. Und wenn das Streben des Menschengeistes nach Grundgedanken und ihrer Application, z. B. die scholastische Theologie erzeugt hatte, so hat derselbe philosophische Trieb im Geiste auch das Recht nicht ohne Denken lassen können und die Verknüpfung hat sich auch im Rechte offenbar zu werden gelehrt.

(Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufsätze folgt).

So eben erschien der letzte Band der vierten Auflage vom:

Handbuch des französischen Civilrechts von Dr. Karl Salomo Zachariä, Groß. 8. Bd. Geh. 18 Kr. Prof. an der Universität Jena, 1847. Kommanbent des Jähringer Löwens etc. Ladenpreis für alle 4 Bände nach Register 14 fl. 24 Kr.

Ich beziehe noch eine Partie Exemplare zum Subscriptionspreis von 10 fl. 48 Kr. netto, und werde dieselben, so lange mein Vorrath dauert, zu diesem billigen Preise abgeben.

Ch. Th. Groos.

Hauptdeffeur: Beckerscher Vell in Mannheim.

Drucker und Verleger: Ch. Th. Groos.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 30.

Karlsruhe den 28. Juli. 1838.

I.

Duplik über die Frage: ob auf zusammentreffende Indizien peinliche Strafe erkannt werden darf?

Gegen meine Abhandlung in Nr. 31 des fünften Jahrgangs dieser Zeitschrift ist der erste und einzige Angriff in Nr. 12 der Annalen d. J. erschienen. Meine Antwort darauf befindet sich in Nr. 16 und die andersseitige Replik in Nr. 20.

Als angegriffener Theil vindicire ich daher das Recht zu gegenwärtiger Duplik, weil mir das letzte Wort gebührt*).

Mein Freund verlangt Beweis darüber: daß aus bloßen Anzeigen bald nur entfernter, bald mehr oder minder dringender Verdacht, bald jedoch auch völlige criminalrechtliche Uebersführung hervorgehen könne.

Ich entspreche diesem unpräjudicialischen Ansuchen 1) durch Citirung der Art. 25 — 27, und 29 — 32 C. C., worin zwischen redlichen Anzeigen, welche eine halbe Verweisung ausmachen und solchen, welche dazu nicht hinreichen, distinguished wird; 2) durch Berufung auf die §§. 6, 11 und 18 des Strafschiffs, welche zwischen Verdacht, bloß länglichem Verdacht und zureichenden Indizien unterscheiden; 3) durch Rückbezug auf die früher angeführten Autoritäten, welchen noch einige beigelegt werden, als:

Pfiffer prakt. Ausführungen, Bd. II., S. 426 und 431.

Wittermayer Lehre vom Beweis, S. 470 und 475.

Bauer, in den Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege, V. Bd., 1. Abth., S. 8. ff., die jene Gradationen ebenfalls annehmen; endlich 4) durch Allegation der selbstigen Erklärung meines Gegners in

Nr. 20, S. 126, wo derselbe in thesi genommen, ausdrücklich zugibt, daß auch Indizien eine völlige criminalrechtliche Uebersführung eines Verbrechens erzeugen können!

Es wird somit auch richtig seyn, daß zwischen bloßem Verdacht und zureichenden Anzeigen ein himmelweiter Unterschied besteht, nämlich der, daß ein vollständiger Indizienbeweis die Verurtheilung, ein unvollständiger hingegen die Freisprechung des Angeschuldigten zur Folge hat. Der Widerspruch, in welchen ich desshalb gerathen seyn soll, hat seinen Sitz bloß darin, daß mein scharfsinniger Kollege nicht einsehen will, daß der Unterschied nicht in der Gattung, sondern in dem Ergebnisse der Beweismittel liegt, wie schon in Nr. 12, S. 100 angedeutet ist.

Wenn er aber sogar behauptet, ich hätte eingesanden, daß unsere Gesetzgebung den Indizien nicht die Kraft der Hervorbringung criminalrechtlicher Gewissheit beilege, so verbürgt meine Eingangs gedachte Abhandlung, daß ich diesen grundfalschen Satz niemals eingeräumt habe. — Noch einmal ergreife ich die Feder, um das Uebrigste nachzuweisen.

Es ist eine nicht hinweg zu räumende Thatsache, daß alle Obergerichte des Landes auf zusammentreffende Indizien das Schuldig aussprechen, ohne daß die gesetzgebende Gewalt sich veranlaßt sieht, Einhalt zu thun. Man wird zwar einwenden, daß diese Praxis dessenen, gerachtet rechtswidrig sei, weil sie dem Verbot des Art. 22 C. C. C. zuwiderlaufe. Allein der Vorwurf ist unschlüssig, weil das Verbot selbst nicht mehr besteht. Die Gerichtspraxis bezeugt vielmehr die durch Präjudicien als herrschend erwiesene Ansicht von der durch die partielle rechtliche Abschaffung der Tortur erfolgten Aufhebung jenes Verbots. Der Art. 22 C. C. C. enthält zwei durch Inhalt und Fassung in der innigen Beziehung stehende und sich (wie auch das darin gebrauchte Wort „sonst“ andeutet) wechselseitig bedingende Bestimmungen, nämlich:

* Man kann die Rechnung auch anders machen, man kann nämlich die Ausführung der einen Ansicht in Nr. 31 von dem als den ersten Schriftsitz, die Antwort in Nr. 12 (congruente) als den zweiten, sodann den Ausfall in Nr. 16 als die dritte, endlich jenen in Nr. 20 als die Duplik betrachten. Indessen ist die gegenwärtige weitere Auffassung schon seiner Form nach (als Replik) und als Antwortnote in Nr. 20 ehrenachtet) wohl passender.

1) Die negative Vorschrift oder das Verbot, einen Angeschuldigten auf Anzeigenbeweis zu verurtheilen; 2) die positive Vorschrift oder das Gebot, auf genügsame Anzeige die Folter anzuwenden. Jenes Verbot war bebingt durch dieses Gebot, weil die Folter als Mittel diente, den Beschuldigten zum Geständniß zu zwingen, um ihn denn auf den Grund desselben verurtheilen zu können.

In Ermangelung dieses Nothbehelfs würde sich der Gesetzgeber vermuthlich gesehen haben, für den Fall des bloßen Daseyns von Anzeigen, insbesondere des Zusammentreffens mehrerer solcher Anzeigen, welchen er selbst die Kraft einer halben Beweismittel beilegt, irgend eine positive Bestimmung zu geben und dadurch festzusetzen, wie beim Mangel an direktem Beweise auf die vorhandenen Anzeigen weiter verfahren oder erkannt werden soll. Sicher dürfte sich der Verfasser der P. O. D., falls man ihn hierüber befragen könnte, höchlich verwundern, wenn man ihm die Ansicht zuräute, daß er auch ohne die Folter, selbst beim Daseyn des vollständigen Indicienbeweises, die Verurtheilung eines völlig überführten Inculpaten, würde haben ausschließen wollen *). — Da nun mit Abschaffung der Folter das Gebot, den durch Anzeigen Versicherten mittelst dieser zum Geständniß zu nötigen, aufgehoben, mithin die Bedingung des Verbots hinweggefallen ist, so muß folgerichtig auch das dadurch bedingte Verbot als weggefallen betrachtet werden.

Pfeiffer a. a. D. S. 430.

Bauer a. a. D. S. 33 — 42.

Auf diesen Gesichtspunkt habe ich schon im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 182 und 183 hingewiesen, und in den an derselben Angriffs keine Widerlegung gefunden.

Wenn nun der §. 13 unseres Strafgesetzbuchs sagt, daß dasjenige, was die P. O. D. über die Natur und Wirkung der Inzichten bestimmt, nur so weit anwendbar bleibe, als es ohne die Folteranwendung empfindlich ist, so wird dadurch die praktische Unanwendbarkeit des im Art. 22 C. C. C. enthaltenen Verbots auf das heutige Criminalverfahren ausgesprochen, und zugleich angezeigt, daß die mit den Ergebnissen der rationalen Beweisethorie übereinstimmenden Grundsätze des römischen Rechts, deren ausschließliche Anwendung durch jenes Verbot, so lange dasselbe mit der Folter bestand, ausgeschlossen war, nunmehr als gemeines Hülferecht wieder hervortreten, nach welchem

bei vollem Inzichtenbeweise eine Verurtheilung zulässig ist, wie Bauer a. a. D. S. 25 ff.

so klar nachgewiesen hat, daß ihm hierin selbst die heftigsten Gegner des künftlichen Beweises beipflichten dürften. Wollte dagegen eingewendet werden, daß doch die Verurtheilung auf Inzichten wenigstens in den zwei Fällen nicht Statt finde, in welchen nach §. 10 des Strafgesetzbuchs die Folter noch anwendbar war, so würde auch darüber leicht hinweg zu kommen seyn.

Nach Art. 69 C. C. C. wurde nämlich ein völlig überwiegender Verbrecher seines Längens ungeachtet ohne peinliche Frage verurtheilt. Der §. 10 des Strafgesetzbuchs hingegen läßt überhaupt gegen einen, die Missethat längnenden, Inquisiten die Tortur nicht zu, wohl aber gegen einen völlig überwiegenden, der entweder seine Mithäufeligen nicht an geben oder den Ort, wo er die zum Thatsachbestand gehörigen Sachen hingebracht, nicht bezeichnen will. Also am das Bekenntniß seiner eigenen Schuld zu erpressen, dürfte nach dem Edikt Riemann mehr torquirt werden. War demnach, schon vor Eröffnung des Gesetzes vom 25. Nov. 1831, gegen den die Thäterschaft längnenden Inculpaten die Tortur unzulässig, so findet auch die Verurtheilung auf zusammentreffende Inzichten ohne Ausnahme Statt. — Hieran reiht sich die im §. 14 des Edikts gegebene Anweisung, wie die einzelnen Anzeigen erwiesen seyn müssen, um den Richter in den Stand zu setzen, daraus ein Urtheil über die Schuldhaftigkeit des Inquisiten zu ziehen; eine Vorschrift, die wahrlich keinen Sinn und Zweck hätte, wenn nicht auf Indicien verurtheilt werden dürfte. Es läßt sich daher vernünftiger Weise nicht bezweifeln, daß der §. 18 unter zureichenden Inzichten solche versteht, welche zur Verurtheilung genügen und also einen rechtshöhergehörigen Beweis ausmachen. Dieser Begriff ist identisch mit vollem Ueberführungsbebeweis, im Gegensatz von halber Beweisung oder Torturalanzeige, wie ich schon in Nr. 16 deutlich zu verstehen gegeben habe. —

Die Richtigkeit dieser Interpretation ergibt sich aus der Verbindung, in welcher der §. 10 des Edikts sich des Ausdrucks „rechtshöherhörig“ bedient und aus der Beziehung, in welcher der §. 18 jenen Beweis-gegenüber, welche nach §. 10 zu einer ordentlichen Straferkenntniß nicht hinlänglich sind, von zureichenden Inzichten spricht. Die ursprünglich durch die Praxis eingeführte absolut an instantia gründet sich, indem sie den Verdächtigen für jetzt, rebus sic stantibus, von der Unterbrechung, auf die Ausfahrt, in der Folge noch neuer zu erhalten, die mit den früheren in Verbindung zurtheilung hinführen würden.

Stiermajer a. a. D. S. 65, S. 468 ff.

*) Doch ist hier zu bemerken, daß der Verdächtige, wenn er der Carolina die Folter angewendet wurde, aber den Erfolg eines Geständnisses nicht hatte, der die Folteranwendung begründenden Vermuthungen ohnerachtet freigesprochen wurde. S. Martini Criminalproceß §. 115.

Auch daraus geht mithin hervor, daß die neuen Indicien nicht bloß zur Untersuchung hinreichen sollen. Wäre es dem Gesetzgeber nicht darum zu thun gewesen, die durch das Verbrechen vermittelte Strafe auf zureichende Indicien eintreten zu lassen, so würde er in §. 18 ganz zuverlässig gesagt haben, daß die Klagfreierklärung den Beschuldigten in so lange von der Untersuchung befreit, bis er sich selbst vor Gericht stellt und die That einbekennt, oder bis zwei tüchtige Zeugen sich melden und aussagen, daß sie die That mit angesehen hätten, damit nicht unnötige Untersuchungen geführt werden.

Man würde aber in allen Fällen, wo gegen den bereits klagfrei erklärten Verbrecher wegen Mangels der edelmäßigen Voraussetzungen weder der Sicherheitsverhaft, noch das Erforschungsmittel der Wahrheit erkannt werden dürfte, ohne allen vernünftigen Zweck die Gefängnisse füllen, die Inquisiten agen und die Gerichte quälen, wenn die auf zureichende Indicien reasumirte Untersuchung kein anderes Resultat haben könnte, als den Beschuldigten abermals klagfrei zu erklären und springen zu lassen.

Uebrigens deutet der §. 18 auf eine Mehrzahl von Indicien hin und harmonirt vollkommen mit dem §. 14, wornach die zusammenzutreffenden Indicien auf den Ansagen von wenigstens zwei oder drei Zeugen beruhen müssen. — Wie man dessungeachtet vermeinen kann, es fehle an objectiven Beweisregeln, ist unerklärlich.

Schon die P. O. D. hat in den Art. 24 und 25 anerkannt, daß es nicht möglich ist, alle Anzeigen zu beschreiben oder aufzuzählen. Der Art. 27 überläßt es deshalb dem Richter, aus einzelnen Umständen eine Liminalanzeige zu formiren. Eben diesem Nothstand ist es auch zuzuschreiben, daß bei dem künftlichen Beweis überhaupt dem vernünftigen Ermessen des Richters ein großer Spielraum gelassen werden muß, weil es gleichfalls zu den Unmöglichkeiten gehört, eine für alle denkbare Fälle maßgebende Regel aufzustellen, während das Princip der Gerechtigkeit fordert, daß jedem das Seine werde, daß also den Schuldigen die verdiente Strafe treffe.

Wie sehr die Gesetzgebungen, welche den künftlichen Beweis an ängstliche Regeln gebunden haben, zu tadeln sind, entwickelt

Mittermaier a. a. D. S. 65, S. 450.

Dieser Tadel trifft indessen unser Strafsystem so wenig, als das hannoversche Gesetz vom 25. März 1822, welches in Bezug auf die Zahl der Indicien alles dem Ermessen des Richters überläßt, nur mit der Vorschrift, daß eine einzige Anzeige zur Verurtheilung hinreichen

Mittermaier a. a. D. 452.

Man findet in dieser Verordnung über die Abschaffung der Folter und Zulässigkeit des Angeigens, daß

sie zu einer Zeit erschienen ist, wo die Criminalgesetzbücher von Baiern und Oesterreich mit ihren verschraubten Bestimmungen über den Anzeigendeweis schon längst (1813 und 1815) emanirt waren, der Wesenheit nach nicht mehr objective Beweisregeln, als in unsern neunzehn Jahre älteren Strafsystem, welchem man unbegreiflicher Weise das Verdienst nicht zugestehen will, dem künftlichen Beweise in Deutschland die Bahn gebrochen zu haben.

Aber auch davon abgesehen, sind ja die Anzeigen selbst objective Beweisgründe.

Sie bestehen in erwiesenen, daher für Jedermann erkennbaren Thatfachen und der, aus diesen nach Regeln der Logik abgeleitete, Schluß beruht auf dem für jeden Urtheilsfähigen erkennbaren Zusammenhange der Anzeige mit der zu erschließenden Thatfache.

Bauer a. a. D. S. 18.

Daß indessen der auf Indicien verurtheilende Criminalrichter sich im Stande befindet, von den Gründen seines Urtheils bestimmte Rechenschaft zu geben, ist ein Erforderniß, der seines Beweises bedarf.

Ist aber die Vorfrage: ob der Angeklagte des Verbrechens schuldig sei? im gegebenen Fall entschieden, so fragt man bei Abmessung der Strafe nicht mehr darnach, wie das Facit des genügenden Beweises der Schuld gefunden wurde, weil jene Schuldigen, ohne Rücksicht auf die moderne Philantropie, die für Recht ermessene Strafe treffen muß. Es wäre daher ganz überflüssig, wenn der Gesetzgeber noch besonders ausgesprochen hätte, daß der durch Indicien übersührte Verbrecher ebenfalls in die für Recht ermessene Strafe verurtheilt werden soll, indem sich dieß beim Mangel entgegenstehender Vorschriften in der That von selbst versteht.

Daß hieron die Todesstrafe nicht ausgenommen wurde, ist nichts als Consequenz, von welcher manche Gesetzgebungen durch Substituierung einer zeitlichen Freiheitsstrafe ohne Grund abgewichen sind, weil bei Capitalverbrechen nach der P. O. D. die Todesstrafe auch dann erkannt werden mußte, wenn das Geständniß nicht freiwillig abgelegt, sondern durch die Folter erperkt war. Will man aber hinsichtlich der Todesstrafe eine Ausnahme eintreten lassen, weil es möglich oder wahrscheinlich ist, daß sich in der Folge noch die Unschuld des Verurtheilten heranstelle, so lag es gegen in Betracht, daß auch der natürliche Verstand die Möglichkeit nicht ausschließt und daß die Unmöglichkeit der Unschuld eine Verurtheilung schon nicht zuläßt. Die etwa später sich ergebenden Verurtheilten Unschuld sind auch jedenfalls wieder von der Möglichkeit des Gegenwärtigen darunter denkbar. Um ganz sicher zu gehen, müßte man daher nicht

biß die Todesstrafe, sondern alle Strafen ohne Unterschied abzuschaffen, weil eine vollkommene Freizügigkeit, Bräunung der körperlichen Züchtigkeit u. d. d. eben so wenig zu wünschen gemacht, als ein abgeschlagener Kopf wieder nachgezogen werden kann. So lange sich inbeyden die Gefährdungen nicht zu diesem Ertem hinneigen und so lange nicht alle Verbrecher ihre Lathaten eingestehen oder dieselben vor Notar und Zeugen zu verüben pflegen, müssen selbst Kapitalstrafen auf künstlichen Beweis erkannt werden. — Nun hat aber schon

Siegen jurist. Abthd. Stt. 1834. S. 107
die Behauptung aufgestellt, daß die Angeeschuldigten, falls eine Beuretheilung auf Angeienbeweis zulässig wäre, nach Aufhebung der Folter unter ihnen da sein, als vorher, denn ehedem seien sie wegen Verdachts doch nur gefoltert, jetzt sollten sie aber wegen desselben Verdachts schuldig erkannt und bestraft werden.

Auf ähnliche Weise hat mein Widersacher in Nr. 12, S. 77 sich ausgesprochen.

Unverkennbar beruht jedoch dieser völlig grundlose Einwurf, welchen ich bereits in meiner angeführten Abhandlung S. 183 abgelehrt habe, auf einer Verwechselung des vollständigen Angebens mit einem mit bloßem Verbahte, so wie auf der offenbar ganz falschen Voraussetzung, als ob der nämliche Verbaht, welcher nach der P. O. D. zur Folter hinreichte, nun auch als zur Verurtheilung genügend betrachtet würde.

Man meint aber, daß es doch als auffallend angesehen werden müßte, wenn das Straftribunal die Zulassung des Indicienbeweises hätte einführen wollen, ohne diesen so wichtigen Satz ausdrücklich vorzuschreiben und ohne ihn mit nähern Vorschriften zu begleiten — und hält mir vor, daß ich darüber kein Wort verloren und damit abgemauert eingestanden hätte, daß ich nichts dagegen zu sagen wisse.

Altebeings habe ich den aus dem Archiv für die Rechts-
pflege k. enthaltenden Einwurf Nr. 16 einer Antwort ge-
würdigt, weil er schon im vorigen Jahrgang S. 184
und 185 gebührend widerlegt, also nicht stillschweigend
zugelassen worden ist. Mir kam es zu, von meinem
Gegner eine Widerlegung abzuwarten, um ihm darauf zu
erwidern, daß alle Sätze in einem Gesetzbuch gleich wichtig
sind, wenn auch irgend Jemand aus Curiosität den einen
für wichtiger halten mag, als den andern.

Im Uebrigen habe ich bereits gezeigt, daß die
dienbeweis durch die Abschaffung der Folter
eingeführt, daß ihn unser Strafsystem insbeson
Erkennung peinlicher Strafen für zureichend er
zu diesem Behufe hinlängliche Regeln aufgestellt hat,
nur denjenigen ungenügend scheinen, die, weil sie ein

ihre Ansicht festgestellt haben, mit dem Gesetzgeber selbst nicht einverstanden sind.

Gleich unerheblich ist der Einwand, daß die Schuldhafteigheit des Verbrechers, wovon im §. 14 des Edikts die Rede ist, sich lediglich auf das Erforschungsmittel der Wahrheit und auf die außerordentliche Strafe beziehe, wodurch zugleich die ordentliche aufgeschossen werde.

Mein verehrter Gegner gibt in Nr. 12, S. 78 selbst zu, daß jezt, nach Abschaffung des Erforschungsmittels, bei seitdem Vergehen auf einen schließigen Indizienbeweis die volle Strafe erkannt werden könne; wenn ich ihm nun nachweise, daß unsre Zeit von einer außerordentlichen Strafe bei schweren Verbrechen nichts weiß, so wird er wohl so konsequent seyn, noch weiterzugeben, daß bei dergleichen Verbrechen, nach Abschaffung der Folter, gleichfalls die volle Strafe anwendbar ist.

Der §. 10 kennt nur den Sicherheitsverhaft, welcher keine Strafe, sondern nach Maßgabe der auf der Präventions-theorie beruhenden Art. 178 und 195 C. C. eine polizeiliche Maßregel ist, die den Zweck hat, den eines schweren Verbrechen verdächtigen Inquisiten wegen erwiesener Gefährlichkeit für die bürgerliche Gesellschaft auf eine gewisse Zeitdauer unschädlich zu machen.

v. Hohnhoeff, Jahrb., Bd. V., S. 274 und

" *Op. VII., C. 216.*

Mittermaier a. a. D., S. 500.

Daher kommt es denn auch, daß denjenigen Individuen, welche nicht sonst schon arüchtig sind, das allgemeine Arbeitshaus zu Pforzheim, als eine polizeiliche Anstalt, zur Erkennung der Detention angewiesen ist.

Rabb. v. 1826, Nr. XVII., S. 421.

Zur Verhängung des Sicherheitsverhalts genügt aber eine Teilurteilsangabe für sich allein noch nicht, obgleich solcher, wie noch besonders aus §. 14 der Erläuterungen zum Strafsedit. erhellt, da erkannt werden kann, wo nach Art. 22 C. C. die Foller zu appliciren war. Der §. 10 fordert noch außerdem a) einen vorbedachten und überlegten Angriff auf Menschenleben oder Menschenfreiheit u. b) eine Gefahr, welche für die allgemeine Sicherheit oder für die gesellschaftliche Sittlichkeit aus der Entlassung des Thäters zu befürchten ist. Es scheint mir schon (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) — so ziemlich ausgemacht, daß nach unserm Particularrecht überaß keine außerordentliche Strafe und beimangel der vorhin unter a und b erwähnten Requisite kein Sicherheitsverhalt Statt findet.

Doppelt unrichtig ist es demnach, wenn behauptet wurde, unser Strafedikt nach dem Beispiel der preussischen Analogie von 1806 für den Fall eines Inzichten-

bewies der ordentlichen Strafe eine außerordentliche substituirt habe, wiewohl diese auf einem Anachronismus und Mißverständniß zugleich beruhende Behauptung sich auch finden läßt bei

Mittermaier Straßorff., Bd. II., S. 281.

Alle Argumente, welche aus dem §. 10 des Edikts gegen die Zulässigkeit des Indicienbeweises geschöpft werden wollen, sind daher ganz grund- und bodenlos. Es ist schon absurd, den im §. 14 gebrauchten Ausdruck „Schuldhaftigkeit“ auf Fälle beziehen zu wollen, in welchen das „Schuldig“ nicht ausgesprochen, vielmehr der Beschuldigte für klagfrei und folglich für nicht überwiesen, für nicht schuldig erklärt wird.

Wenn aber der Sicherheitsverhaft, welchen mein Freund für eine außerordentliche Strafe hält, dem Indicienbeweis ein Ersatz für die ordentliche Strafe sein sollte, so hätte solcher für alle Fälle, wo das Erforschungsmittel der Wahrheit nicht zur Anwendung kam, eingeführt werden müssen, um als Surrogat der Tortur mit dieser gleichen Schritt zu halten und seiner Committens Raum zu geben, weil gerade diejenigen Fälle, welche sich weder unter den §. 10, noch unter den §. 11 subsumiren lassen, vielleicht am häufigsten vorkommen.

Ich will mir erlauben, das Unrichtige der gegnerischen Ansicht durch ein Beispiel anschaulich zu machen. Ohne alle Gernaltanwendung wurde die Summe von 6000 fl. gestohlen. Ein klassischer Augenzeuge bezeichnet einen Menschen, dem man die That wohl zutrauen kann, als den Dieb, welcher jedoch alles rundum wegläugnet. Nach dem mit Art. 22 C. C. correspondirenden §. 10 des Edikts wäre nun zwar Verdacht genug vorhanden, um die Tortur und an deren Statt den Sicherheitsverhaft gegen ihn zu erkennen. Der Beschuldigte ist aber weder Landstreicher, noch Jauner, noch sonst gefährlich; auch ist bei Verübung des Diebstahls kein vorbereiteter und überlegter Angriff auf Menschenleben oder Menschenfreiheit, kein vorbereiteter gewaltsamer Angriff auf Staatssicherheit oder auf Sicherheit der Privatriten gesehen und also die Detention nicht anwendbar.

Von Anwendung des Erforschungsmittels der Wahrheit kann ebenfalls keine Rede seyn, weil im Falle der Verurtheilung eine langwierige Zuchthausstrafe ausgesprochen werden müßte. Gewandten Umständen nach blieb daher nichts anderes übrig, als den Inculpaten schlichtweg klagfrei zu erklären.

Hierauf steht er unter den nämlichen Umständen nur 25 fl. und läugnet wieder. Im Unterwiesungsfall würde er nach §. 75 des Edikts mit vierwöchentlichem oder öffentlicher Arbeit nebst einfacher Kesperstrafung, also nicht mit Zuchthaus, zu bestrafen se-

liegt außer seinem schlechten Vermuth bloß die Aussage eines klassischen Zeugen gegen ihn vor. Diese begründet jedoch hinlänglichen Verdacht, welcher einer rechtlichen Anzeige gleich gilt, was sich aus der Betrachtung ergibt, daß nach §. 11 ein Erforschungsmittel nur unter denjenigen Voraussetzungen zulässig ist, welche nach der P. O. zur Anwendung der Folter berechtigen. Es müßte daher, weil alle Requirate des §. 11 vorhanden sind, etwa die Hälfte der vorgedachten Strafe decret und vollzogen, sofort der Beschuldigte, wenn er bei seinem Räugnen beharrt, des Diebstahls klagfrei erkannt werden.

Das Gesetz erklärt diese Enkennung für unumgänglich notwendig, damit nicht ein hartnäckiger Räugner den Staat muthwillig zu einer für die mögliche Strafe unverhältnißmäßigen Willkürfreiheit der Untersuchung zwingen könne.

Wenn sonach das Gesetz die Anticipation der halben Strafe auf halben Beweis für einen Nothstand erachtet, so ist es gewiß auch sein ernstlicher Wille, daß auf einen vollen Beweis die ganze Strafe folgen soll.

Zu welcher Ungerechtigkeit müßte man seine Zuflucht nehmen, wenn man unterstellen wollte, daß der nämliche Gesetzgeber, welcher bei einem Diebstahl von 25 fl. auf die Aussage eines einzigen Zeugen hin die Hälfte der im Unterwiesungsfall verurtheilten Strafe vollziehen läßt, hinsichtlich eines Diebstahls von 6000 fl. die Erkennung der ordentlichen ganzen Strafe, selbst bei einem vollständigen Indicienbeweis, verboten hätte, ohne für den Fall eines unzureichenden, aber zur Tortur genügenen Beweises, irgend eine Verfügung zu treffen, obgleich der Nothstand bei einem so enormen Diebstahl ungleich größer ist, als bei einem ganz geringen!

Es würde ihm nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht werden, daß er dem bekannten Adagium: „die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen“ — das Indignat ertheilt habe.

Wenn übrigens mein Freund und Gegner behauptet, es bestche nirgends eine Gesetzgebung, welche den Indicienbeweis überall und ohne Beschränkung zulasse und daneben noch eine außerordentliche Strafe statuirt, so nehme ich mir die Freiheit, ihn darauf hinzuweisen, daß der Entwurf zu einem Gesetzbuch für das Königreich Sachsen von 1813 auf zusammenfassende Indicien die Verurtheilung zur ordentlichen Strafe und daneben die Erkennung einer außerordentlichen Strafe namentlich in Fällen ist, wo die zum Beweise der That gehörenden Umstände nicht in hinreichende Gewißheit gesetzt sind.

Pfeiffer a. a. D., S. 440.

Das bairische Strafgesetzbuch von 1813 statuirt ebenfalls eine Verurtheilung zu prinzipialer Strafe auf Anzeigenbeweis und verordnet, neben der Entbindung von

der Inhaft, wegen bloßen Verdachts die Verbrüderung des Angeklagten in einen polizeilichen Sicherungsarrest, wenn er nicht Caution stellen kann*).

Pfeiffer a. a. D., S. 439.

Mittermaier v. v. Weisel, S. 473.

Und hiermit stimmt wörtlich das Strafgesetzbuch für die herzoglich holstein-Dienburgischen Lande von 1814 in den Art. 811 — 814 überein.

Pfeiffer am a. a. D., S. 439 und 440.

Ob nun obige Behauptung meines Collegen mehr umgestoßen, als unumstößlich ist, das will ich Andern zu beurtheilen überlassen.

Nur aus einer Vergeßlichkeit läßt es sich aber erklären, wie er noch immer auf der Meinung beharren kann, als hätte ich auf eine provisorische Einführung des Indiciensbeweises abgesehen, während ich doch den in Nr. 20 so schonungslos gemißbilligten Wunsch abschichtlich an die Unterstellung knüpfte, daß der Entwurf zum neuen Strafproceß eine geläuterte Beweis-theorie enthalte. In wie fern dieselbe auf die Oeffentlichkeit des Verfahrens basirt und ob wamentlich der künstliche Beweis bedingt oder unbedingt zugelassen ist, blieb mir bis jetzt unbekannt, weil ich eine detaillierte Aufklärung in Nr. 12 und 20 nirgends gefunden und den Entwurf selbst noch nicht zu Gesicht bekommen habe.

Nach muß ich aber bemerken, daß alle bisher angeführten Gesetzgebungen des Auslandes, conform mit der Ansicht von 1803, die inzwischen ziemlich herrschend gewordene Ansicht, als könne der künstliche Beweis nur im Verein mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren zugelassen werden, nicht getheilt haben, indem sie den Indiciensbeweis beim geheimen schriftlichen Verfahren zuließen.

Man darf auch die heutigen Anforderungen an den Gesetzgeber nicht auf das Jahr 1803 zurückwirken lassen, wo man der allerdings nicht so ganz verwerflichen Ansicht huldigte, daß dem vernünftigen Ermeßen wohlgeprüfter Richter-

kollegien mehr als dem bloßen Fürwahrhalten rechtsunkundiger Schöppen zuzutrauen und daß den etwa beforglichen Justizmordern durch Vertheidigung, Recurs, Cassation und Gnade leicht zu begegnen sei.

Selbst jetzt noch sind die Ansichten über die Formen des Strafverfahrens sehr getheilt; selbst jetzt noch erheben sich sehr gewichtige Stimmen gegen die Oeffentlichkeit desselben.

Ich behaupte daher wiederholt, daß es mehr als gewagt ist, aus dem Mangel der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens auf die Ungültigkeit d. s. Indiciensbeweises schließen zu wollen. Bayer.

II.

Die Keuschschaft.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

(Fortsetzung.)

Daß man von manchen religiösen Standpunkten aus die Verneinung des Geistes in einer andern Religionsform für geistige Keuschschaft hält, das gehört zur streitenden Kirche und kann von philosophischem Standpunkte aus wohl begriffen und seiner Entstehungsweise nach analysirt, aber nur als eine sehr relative Vernünftigkeit angesehen werden, denn in aller Religion verlangt der Mensch mehr oder weniger ein Festes und einen Halt, und in welchem Verhältnisse die völlig freie Geistigkeit auch zur höchsten Religionsform stehe, das gehört zur spekulativen Theologie. Für den Juristen ist es zunächst hinreichend, zu wissen, daß alle Menschen Religion haben müssen, und wir Christenmenschen die Christliche, daß das Rechtshun hauptsächlich auf der Religion beruhe, daß man mit Zuschreibung des Eides spärlich, aber mit klaren Begriffen und guten Werken desto äusserer seyn solle, daß man auch sogar in die Kirche gehen könne, und was sonst des Praktischen mehr ist.

Wenn überhaupt das Geistige es ist was herrschend seyn soll in der Welt, und wenn alle Bildung von einem Widerspruch auskang, den sie aufzulösen hat, und wenn die ungebildeten Völker auch in der dümpelsten Barbarei den Keim und das Prinzip des Geistes in sich tragen, daß sie aus der Qual roher Stumpfheit sich zur Freiheit und Geistigkeit durchkämpfen sollen, wo die Vernunft über die rohe Natur ihre Herrschaft ausüben kann; wenn wir alles dies überlegen, so wird die Herrschaft des Geistes wohl den Gehorham, aber nicht den Begriff der Keuschschaft in sich schließen können. Stellen wir uns den Geist an und für sich vor (wir sind Christen und nennen ihn Gott und denken dabei an die so glauben wir auch nicht, daß er den subjectivem meine und Menschen) nur als einen äußerlich andern und keuschlichen sich gegenüber haben wollen

*) Wenn, wie in Baiern, der Indiciensbeweis in künstliche Schranken eingewandt ist, so kann sich eben so gut, wie da, wo man nur der direkte Beweis zur Ueberführung hinreicht, der Fall ergeben, daß der Richter nach den zusammenstreichenden Umständen die vollkommene Ueberzeugung von der Schuld des Bezüchtigten hat, und daß demnach die vom Geise künstlich gebildeten Erfordernisse der Indicien nicht vorhanden sind, also jener Ueberzeugung ohnerachtet keine Verurtheilung erfolgen kann. In diesen Fällen ist somit der Notstand, auf welchem die Zulassung von außerordentlichen Gesetzen, Detentionen und andern Uebeln (ohne vollen Beweis) beruht, in gleicher Weise vorhanden. Ein solcher Notstand kann aber da nicht eintreten, wo das Geise, ohne die Eigenschaften der Indicien zu befehlen, lediglich dem richterlichen Ermeßen überläßt, ob und welche Beweiskraft den zusammenstreichenden Umständen im einzelnen Falle zukomme. D. H.

(denn dieser ist ja auch selbst Geist nach seinem Ebenbilde), sondern wir denken uns, die Herrschaft müßte die Stellung haben, daß der Geist im Geiste sich mit sich selbst versöhnt finde. Ob es also gleich Princip seyn muß, daß Geist und Vernunft herrsche, so ist doch ja der Zweck jeder herrschenden Entwicklung, die Harmonie, nicht zu übersehen, und daß der Gehorsam nicht genöthigt sei, sich nur als Sklave zu fühlen. Es ist also auch für die weltliche Herrschaft, für jedes Gesetz und alle Institutionen von der höchsten Wichtigkeit, im Gemüthe, im Herzen und überhaupt im subjektiven Bewußtseyn die Versöhnung herbeizuführen, daß die Bürger einsehen, wie es nur die Vernunft ist, welche sich im Staate geltend macht. Weil demnach die Freiheit des Geistes das große Princip ist, das (da einmal die Knechtschaft auch aus dem absoluten Verhältnis unsers Geistes zu Gott in der Religion verschwunden und es Princip des Christenthums ist, daß wir in Liebe und Zutrauen leben sollen) alles Entfremdetseyn seiner selbst zu überwinden antreibt, so liegt es jetzt in dem Bedürfnisse der Menschen, daß sie auch in den einfachsten Formen des Bewußtseyns alles Fremdartige und in sich Gebrochene sogleich zu überwinden getrieben sind. In allem, auch sogar in den Rechtsformen, zu klarer Einfachheit zu streben, und die freie Selbstständigkeit als Zweck immer ersichtlich seyn soll, das gehört alles zur Form der Befreiung. Seitdem die Subjektivität sogar Princip der Religion geworden war, hatte die absolute Anerkennung der Geistigkeit und Freiheit des Menschengeschlechts ihre Hauptfesseln durchbrochen. Ein denkendes Subjekt voll Unfreiheit und nur unter fremdartigen Bedingungen gebunden, könnte nicht einmal seinen Gott im Geiste verehren, denn Geist ist ja nichts anderes, als freie Geistigkeit. Wenn der Mensch die Bewußtheit und Ueberzeugung hat, daß die Versöhnung und Befreiung seines Geistes in der Religion schon wirklich vollbracht ist, so wird er auch in jeder Gestalt der äußeren Wirklichkeit dieses Ziel aller Bestrebungen als näher liegend und mit mehr Ruhe erwarten.

In ähnlichem Sinne meint Spinoza mit der menschlichen Knechtschaft hauptsächlich die Gewalt der Affekte und Leidenschaften, und setzt die menschliche Freiheit in die Macht des Verstandes und in das Denken. Der Einfluß verworrenen und beschränkter Ideen, wie sie in den Affekten thätig sind, und das menschliche Handeln unter dieser Knechtschaft träger Ideen, das sei der Quell aller Unfreiheit. Die verworrenen Ideen zur Klarheit zu bringen wäre dann der wichtigste Schritt zur Freiheit des Geistes. Wenn abscheuliche Leidenschaften und ihr gewaltsame Sitten, wenn alle Niederlichkeit und Lust, die das Verhältnis der Knechtschaft unausweichlich begründet wären wir zu der alten Behauptung gewiesen, die Freiheit zunächst in der Tugend zu suchen, was auch schon

welen geistreichen und guten Menschen im Detail nachgewiesen worden ist, und es verdient hat. Wenn der Geist, an irgend eine Außerlichkeit gebunden, sogar völlig außer Stand kommen kann für sich thätig zu seyn und ihm seine verständige Stellung völlig verrückt werden kann, so wäre vielleicht das Wichtigste bei der Freiheit, sich nicht von äußerlichen Zufälligkeiten bestimmen zu lassen, und der Standpunkt des freien Denkens wäre vielleicht ein Ziel, zu dem man sich nicht so ohne alle Umstände nach Belieben zu erheben schon in lahmern Gewohnheiten die Kraft vorfände.

Das Verhältnis der Herrschaft und Knechtschaft ist vielleicht ein bleibender Widerspruch im Bewußtseyn des Menschen, der immer nur durch gute Menschen und ihr Thun zum Guten angelodt wird, denn es tritt in den meisten menschlichen Verhältnissen unter allen Formen der Willkür und des Wollens auf und ist am Ende so wenig, als z. B. der Verbaunungsproceß, ganz und absolut zu befeitigen, sondern immer nur aus seinem Widerstreit zum vernünftigen Ende zu führen. Daß die Menschen beständig, während sie in ihrem Streben nach einzelner Freiheit in den Kampf des Anerkennens gerathen, je nach dem Standpunkte ihrer Bildung und Gesinnung nach Willkür und Unrecht und Unterdrückung des Andern streben, das ist natürlich; daß aber die Religion und Erziehung diesen barren Naturwillen misere und die Erblichkeit zur Rücksichtslosigkeit hinters, daß ist christlich, und daß endlich das Recht, wo der Kampf des Entgegengetretenen zu einem Endpunkte gelangt, auf der Seite der wahren Freiheit stehe, das ist vernünftig. So wie also die Sklaverei der Völkern in die Uebergangsperiode von ganz rohem Naturzustande zu wahrhaft sittlichem Zustande fällt, so hat auch der Einzelne als noch halber Naturmensch und nur halber Christenmensch bei dem Gerichte die Erkenntnis zu holen, daß wir nicht mehr in Staaten leben, wo Unrecht noch Recht ist. Wer heutiges Tages bei uns Sklave ist, ist es aus eigenem Willen, und auch unterjochte Völker haben, wenn ihr Wille nicht gebogen ist, den Keim zur Freiheit noch gerade so festlich in sich liegen, als sie es verdienen.

Der Herr ist also eine Form des Selbstbewußtseyns; es ist ein Bewußtseyn, mit einem Geiste erfüllt, mit dem der Herrschaft, und sein Herr Seyn liegt im Denken an den Knecht. Er schaut seinen Geist aus als ein äußerliches und finlich vorhandenes Seyn an, dann in dem Knechte, der ebenfalls ein mit einem Geiste erfülltes Seyn ist, liegt ja gerade die Seele, die den Herrn dankt. Wenn der Knecht gar nicht denken könnte und gar kein Bewußtseyn hätte, könnte der Herr nicht freud und nicht Leid an ihm haben, aber das Denken und das Anerkennen der Herrschaft und daß der Knecht ein Geist und Ich ist, das alles begründet das ganze Verhältnis und enthält auch den Keim seiner Zerstörung. Wer herrschen will, sucht sich nicht Vögel und Maschinen, sondern freie Menschen will er unterjochen, damit aus den gebeugten Seelen ihm sein anerkanntes Ich entgegengetreten möge. Das zeigt alle Geschichte und nur an dieses Verhältnis denkt man bei der Knechtschaft; daß das Sklaveseyn ein slavisches Denken ist, darin liegt alles concentrirt, was ja über die Sklaverei wesentliches gesagt werden kann; und wenn das Seyn

des Geistes nicht das Denken in sich schloß, so wären alle seine Zustände nicht der Rede werth. Hätten ja schon die äußeren Naturobjecte auf einen höchsten Verstand, und zeigt schon ihr Seyn ein voraussetzliches Denken in Ordnung und Zweck. Die Verbindung von Seyn und Denken ist etwas, was allenfalls vorkommt.

3. Seyn und Denken.

Von allem Gedankenhaben und Denkenformen geht das Seyn „im“ Denken vorher, denn wer nicht dabei wäre, wenn er denkt, und doch dachte, ich meine: Gedanken hätte, der wäre in der That das Unmögliche leisten und hätte das Problem einer Denkmachine wirklich gelöst. Mein ganzes geistiges Seyn ist Denken, wenn ich denke, und nur in diesem Zustande habe ich ein Interesse an Logik und an Rechtsphilosophie. In dem Denken, und wenn mir die Gedanken so recht in Hülle durch den Kopf wöllen, fühle ich mich frei, und wenn mein Kopf leer ist von Denkbeziehungen und Gedankenverhältnissen, dann fühle ich mich mehr oder weniger an irgend einen andern Zustand gebunden und unfrei. Wenn also vielleicht das Gedankenhaben zur Freiheit gehörte, dann wäre am Ende die Philosophie eine freie Wissenschaft, und das Aus ohne sie etwas Angestrichenes und was keinen Fall hätte.

Wenn es noch zweifelhaft scheinen könnte, so denn wirklich nur die denkende Intelligenz wahrhaft freier Wille sei, so darf man nur an das Gegenstück des freien Selbstbewußtseyns, an das slavische Bewußtseyn, sich erinnern, und daß die unendliche Niedrigkeit seines Wesens gerade darin liegt, daß es von dem Wesen des Geistes, als freier Unentlichkeit, darum nichts weiß, weil es nicht über sich denkt. Sobald der Sklave anfängt, durch Nachdenken den ungeheuren Widerspruch zwischen seinem Seyn und seinem Denken auch nur zu ahnen, fühlt sich seine Brust aus der gedankenlosen Mattigkeit sogleich zur ersten Stufe der Menschenwürde erheben. Wer also Sklaverei wollen könnte, müßte sich freilich die Gedankenlosigkeit zum Princip machen, und da man von Recht und Eiteligkeit gar nicht sprechen kann, ohne wenigstens Etwas zu denken (denk nur ausnahmsweise gibt es Sprachmaschinen), so ist es z. B. im himmlischen Reiche consequenter Laiz, auch das Reden zu regulieren. Wenn man gar bedacht, daß der Mensch, je nachdem ihm die Gegenstände dazu veranlassen es bis zu solcher Reimung und Erhebung des Selbstbewußtseyns treiben kann, daß ihm die Freiheit selbst, wenn auch nur halb verstanden, Zweck wird, und wenn wir auch erinnern, mit welcher Energie solche ideale Standpunkte des Willens ihr Denken durchsetzen, so wird man seinen Anstand nehmen, das, was von Lange her geglaubt worden ist, anzuerkennen, daß das Denken ein Seyn ist, auf dem am Ende der ganze Werth der Menschheit beruht.

Daß also in der Philosophie vom Denken die Rede ist, hat man immer ganz natürlich gefunden, aber man hat sich gewundert, daß in der neuesten, und zwar gleich von vorn herein, so gar viel von Seyn geredet wird, und es bis jetzt noch für viele Leser zweifelhaft, ob die Unbede-

theit oder die Wichtigkeit dieses Begriffes größer sei. Wenn nun bestimmt ausgesprochen ist, daß es der dem Inhalte nach unbedeutendste, aber der Form nach umfassendste Begriff sei (denn auf diese Weise haben alle Philosophen das Seyn aufgefaßt, von den ältesten Griechen an bis zu den jüngsten guten), so wie ein kurzer, auch nur desulorischer Ueberblick des Unlangen, und folglich Reichthums, dieses einfachen Begriffes zeigen, daß, vollends, wenn auch nur etliche wenige Beispiele aus dem Jurisprudenzkreise näher angedeutet würden, auch für den denkenden Juristen ein solcher Denkerwuth und das Darandenken, wenn auch nicht zu dem unmittelbar Praktischen, doch gewiß nicht zu dem ganz Unpraktischen zu rechnen sei. Denn ist auch das Praktische die Hauptkategorie des praktischen Menschen, so dürfte sie doch bei einer näheren gelegentlichen Betrachtung sich dem Theoretischen nicht so gar fern liegend zeigen, als gewohnte Lebensarten vermuthen lassen.

Selbst das praktische Seyn des Juristen ist gar vielfältig, und wenn er in allem seinem Seyn vernünftig ist und stets die einzig wahre Freiheit über unerricht im Auge hat, so wird er auch in dem wesenlosen Seyn anderer Gesehe, und in dem vorübergehenden sinnlichen Seyn ohnehin immer das reine Seyn seines freien Geistes ruhig und so klar erhalten, als es die Würde seines Standes fordert. Gerne pflegt der denkende Jurist, wo er nur immer Gelegenheit findet, den Gedankenkreis des Rechts zu verlassen, um aus der Anschauung des Reichthums der übrigen Welt die richtige Begründung und die Zurechtweisung der Stellung seiner Wissenschaft mitzubringen. Besonders bei Begriffen und ihren Beziehungen, wenn mit Begreifen bewältigt er ja alle Rechtsverhältnisse und das Begreifen und Begriffenhaben ist seine Hauptthätigkeit) verschmäht es der Jurist nicht, seinen Blick so weit schweifen zu lassen, als er die Welt und ihre Verhältnisse kennt, so daß auf den kleinen Punkt von Recht oder Unrecht, den er im Auge hat, ein aus einem weit größeren Umfange condensirtes, und mithin schärferes Licht fällt, als das Landrecht allein gibt. Da er seine nöthigen Geseze inne hat, so bleib ihm Zeit und Lust, bei Begriffen zu verweilen und seinen Begriff verschmährt er. Die Bemerkung gemacht zu haben, daß auch sogar das Seyn schon etwas sei, wobei sich etwas denken lasse, das ersucht ihn, und er denkt nun (seine Lectüre und Lebensführung geben ihm die data), daß wenn er aus den, von ihm und andern erlebten Fällen, den einfachen Gedanken ausziehe, daß diese abstrakte Erinnerung in der That ein höchst vielfältiges Seyn enthalte. Seyn ist zwar nur eine arme Denkbestimmung, ja es ist die allärmste, und der aller Inhalt fehlt. Aber gerade tiefer Verzeiht und Grinht wegen ist es fähig, fast alle andern Gedanken zu durchdringen, in die verschiedensten Verbindungen zu treten, und die unermatteten Veränderungen in Gedankenverhältnissen hervorzubringen. Um das Auge für das Bemerkte dieses Denkwesens zu schärfen, wollen wir nur einige seiner Hauptformen (man nennt sie gewöhnlich Bedeutungen) nur in zufälliger Uebersicht an der Seele vorbeigleiten lassen.

(Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufsätze folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 31.

Karlsruhe den 4. August 1838.

I.

Kompetenzkonflikt zwischen den Gerichten und den Zollbehörden über die Entscheidung der bestrittenen Zollzahlung.

Handelsmann W. in R. wurde über mehrere aus der Schweiz erhaltene Seidenwaaren in einen Rechtsstreit mit dem Besizer verwickelt, von welchem die Zollbehörde Kenntniß erhielt und den Handelsmann W. der Zolldefraudation beschuldigte, weil sie die betreffenden Seidenwaaren nirgends als verzollt eingetragen fand. Handelsmann Wormser, der die Waaren schon vor halb einem halben Jahr empfangen hatte, gab deren Empfang aus der Schweiz, so wie seine Zollpflichtigkeit dafür unbedenklich zu, behauptete aber die Entrichtung des Zolls, und nach gepfogener Untersuchung ward der Angeschuldigte freigesprochen, indem von Seiten der Zollbehörden lediglich kein Umstand der geschehenen Defraudation nachgewiesen werden konnte.

Die beim ersten Beginn der Sache von der Zollbehörde mit Beschlagnahme belegten Seidenwaaren wurden jedoch dem Angeschuldigten nicht zurückgegeben, sondern ihm erklärt, daß solche bis zur Nachzahlung des einfachen Zolls im Pfandlag verblieben.

Handelsmann W. wendete sich dagegen an das hiesige Hofgericht. Solches entwickelte der Zollbehörde, daß der Angeschuldigte in der gegen ihn erhobenen Defumination auch von der Nachzahlung des einfachen Zolls entbunden worden sei, und daß also das jetzt an ihn gestellte Verlangen der Nachzahlung des einfachen Zolls dem rechtskräftigen Erkenntniß entgegenstehe, so wie, daß der Beschlagnahme der Seidenwaaren nach dem Gesetzen ein richtiger sei, welcher durch das freisprechende Erkenntniß aufgehoben worden sei. Die Zollbehörde nahm jedoch darauf keine Rücksicht, sondern beharrte auf ihren Schritten.

Dagegen ward nun vom Hofgericht ein Kompetenzkonflikt erhoben, worin noch weiter ausgeführt wurde, daß selbst in dem Fall, wo man die Frage der geschehenen Zahlung des Zolls nicht durch das rechtskräftige Erkenntniß als

entschieden betrachten wollte, der Streit über die angeforderte als schon geschehen behauptete Zahlung nach der B. v. 9. September 1815, Nr. 16 doch vor die Gerichte gehören würde. Allein das Großherzogl. Staatsministerium entschied für die Zollbehörde, gegen die Gerichtszuständigkeit aus folgenden Gründen:

Die Ansicht des Hofgerichts des Mittelsheinkreises, daß es dem von ihm erlassenen freisprechenden Urtheile zuwiderlaufe, wenn Handelsmann W. von der Zollbehörde zur Entrichtung des einfachen Zolls für die in Frage stehenden Waaren angehalten würde, ist keineswegs richtig. Das Hofgericht hat den Angeschuldigten nicht deshalb freigesprochen, weil es die von ihm behauptete Zahlung des schuldigen Zolls für erwiesen erachtet, sondern bloß deswegen, weil der dem Beschuldigten obliegende Beweis der behaupteten Hinterziehung (Defraudation) des Betrags nicht hergestellt worden ist. Das hofgerichtliche Erkenntniß läßt mithin die Frage: ob der Angeschuldigte den Zoll wirklich entrichtet habe oder nicht, unentschieden, und es kann also um so weniger behauptet werden, daß die Nachforderung des Zollsgeßells dem berührten Erkenntniß entgegen sei, als ohnehin außer Zweifel ist, daß ein im Weg des Strafverfahrens ergangenes losprechendes Erkenntniß die Geltendmachung der Civilansprüche des Verleibigten in der der Natur der Sache entsprechenden Art und Weise nicht ausschließt. Daraus, daß W. die Defraudation, der er beschuldigt wurde, läugnete, beziehungsweise die Zahlung des schuldigen Zolls behauptete, folgt keineswegs, daß nunmehr die Zollbehörde den Anspruch der Zollsasse auf Nachzahlung des Zolls Betrags vor den Gerichten verfolgen müsse. Der Großherzogl. Fiskus hat nach §. 14 der Verfassungsumfunde in §. 4 der P. D. nur in solchen Streitigkeiten, die aus privatrechtlichen Verhältnissen entspringen, vor den Landesgerichten Recht zu nehmen, keineswegs aber auch in solchen, welche ihrem Gegenstande nach dem Gebiete des öffentlichen Rechts angehören, also namentlich auch nicht in Streitigkeiten über Steuerforderungen.

Die Zahlungsleistung kann aber an und für sich bloß

bereits bestehende Verbindlichkeiten und Rechtsverhältnisse tilgen, aber nicht den Charakter derselben ändern. Durch die Behauptung, daß eine Struerrschuldigkeit durch Zahlung getilgt werde, und selbst durch die außer Zweifel gesetzte wirkliche Zahlung derselben kann daher die staatsrechtliche Eigenschaft der diesfälligen Verbindlichkeit nicht in eine privatrechtliche verwandelt werden. Die Einrede der Zahlung kann folglich nicht die Wirkung haben, die in Ausübung des Streitgegenstands unfreitig begründete Zuständigkeit der betreffenden Verwaltungsbehörde aufzuheben und solche auf die Gerichte zu übertragen.

Die Zollbehörde kann mithin, in so fern sie diese Einrede für grundlos hält, nicht durch dieselbe gehindert werden, im Wege des Executivverfahrens gegen den Schuldner einzuschreiten, und diesem bleibt, in so fern er sich durch dieses Verfahren für beeinträchtigt hält, nur die Ergriffung des Recurses an die betreffende höhere Verwaltungsstelle übrig. Ein Einschreiten der Gerichte gegen das Verfahren der Steuerbehörde kann nicht Statt finden.

Es ganz außer allem Zweifel möchte es doch nicht seyn, daß ein im Weg des Strafverfahrens ergangenes losprechendes Erkenntniß die Geltendmachung der Civilansprüche des Beleidigten in der der Natur der Sache entsprechenden Art und Weise nicht ausschließt, wenn im Strafverfahren, und zwar im Weg des sogenannten Abhäsionsprocesses, auch über die Privatanträge des Beleidigten verhandelt und entschieden worden ist, so wird es umgekehrt keinem Zweifel unterliegen, daß das darüber ergangene von Strafe und Ersas freisprechende Criminalerkenntniß auch rechtskräftig über die Privatanträge des Beleidigten entschieden hat. Und wenn man sich dagegen auf die Vorschrift des §. 14 der Befassungsurkunde und des §. 4 der P. D. beruft, wornach der Fiskus nur in solchen Streitigkeiten, die aus privatrechtlichen Verhältnissen entspringen, vor den Landesgerichten Recht zu nehmen hat, keineswegs aber auch in solchen, welche ihrem Gegenstande nach dem Gebiete des öffentlichen Rechts angehören, also namentlich auch nicht in Streitigkeiten über Steuerforderungen, so wird man nicht überschern dürfen, daß diese Bestimmungen nur von dem Betreten des bürgerlichen Rechts wegs, nicht aber von dem der Strafrechtigkeit sprechen. So wie also Organen, welche in ihrer Entstehung dem öffentlichen Rechte angehören, nach dem bestehenden Gesetze das Betreten des Strafrechtswegs veranlassen, und in so fern ein Organstand der Amtsbüchigkeit des Strafrichters, und nicht des bürgerlichen Richters werden, so unterscheiden sie den Organstand des Strafverfahrens, und nicht des bürgerlichen Processverfahrens. Nun sind aber nach un-

sern jetzigen Gesetzen die Zoll- und Steuerhinterziehungen in ihrer Untersuchung und Bestrafung vor den ordentlichen Strafrichtern gewiesen, und was derselbe in diesem Strafverfahren vornimmt, und im Strafutheil anspricht, soll dies unternimmt er und spricht er zukünftigermassen aus, weil der Zoll und Steuerfiskus in Steuer- und Zollstrafsachen vor ihm Recht nehmen muß.

Es hat sich aber dabei der Strafrichter an die ihm deshalb vorgeschriebenen Grundsätze und Anordnungen zu halten, und untersucht man nun dieselbe und vergleicht man sie mit dem Zweck und dem ganzen Gang des Verfahrens in Steuerstrafsachen, so wird man auf manche Zweifel über die Richtigkeit der bei Entscheidung des obigen Competenzkonflikts aufgestellten Grundsätze stoßen.

Daß das bei Steuerstrafsachen eingeführte Denuntiationsverfahren hauptsächlich nur in seiner Einleitung vom übrigen Strafverfahren abweicht, und daß es sonst ganz den Gang des gemeinen Untersuchungsprocesses geht, ist eine, zumal nach §. 8 des Strafgesetzes nicht zu bezweifelnde Sache, und wenn also die Zollbehörde eine Denuntiation über eine Zollhinterziehung vor dem zuständigen Strafrichter erhebt, so geht ihr Verlangen und Zweck dahin, daß diese Zollhinterziehung untersucht und bestraft werde. Dieses ihr Verlangen, so wie das Wesen einer Zollhinterziehung, beruht aber zurecht auf der Unterstellung der Zollpflichtigkeit des Angeklagten; denn das liegt wohl auf der flachen Hand, daß Jener, der nicht zollpflichtig ist, sich auch keiner Hinterziehung des Zollguts schuldig machen kann, und so entsteht bei den Zoll- und Steuerstrafsachen alsbald die Frage, wer denn diese das verdammende, wie freisprechende Urtheil hauptsächlich bedingende Zoll- und Struerrpflichtigkeit zu entscheiden hat. Es wird sich aber nicht bezweifeln lassen, daß dieses dem Strafrichter zusteht, denn da der Begriff der Zollfreibeubau auf der Umgebung des schuldigen Zolls beruht, so gebührt die Zollschuldigkeit zum Thatsstand des Vergehens, und daß der Strafrichter den Thatsstand des ihm zur Untersuchung gekommenen Verbrechens zu bestimmen und darüber zu erkennen hat, das ist ein Grundsatz des Strafverfahrens, der wohl keines Beweises bedarf. Daß die der Erkennung des Thatsstands unterliegende Frage der Zollschuldigkeit, losgerissen von einem Strafverfahren über eine Zollhinterziehung und ganz allein für sich betrachtet, nicht dem Strafrichter zur Entscheidung zusteht, kann man unbedingt zugeben; dann liegt aber der Grund dieser Incompetenz nicht darin, daß er die Frage der Zollschuldigkeit überhaupt nicht und nirgends zu entscheiden hat, sondern sie liegt darin, daß ihm alsdann keine Denuntiation über ein Zollvergehen zur Untersuchung und Bestrafung vorliegt, und daß alsdann seine Amtsbüchigkeit als Zollstrafrichter

überhaupt nicht eintritt. So ist es z. B. auch nicht die Sache des Strafrichters, die Kompetenz der öffentlichen Beamten zu bestimmen und zu ordnen, und doch wird man es nicht bestritten wollen, daß bei einer Untersuchung über eine Widerseßlichkeit gegen die öffentliche Gewalt der Strafrichter es ist, welcher die zum Thatbestand des Vergehens gehörige Frage, ob der öffentliche Beamte in den Grenzen seiner Gewalt da gehandelt hat, wo ihm eine Widerseßlichkeit aufliegt, zu entscheiden, und also hierbei allerdings die Kompetenz der öffentlichen Beamten zu bestimmen hat.

Die Art und Weise der Einleitung eines Verfahrens in Strafsachen weist auch gerade darauf hin, daß der Strafrichter die Frage der Zollschuldigkeit mit zu erwägen und zu entscheiden hat, denn wenn einer Zollbehörde eine Zollhinterziehung bekannt wird, so wird sie niemals für sich selbst, oder durch Anrufen der höhern Zollbehörde in einem mit dem Angeschuldigten eingeleiteten Administrativverfahren die Frage vorerst zur Untersuchung und Entscheidung bringen, ob der Angeschuldigte zollpflichtig ist; sie wird das darüber ergangene Erkenntniß der Zollbehörde nicht dem Strafrichter zustellen, um nunmehr auf die von ihm nicht mehr zu erwägende und zu entscheidende Ansprache der Zollpflichtigkeit hin eine Untersuchung wegen eines Zollvergehens einzuleiten, sondern sie wird vor Einleitung des Strafverfahrens für sich erwägen, ob ihr ein Grund der Annahme eines Zollvergehens vorhanden erscheint, und wenn ihr dieses als bejahend zu beantworten ist, so wird sie ihre Denuntiation an den Strafrichter geben und ihm die Untersuchung und Entscheidung des Vergehens nach den Gesetzen und Grundsätzen überlassen, welche ihm deshalb vorgeschrieben sind. Als einer der ersten Grundsätze gilt aber der, daß der Strafrichter vor allem den objectiven Thatbestand festzustellen hat, und dieses kann er hier nur dann, wenn er auch die Frage über die Zollpflichtigkeit untersucht und entscheidet. Alles dieses läßt sich um so weniger mit Grund bestritten, als ja gerade bei den Denuntiationen in Zoll- und Strafsachen das Ansuchen der denuntirenden Zollbehörden überall nicht nur die Bitte um Verurtheilung, sondern auch die Bitte um Zahlung des einfachen Zolls enthält, und als ja überall der Strafrichter bei verurtheilenden Erkenntnissen nicht nur die Strafe, sondern auch die Zahlung des Zollgesells selbst ausspricht. Beides ist in der Anzeige, Untersuchung und Entscheidung immer mit einander verbunden, und wenn man also zugeben muß, daß in Ausnahme der sonstigen Bestimmung der Zollschuldigkeit durch die Zollbehörde bei dem Verfahren über ein Zollvergehen der Strafrichter es ist, welcher das Erkenntniß über die Zahlungspflicht des einfachen Zollgesells kompetenter Weise gibt, so muß man auch zugeben, daß bei

freisprechenden Erkenntnissen es gleichfalls der Strafrichter ist, welcher von der Zahlung des einfachen Zolls den Angeschuldigten da freisprechen kann, wo er sich durch die Untersuchung überzeugt hat, daß der Angeschuldigte nicht zollpflichtig war. Es folgt dieses schon aus dem bekannten Rechtsgrundsatz — *nemo qui condemnare potest, non absolvere non potest* — und das Gericht, welches nur verurtheilen, nicht aber freisprechen kann, wäre ein Unbeing.

Eben weil aber der Strafrichter in Zollsachen nicht nur verurtheilen, sondern auch freisprechen kann, so muß es auch dem Angeschuldigten zustehen, dem Strafrichter alle die ihn von Verurtheilung der Defraudation und von Strafe freimachenden Umstände vorzubringen, und so lange man nicht den Zollstrafrichter nur zu dem Zweck einführt, die Schuld zu finden und auszusprechen, so lange man den Zollstrafrichter zur Gerechtigkeitspflege auch in Zollsachen einsetzt, eben so lange muß er auf die Entschuldigungsgründe achten, sie untersuchen und auch darüber entscheiden. Und wenn nun der Angeschuldigte Rechtfertigungsgründe vorbringt, welche für sich betrachtet, und losgerissen von ihrem Vorbringen im Strafverfahren nicht dem Strafrichter, sondern der Verwaltungsbehörde zum Erkenntniß zustehen, so kann und darf der Strafrichter solche nicht zurückweisen, sondern er muß sie gleich wie jeden andern Entschuldigungsgrund untersuchen, erwägen und beurtheilen, und wenn er sie für gesetzlich begründet erachtet, so muß er darauf hin den Angeschuldigten freisprechen. Er muß also über diese sonst der Verwaltungsbehörde zustehende Frage ein Erkenntniß fällen, und fällt es zuständiger Weise, weil ihm diese Frage in Verbindung mit dem Strafverfahren vorkommt, und weil er hierin der zuständige, und der allein zuständige Richter ist.

Man kann dieses nicht läugnen, und man wird es auch nicht läugnen; allein man wird behaupten, daß nicht darin der Streit liegt, ob der Strafrichter dergleichen sonst der Kompetenz der Verwaltungsbehörden unterstehende Frage im Strafverfahren überhaupt mit zu entscheiden habe, sondern darin, wird man behaupten, liege der Streit, ob der Strafrichter dergleichen sonst der Verwaltungsbehörde zur Entscheidung zustehende Fragen mit Rechtskraft auch in dem Sinne entscheiden könne, daß es nunmehr der betreffenden Verwaltungsbehörde nicht mehr zustehe, nach Beendigung des Strafverfahrens auf die darin vorgesehene, sonst ihr zur Entscheidung zustehende Frage zurückzukommen, und solche abermals um mit Rechtskraft gegen den Angeschuldigten auch anders zu entscheiden, als diese Entscheidung vom Strafrichter getroffen worden ist.

Wenn es nun nicht zu läugnen ist, daß dieses allerdings

zwei unterschreibbare Fragen stnd, so wird sich doch nachweisen lassen, daß auch die Letztere verneinend zu entscheiden ist.

Nichtig ist es nämlich vor allen Dingen, daß das Kriminalurtheil über die Strafe oder über die Freisprechung von der Strafe den im bürgerlichen Rechtsweg oder auf sonst geeignete Weise zu verfolgenden Ersatansprüchen des Beschädigten, im Allgemeinen betrachtet, keinen Eintrag thut. Es folgt dieses schon daraus, daß die Rechtskraft eines Urtheils nur unter den Parteien gilt, und daß in einem Strafverfahren der Beschädigte in der Regel nicht als Partie auftritt. Allein dieser allgemeine Grundsatz und diese Regel leidet da ihre Ausnahme, wo der Beschädigte seine Ersatansprüche im Strafverfahren vorbringt, und wo er in dieser Beziehung als Partie erscheint, und nicht zu bezweifeln ist es, daß in einem solchen Fall, im sogenannten Nebenprozeß, das über die Ersatansprüche des Beschädigten mitentscheidende Strafurtheil auch gegen den Beschädigten in Rechtskraft übergeht.

Betrachten wir nun die Rechtsverhältnisse des Reununtiationsprozeßes über Zoll- und Steuerergehen, so finden wir alsbald, daß die Zollbehörde hierin als Demandant auftritt, und im ganzen Lauf des Verfahrens dem Angeschuldigten als betreibende Partie gegenüber steht, die Beweise seiner Schuld beibringt, seine Rechtfertigungsgründe bekämpft und selbständige, gegen den Angeschuldigten gerichtete, Rechtsmittel ergreift. Sie betreibt aber nicht nur die Strafe, sondern auch den Erßatz des ihr zugegangenen Nachtheils, sie verlangt die Nachzahlung des einfachen Zolls und der einfachen Steuer, und sie tritt daher im Strafverfahren dem Angeschuldigten zugleich als Partie hinsichtlich ihrer Ersatansprüche entgegen, und hat deshalb auch das darüber ergangene Urtheil gegen sich gelten zu lassen, wenn es in Rechtskraft getreten ist.

Nehmen wir den Fall an, es werde in einer Zollstrafsache vor dem Richter erwiesen, daß der Zoll wirklich bezahlt worden ist; nehmen wir an, es werde erwiesen, daß nicht nur die Zollstrafe, sondern auch die Zollforderung selbst verjährt ist, und nehmen wir an, daß wegen dieser erwiesenen Zahlung und Verjährung des Zolls der Richter den Angeschuldigten nicht nur von der Strafe, sondern auch von der an ihn verlangten Auspache der Nachzahlung des einfachen Zolls entbanden hat, so wird man gewiß zugeben, daß es der Verwaltungsbehörde nicht mehr zustehen kann, den Angeschuldigten vor ihr forum zu ziehen, und ihn zu verurtheilen, den erwiesenermaßen bezahlten Zoll noch einmal zu zahlen, den erwiesenermaßen verjährten Zoll doch zu entrichten. Gerade darüber hat der Richter zuständigemassen und rechtskräftig erkannt, und ein seinem Erkenntniß zuwiderlaufenber Ausspruch der Ver-

waltungsbehörde wäre die Aufhebung, die Vernichtung eines rechtskräftigen richterlichen Urtheils, die der Verwaltungsbehörde nicht zusteht. Man sagt nicht, daß die Verwaltungsbehörde die Fragen über Zollschuldigkeit zu entscheiden habe, und daß sie also in Beschränkung ihrer Ausspache auf den einfachen Zoll nur das thue, was ihres Amtes sei. Diese ihre Zuständigkeit tritt nur dann ein, wenn es sich von vornen herein um die Schuldigkeit des Zolls als solches handelt, wenn es sich darum fragt, ob Jemand bei Einbringung einer Waare in das Land zollschuldig ist. Wenn aber die Waare schon längst im Land ist, wenn es sich fragt, ob sich Jemand eines Zollvergehens schuldig gemacht habe, so tritt dafür die Zuständigkeit des Strafrichters nach den sie bestimmenden Gesetzen ein. Dieser Zuständigkeit ist der Angeschuldigte und die Zollbehörde selbst unterworfen, und wenn der Beurtheiler gegen sich die richterliche Beurtheilung zur Nachzahlung des einfachen Zolls gelten lassen muß, und nicht im Stande ist, sich dagegen bei der Zollbehörde zu beschweren, daß das hierin angeständige Urtheil gegen ihn die Frage seiner Zöllspflicht entschieden habe, so muß auch für ihn die Entscheidung des Richters gelten, welche ihn von der Zöllspflicht freispricht. Sonst könnte das richterliche Urtheil überhaupt seinen Anspruch auf seine Gültigkeit machen, und wenn in einem Strafverfahren von dem Angeschuldigten bewiesen wird, daß er gar nicht der Einbringer der Waare gewesen ist, wenn der Angeschuldigte beweist, daß er zur Zeit der Vergebung des Zollvergehens in einem Stande war, der es ihm physisch unmöglich machte, die Waare zu besitzen, einzubringen und den Zoll zu unterschlagen, so müßte man es immerhin der Zollbehörde überlassen, nach einem solchem hergestellten Beweis den Freisprochnen zur Zahlung des Zolls anzuhaltend, was doch gewiß gegen alles Recht und Gesetz ginge.

Die Zollbehörde ist bekanntlich ausschließlich kompetent die Controllvergehen abzuurtheilen. Nichts destoweniger hat auch der Strafrichter das Recht, in dem Fall, wo ihm bei einer denuntirten Zollhinterziehung nur ein Controllvergehen erwiesenermaßen unterliegt, eine Controllstrafe auszusprechen. Er wird dieselbe mit Rechtskraft auch gegen die Zollbehörde zu thun im Stande seyn. Die Zollbehörde wird aus ihrer sonst bestehenden Zuständigkeit über Controllvergehen nicht berechtigt seyn, namentlich die nämliche Handlung als ein Controllvergehen abermals zu untersuchen, und eine neue, höhere Controllstrafe als die richterliche anzusprechen. Und wenn sonach unsere bestehende Gesetzgebung bei dem richterlichen Zollstrafverfahren eine solche Beschränkung der Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden ausdrücklich einführt, so wird man daraus nur schließen können, daß sie überhaupt bei dem Zollstraf-

verfahren die Zuständigkeit des Richters als die höhere für alle Fragen einführt, welche dort vorkommen, und entscheiden werden. Bei der Natur des Denuntiationsprozeßes, wo die Verwaltungsbehörde als Partie auftritt, bei dem Wesen des Zollstrafverfahrens als Abhöfensprozeß, hinsichtlich des von der Zollbehörde verlangten Erlasses und Zahlens des einfachen Zolls, überwiegt und vertritt aber die Zuständigkeit des ordentlichen Strafrichters, die ohnehin nur ausnahmsweise bestehende Zuständigkeit der Verwaltungsbehörde, und hier gilt der Satz — *le criminel emporte le civil*.

Jedenfalls wird durch solche sich widersprechende Erkenntnisse der Gerichte und der Verwaltungsbehörden über eine und ebendieselbe Sache und Handlung ein Streit erzeugt, der ein gegenseitiges dienstfeindschaftliches Benehmen vorzuziehen nicht befördert. Durch dergleichen, wenn irgend der Sache nach die richterlichen Urtheile aufhebende, Schritte und Maßregeln der Verwaltungsbehörden wird das Ansehen der Gerichte geschwächt, und es wird gerade in Zollsachen das leider hier und da bestehende Mißtrauen der Zollbehörden gegen die Gerichte genährt, welches in sich gänzlich grundlos dann einen Schein gewinnt, wenn eine höhere Zollbehörde einen Angeeschuldigten zum Erlass des einfachen Zolls verurtheilt, von dem ihn das Gericht freigesprochen hat. Wenn sich solche Fälle wiederholen sollten, so wäre es sehr zu wünschen, daß die Verwaltungsbehörden bei ihren Denuntiationen die Anforderung des einfachen Zolls und Steuererlasses unterlassen, und die Gerichte nicht mehr in die Lage setzen, Erkenntnisse zu geben, welche zwar gegen den Angeeschuldigten gültig und wirksam sind, welche aber von den Verwaltungsbehörden hinsichtlich ihres Interesses nach ihrem Ermessen beachtet, oder bei Seite gesetzt werden. Man wird dann freilich auf eine andere Einteilung des Strafverfahrens in Zoll- und Steuerfachen dringen müssen. Es wird dann freilich notwendig werden, daß zuvor die Zollbehörden in ihrem Verwaltungsweg die Frage der Zollschuldigkeit entscheiden, und dann wird man sich vielleicht überzeugen, namentlich, wenn man auf die Schwierigkeit stößt, daß man in dieser Voraussetzung der Frage der Zollschuldigkeit zuerst die Rekursinanspruchnahme des Administrativverfahrens durchmachen muß, ehe das Strafverfahren wegen des Zollvergehens beginnen kann, daß die Natur der Sache und die Notwendigkeit des Zollschutzes es gleichmäßig verlangt, daß bei Zollvergehen die Stelle auch die Zollpflicht zuständiger Weise und rechtskräftig entscheidet, welche das Strafurtheil gibt, welche aber auch freisprechen darf.

Ich könnte nun bei Betrachtung der Entscheidung des betreffenden Kompetenzkonflikts darauf übergehen, daß ich untersuchen würde, in wiefern das Gericht im vorliegenden

Fall wirklich ausgesprochen hat, daß der Angeeschuldigte den Zoll bezahlt habe. Allein mein Zweck ist nicht der, die getroffene Entscheidung des Falls einer Kritik zu unterwerfen, sondern mein Zweck ging nur dahin, den dabei allgemein aufgestellten Grundsatz der Unwirksamkeit der Strafurtheile auf die Geltendmachung der Privatanprüche des Angeeschuldigten im Civil- oder Administrativweg gerade in Beziehung auf Zoll- und Steuervergehen einer näheren Erörterung und Prüfung zu unterwerfen, und dadurch zu verhindern, daß man von Seite der Zoll- und Steuerbehörden diesen, meines Erachtens hier nicht ganz richtig, Grundsatz allgemein anwendet, und der Entscheidung des Kompetenzkonflikts die Deutung gibt, daß die Verwaltungsbehörden nach Verurteilung des Strafverfahrens überall und ganz ungehindert durch das richterliche freisprechende Urtheil den Angeeschuldigten zur Zahlung des einfachen Zolls- oder Steuererlasses verurtheilen, und alsbald dadurch, wie hier geschehen und nicht gerügt, zwingen können, daß sie die im richterlichen Beschlag liegenden Sachen des Angeeschuldigten auch nach dem rechtskräftigen freisprechenden Urtheil in einem Verwaltungsbeschlag behalten. Ich wenigstens bin auf das vollkommenste überzeugt, daß man im großh. Staatsministerium in Beziehung auf die Wirkung der Strafurtheile angedeuteten Grundsatz eine solche Ausdehnung nicht geben wollte.

Dagegen wird es nöthig seyn, auch auf eine Erörterung und Prüfung des fernere bei der Entscheidung des obigen Kompetenzkonflikts aufgestellten Grundsatzes einzugehen, daß Streitigkeiten über geleistete Zahlung solcher Schuligkeiten, welche hinsichtlich ihrer Entstehung und ihrer Größe vor die Verwaltungsbehörden gehören, gleichfalls von den Verwaltungsbehörden zu entscheiden sind und nicht von den Gerichten. Es wird dieses um so notwendiger seyn, als die Zahl solcher vor die Verwaltungsbehörden gewiesener Verbindlichkeiten eine große ist, und als bekanntlich die Zahlung einer Verbindlichkeit, wenn man darunter auch nur Zahlung mit Geld versteht, ein Erlösungsmittel einer Schuld ist, welches mit andern Erlösungsgründen gleichfällt, nemlich die von der Leistungszahlung aufgestellte Entscheidung auch sehr wohl auf die andern und überhaupt auf die Erlösungsgründe von Schulden und Verbindlichkeiten ausgedehnt werden kann, wodurch die hier geschehene Entscheidung des Kompetenzkonflikts eine Ausdehnung gewinnen würde, welche eine bedenkliche, und wahrscheinlich abermals nicht drabschlichtige wäre.

Bei Erörterung dieses Grundsatzes ist nun vor allem das voranzustellen, daß es sich hier nicht von einem Streit über die Zuständigkeit des Strafrichters, sondern allein um

die Frage handelt, ob der ordentliche Civilrichter den Streit zu entscheiden hat, ob eine von der Verwaltungsbehörde festgesetzte Schuldbiligkeit des VIII. Organisationsedikts, Bril. D. I., §. 8 (Regblt. 1809, Nr. 82, S. 449.) durch Zahlung oder sonst einen Erloschungsgrund heiligt und erloschen ist.

Hierin ist nun nicht zu bestreiten, daß die Zahlungseistung eine Schuld den Charakter derselben an und für sich nicht verändert, und wenn also die bezahlte Schuld eine solche ist, welche einen öffentlichen Charakter in ihrer Entstehung hat, so tilgt die Zahlung eine öffentlich entstandene Schuld. Allein die Tilgung einer Schuld durch Zahlung ist für sich betrachtet ein besonderes Rechtsgeschäft, und damit, daß man die Natur einer Verbindlichkeit als einer öffentlichen bewiesen hat, welche in ihrer Entstehung vor die Verwaltungsbehörden gewiesen ist, hat man noch keineswegs bewiesen, daß namentlich auch alle über die Zahlung dieser Verbindlichkeit entstehenden Streit: öffentlicher Natur sind und vor den Verwaltungsbeamten zur Entscheidung gehören. Es können aus der Zahlung, für sich betrachtet, eine Menge Rechtsstreite entstehen. Der Eigentümer einer Sache, mit welcher ein Dritter seine Schuld bezahlt hat, kann sie nach R. N. S. 4238 unter gewissen Voraussetzungen vom bezahlten Gläubiger zurückfordern, und wenn hier ein solcher Streit entsteht, so wird es sich wohl schwer nachweisen lassen, daß diese Frage vor die Verwaltungsbehörde gehöre, indem sie aus öffentlich rechtlichen Verhältnissen entspringe. Es kann auch eine Zahlung zur Ungebühr vorkommen, und wenn also eine *correlatio indebiti* angeklagt wird, so müßte solche nicht aus etwaigen andern Gründen, sondern ganz allein aus dem Grund vor die Verwaltungsbehörden gewiesen werden, weil es hier um einen Gegenstand handelt, welcher als solcher einen öffentlichen Charakter habe. Wären diese Streitigkeiten so zu entscheiden, so würden die Entscheidungen aller Streitigkeiten über die weiteren Erloschungsgründe der Verbindlichkeiten ebenfalls vor die Verwaltungsbehörden gehören, und es würde sich nicht mehr darum fragen, ob der Streit auf einem privatrechtlichen Verhältnisse beruhe, sondern nur daraus wäre die Frage der Zuständigkeit der Gerichte oder Verwaltungsbehörden zu entscheiden, ob der Gegenstand des Streits eine öffentliche Sache ist oder nicht. Und da nun der Fiskus eine öffentliche Persönlichkeit hat, so theilt er diese seine öffentliche Persönlichkeit auch seinem Eigenthum mit, wonach jeder Streit, der das Eigenthum oder die Persönlichkeit des Fiskus zum Gegenstand hat, auch eine öffentliche Sache zum Gegenstand hätte, mithin nicht vor den Gerichten, sondern vor den Verwaltungsbehörden zu entscheiden wäre. Und dann wäre man nicht mehr weit

von der Ansicht, daß überhaupt der Fiskus kein Recht vor den Gerichten zu nehmen hätte, denn das wird sich in jedem Streit mit dem Fiskus leicht nachweisen lassen, daß es sich darin um eine Sache oder eine Handlung trägt, welche einen öffentlichen Charakter hat. Damit käme man aber viel zu weit, und es wird daher die Meinung, daß man die Zuständigkeit der Gerichte oder Verwaltungsbehörden bloß nach dem Gegenstande des Streits und dessen öffentlichen oder nicht öffentlichen Charakter zu beurtheilen sei, nicht als richtig anzuerkennen werden dürfen.

Es wird vielmehr die Beurtheilung dieser Zuständigkeit lediglich davon abhängen, ob die bestehende Gesetzgebung diesen oder jenen besonders ausgezeichneten Streit vor die Gerichte oder die Verwaltungsbehörden gewiesen habe, und findet man keine darüber sich besonders ausgesprochene gesetzliche Bestimmung, so wird sich fragen, ob der Streit aus privatrechtlichen Verhältnissen entspringe, oder nicht. In letzter Frage ist nun allerdings auch die Untersuchung von großer Bedeutung, welchen Charakter der Gegenstand des Streits habe, ob er öffentlicher oder nicht öffentlicher Natur sei, denn man kann daraus auf die Privatrechtlichkeit des Ursprungs des Streits oder auf das Gegentheil zurückschließen. Allein mit dieser Untersuchung ist die Sache nicht abgethan, es muß zugleich die Natur des Rechtsgeschäfts, aus welchem der Streit entspringt, untersucht werden, und findet man darin ein privatrechtliches Verhältniß, so gehört der Streit vor die Gerichte; denn das darf man nicht außer Augen verlieren, daß die Zuständigkeit der Gerichte auch gegenüber des Fiskus die Regel bildet, und daß daher j der Rechtsgeschäft, welches hinsichtlich seiner Beurtheilung vom Standpunkt des einen Theils aus, ein privatrechtliches ist, den Streit vor die Gerichte führt, obgleich dem Rechtsgeschäft ein Gegenstand unterliegt, der, für sich betrachtet, öffentlicher Natur ist. Nehmen wir nur das Beispiel der Zuständigkeit der Gerichte über die aus dem Staatsdienst entspringenden Streitigkeiten. Offenbar hat der Staatsdienst einen öffentlichen Charakter, und die dem Staatsbeamten zu zahlende Besoldung ist eine öffentliche Sache. Nichts desto weniger gehört ein Streit über die Fortbezahlung der Besoldung oder der Pension, je nach Lage der Sache, vor die Gerichte, obgleich das Staatsdienerecht nirgends die Zuständigkeit der Gerichte besonders benannt hat. Der Grund davon liegt einfach darin, daß zwar die von dem Regenten ausgehende Staatsanstellung, wann man sie nur von dieser Seite aus betrachtet, nichts privatrechtliches hat, daß aber durch die Annahme der Staatsanstellung mit ihren Bedingungen der Staatsbeamte als Privatmann einen privatrechtlichen Vertrag des Dienstgebendes eingeht, und daß also von dieser Seite aus sein Staatsdienst einen privatrechtlichen

Charakter hat, welcher die daraus entspringenden Streitigkeiten vor die Gerichte und nicht vor die Verwaltungsbehörden weist, so lange nicht besondere Streitgegenstände dieses Vertrags vor letztere gewiesen sind.

Fragen wir nun unter diesen Voraussetzungen nach den etwaigen besondern gesetzlichen Bestimmungen über die Kompetenz der Verwaltungsbehörden oder der Gerichte in Zollsachen, so ist es richtig, daß das VIII. Organisationsdekret, Beilage D. I. 8 die Entscheidung über die Schuldbigkeit, Art und GröÙe des Beitrags der Unterthanen zu direkten und indirekten Steuern, zu welche letzteren die Zölle gehören, den Kreditdirektoren übertragen hat, und daß durch neuere Verordnungen diese Kompetenz hinsichtlich der Zölle auf die Zolldirektion übergegangen ist, und darauf gestützt, wird man alsbald behaupten, daß also die Zolldirektion und nicht der bürgerliche Richter es sei, welche alle Streitigkeiten über Zollsachen zu entscheiden habe. Allein dabei darf nicht übersehen werden, daß gerade das VIII. Organisationsdekret im §. 8 die Zuständigkeit des bürgerlichen Richters als die Regel, und die der Verwaltungsbehörde nur als die Ausnahme anerkennt, und daß also diese letztere Kompetenz nur beschränkt und nicht ausdehnend angegriffen werden darf. Betrachtet man nun den Ausdruck des Gesetzes, daß das Kreditdirektorium die Streitigkeiten über die Schuldbigkeit, Art und GröÙe des Beitrags zu direkten und indirekten Steuern zu entscheiden habe, so wird man ihn nicht dahin verstehen dürfen, daß also die Verwaltungsbehörde alle und jede Streitigkeiten über die in lit. c genannten Gegenstände zu entscheiden habe, sondern man wird ihn um so mehr auf eine besondere Art des Streits hinsichtlich des Beitrags zu Steuern auszuliegen haben, als auch hinsichtlich der andern am betreffenden Ort benannten Gegenstände das Gesetz nicht alle und jede darüber entstehende Streitigkeit vor die Verwaltungsbehörden weist. So ist z. B. in lit. d nur der Streit über die GröÙe eines Alimentationsbeitrags und nicht über die Schuldbigkeit desselben vor die Verwaltungsbehörde gewiesen.

Davon ausgegangen und immer die beschränkende Auslegung des Gesetzes im Auge behalten, so wird man aber unter einem Streit über die Schuldbigkeit, Art und GröÙe eines Beitrags zu den in lit. c. genannten Gegenständen nur den Streit zu verstehen haben, welcher die Fragen umfaßt, unter welchen die Pflicht des Beitrags zu den genannten Gegenständen entsteht und zu Stande kommt, und welche sich auf die Art dieses Beitrags, ob in Geld oder Arbeitsen oder Sachen, und auf die GröÙe desselben beziehen, so daß also hinsichtlich des Zolls die Streitigkeiten vor die Verwaltungsbehörden gehören, welche z. B. darüber ergeben, ob eine in das Land eingebrachte Waare

überhaupt zollpflichtig ist, ob sie nur Transitzoll oder Eingangszoll zu leisten hat, und wie groß dieser Zoll ist. Betrachtet man aber den Streit, wo ein Zollpflichtiger behauptet, er habe den Zoll wirklich bezahlt, so ist in diesem Streit die Schuldbigkeit des Zolls für sich betrachtet nicht im Streit, es ist zwischen dem Zollpflichtigen und der Zollbehörde eine ausgemachte Sache, daß, und wovon, und wie viel Einer zollpflichtig ist, sondern nur das *Ob* im Streit, ob der Zollpflichtige seiner Zollpflicht schon Genüge geleistet hat. Es geht daher der Streit nicht um das *Zustandekommen* der Zollpflicht, sondern um die Erfüllung derselben, und dieser Streit ist im §. 8 c. nicht vor die ausnahmsweise Kompetenz der Zollbehörden gewiesen, sondern er bleibt der Regel der Zuständigkeit des bürgerlichen Richters unterworfen. Ein ähnliches nur umgekehrtes Verhältniß ist am betreffenden Ort unter lit. b. vorgeschrieben, wo die über die Erfüllung der Akkorde zu öffentlichen Arbeiten entstehenden Streitigkeiten vor die Verwaltungsbehörden gewiesen sind, und wo also die Streitigkeiten über das *Zustandekommen* des Akkords selbst den bürgerlichen Richtern unterstehen.

Es unterliegt daher schon in richtiger Auslegung des VIII. Organisationsdekrets die Kompetenz der Verwaltungsbehörden über die in lit. c. genannten Gegenstände dieser Beschränkung; sie ist aber auch von der spätern Gesetzgebung ausdrücklich anerkannt und festgesetzt, denn durch die Verordnung vom 9. Sept. 1815, Regbl. 1815, Nr. 18 ist vorgeschrieben, daß die aus privatrechtlichen Titeln abgeleiteten Widersprüche des angeforderten Beitrags zu den im §. 8 c. genannten Schuldsigkeiten nicht vor den Verwaltungsbehörden, sondern vor dem bürgerlichen Richter zur Entscheidung kommen sollen. Die Zahlung einer Schuld ist aber ein privatrechtlicher Befreiungstitel von der Schuld, sie ist so ein im bürgerlichen Gesetzbuch abgehandeltes Rechtsgeßschaft, und wo also der Streit nicht über die Zollpflicht und deren Entstehung an sich, sondern über die geschehene Zahlung desselben ergeht, gehört er nach richtiger Auslegung des VIII. Organisationsdekrets, und nach ausdrücklicher Vorschrift der Verord. vom 9. Sept. 1815 vor die Gerichte, und nicht vor die Zollbehörden. Und selbst wenn man die allgemeinen Entscheidungsnormen des §. 14 der Verfassungsurkunde und des §. 4 der P. D. über die Zuständigkeit des Richters oder der Verwaltungsbehörde unterstellt, so kommt man zum gleichen Ergebnis. Hiernach nimmt der Fiskus in allen aus privatrechtlichen Verhältnissen entspringenden Streitigkeiten Recht vor dem Richter. Nun entspringt aber hier der Streit nicht aus dem allerdings vor die Verwaltungsbehörde gehörenden Zustandekommen des Zolls, sondern er entspringt aus der behaupteten und bestrittenen Zahlung des

Zoll. Die Zahlung des Zolls ist aber ein privatrechtliches Rechtsgeschäft, und sonach gehört der Streit vor den Richter und nicht vor die Verwaltungsbehörde.

Betrachten wir doch nur den Gang und den Inhalt dieser Streitigkeiten über das Zustandekommen der Zolllast und ihre Erledigung durch Zahlung, so wird man sich alsbald überzeugen, daß diese verschiedene Kompetenz der Verwaltungsbehörden und des Richters ganz in der Natur der Sache liegt.

Die Art und Weise des Entstehens der Zolllast liegt in dem Geschäftskreis der Finanzbehörden, von ihnen gehen die hier einschlagenden Anordnungen aus, und unter ihnen steht die Aufsicht über den Vollzug der hier einschlagenden Gesetze und Verordnungen, wornach es auch die Finanzbehörden sind, welche vorzugsweise sich mit diesen Gegenständen beschäftigen und welche daher zur Entscheidung darüber entstehender Streitigkeiten vorzugsweise geeignet sind. Wenn aber diese Fragen alle erledigt sind, wenn über das Zustandekommen der Zolllast kein Streit besteht, sondern wenn es sich bloß darum handelt, ob der Zoll bezahlt sei, so kann man nicht einsehen, daß zur Förderung und Entscheidung dieses Streits die Zolldirection vorzugsweise geeignet ist. Die Zahlung des Zolls ist die landrechtliche Zahlung einer Schuld, wie einer andern, und wenn nun über den Beweis dieser Zahlung Streit entsteht, wenn es sich darum handelt, ob die vorgelegte Quittung eine echte ist, wenn es sich um eine Schriftvergleichung nach den Vorschriften der P. D. handelt, wenn Eide zugeschworen und zurückgeschoben, das Gewissen mit Beweis vertreten, Verschämungsgerichten erlassen werden sollen, so würden wohl die Mitglieder der Zolldirection, und im Refusweg des Finanzministeriums, so wie im Oberrefusweg des Staatsministeriums sich verwundert ansehen, wenn sie alles dieses vornehmen, und sonach die P. D. eifrig studiren müßten. Das ist platterdinge unmöglich, und um sich aus dieser Lage der Sache zu ziehen, gibt es keinen andern Weg, als entweder anzunehmen, daß diese Fragen vor den Richter gehören, oder aber, daß es bei solchen Streichen auf alle diese Vorbringen des Zolllastigen, und auf alle diese seine Rechtsbedürfnisse nicht ankommt, sondern daß die Verwaltungsbehörden dergleichen Streitigkeiten ohne alle weitere rechtliche Verhandlungen ganz nach eigenem Ermessen zu entscheiden haben, und daß diese ihre Entscheidung auch von ihnen durch eigene executive Gewalt zu vollziehen ist. Mit andern Worten, daß nicht die Verhandlungsweg, sondern

die Maxime des Haftstehens dergleichen Streitigkeiten entscheidet.

So kann es durchaus nicht seyn, denn wäre es so, so könnten die Zollbehörden den Zoll, die Steuerbehörden die Steuer, die Gemeindeverwaltungsbehörden die Gemeindefeuerbeiträge zu jeder Zeit von den Pflichtigen fordern, und da die Verjährung so gut ein nicht vor den Richter gehörriges Erledigungsmittel der Schuld als wie die Zahlung ist, so könnte auch die verjährte Schuld angefordert werden, und der Bürger müßte über die geschehene Zahlung oder Verjährung vor Verwaltungsbehörden sein Recht nehmen, welche in der eigenen Anforderung der Schuld nicht einmal den Schein der Unparteilichkeit bewahren können, der doch nothwendig wäre, um der Entscheidung einer Verwaltungsbehörde zumal da nur einiges Vertrauen zu erweiden, wo sie in ihrer Entscheidung nicht an die Normen und Gesetze gebunden erachtet werden soll, welche sonst vor dem Richter eingehalten werden müssen, wenn es sich darum handelt, ob ein Bürger etwas zahlen soll.

Man wird auch dieses als ein Uebelstand nicht verläugnen, allein man wird dagegen auführen, daß es unmöglich sei, die Fragen über die Zahlung der Steuern und Zölle, von denen der ganze Staatsbedarf abhängt, den Gerichten und ihrem langsamen schleppenden Verfahren zur Entscheidung zu überweisen, und man wird dabei sich zur Furcht vor schon beginnender Auflösung des ganzen Staats hinausschrauben, wenn man solche Grundsätze einführen wollte. Allein man fürchtet sich vor einem leeren Schatten, denn das liegt doch wohl auf der flachen Hand, daß ein Prozeß auch vor den Gerichten kein so angenehmes Ding ist, daß man mit Grund zu befürchten hat, daß nun die überwiegende Mehrzahl der Staatsbürger, ohne die Staatssteuer bezahlt zu haben, aus reiner Progreßflucht über die nicht geschehene Zahlung einen Rechtsstreit vor dem Richter beginnt. Die Prozesse über nicht wirklich geschehene Zahlung des Zolls und der Steuern werden um so seltener seyn, als die Beträge der Steuer und des Zolls im Einzelnen klein sind, und die Art und Weise ihrer Zahlung höchst einfach geregelt ist. Sollten aber deshalb viele Prozesse entstehen, weil wirklich bezahlter Zoll noch einmal angefordert wird, so ist es Recht, wenn sie vor den Richter kommen, und wenn sie nicht vor die Behörde zur Entscheidung gehören, welche die Bezahlung des bezahlten Zolls anfordert.

(Schluß folgt.)

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro} 32.

Karlsruhe den 11. August 1838.

I.

Kompetenzkonflikt zwischen den Gerichten und den Zollbehörden über die Entscheidung der bestrittenen Zollzahlung.

(Schluß.)

Was den schleppenden Gang der Gerichte betrifft, so wird eine geringe nicht zur Appellation kommende Sache vor dem Richter erster Instanz schneller entschieden, als im Verwaltungsweg, der keine Rechtsmittel nicht nach dem Wirth des Gegenstands bemißt, und wenn wir einmal fragen, welche Entscheidung längere Zeit braucht, welche vom Amt, Hofgericht und Oberhofgericht gegeben wird, oder welche von den Administrationen, hauptsächlich in Zollsachen, hier und da gegen die Gerichte besteht, und welches dadurch genährt wird, daß solche Stellen jede Denuntiation wegen einer Defraudation in ihrem großen Dienstifer schon für eine Art Ueberschreitung des Angeschuldigten darum halten, weil sie nach ihrer Instruction nur auf ihnen gegründet scheinende Anzeigen eine Denuntiation einleiten sollen, und weil sie nun in der Abweisung ihrer Denuntiation eine Art Abänderung ihres schon gefällten Urtheils zu erblicken glauben, von deren Begründung sie sich um so weniger überzeugen, als dergleichen Denuntiationen manchmal auf Verordnungen der Finanzstellen sich gründen, denen die Finanzbehörden, nicht, aber die Gerichte, eine Gesetzeskraft beilegen.

Nach allem dem möchte es daher zum mindesten zweifelhaft seyn, ob die in einer Zoll- oder Steuerdefraudation von den Gerichten gefällten Urtheile nicht auch auf eine rechtskräftige Weise die hierbei vorkommende Frage der Zoll- oder Steuerpflicht entscheiden, und ob es nicht die Gerichte sind, welche den allein um die Frage der Zahlung des

Zolls oder der Steuer sich drehenden Streit da zu entscheiden haben, wo die Zollpflicht selbst als wirklich bestanden nicht bestritten wird.

Und nun noch ein Wort über das hier vorgekommene Verfahren der Zollbehörden hinsichtlich der Beschlagnahme der Waaren.

Die Waaren, von welchen eine Defraudation des Zolls behauptet wurde, waren schon längst im Besitz des Denuntianten, und nachdem die Denuntiation erhoben ward, so wurden sie von der Zollbehörde mit Beschlagnahme belegt. Diese zur Feststellung des Thatbestands dienende Maßregel war nach §. 29 des hier in Anwendung kommenden Zolls-Strafgesetzes gerechtfertigt. Allein nach §. 30 gehen solche mit Beschlagnahme belegte Gegenstände in richterlichen Beschlagnahme ab, wenn das Verfahren über die Defraudation beginnt, und dieser Beschlagnahme endigt sich nach §. 30 jedenfalls durch das in Rechtskraft übergegangene freisprechende Urtheil, so daß die von der Zollbehörde hier angeordnete Fortdauer des Beschlagnahmes bis zur Entscheidung des vor sich gezogenen Verfahrens über die Frage der Bezahlung des einfachen Zolls nicht zu rechtfertigen ist. Der etwa dafür angründete Satz des Zollgesetzes, daß die Waare für den Zoll hafte, tritt hier nicht ein, denn er geht nur auf den Fall, wo eine Waare zu einer Zollstätte gelangt, und wo alsdann die Waare nicht eher von der Zollbehörde freigegeben wird, als bis der Zoll entrichtet ist. Hier war aber die Waare schon bald ein halbes Jahr in den Händen des Zollpflichtigen, und wenn nun für einen solchen Fall behauptet werden wollte, daß es der Zollbehörde zuliebe bei ihrer Behauptung, daß der einfache Zoll davon nicht bezahlt worden seie, mit der Beschlagnahme der Waare zu beginnen, also dem Zollpflichtigen die Waare aus seinem Magazin zu nehmen, und in öffentlichen Verwahr zu legen, so wäre dieses die Allegation eines Arrêts, die Wegnahme einer Privat Sache aus dem Eigenthum eines Bürgers, wozu kein Gesetz berechtigt. Solch ein Verfahren könnte zu einer großen Unsicherheit des Eigenthums führen, und wenn man bedenkt,

daß sonach es immer die Zollbehörde wäre, welche den einfachen Zoll fordert, welche über die Behauptung der schon geforderten Zahlung entscheidet, welche ihre Entscheidung mittelst executiver Gewalt in Vollzug setzt, und welche diesen Vollzug durch Erschlagnahme der betreffenden Waaren von vorn herein sichert, und sich zugleich die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit dieses Beschlages beilegt, so möchte hier doch eine solche Vereinigung des Klägers, Richters und Urtheilsvollstreckers in einer Person Statt finden, daß man wohl befürchten darf, daß hierbei Schritte geschehen, welche nicht ganz mit Recht und Gesetz vereinbarlich sind.

Sander.

Anmerkung der Redaktion.

Meine Meinung hinsichtlich der beiden Kompetenzfragen ist folgende:

1.^{te} Die Frage: ob das Hofgericht als Strafrichter über die Schuldigkeit, den Zoll nachzuzahlen, beziehungsweise den defraudirten Zoll zu ersetzen, auch mit Rechtshilfe gegen den Fiskus als Gläubiger entscheiden konnte? — wird von der Beantwortung der allgemeinen Frage abhängen: ob überhaupt das freisprechende Urtheil des Strafrichters auch eine rechtsträchtige Verwerfung der Erbschaftspräsumption oder als Denuntiant aufgetretenen Dammisfakten involvire, oder ob dem Letztern die nachträgliche Verfolgung seiner Ansprüche im bürgerlichen Verfahren unbenommen bleibe?

Die Privatanprüche des Beschädigten berühren an und für sich die Strafgewalt des Strafrichters nicht; gleichwohl haben die Gesetze dem Strafrichter die Befugniß eingeräumt, denjenigen, dem sie wegen eines Verbrechens verurtheilen, zugleich auch zum Ersatze des Schadens für schuldig zu erklären.

Dieß muß nun, da die Gesetze keinen Unterschied machen, nicht nur von denjenigen Fällen gelten, wo der Gegenstand der Rechtsverletzung, wie z. B. beim Diebstahl, bei der Unterschlagung, beim Betrug, bei der Rechnungtreue u. d. dem Privatrechte angehört, sondern auch von jenen, wo der Gegenstand, wie bei der Defraudation von directen oder indirecten Steuern, dem öffentlichen Rechte angehört.

Darnach muß der Richter, welcher über die Defraudation von Zöllen zu erkennen hat, über die Schuldigkeit des Defraudanten zur Nachzahlung, beziehungsweise zum Ersatze der Zölle, in derselben Weise entscheiden können, in welcher der Strafrichter, der über einen Diebstahl erkennt, über den Ersatz des Entwendeten zu entscheiden hat.

Er thut das Letztere eben so wenig in der Eigenschaft eines Civilrichters, als das Erstere in der Eigenschaft eines Administrativrichters, sondern beides in der Eigenschaft eines Strafrichters.

Es fragt sich daher nun, welche Kompetenz der Strafrichter in Bezug auf den Entschädigungspunkt überhaupt habe?

Nach §. 19 des Strafbuchs hat er über den Schadenersatz desjenigen zu erkennen, „der durch das Verbrechen beleidigt wurde.“

Dieß setzt also voraus, daß jemand durch das Verbrechen des Angeschuldigten auch wirklich beleidigt wurde, daß somit überhaupt ein verurtheiltes Erkenntniß erfolgte.

Wird aber der Angeschuldigte hinsichtlich des Verbrechens freigesprochen, so ist der Strafrichter durch kein Gesetz berufen, gleichwohl über den Civilpunkt ein Erkenntniß zu geben.

Der Hauptgrund, aus welchem das Gesetz nur im Falle der Verurtheilung des Angeschuldigten dem Strafrichter auch das Erkenntniß über den Schadenersatz zuweist, mag darin liegen, daß nur im Falle der Verurtheilung jedesmal gewiß ist, daß der Verurtheilte auch den durch das Verbrechen veranlaßten Schaden zu ersetzen habe, wogegen aus seiner Freisprechung in Bezug auf das Verbrechen noch keineswegs folgt, daß er nun auch von dem Schadenersatz freizusprechen sei. Es kann die That eine Schadenersatzpflicht begründen, und dennoch keine Strafe nach sich ziehen; eben so kann sie nach den Regeln des Civilproceßes als erwiesen gelten, der Beweis aber, um ein Strafurtheil darauf zu bauen, nicht genügen.

Dazu kommt, daß das Strafverfahren nur gegen den Angeschuldigten gerichtet ist, nur gegen diesen also eine Verurtheilung zum Schadenersatz darauf gebaut werden kann, wogegen der Dammisfakt in der Regel in kein Verfahren zur Vertheidigung seiner Rechte herangezogen wird, das freisprechende Erkenntniß also ihm seine Ansprüche mit Rechtsbestand nicht verwerfen kann.

Im Denuntiationsproceß, der bei Zolldefraudationen zur Anwendung kommt, ist zwar dem denunzirenden Dammisfakten mehr Gelegenheit zur Vertheidigung seiner Rechte gegeben. Ganz eben so, wie im Civilproceß, hat er sie aber dennoch nicht, und namentlich sind ihm nicht alle Beweismittel, welche die Civilproceßordnung gestattet, eingeräumt. Deshwegen hat auch das Gesetz von dem Sage, daß das Urtheil des Strafrichters gegenüber dem Dammisfakten die Schadenersatzforderung nicht endgültig verwerfen könne, bei Denuntiationen keine Ausnahme gemacht. Vielmehr stellt der §. 22 des Strafbuchs den Denuntianten, dessen Privatanprüche das Strafurtheil nicht anerkannte, mit andern Dammisfakten, die mit dem im Strafurtheil ihnen zuerkannten Ersatze nicht zufrieden sind, auf die gleiche Stufe. Er gestattet beiden, über ihre Privatanprüche, soweit das Strafurtheil sie nicht

anerkannte, auf den Grund eines kurzen nachträglichen Wechselverfahrens vom Hofgerichte ein Separaterkenntniß zu verlangen, wogegen alsdann jedem Theil die Oberappellation zusteht. Uebrigens muß, um das Separaterkenntniß beim Hofgericht verlangen zu können, der Privatanspruch wenigstens so viel betragen, daß die Sache auch im ordentlichen bürgerlichen Rechtsweg an das Hofgericht gelangen könnte, so wie die Oberappellation gegen das Separaterkenntniß nur dann Statt hat, wenn der Gegenstand die Oberappellationssumme erreicht, woraus hervorgeht, daß dieses nachträgliche Verfahren nur eine besondere Art von Civilverfahren ist, und vor dem Hofgericht oder Oberhofgericht nicht in der Eigenschaft eines Strafgerichts, sondern nur in jener eines Civilgerichts Statt hat.

Nach kann man den §. 22 in Uebersetzung mit dem §. 19 nur auf die Stelle bringen, wo ein verurtheilendes Strafkenntniß erfolgt, der Damnisfikt, beziehungsweise der Denuntiant aber mit der darin enthaltenen Bestimmung, was als Schaden anzusehen sei, oder wie viel er betrage, nicht zufrieden ist; wogegen für den Fall, da gar keine Verurtheilung erfolgte, der Strafrichter also gar keinen Anlaß hatte, über den Schadenersatz eine Bestimmung zu geben, dem Damnisfiktaten oder Denuntianten die Einleitung eines gewöhnlichen Civilverfahrens über seine Civilansprüche unbenommen bleibt.

Damit steht im Einklange: der R. N. S. 235, wonach in Fällen, da die zur Begründung einer Eidescheidungsfrage angeführten Thatfachen ein Untersuchungsverfahren veranlassen, das Civilverfahren zwar unterbrochen wird, nach Erledigung des Strafpunktes aber, selbst wenn ein freisprechendes Urtheil erfolgte, wieder aufgenommen werden kann, ohne daß das über den Strafpunkt ergangene freisprechende Erkenntniß der Eidescheidungsfrage entgegengesetzt werden könnte.

Damit stimmt ferner überein: der §. 569 der P. D., wornach zum Beweise eines Verbrechens im Civilverfahren nach erledigtem Strafverfahren die Eideszuschreibung Statt findet, also die Eidesfrage auf den Grund eines Verbrechens auch dann noch zulässig ist, wenn der Strafrichter bereits ein freisprechendes Urtheil erlassen hat.

Diese Gesetze machen dabei zwischen dem Falle, da der Damnisfikt als Denuntiant auftrat, und andern Fällen keinen Unterschied.

Kann hiernach der Bestohlene, welcher als Denuntiant im strafgerichtlichen Wege den Dieb verfolgt hatte, den Reglern, nachdem der Strafrichter ihn freigesprochen hat, noch mit einer bürgerlichen Klage belangen und dabei nach §. 569 der P. D. ihm den (im Strafverfahren unzulässigen) Eid zuschreiben, so muß in gleicher Weise auch der Fiskus den

vom Strafrichter freigesprochenen Zolldefraudanten wegen des einfachen Zollerlasses vor dem über Zollforderungen zuständigen Administrativrichter belangen können, und der Mißstand liegt nicht darin, daß nach einer vom Strafrichter ausgegangenen Freisprechung überhaupt noch eine Ersatzforderung Statt finde, sondern darin, daß in Zollsachen (überhaupt bei Streitigkeiten über Staatssteuern) Richter und Partei in einer Person vereinigt sind, daß nämlich die nämlichen Finanzbedürfnisse, welche die fiskalischen Interessen der Steuerklasse zu vertreten haben, auch zur Entscheidung der darüber entstehenden Streitigkeiten berufen sind.

Dies ist aber nicht bloß da der Fall, wo der Steuerforderungsfreit erst nach einer vom Strafrichter ausgegangenen Freisprechung zur Entscheidung kommt, sondern auch da, wo gar keine strafgerichtliche Verfolgung Statt hat, und der Pflichtige nur aus anderer Veranlassung die Verbindlichkeit zur Zahlung des Zolles oder der sonstigen Steuerforderung an und für sich, oder in Bezug auf die geforderte Größe in Widerspruch zieht. Was so dann

II. die Einrede der Zahlung betrifft, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft, daß darüber der Civilrichter erkennen dürfte, da den Kreisdirectoren, an deren Stelle in dieser Beziehung die Zollirection und die Steuerdirection getreten sind, im §. 8 e des Organisationsedicts von 1809, Beilage D (in obigem Aufsatze ist irrig das achte Organisationsedict citirt) nur das Erkenntniß „über die Schuldigkeit, Art und Größe“

der Steuerbeiträge, nicht aber auch jenes über die Zahlung derselben oder über andere privatrechtliche Erledigungsgründe zugewiesen ist.

Ueber die Zahlung als über einen privatrechtlichen Erledigungsgrund von Verbindlichkeiten (R. N. S. 1234) müssen bei Steuern eben so, wie bei der Zahlung anderer Schuldschulden, alle Beweismittel zugelassen werden, welche die bürgerliche Prozeßordnung unter den gegebenen Voraussetzungen zuläßt. Daß aber die Finanzbehörden weder auf Haupt- oder Notheide erkennen, noch Zeugen eiblich abhören können u. dgl., wird wohl Niemand bezweifeln, und es würde sich überhaupt kurios ausnehmen, wenn dieselben nach der bürgerlichen Prozeßordnung eine Verhandlung pflegen sollten.

Indessen haben dieselben die Verfügung, über die Schuldigkeit und Größe der Steuerbeiträge selbst zu erkennen und die von ihnen als liquid erkannten Beträge mittelst Exekution selbst betreiben zu lassen, ohne den Richter anzuzeigen zu müssen; daher kommt der Steuerpflichtige gar nicht in die Lage, eine behauptete Zahlung vor dem Richter, vor dem er gar nicht belangt ist, als Einrede gegen

die Steuerförmung geltend zu machen, und die Finanzbehörden ihrerseits berücksichtigen dieselbe nach §. 14 der Steuerexecutionordnung nur in sofern, als der Pflichtige die vorgeschriebene Quittung vorweist. Kann er Letzteres nicht, so wird er im Steuerexecutionsweg zur Zahlung angehalten, und es bleibt ihm dann nichts übrig, als die frühere Zahlung, da der Fiskus sie nicht anerkennt und an der Steuer nicht aufrechnet, als zur Angehörigkeit leistet, mittelst einer Klage wieder zurückzufordern.

D. R.

II.

Rechtsfall aus dem Wechselrechte.

Hrddäus hatte am 24. Nov. 1834 einen Wechsel im Betrage von 96 fl. 36 kr., in drei Monaten zahlbar, auf Handelsmann J. N. Moos in Mannheim gezogen. Der Wechsel wurde von diesem acceptirt, und von Hrddäus auf Salomon Raas indossirt. Nachdem ihn dieser nachher den Erben des inzwischen verstorbenen Wechselschuldners hatte präsentiren lassen, wurde er wegen Mangels der Zahlung protestirt.

Ueber den Nachlaß des J. N. Moos mußte Sankt erkannt werden, und Hrddäus meldete dann in der Schuldenliquidationstagsfahrt, unter Vorlage des Wechsels, die Wechselforderung an. Der Unterriichter wies ihn jedoch ab, indem er annahm, daß Hrddäus, nachdem er den Wechsel auf Salomon Raas indossirt hatte, nicht mehr besugt sei, die Wechselforderung dem Wechselschuldner gegenüber geltend zu machen, dieses Recht vielmehr nur dem gedachten Indossaten (der sich übrigens nicht meldete) zustehe.

Auf die von Hrddäus hierwegen an das Hofgericht des Unterheinkreises ergriffene Berufung, änderte dieses jedoch die unterrichtliche Entscheidung dahin ab, daß die obgedachte Forderung für liquid zu erklären sei.

In den Entscheidungsgründen wurde hinsichtlich der Legitimation des Liquidanten Hrddäus angeführt:

1) Nach § 114 a des Handelsrechts soll die Ausübung eines Wechsels als Bekräftigung der Verichtigung des Wechselwerthes angesehen werden. Diese Bestimmung findet nach L. R. §. 4 a eben so wohl auf das zwischen dem Indossanten und Indossaten durch das Indossament eingetretene Rechtsverhältniß Anwendung, als es hinsichtlich des Wechselschuldners und Wechselinhabers unzweifelhaft besteht. Durch das Indossament wird nämlich der Indossant für den Fall, daß der Wechselschuldner nicht bezahlt werden sollte, Selbstschuldner des Indossaten (vergleiche § 118, 164 des H. R.), somit diesem ge-

genüber in die nämliche Lage gesetzt, in welcher sich der Wechselschuldner (der Acceptant) dem Wechselinhaber gegenüber befindet. Obi daher der Indossat einen vom Wechselschuldner nicht bezahlten und deshalb protestirten Wechsel dem Indossanten zurück, so enthält dieses nach Maßgabe der eben angeführten Gesetzesstellen die Erklärung, daß Indossat für seine Rückgriffsforderung an den Indossanten von diesem Befriedigung erhalten habe.

Dadurch wird dann das vorher zwischen dem Indossanten und dem Wechselschuldner bestandene Rechtsverhältniß so hergestellt, wie es vor dem fraglichen Indossament und ohne dasselbe bestanden haben würde.

Eines Rückwechsels (der ohnehin keine nothwendige Förmlichkeit wäre) bedarf es in einem solchen Falle aber nicht. Das Ziehen eines Rückwechsels vom Indossaten auf den Indossanten ist ein, vom ursprünglichen Wechselgeschäfte unabhängiger Vorgang, der zwischen den genannten zwei Personen eine Novation enthält (H. R., § 178), welche den ursprünglichen Wechselschuldner, als Dritter, gar nicht berührt und nur dann Statt zu finden pflegt, wenn der Indossant nicht sogleich den Indossaten, auf die in Ermäßigung des H. R. §. 163 geschehene Eröffnung des Protests, befristet.

Da nun nach der Verfallzeit resp. dem Proteste ein Wechsel nicht mehr durch ein, nach Maßgabe des H. R. § 136, gefertigtes Indossament übertragen werden kann, der Appellant aber dennoch im Besitze des betreffenden Wechsels sich befand und denselben zu den unterrichtlichen Acten gab, und der Wechsel ein Zahlungsgesamt ist, so spricht nach L. R. §. 229 die Rechtsvermutung dafür, daß der Appellant auf die angegebene Art wieder in den rechtmäßigen Besitz des Wechsels gekommen sei, ohne daß es einer besondern Nachweisung hierwegen bedürfte, zumal da der Prozeßgegner ohnehin nicht behauptete, daß jene Besitzergreifung in einem Vergehen des Appellanten ihren Grund habe, der frühere Indossat sich nicht gemeldet hat und auch die in L. R. §. 169 vorgeschriebene feierliche Bekanntmachung an den Schuldner auf den Wechselübertrag keine Anwendung findet.

2) Für die Klagebefugniß des Appellanten spricht außerdem noch Folgendes:

Nach § 118 und 140 des H. R. haften der Indossant, der hier zugleich der Wechselgeber ist, dem Indossaten gegenüber mit dem Acceptanten sammtverbindlich für die Bezahlung des Wechsels. Jener befindet sich daher gerade in derselben Lage, wie der Bürge, der für den Hauptschuldner sich sammtverbindlich erklärt hat. Er kann deshalb auch nach Analogie des L. R. §. 2032, Nr. 2 in dem Falle, wenn der Hauptschuldner in Vermögensverfall gerathen ist (wie hier der Acceptant Moos), den Schuldner auf Bezahlung der Schuld belangen, und zwar sogar dann, wenn er, der Bürge, noch nicht einmal selbst den Gläubiger bezahlt hätte.

Rrn.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 33.

Karlsruhe den 18. August 1838.

I.

Negativer Kompetenzkonflikt zwischen dem großh. Hofgericht und der großh. Kreisregierung.

Maria Anna Schuler, geborne Seger von Altorf, welche von ihrem Ehemann abgesondert lebt, verlangte von ihm die Ermächtigung zu Führung eines Rechtsstreits gegen ihren minderjährigen Sohn Rud. Schuler, um ein von ihrer Mutter zu dessen Gunsten errichtetes Testament als nichtig anzusehen. Von ihrem Ehemann erhielt sie keine Antwort auf dieß Begehren, wandte sich also durch den R. P. Spr. an das Amt Kenzingen mit der Bitte: ihr die richterliche Ermächtigung zur Anstellung ihrer Klage zu ertheilen.

Das Amt verfügte aber:

„von Obervormundschaftswegen im Interesse des Pflegebefohlenen“ werde die nachgesuchte Ermächtigung verweigert.

Der Anwalt der gebachten M. A. Schuler wandte sich hierauf mit einer so theilweisen Appellationsbeschwerde an das Hofgericht dahier und gründete seine Beschwerden darauf:

a) daß das Amt die vorgetragenen Umstände nicht in Erwägung gezogen, sondern nur das Interesse des Bescheidigten minderjährigen Kindes der Klägerin berücksichtigt habe; es sei nämlich allerdings dem Interesse desselben angemessener, wenn es jetzt schon im Besitz eines bedeutenden angefallenen Vermögens sei, als wenn es solches erst nach dem Tode seiner Mutter zu erwarten habe; allein hier, wo das Interesse der Mutter und des Kindes kollidire, und wo zur Wahrung des letztern der Richter gar nicht berufen sei, könne das Interesse des Kindes den Ausschlag nicht geben, sondern die Entscheidung müsse davon abhängig gemacht werden, ob die Mutter den vorhabenden Rechtsstreit gewinnen könne oder nicht?

b) die Landbeschläge 218 und 219 übertragen die jetzt in Anspruch genommene Funktion ausdrücklich dem Rich-

ter, und es könne daher kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß nur dieser zur Entscheidung der Frage:

Ist eine Ehefrau zur Eingehung eines Rechtsstreits zu ermächtigen oder nicht?

berufen — und jede Entscheidung einer Administrationsbehörde hierüber eine Usurpation der ihr nicht zustehenden richterlichen Gewalt sei.

Zum Beweis der entscheidenden Thatsachen wurde auf die betreffenden Urkunden, als Eheverträge, Testamente und Inventuren Bezug genommen, sodann die Bitte gestellt: nach erhobener causae cognitio zu erkennen:

die Klägerin Appellantin sei gerichtlich ermächtigt, den vorhabenden Rechtsstreit gegen ihren Sohn Rud. S. auf Umstößung der von ihrer Mutter am 7. und 24. Sept. 1834 errichteten letzten Willen zu beginnen, und, wenn nöthig, durch alle Instanzen durchzuführen; die Kosten trage der Appellant.

Der Gerichtshof forderte vorerst die Akten ein und das Amt bemerkte in seinem Berichte: es halte die Beschwerte für ungeeignet, denn die Obervormundschaftsbehörde habe im Interesse eines Minderjährigen über die Ermächtigung zur Prozeßführung erkannt, und wenn Japlorant mit diesem Erkenntniß nicht zufrieden sei, so sehe ihr wohl der Refus an großh. Kreisregierung offen, allein zu Appellationsverhandlungen eigne sich diese Administrativsache nicht.

Der Gerichtshof (erster Senat) beschloß, dem R. P. Spr. durch das Amt auf seine Beschwerde zu erlassen: daß die obrigkeitliche Ermächtigung einer Ehefrau zur Prozeßführung ohne den Consens oder wider Willen ihres Mannes ein Akt der obervormundschaftlichen Gewalt sei, und daß dergleichen Handlungen nach unserer Befreggebung nicht den richterlichen, sondern den administrativen Behörden zustehe, er werde daher mit seiner hiermit nicht gereigten Beschwerde gegen den Beschluß des Amtes abgewiesen.

Die Beschwerdeführerin wandte sich nunmehr zur Erreichung ihres Ziels an die hiesige großh. Kreisregierung; es erging aber von derselben an das Amt Kenzingen folgender Beschluß:

„Die Ermächtigung der Ehefrau zur Prozeßführung ohne oder gegen den Willen des Mannes hat nach R. N. S. 218 von dem Richter zu geschehen, von welchen sie eben so, wie die Ermächtigung zur Samtverbindlichkeit (B. D. vom 7. April 1810, §. 3, Reg. Bl. Nr. 15) in einer gerichtlichen Urkunde zu ertheilen ist. Die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörde ist durch kein Gesetz begründet, und es kann daher ein außergerichtliches Rechtsmittel gegen ertheilte oder verweigerte Gerichtsermächtigung, wofür die Form des Verfaßens im R. N. S. 219 vorgeschrieben ist, überall nicht Statt finden.“

Von dieser Verfügung wurde zugleich hieher mit dem dienstfreundschäftlichen Ansuchen Nachricht gegeben, daß das großh. Justizministerium in verschiedenen Spezialfällen die Inkompetenz der Administrativbehörden in rubricirtem Betreff ausgesprochen habe.

Beurtheilung.

Bei diesem negativen Kompetenzkonflikte befindet sich die großh. Kreisregierung ohne Zweifel im Irrthum, welcher daher rührt, daß sie den — in den erwähnten Landrechtssätzen vorkommenden Ausdruck: „Richter, Richteramt“ im strengen Sinne nimmt, obgleich ihn die Gesetzgebung in diesem und noch vielen andern Stellen des Landrechts (Cod. Nap.) in weitem Umfange gebraucht hat.

Richter (junge) im eigentlichen Sinne ist nur der, welcher durch die Staatsgewalt ermächtigt ist, die Rechtsverhältnisse streitender Theile durch ein Erkenntniß nach dem Gesetze zu bestimmen. Der Ausdruck: „Gerichtbarkeit“ bezeichnet diese richterliche Gewalt, allein sie ist nicht immer auf diesen engen Kreis beschränkt.

Bei den Römern hatten die Präfecten vermöge ihrer *iurisdiclio* die ganze Justiz- und Regierungsgewalt; andern Magistraten waren unter diesem Namen einzelne Gewaltzweige anvertraut; gleichwohl haben die Römer im Begriffe die *iurisdiclio* von der Regierungsgewalt unterschieden, namentlich vom *municipium* und *misetum imperium* und der *legis actio* — dem Rechte, ohne Befehl und Rechtsanspruch gewisse nicht streitige Geschäfte in der gesellschaftlichen Form zu vollführen oder zu befähigen. — L. 3, 4 de iurisd. L. 1, §. 1 de offic. ejus, cui mand. L. 26 ad municip. L. 4 de adopt., L. 3 de off. procons.

In Deutschland ist von jeher das Richteramt mit andern Nebenbeschäftigungen vermischt gewesen. In jener allgemeinen Bedeutung ist die Gerichtbarkeit ein Gemisch der Regierung- und Justizgewalt, jedoch hat man die Begriffe dadurch wieder gesondert, daß man die eigentliche Gerichtbarkeit unter dem Namen der streitigen (*iurisdiclio contentiosa*) den übrigen Regierungsgewalten

des Richters unter der Benennung der willkürlichen oder nicht streitigen Gerichtbarkeit (*iurisdiclio voluntaria*) entgegengesetzte. Das Verfahren in den streitigen Sachen nennt man schlechthin Prozeß.

Die einzelnen zur willkürlichen Gerichtbarkeit gehörenden Handlungen sind mit den Lehren des Privats- und Regierungsrechts in genauem Zusammenhange und werden in den Lehrbüchern des Civilrechts, namentlich in den Lehren von der Ehe und den Eheverträgen, von der väterlichen Gewalt, der Annäherung (Adoption), Emancipation, Vormundschaft, Entmündigung u. s. w.) abgehandelt.

Das badische Landrecht (Code Napoleon) enthält über die Akte der willkürlichen Gerichtbarkeit — ohne dieser Benennung sich zu bedienen — bei den einschlägigen Materien die gesellschaftlichen Bestimmungen. Die Kompetenz und Obliegenheit aber zur Verrichtung, beziehungsweise Befestigung, solcher Handlungen hängt von der Gerichtsverfassung ab. Mit der Reception des französischen Civilgesetzbuchs als badisches Landrecht ist bekanntlich die französische Gerichtsverfassung mit ihren organischen Einrichtungen bei uns nicht eingeführt worden, und da sie von der badischen sehr verschieden ist, so läßt sich leicht erklären, daß in dem Gesetzbuche manche Handlungen dem Richter, Richteramt zugewiesen sind, obgleich sie nach unsern bestehenden Einrichtungen vor andere Behörden gehören, was namentlich mit den in Frage stehenden R. N. S. 218 — 224 über die richterliche Autorisation der Ehefrau vor Gericht zu stehen, und mit der angegebenen Verordnungs vom 7. April 1810 von der gerichtlichen Ermächtigung der Ehefrauen zur Einhebung einer Samtverbindlichkeit der Fall ist. Das Organisationsrescript vom 26. Nov. 1808 mit seinen Beilagen, welches, in Folge des Länberzuwachses, die ganze Staatsverwaltung neu geordnet, hat namentlich und ausdrücklich die willkürliche Gerichtbarkeit in den Geschäftskreis der beauftragenden und verwaltenden Stellen (im Gegensatz zu den richterlichen im eigentlichen Sinne) von unten herauf, der Amtserverwalter, Beamten (Ober- und Beirathsämter) und der Kreisdirectionen (nunmehr Kreisregierungen genannt und mit größerm Bezirke begabt) gewiesen, auch hat das zweite Einführungsgebot zum Landrecht jene Gegenstände der willkürlichen Gerichtbarkeit, für welche ein richterliches Verfahren im Gesetzbuch vorgeschrieben ist, den Beamten als Polizeibehörden zur geeigneten Erledigung, mit ausdrücklichem Vorbehalte der Berufung an die höhere Verwaltungsbehörde, zugetheilt. Unter den Handlungen der willkürlichen Gerichtbarkeit, welche den Kreisregierungen anzuempfehlen zulassen, ist in der Organisationsbeilage D, sub num. 12 h, die Erlaubnißvertheilung an Pflugeschäften zu Prozeßführungen bei inländischen Gerichten in zweiter Instanz oder bei einem ausländischen

Gerecht, wo Anwälte anzustellen sind. Die gerichtliche Ermächtigung einer Ehefrau zur Prozeßführung ohne oder gegen den Consens ihres Mannes gehört eben so zu den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, denn die *chelicé* *Portuguesa* ist ein analoges Verhältnis mit andern Pflegschaften. Tritt nun der Fall ein, wie hier, daß das Amt die nachgesuchte Ermächtigung verweigert, und die Ehefrau solche bei einer höhern Behörde zu erlangen sucht, so kann es nur jene Stelle seyn, welcher nach der Organ. Beil. D., num. 42 c., die Aufsicht über die Geschäftsführung der Aemter und Amtsbefugnisse rücksichtlich aller Lit. C., Nr. 20 und 39 bemerzten Gegenstände, namentlich und insbesondere der Pflegschaften übertragen ist, folglich auch die Entscheidung der desfalls an sie gelangenden Bitten und Beschwerden obliegt. Diese höhere Behörde ist — wie gezeigt — die betreffende groß. Kreisregierung. Das Hofgericht hingegen kann niemals in dergleichen Gegenständen kompetent seyn, denn fürs erste ist in der Organ. Beil. Lit. E. den Hofgerichten nur die *streitige* Gerichtsbarkeit (*jurisdicção contenciosa*) in Civilsachen zugetheilt, zum andern verträgt es sich nicht wohl mit der Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Richters, daß er einer Partei erst die Ermächtigung vor Gericht zu stehen, ertheilen und dann selbst erst den Prozeß leiten und aburtheilen soll. Beide Handlungen in einer und derselben Person oder Dienststelle vertragen sich, meiner Ansicht nach, nicht mit einander, denn die Ermächtigung einer Partei zum Streit begründet erst ihre Legitimation, und des Richters Sache ist es nun, das Daseyn der Legitimation der Streitenden Theile zu fordern und zu prüfen, nicht aber selbst dasjenige, was einer Partei fehlt, um vor Gericht aufzutreten zu dürfen, zu ergänzen. Der nachgesuchten Ermächtigung soll in der Regel — wenn sie nicht als leere Formalität behandelt werden will — eine Untersuchung der Verhältnisse, worauf es ankommt, und eine Ermägung des Rußens oder Schadens, welcher der Partei durch die Führung oder Unterlassung des Rechtsstreits erfolgen kann*), vorausgehen. Der Richter, wenn er sich diesem Geschäfte unterziehen müßte, würde von vorn herein den Advokaten der Partei machen, folglich in eine Collision der Pflichten mit seinem Richteramte gerathen.

Nach vorstehender Ausführung darf es keinem Zweifel unterliegen, daß die Kompetenz der groß. Kreisregierung für den unterstellten Fall gegründet ist. Da übrigens diese hohe Stelle zur weitem Motivierung ihrer Ablehnung der Sache behauptet hat, daß das groß. Justizministerium in verschied-

nen Specialfällen, die jedoch nicht namentlich angegeben sind, die Inkompetenz der Administrativbehörden in rubrizirtem Betreff ausgesprochen habe, so wird darauf erwidert, daß hierorts solche Ansprüche nicht bekannt, und, wenn sie wirklich ergangen, doch nicht haltbar, vielmehr mit der bestehenden Gerichtsverfassung im Widerspruch sind.

Eine andere Frage ist es: ob in dem unterlegten Falle überhaupt eine Berufung von dem abweisenden Beschlusse des Amtes an eine höhere Behörde zulässig sei? denn nach der Fassung des Artikels 218 hängt es von dem Aufstehen des Bramten ab, die gebotene Autorisation zu ertheilen, weil das Gesetz sich also ausdrückt: *er kann (il peut)*. Verhält es sich so und nimmt man das Gesetz nach dem Wortlaut, so hat die Partei kein Beschwerderecht gegen den abweisenden Auspruch des Amtes zu führen und keinen Refurs an eine höhere Stelle; allein nach dem Geiste des Gesetzes, welches keine reine Willkür des Bramten dulden kann, sondern eine sorgfältige Prüfung der That- und Rechtsverhältnisse unterstellt, muß man annehmen, daß der Richter der willkürlichen eben so gut wie jener der streitigen Gerichtsbarkeit schuldig ist, seine Bescheide mit Gründen zu rechtfertigen, und daß derjenige Partei, welche sich bei diesen Gründen nicht beruhigen will, erlaubt ist (*est paribus*), ihre Beschwerden höhern Orts anzubringen. So verhält es sich nach dem gemeinen deutschen Rechte, welches eine sogenannte außergerichtliche Appellation (nach Analogie der gerichtlichen) mit Beobachtung der vorgeschriebenen Fristen, oder auch den Weg der bloßen Beschwerde gestattet, — vid. Just. Claproth bürg. Proz. II. Th., §. 372. Thybaut Eyst. d. Pand. R., §. 1276.

Donsbach.

Nachtrag zu dem Aufsatz über den negativen Kompetenzkonflikt.

In Gemäßheit des dogmatischen Anschauens hat die groß. Kreisregierung mit rinen Akten in rubrizirtem Betreff auch ein Aktenstück in Sachen der Friedrich Birmeinschen Ehefrau von Eichstetten wegen Entschlagung der Gütergemeinschaft mitgetheilt, worin folgender Erlaß des groß. Justizministeriums vom 23. November 1832 ersichtlich ist:

„Erlaß des groß. Ministeriums des Innern vom 28. October 1832, Nr. 14,128 in Sachen mehrerer Gläubiger gegen die Friedrich Birmeinschen Eheleute zu Eichstetten, Forderung; modo Entschlagung der Ehefrau an der Gütergemeinschaft betreffend.

Beschluß.

1) Den, gegen den amtlichen Bescheid vom 30. November v. J. und hiernächst gegen die denselben bekräftigende Entscheidung der groß. Kreisregierung vom 4. Mai d. J. ergriffenen Refurs als unstatthaft zu verworfen.

*) Zachariae in f. Edd. d. fr. C. R. 3. B., S. 69, Note 37 sagt: „wenn die Frau bei dem Gerichte auf Autorisation anträgt, so hat dieses theils das Interesse des Mannes, theils das der Frau zu beachten. Morlin qu. m. separat, de bleus, §. V.“

2) Der großh. Regierung des Oberheinfreies hievon unter Rückanschluß der vorgelagten Akten mit dem Bemerken Nachricht zu geben, daß ein außergerichtliches Rechtsmittel gegen ertheilte oder versagte Gerichtsermächtigung, wofür die Form des Verfahrens im R. N. S. 219 vorgeschrieben sei, überall nicht Statt finden könne.“

„von Cusat.“

Dieser hohe Beschluß des großh. Justizministeriums und vielleicht noch mehrere, deren die Kreisregierung im Allgemeinen erwähnt hat, scheint diese Veranlassung zu haben, von ihrer früheren Meinung über ihre Zuständigkeit abzugeben, denn man nimmt in dem besagten Akten wahr, daß die großh. Kreisregierung sich für kompetent gehalten hat, über den dorthin ergangenen Refers des Friedrich Birnelinschen Ehefrau wegen der vom Amt ihr abgeschlagenen Gerichtsermächtigung zur Prozeßführung zu erkennen, indem sie durch ihren Beschluß vom 4. Mai desselben Jahres den amtlichen Bescheid befähigt hat. Es scheint aber das großh. Ministerium des Innern von einer andern Ansicht ausgegangen zu seyn, weil es die Akten in der nämlichen Sache, ohne den dorthin ergangenen Refers der Birnelinschen Ehefrau im dritten Zuge selbst zu erledigen, dem großh. Justizministerium mitgetheilt hat.

Obiger Beschluß des großh. Justizministeriums verdient, daß ich meinem Vortrage noch einige Betrachtungen nachfolgen lasse, denn ich bin der Ansicht, daß

1) das großh. Justizministerium nicht kompetent war, seinen oberwähnten Beschluß, der ein oberkräftiger Erkenntniß involvirt, zu erlassen, und

2) daß der Beschluß, seinem Inhalte nach, so wie auch die zugleich der großh. Kreisregierung zur vermeintlichen Belehrung gemachte Bemerkung, auf einer unrichtigen Ansicht beruht.

Zu 1) nämlich wird die Inkompetenz des Justizministeriums zur Erkennung über den fraglichen Refers, wenn man auch solchen zur Erledigung im Wege der Justiz und nicht der Administration als geeignet ansehen würde, seiner Ausführung bedürfen, da bekanntlich das großh. Justizministerium wohl die Oberaufsicht auf die Justizpflege im Großherzogthum, aber nicht die Verwaltung derselben hat und keine der drei Instanzen für die Ausübung der Gerichtsbareit bildet).

*) Nimmt man an, daß die gerichtliche Ermächtigung einer Ehefrau von den ordentlichen Gerichten auszugeben habe, so kann das Justizministerium allerdings keine Instanz bilden, und über Beschwerden wegen verlagter Ermächtigung nicht erkennen. Wenn man aber, wie der Herr Verfasser dafür hält, die Ermächtigung einer Ehefrau als eine Sache der willkürlichen Gerichtsbareit zur Kompetenz der (administrativen) Rechtspolizeibehörden gehörig ansieht, so bildet das Justizministerium, welchem die (früher

Zu 2) ist zwar nicht zu bestreiten, daß die R. N. S. 218 und 219 die Ehefrau an den Richter (das Richteramt des Bezirke) gewiesen und das Verfahren vorgeschrieben haben, um die Ermächtigung gegen die Verfassung des Ehemanns zu erwirken, dennoch aber ist es nicht minder wahr, daß die Fragen über die Zuständigkeit des Gerichts und über die Form des Verfahrens das Prozeßrecht angehen, und daß die verschiednen Bestimmungen des französischen Code de procedure, Art. 881 und folglich in den Code civil, wozin sie eigentlich nicht gehören, übertragen worden sind; eben so wahr ist es auch, daß die Sätze 218 und 219 des badiſchen Landrechts nur eine wörtliche Uebersetzung des Code Napoleon enthalten, und daß die Bestimmungen des Landrechts über richterliche Kompetenz und die Form des Verfahrens nur dann und in so weit bei uns Anwendung finden können, als sie mit unserer, von der französischen sehr verschiedenen, Gerichtsverfassung und Prozeßordnung im Einklang stehen. Die französische hat ihren Gerichten in ihrem Hauptberufe, der Rechtspflege, einen engeren Wirkungskreis angewiesen, als hier bei uns der Fall ist; ein französisches Gericht, erster oder zweiter Instanz, hat im ordentlichen Prozesse keine andere Verrichtung, als über den schon instruirten Prozeß in der Audienz die Anwälte und Advokaten der Parteien zu hören und hierauf, was Recht, zu erkennen. Mit dem Hören beginnt das Geschäft des französischen Richteramts, mit dem Rechtssprechen ist es beendet. Die Ausfertigung des Urtheils, welches der Vorstand des Gerichts mündlich zum Protokoll ausgesprochen hat, ist lediglich Sache der Gerichtsschreiber. Auch die Vollstreckung der Urtheile, so weit sie in der fahrenden Habe des Verurtheilten geschieht, gehört nicht zum Geschäftskreis des Richteramts, sondern der Justizver. Dagegen ist den Gerichten eine andere Geschäftvermehrung zugeheilt, indem gewisse Gegenstände der willkürlichen Gerichtsbareit in ihre Hände gelegt sind. Anders verhält sich die Sache bei unsern Gerichten, umfassender ist ihre Wirksamkeit in der Justizpflege, aber mit Gegenständen der willkürlichen Gerichtsbareit haben sie nichts zu schaffen. Was die Ober- und Bezirksamter in jenen Geschäftszweigen verrichten, geschieht von ihnen nicht in ihrer

dem Ministerium des Innern zugehörende) oberste Leitung der Rechtspolizei übertragen ist, die dritte Instanz, und es kann eine verlagte Ermächtigung der Ehefrau ertheilen, oder die Beschwerde vermerken. In so weit aber das Justizministerium dafür hält, daß eine im Referswege an dasselbe gelangte angebliche Rechtspolizeisache gar nicht vor die Rechtspolizeibehörden, sondern vor die Gerichte gehöre, so kann es wohl ohne Zweifel den rechtspolizeilichen Refers als unstatthaft erklären und den Betheiligten überlassen, sich an die Gerichte zu wenden. D. R.

Eigenschaft als Gerichten erster Instanz, sondern vermög ihrer Administrationsgewalt, daß ihr ihnen die Administration von der Justiz zur Zeit noch nicht getrennt ist, daher auch von ihren Beschlüssen in jenem Gebiete die Beschwerdeführer sich an die höhere Administrationsbehörde zu wenden haben. vid. Organisationsbitt.

Es ist schon in meinem ersten Vortrage gesagt und gezeigt worden, daß die Ermächtigung einer Ehefrau zu einem Rechtsgeſchäfte, oder vor Gericht zu stehen, die ihr von dem Ehemann verweigert wird, oder ein die nachgesuchte Ermächtigung vergeblicher Beschluß der Staatsbehörde ein Akt der Obervormundschaft ist, weil sie entweder die Stelle der ehelichen Vormundschaft, die dem Manne über die Frau zusteht (daß eine eheliche Vormundschaft besteht, nimmt Zacharia als eine bekannte Sache an, wie aus der Note 2, §. 472 seines Handbuchs also zu ersehen ist):

„Nach dem Erwohnherrrechte, aus welchem der Code die eheliche Vormundschaft entlehnt hat, gehörte die Autorisation des Mannes ad formam negotii, sie war nach der Analogie der Vorschriften, welche das römische Recht über die auctoritas tutoris enthält, zu theilen. Nach dem heutigen Rechte ist sie eine bloße Einwilligung.“

vertritt, den Mangel der Einwilligung des Mannes in das Vorhaben seiner Frau ergänzt, oder seine Versagung bestätigt, oder als Wächterin über dem Ervozt steht, um in Collisionssfällen das Interesse der Frau gegen jenes des Mannes in Schutz zu nehmen; da nun nach unserer Verfassung die polizeilichen Obrigkeiten es sind, welchen die obervormundschastliche Gewalt überhaupt über alle vogtbare Personen beiderlei Geschlechts zusteht — man sehe das II. Einführungsedikt zum G. R., Nr. 5 — so muß auch nicht minder die Ehefrauen in den vorkommenden Fällen unter den Schutz der nämlichen Behörden gestellt, und subet in ihren Angelegenheiten eben so, wie in jenen anderer Pflēgbesohlenen, sein richterliches, sondern polizeiliches Verfahren Start. Dieß ist insbesondere zu erkennen aus dem L. R. Zusatz 224 a in den Worten: „Jede Gerichtsermächtigung muß der Ehefrau einen Geschlechtsbeistand für die betreffenden Fälle zugeben.“ So wie die Vormünder und Pflēger für Unmündige, Winderjährige und Entmündigte, so werden die Beistände für die Frauen von den Polizeibehörden beſtätigt und verpflichtet. Ferner ist die gleiche Behandlung der Erwerber mit andern Curanden zu erkennen in Nr. 28 des II. Einführungsedikts zu Art. 2143 bis 2145 des G. R., indem gesagt wird: „Auf das Gesuch eines Vormunds, um Beschränkung des Unterpfandrechts seines Curanden, und auf das Gesuch des Ehemanns,

um Beschränkung des Unterpfandrechts seiner Frau, beschließt die ordentliche Obrigkeit im polizeilichen Wege. Sie haſtet regressorisch für den Schaden, der durch allzugroße Beschränkung des Unterpfandrechts den Beteiligten erwächst, falls sie gegen ihren und ihrer Vertreter Willen geschieht.“ Im Landrecht wird das Gericht als diejenige Stelle genannt, welche die Sache zu untersuchen und die Minderung des Pfandrechts auszusprechen hat — „le tribunal prononcera la reduction etc.“ — das Edikt weist dieſe Geschäfte der Polizeibehörde zu, und obgleich nicht das Nämliche zu Art. 218 und 219 des Civilrechts ausdrücklich verordnet ist, so findet doch in diesen Fällen nach dem Vorbesagten und aus Analogie ein gleiches Verfahren Statt, und eine Verweisung in den richterlichen Weg würde mit der Verfassung im Widerspruch stehen. Es darf nämlich nicht übersehen werden (worauf ich wiederholt aufmerksam machen will), daß unser Landrecht — die Zusätze abgerechnet — in einer wörtlichen Uebersetzung des Code Napoleon besteht, worin sehr viele Bestimmungen mit der französischen Gerichtsverfassung und Gerichtsordnung in engem Zusammenhange stehen, daß daher die damalige Gesetzgebungskommission (namentlich Brauer) die Absicht gehabt hat, mit diesem Gesetzbuche auch die organischen Einrichtungen der französischen Gerichtsverfassung bei uns einzuführen; man sehe das erste Einführungsedikt, Nr. III., wo gesagt wird:

„Aber die für die Anwendbarkeit dieses Gesetzbuchs nöthige besondere Anstalten der Staatsſchreiberi, Braurung des bürgerlichen Standes, Pfandschreiberi des Familienraths und der Kronanwaltschaft werden wir besondere Verfügungen ergehen lassen. Wegen der Untergeichte und Friedensgerichte achten wir solche für unnöthig. Nach wird demnächst eine nachfolgende allgemeine Progreßordnung die weiter dienlichen Maßregeln vorseichnen.“ Für die Bestellung der Kronanwaltschaft ist schon unterm 20. Mai 1809 eine Verordnung erschienen. Die Absicht der gleichzeitigen Herstellung der organischen Einrichtungen ist insbesondere auch in der Verordnung vom 22. Juni desselben Jahr, wodurch die Frist zur Einführung des neuen Landrechts auf den 1. Januar 1810 erstreckt worden, ausgesprochen; daß aber bald das nachher erschienene zweite Einführungsedikt vom 22. December nämlichen Jahr (ausgegangen von andern Staatsmännern und Verfassern der allgemeinen Landesorganisation) die alt hergebrachten einheimischen Rechtsinstitute ausdrücklich beſtehalten und die Gesetzskraft des Code nur über die darin enthaltenen Bestimmungen der bürgerlichen Rechtsverhältnisse ausgesprochen hat, woraus denn nothwendig zu folgern ist, daß die Bestimmungen des Code, welche mit der Gerichts-

verfassung zusammenhängen und das Verfahren vorschreiben, bei uns keine Anwendung finden dürfen, in so weit sie nicht durch besondere Beobachtungen für anwendbar erklärt sind, oder mit unserm früheren Verfahren übereinstimmen. Dieses ist aber, namentlich in Ansehung des Pfliegschafts- und Bormundschaftswesens, der Fall nicht, sondern gerade das Gegentheil, indem für solches in dem Disti ganz andere Behörden, als die der Code erwähnt, aufgestellt sind und das Verfahren dieser Behörden nicht für gerichtlich, sondern polizeilich erklärt ist.

Sieht man schließlich auch auf unsere Prozeßordnung, so gelangt man über den fraglichen Gegenstand zum nämlichen Resultat. Im Wege der Appellation kann das Hofgericht einer Beschwerde der Ehefrau wegen versagter Ermächtigung vom Unterichter nicht Statt geben, denn nach §. 1172 ist eine Appellation nur gegen ein Urtheil zulässig, welches einen Streitgegenstand zuerkennt oder abspricht. Hier liegt ein Erkenntniß über den Streitgegenstand nicht vor, nicht einmal eine Klage, sondern nur das Begehren der Frau um Ermächtigung, vor Gericht aufzutreten und ein Urtheil in der Sache zu bewirken. Eher möchte man dieselbe zur Beschwerdeführung nach §. 1214 geeignet finden, wenn man die richterliche Verfügung der Ermächtigung als eine Justizverweigerung ansehen könnte, allein meines Dafürhaltens hat das Amt der Beschwerdeführerin dadurch, daß es ihr die verlangte Ermächtigung versagt hat, die Justiz nicht verweigert, es hat über ihr Gesuch wirklich erkannt. Bruht auch dieß Erkenntniß etwa nicht auf zureichenden Gründen und ist sie daher materiell beschwerlich, so kann doch ihre Beschwerdeführung nicht als Hofgericht gebracht werden, weil der Fall einer Justizverweigerung nicht vorhanden ist. Donébach.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

3. Seyn und Denken.

(Fortsetzung)

Alle unbezogene Unmittelbarkeit, eben noch unbestimmten Begriff, alle Objektivität, sogar alles Negative, und das Bestimmte obnein, nennen wir in vorerwähnten Fällen ohne Anstand Seyn und denken nicht daran, wie das Seyn Gedanken in sich schließt. Die Ausdrücke für „eines“ Seyn, Was „für“ eines Seyn, und ähnliche, sind vielfältig in die Sprache verwebt, und das Anschsseyn, von dem wir so oft reden, enthält eine große verhällte Welt von Gedanken und von Seyn. Auch das Seyn in allem Daseyn und überhaupt je-

vorangesetzte Totalität, die wir Seyn zu nennen gewöhnt sind, alle diese Geisteswesen und Denzestalten der großen Denkmutter Seyn (man redet ja auch von Metallmüttern) könnten sich nur nach und nach einzeln in langem Zuge geordnet entfalten; aber auch nur einmal einen halbverworrenen Blick in diese Denkwelt zu thun, und nur einmal zu ahnen, daß sie uns wirklich umgibt, und daß wir alle in ihr leben, ist wichtig, und, daß das Denken sich selbst denken könne, dies beruht auf dieser Angewöhnung, daß man sich nach und nach heimlich wird in der leisen Welt. Diese Denzatome die wir immer (nur nicht unvermischt und rein und so ganz geistig) im Kopfe haben und die unser innerstes Wesen durchweben und halten und sind. Der Mensch ist Denken, und Denken ist Gedanken haben, und die reinen logischen Gedanken sind eben die wesenhaften und eigentlichen Gedanken; sie sind das, was die Welt bewegt und zusammenhält; sie sind der Geist in der Welt.

Des äußeren Seyns gibt es eine Fülle; das ist alles einzelne Seyn, es ist gegenständlich, ist fest und ruhend, und vieles bleibt sich gleich, ja ist sogar selbstständig, während anderes selbstlos ist, oder doch auf den ersten Blick sich als einen bloßen Schein zu erkennen gibt. Das vielfache verschwindende Seyn ist kein wirkliches Seyn und das sich auch hielte und bleibende Gegenwaet hätte. Aber es gibt auch ein wahres Seyn, und wenn auch alles Thun der Menschen, vermischt Seyn ist, und wie auch das Natursyn überhaupt, nur Geschehyn und Bedingtsyn ist, ja wenn auch alles Seyn und äußere Thun der Menschen mit dem Bedürfnisse vergeht, so steht doch allem geistlosen Seyn und allem geglaubten und nur gemeinten Seyn ein gedachtes Seyn gegenüber; und wenn ich allen vielfarbigem Inhalt und Wechsel, und auch alles Dingseyn, alle Erzißung und Bestehen völlig vergehte, so daß das Wort Seyn eine völlige Gleichgültigkeit gegen alles, was ist, ausdrückte, so ist diese leere Hülle des reinen Seyns eine Form und zwar eine Denkform. Und nun möchte ich denn doch wissen, warum es so gar auffallend paradox seyn soll, wenn Cartesius behauptet hat (der auf denselben Punkt gekommen war, wie wir hier, und aber nicht bloß eitsche Bergspitzen und Höhrpunkte und Denzestaltate hat sehen lassen, sondern seinen ganzen Denzweg), ich sehe nicht, sage ich, warum es so auffallend seyn soll, daß Cartesius, und alle Philosophen nach ihm, als eine ausgemachte Sache annehmen: „Seyn und Denken ist an sich dasselbe“ und damit meinen sie das ganz prädicatlose einfache Seyn, das nur als eine leere Abstraktion im Denken vorhanden seyn kann; denn außer dem Denken kann gar kein Mensch solche Abstraktionen haben, wie das einfache Seyn, und ähnliche, die aber, wenn sie mit

dem gewöhnlichen Inhalte erfüllt sind, so wie sie in unseren täglichen Gesprächen und Geschäften, in unseren Vorstellungen und Träumen unausgesprochen eintreten, nicht für solche Schatzkammern des reinen Bewußtseins und höchst einfache Denksätze angesehen werden. Die Verbindung des Seyns und des Denkens im Bewußtseyn der Menschen ist als philosophischer Satz mir so lange auffallend, als und die Einsicht entgegen, denn alles, was ich nicht einsehe, ist mir auffallend. Da aber der Verstand unaufhaltsam wächst, so soll nun die Thatfache als unbestritten gelten, daß auch der kümmerliche Mensch (der Geschickteste ebenfalls) der Einheit des Seyns und des Denkens im Denken nicht entgehen kann, so wenig, als der Luft, wenn er auch nur ein Bißchen denkt oder athmet; denn weniger denken zu wollen als das Seyn, das wird wohl jeder unversucht lassen, wenn er eben so gut eingekehrt hat (was noch viel leichter ist, als das eben entwickelte Schwere), daß das Seyn als solches noch so gut wie gar Nichts ist, und daß, wenn man allen Inhalt wegläßt, diese leere Denksform noch gar keine Gedanken, denn das hieße bestimmten Inhalt, enthalten kann. Das reine Seyn denken, Nichts denken, Denken überhaupt (ohne allen Inhalt) wäre also am Ende ganz das Nämliche, und Cartesianus hätte Recht und Hegel hätte Recht.

Das Seyn ist gar nicht zu umgehen, denn in allem Das Seyn ist es enthalten. Das noch völlig formlose Seyn, das nicht weiter begriffen, als die unreflektirte Unmittelbarkeit, ist ein reines Daseyn, und ist als bloßer Ausdruck der reinen abstrakten Identität mit sich eine unmittelbare Einfachheit, so zu sagen ein Gar Nichts; es ist aber gerade deshalb, weil es noch gar nicht wirklich ist, als völlig grundloses Substrat alles Denkens, die, wenn man so sagen dürfte, noch formlose Form für alles schlechthin noch Innere und ebenso für alle nur Seyende Außerlichkeit. Alles ist Seyn, und es giebt gar Nichts, was nicht Seyn wäre (s. u. a.). Das Seyn als solches, dieses absolute Seyn, denken wir uns getrennt als an sich Seyendes Seyn gegenüber dem Seyn nach Außen und all den verschiedenen Arten der Außerlichkeit des Seyns. Die Bewegung des Seyns, selbst nur ein Moment, wenn auch ein umfangreiches, in der weiten Welt der Gedanken, durchläuft eine fast unabsehbare Reihe von untergeordneten Momenten und Formen und Eristenzen, und der großen erscheinenden Seynswelt tritt eine eben so große Welt des „Seyns“ nach Innen entgegen, gar nicht wesentlich und gleichgültig, und man weiß nicht, welche von beiden Welten das eigentliche und wesentliche Seyn ist. Dem sinnlichen Menschen ist alles innere Seyn Nichts; unsere Religion schon veranlaßt uns alles äußere Seyn für Nichts zu achten, und wenn die Philosophie gar forderte, alles Seyn als Nichts zu denken, dann hätten wir das Wesen

nicht im Seyn zu suchen; und läge vielleicht das Wesen im Denken, dann wäre Denken und Seyn auch verschieden, oder jenes wäre jedenfalls kein äußeres und kein inneres Seyn, denn dies war der Gegensatz, der uns zu dieser Behauptung führte. Schon um zu sehen, ob das Seyn wirklich Denken sei und mithin Wahrheit enthalten könne, wäre es nothwendig, wenigstens die Hauptpartien und Formen der Welt des Seyns einzeln zu untersuchen; und wenn uns das äußere Seyn in's Innere zurückwirft, und beide Welten die Wahrheit vielleicht nicht enthalten, dann wird es die entscheidende Energie des Denkens erfordern in dem ungeheuersten Widerspruch nicht unterzugehen. Alles äußere Seyn ist ein bezogenes und in Verhältnissen stehendes Seyn, alles innere Seyn ist aber ebenfalls reflektirtes Seyn, und wäre dann nur Spiegel des Außeren; und wie dem frommen Gemüthe die äußere Welt an der innern ruhig untergeht, dem Zweifelsuden beide wanden, und dem sogenannten Abtheilen das Innere an der Außerlichkeit zerbricht, so zerfallen vielleicht beide Welten des Seyns vor dem Wesen des Denkens in Nichts. Was dazu gehört habe, zuerst diesen absoluten Standpunkt des Denkens zu gewinnen, und daß er in seiner ganzen Tiefe erschafte, für Knaben nicht sei, da ja höchst energische aber fromme Männer auf dieser Bildungsstufe nicht mit Unrecht von einer Qual des Denkens reden konnten; um alles dieses ahnen zu lassen, habe ich dieses Wenige hier erwähnt.

Wer aber diese, in ihrer Entwicklung ungeheuersten und die volle Manneskraft erfordernden, Elemente des Denkens auch dem Knaben mit geschickter Hand zu bieten vermöchte, daß er in dem All weiter noch gar nichts sehen würde, als unbedeutende, sich von selbst verschende Sätze, der würde der jungen Seele geben, was ihr angemessen ist, und jeder der Sätze wäre ein endloser Keim zu Gedanken und Bildung, denn auch die Seele ist ja nur ein Keim der Unendlichkeit, und so käme nur Gleiches zu Gleichem. Wenn dann in dem stannenden Jünglinge sich nach und nach zur Klarheit entwickelte, was schon bei dem Knaben in seiner Grammatik vorbereitet worden und was dem Manne für seine ganze Lebenszeit Haltung und Bestimmtheit und Ordnung zu geben vermag, dann erst wäre im Sinne der Alten Philosophie wieder ins Leben eingeführt, die daraus zu verschwinden auf dem Punkte stand. Nicht jeder würde die ganze Tiefe einer jeden Idee erschöpfen, und die Gefahr vor den Abgründen ist für den Knaben ohnehin nicht vorhanden.

Alle explizite Dialektik ist nur für den jungen Mann, dem sie aber auch schon darum geboten werden muß, weil denn doch jeder Staat am Ende wenigstens etliche vollkommen durchgebildete Köpfe nöthig haben wird. Die unendliche Bewegung des Seyns wäre für den studirenden Knaben, wie

für das Volk, nur an einigen Punkten sichtbar, alle Formen würden als Bestimmtheiten für ihn dastehen; der Jüngling müßte schon mehr auf den Grund wenigstens des zufälligen Seyns zu gehen suchen, damit sich dem Manne denn doch ein Theil der Gedankenwelt in entschiedenen Bestimmungen klar hingestellt hätte. Es handelt sich jetzt überhaupt nicht mehr darum, ob man das Zweifeln und Denken zulassen wollte, sondern daß man sobald als möglich aus der Unklarheit und Verwirrentheit heraus zu wirklichen Früchten gelange, und daß der Gedanke die Wunden des Denkens allein zu heilen im Stande sei und nur das richtige Denken vor dem irrigen Denken bewahren könne, das ist auch gewiß.

Um sich zu überzeugen, daß man weiter das Seyn noch das Denken umgehen könne, wenn man überhaupt Gedanken hat, darf man nur für das Unschlagen des Denkens in Seyn Beispiele suchen. Es könnte für den Anfang jedes Haus als Beispiel genommen werden, dessen ganze Anordnung doch vorher als Vorstellung in dem Denken eines Baumeisters vorhanden gewesen seyn muß. Das alles, was man Wahrheit nennt, immer eine Einheit des Begriffs und des Daseyns enthalte, und also Denken und Seyn bei der Wahrheit gar nicht getrennt werden können, ohne daß die Wahrheit verschwindet, diese scheinbare Unbegreiflichkeit zeigt fast jedes Beispiel, und wenn die reine Selbstbestimmung, die vortzuweise Denken heißt, und die Unmittelbarkeit, die wir Seyn nennen, offenbar nur ganz zufällig verbunden sind, dann ist auch die Wahrheit oberflächlich. Beispiele, wo die denkende Selbstbestimmung (wir nennen sie Willen) in ein natürliches Daseyn übergeht, sind alle Geseze, ja alles Thun überhaupt und eine Handlung, wobei das Denken und Seyn nicht wenigstens in irgend einem Punkte als zusammenstoßend gedacht werden müßte, ist gar nicht denkbar. Daß nun das philosophische Denken in unserer Zeit hauptsächlich diesen Punkt wieder hervorzuheben und immer entschiedener darauf hinzuweisen veranlaßt ist, kommt nur daher, weil man gerade diese Bedingung alles Erkennens der Wahrheit als etwas Unbegreifliches bei Seite gestellt, und dadurch nicht bloß, z. B. die Beweise vom Daseyn Gottes, die man als unendliche Metaphysik leicht für entbehrlich halten könnte, sondern auch das Praktische, schon die Idee des Staates, zerrütet, und überhaupt alle wirkliche Philosophie unmöglich gemacht hatte. Resultate des Denkens bloß zu glauben, d. h. beizubehalten, ohne sie einzusehen, wäre unmöglich und kann einem denkenden Geschöpfe nicht zugemuthet werden, müßte auch dem Nichtwissen in philosophischer Bedeutung völlig gleichgestellt werden. Es ist also höchst wichtig, da man dann doch auf Philosophie nicht ganz verzichten kann, die aus der

Erinnerung der Zeit verschwunden gewesene Grundlage und Hauptidee neuerer Philosophie wieder markirt hervorzuheben und damit das Erfassen der ganzen Tiefe dieser Idee vorzubereiten.

Schon alle Bedürfnisse der Menschen, mit ihrer Befriedigung, und alle Arbeit sind, in sofern sie reelles Daseyn haben, ein Seyn für Andere, und das für sich Seyn und für Andere Seyn spielt so vielfältig ineinander hinein, und alle gesellschaftlichen Bedürfnisse hängen durch das verschiedenste Seyn so ineinander, daß, weil man es nicht der Mühe werth hält, an einem so unbedeutenden Gedanken seine Einsicht prüfen zu wollen, das, was allenthalben in den verschiedensten Modifikationen vorkommt, das Seyn von den Klagen als unbedeutend übergangen und von den Geschäftigen gar nicht beachtet wird. Das Seyn versteht sich in allen seinen Formen für den Menschen immer von selbst, und nur, wenn es ihm fehlt, vermißt er es, ohne aber sich bewußt zu seyn, daß das, wovon er sonst immer zu reden genöthigt war, jetzt eine Veränderung erlitten haben dürfte. Ganz fehlen, wie er vielleicht glauben könnte, wird das Seyn in seinem Denken niemals, denn Denken und Vernünftigen ist ja auch ein Seyn, und zwar das an und für sich nothwendige Seyn des Selbst, und man hat dabei die Idee (der Geist ist selbst ewig vernünftige Idee), daß, um es abstrakt auszubringen, die Einzelheit und Allgemeinheit sich entsprechend seyn müssen. Die Vernünftigkeit läge also, wenn man sie völlig in losiger Abstraktion und als möglichst einfachen Denknerven auffassen und definierend in Worte fassen wollte, in der sich durchdringenden Einheit der Allgemeinheit und der Einzelheit. Hat der Jurist den Gedanken auch nur so leer, wie er dasthet, richtig gefaßt, so wird das Ausfüllen mit vernünftigen Beispielen aus dem vernünftigen Rechte nur ein Gedankenspiel für ihn seyn, das er aber nicht verläumen wird, schon wegen des Vergnügens, ein recht große Menge unwillkürlich vernünftiger Geseze vorhanden zu wissen. Das allgemeinste Beispiel für ihn ist das allgemeine Irrain alles Rechts und Unrechts, der Staat selbst und die bürgerliche Gesellschaft. Würde der ganze und letzte Zweck alles Rechts immer nur in den Schutz des Eigenthums und die Sicherheit der persönlichen Freiheit liegen, so wäre das nicht vernünftig, weil hierbei wohl das Interesse der Einzelnen als solche ausschließlich berücksichtigt wäre, was aber für durchdachte, d. h. allgemeine, Geseze schon darum nicht genügend seyn kann, weil es ja das Charakteristische alles Denkens ist, daß es sich immer über die Einzelheit des Falles zu erheben sucht. Völlig unbestimmte, und somit ganz allgemeine, Geseze pflegt man aber auch nicht zu den wohl überdenken zu rechnen, und so wäre also der Jurist schon von Hause aus, in Staat und Recht, in einem sich widersprechenden Seyn befangen, daß er durch Denken zu vereinigen die Aufgabe hat. Die Einheit des Seyns und des Denkens, als philosophische Behauptung, kann also für den Juristen nichts auffallendes haben, da all sein Seyn nur Denken ist in Recht und Unrecht.

(Fortsetzung der rechtsphilosophischen Aufsätze folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 34.

Karlsruhe den 25. August 1838.

1.

Erläuterung der Landrechtsfälle 1952 und 1953.

Durch einen verhandelten Rechtsfall über die Verantwortlichkeit der Wirthe und Gastgeber für das Einbringen von Habseligkeiten der Reisenden.

Vermög einer bestandenen Posteinrichtung schickte der Posthalter Dan. Chr. von Altbreisach seinen Postillon N. M. wöchentlich dreimal nach Freiburg mit einer Chaise, um darin sowohl Personen als Effecten hin und her zu transportiren. Der Postillon pflegte jedesmal seine Pferde in dem Stalle des Jähringer Hofes über Mittag einzustellen — während die Chaise vor dem Gasthause auf der f. g. Kaiserstraße stehen blieb — und vor Abend mit seiner Ladung wieder heimzufahren. Als Montag den 28. März 1838, Morgens, der Postillon, wie gewöhnlich, eingekerkert war, brachte er gegen 1 Uhr Mittags mit Hülfe des Postboten N. auf einem Karren zwei Kistchen mit Geld in die Hausflur des Gasthauses und rief den Unterkellner Kav. Sch. mit dem Ersuchen, das rechts an die Haukeflur anschließende Wohn- und Schlafzimmer der Gastwirthin zu öffnen, um dahin das Geld zu verbringen. Die Wirthin war nach Straßburg verreist und hatte die Wirthschaft ihrem Oberkellner anvertraut, die Aufsicht in der Küche aber ihrer Nichte, einem jungen Mädchen, in deren Hände sie auch den Schlüssel zu ihrem Zimmer gab. Der Unterkellner verlangte von der Nichte diesen Schlüssel und öffnete damit die Zimmerthüre, worauf beide obgenannte Postbediente die Kisten hineintrugen und eine über die andere vor dem Ofen auf den Boden stellten. Der Postillon empfahl dem Unterkellner und dem Mädchen auf die Geldkisten wohl acht zu haben und das Zimmer zu verschließen, welsch letzteres auch geschehen ist.

Die zwei Geldkisten hatte der Postillon vor dem Mittagessen auf dem Postamt abgelangt; sie waren einander ähnlich, von länglicher Form, aber verschieden an Größe, mit Hautheben versehen, uncreist, mit dem großherzoglichen Wappen und der Angabe des Werths auf der

Adresse „an das Hauptzollamt Altbreisach“ versehen.

Das größere Kistchen enthielt, laut der Aufschrift, die Summe von 2740 fl. und das kleinere von 2180 fl. in groben Münzsorten. Letzteres ist am Nachmittag aus dem Zimmer, dessen Thüre man nachher unverschlossen fand, entwendet worden, ohne daß man bei der angestellten Visitation und polizeilichen Untersuchung dem Thäter und Besitzer auf die Spur gekommen, und bemerkenswerth ist, daß der Postillon selbst vor der Zeit dieser Entwendung nicht aus dem Hause entfernt gewesen, sondern theils im Gesandzimmer, wo er mit andern Knechten zu Mittag gegessen, theils im Hausflur — wie er selbst sagt — sich aufgehalten hat.

§. 2. Der Posthalter von Breisach verlangte von der Gastwirthin zum Jähringer Hof den Ersatz des entwendeten Geldes, und da sie sich hiezu nicht verstand, beklagte er sie gerichtlich.

In der Klage wird vom Anwalt wegen der Legitimation zur Sache voreerst bemerkt, daß solche außer Zweifel sei, weil der Postillon nur als sein Mandatar oder Geschäftsführer gehandelt habe, weil der Gewaltgeber oder Geschäftsherr allein durch die Handlungen des Mandatars, so weit sie sich auf den ihm gewordenen Auftrag beziehen, sowohl berechtigt, als verpflichtet werde.

Die Klage selbst soll ihre rechtliche Begründung in der Vorschrift der L. R. S. 1942 und 1953 finden, wornach Wirthe oder Gastgeber als Aufbewahrer für Alles verantwortlich seien, was ein Reisender, den sie beherbergen, bei ihnen eingebracht habe, und gegen Entwendung solcher eingebrachten Effecten haften müssen, es mögen Diensthoten, Wirtschaftsausschüßer oder Fremde den Diebstahl begangen haben — Brauers Erlaut. hizu, Bd. III., p. 683. Die Bitte wurde dahin gestellt: Tagfahrt zur Verhandlung anzuberaumen und zu erkennen: es sei die Beklagte Witwe K., unter Verfallung in sämtliche Kosten, schuldig, die Summe von 2180 fl. sammt Zinsen, vom Tage

der Klagezustellung an, den Kläger binnen 4 Wochen zu bezahlen.

§. 3. Der Rechtsanwalt der Beklagten antwortete in der Vernehmung auf die Klage, und zwar 1) in Beziehung auf die Thatsachen: Seit dem Zollanstoß seien Beförderungen nach Breisach bisweilen erfolgt, die Geldlisten jeweils der Beklagten selbst anvertraut und auf ihre Weisung von Postillon unter die Beifahrt neben ihre eigene Geldliste gestellt worden. Das Geld habe derselbe niemals früher von der Post, als etwa eine Stunde vor dem Abfahren, erhoben. Von diesem Verfahren sei — nach der eigenen Geschichtserzählung des Klägers — am 28. März, gerade an dem Tage, wo Beklagte abwesend gewesen, auffallend abgewichen worden und merkwürdig zumal, daß dieser Tag der letzte gewesen, an welchem der Postillon mit dem Wagen des Klägers hieher gefahren, da bald hernach eine tägliche Postverbindung von hier nach Münzingen und von da nach Breisach eingerichtet worden sei. Schon um die Mittagszeit, also zu einer in Rücksicht der Ankunftsstunden des großherzogl. Postamts ungewöhnlichen Stunde, solle das Geld in das Haus der Beklagten gebracht worden seyn, während der Postillon selten vor 4 Uhr abfuhr. Auch wolle derselbe das Geld nicht, wie gewöhnlich, unter die Beifahrt, sondern vor den Ofen gestellt haben; endlich wolle er nicht den Substituten der Beklagten, ihren Oberkellner, um Aufbewahrung des Geldes angegangen haben. Es wurde mit Nichtwissen beantwortet, daß der Postillon eine Kiste mit Geld, im Betrage von 2160 fl., in das Haus eingebracht habe, und widersprochen, daß er diese Kiste nicht selbst wieder herausgenommen und auf seinen Wagen geladen habe.

II. In rechtlicher Beziehung erscheine die Klage als zureichende Weise nicht begründet. Die Verbindlichkeiten, welche die Gesetze den Wirthen oder Gastgebern zum Vortheile der von ihnen beherbergten Reisenden auferlegen, seien ganz spezieller Art, sie treten in andern Fällen nicht ein. Die Anwendung der Gesetze setze voraus, 1) daß ein Wirth als Aufbewahrer in Anspruch genommen worden, Kläger könne aber selbst nicht behaupten, daß die Beklagte oder der von ihr substituirt Oberkellner ersucht worden, das Geld in Empfang zu nehmen und daß die Eine oder der Andere hierzu eingewilligt habe. Die übrigen Dienstboten hätten kein Dispositionsercht über den Gasthof und am allerwenigsten über das eigene Zimmer der klagenden Wittwe; wenn daher der Postillon sich das Zimmer von einer Kellnerin habe ausschließen lassen und wenn er für gut gefunden, die Kiste an den Ofen zu stellen, so habe er dieß eigenmächtig und auf seine Gefahr gethan, denn es sei die Beklagte nicht für den Mißbrauch verantwortlich, den man ohne ihr Wissen und in ihrer Abwesenheit, oder ohne

ihrer Oberkellners Genehmigung mit ihren Dienstboten in ihrem Hause treibe. 2) Eine andere Voraussetzung besche darin, daß ein Reisender, der in dem Gasthofe als solcher logire, eine fahrende Habe eingebracht habe. Der Postillon sei aber als Reisender nicht anzusehen, auch nicht in dem Gasthofe der Beklagten als Reisender beherbergt worden. 3) Nach L. R. S. 1953 haften die Wirthe nur für die Entwendung der Habseligkeiten des Reisenden, Kläger habe aber nicht behauptet, daß das eingebrachte Geld zu den Habseligkeiten des Postillons gehört habe. Ueber die Auslegung und Anwendung des L. R. S. 1953 wurde eine Entscheidung des Tribunals erster Instanz in Paris in der Gazette des Tribunaux vom 21. Juli 1836, Nr. 3383, angeführt.

III. Der Klage wurde die Einrede der fehlenden Legitimation zur Sache des Klägers entgegen gesetzt. Der Kläger gebe an, daß das Geld nicht ihm, sondern der Staatskasse gehört habe. Er habe unmittelbar keinen Schaden gelitten, daher auch keine Schadenersatzklage. Er wolle mittelbar einen solchen erleiden, weil er der Postkasse Freiburg den Betrag ersetzen müsse. Worauf diese Verbindlichkeit sich gründe, sei gar nicht angegeben, denn dadurch allein könne er sie nicht begründen, daß er sage, er habe nach L. R. S. 1384 für seinen Postknecht zu haften, es wäre dann, daß er zugebe, daß sein Postknecht den Verlust verschuldet habe; allein in diesem Falle könne Beklagte nicht ersatzweise für den Schaden einstehen, denn es erscheine nun die Einrede des eigenen Verschuldens des Klägers begründet. Sie stütze sich in falscher Hinsicht auf die eigene Geschichtserzählung des Klägers, woraus hervorgehe, daß der Postknecht mit großem Reichtum zu Werke gegangen, indem er, ohne dem Oberkellner ein Wort zu sagen, und ihn zu fragen, das Geld zur ungewöhnlichen Zeit und auf eine eben so ungewöhnliche Weise in das erste an die Hausthür aufliegende Zimmer nach eigener Wahl einbrachte. In rechtlicher Beziehung stütze diese Einrede sich auf L. R. S. 1148 a.

§. 4. Kläger erwiderte in der Replik: Klaggrund sei die Thatsache des Einbringens, Einrede die Thatsache des Zurückempfangs oder der Zurücknahme. Diese habe Beklagte zu beweisen. Das Gesetz sage nicht, der Gastwirth hafte für das Eingebrachte, wenn es ihm zum aufbewahren übergeben worden, sonst würde das Gesetz nicht nur nichts besonderes, sondern auch etwas überflüssiges sagen. Es sage vielmehr: der Gastwirth hafte für alles Eingebrachte, als wenn es ihm zum aufbewahren übergeben wäre, gleich einem Aufbewahrer — comme depositaire — oder, wie Brauer sage — sie haften für das Einbringen als Hinterlegung. Es genüge

somit an der Thatfache des Einbringens, um die Verantwortlichkeit des Wirths zu begründen.

Reisende seien solche Personen, die anderwärts zu Hause und durch ihre bürgerliche Verhältnisse genöthigt seien, fremde Herberge zu suchen, im Gegensatz von solchen, welche entweder zur Miete wohnen, also beständige Hausgenossen sind, oder von andern Dritten wohnen, die nur zum Essen oder Trinken ab- und gehen, Bräuer, III. Bd., p. 683, lit. b, c, f; Zachariä, 2. Bd., §. 406. Daher sei der Poßknecht als Reisender anzusehen.

Die Gastwirth habe allgemein für Alles, was eingebracht worden, ohne Unterschied, worin es bestehe und wem es gehöre; daher könne S. 1932 auch mit den allgemeinen, von jedem Hinterlegungsvertrag geltenden, Vorschriften überein, S. 1937, 1938 und 1944.

Die Einrede des eigenen Verschuldens des Klägers sei unstatthaft; sie mache das Einbringen des Gasts zum eigenen Verschulden und stehe daher mit S. 1932 in Widerspruch. Auch der faktische Inhalt der Einrede sei nach den Vorgängen unrichtig.

In der Rechtsausführung sagte Kläger noch: Bei Auslegung und Anwendung des Art. 1652 stehen der französischen und bairische Rechtsgelehrte auf einem verschiedenen Rechtsboden; der Gegenstand ihrer Prüfung und Entscheidung seien zwei verschiedene und von einander abweichende Gesetze. In Frankreich könne und müsse die Frage aufgeworfen werden: welche Gegenstände unter den Begriff von „effets“ gebracht werden können? Darüber walteten verschiedene Ansichten ob, die Frage gehöre mithin unter die controvertirten. Diese Controverse sei im bairischen R. R. abgeschnitten, indem es daselbst heiße: „Wirth 1c. für Alles 1c. Die Verantwortlichkeit beider Gesetzkreisläufe sei einleuchtend. Der Ausdruck: „effets“ sei ein beschränkter Begriff, nur gewisse Gegenstände könnten darunter passen, andere müßten nothwendig davon ausgeschlossen sein, weil der Begriff nicht erschöpfend sei. Der Ausdruck: „Alles“ aber lasse keine Ausnahme zu, er umfasse, was überhaupt Gegenstand oder Theil eines Vermögens sein könne. Die Frage: was unter dem Ausdruck: „effets“ zu verstehen sei? sei daher für den bairischen Juristen ohne praktischen Werth. Unter Fall sei von jenem, den der französische Gerichtshof entschieden habe, sehr verschieden. Bei Betrachtung des unsrigen ergebe sich a) daß der Reisende ein solcher war, dessen Verzug und Geschäft es mit sich brachte, daß er stets werthvolle Effekten und beträchtliche Geldsummen in den Gasthof einbrachte und daselbst bis zu seiner Abreise deponirte; b) daß die Beklagte dies wußte, daß der Reisende unter diesen Verhältnissen stets seine Einkäufe bei ihr hatte; daß sie eingelaufen, daß solche oft Geldkisten, welche der Poßknecht eingebracht, in

ihrem Schlafzimmer verwahrt worden; c) daß bei Abwesenheit der Wirthin ihre Mandatarin die Geldkiste aufgenommen und zwar in dasselbe Zimmer, wohin man sonst dieselbe zu bringen pflegte, daß sie von dem Inhalte der Kiste Kenntniß erhielt und zur Achtbarkeit sogar aufgefördert wurde.

§. 5. Dagegen wurde Beklagter Seits bemerkt: Die Worte des R. R. S. 1932 enthalten eine Uebersetzung des französischen Art. 1652 „les aubergistes“ 1c. Diese Bestimmung habe der Uebersetzer des Code civil, der Verfasser unser Landrecht, weder ändern wollen, noch wirklich geändert, denn das Wort: „Alles“ beziehe sich auf das Wort: „Reisender“, nämlich Alles, was dieser als solcher einbringe. Der Code civil wollte durch diese Bestimmung das alte französische Recht weder ändern, noch den Wirth eine größere Verantwortlichkeit auferlegen, als sie vermög ihres Gewerbes und ihrer Verhältnisse zu den Reisenden vernünftiger Weise freiwillig übernehmen würden.

Sowohl nach der alten französischen Jurisprudenz, wie nach den gleichförmig neuen Entscheidungen mehrerer französischer Gerichtshöfe seien unter „effets apportés“ nicht verstanden: Geld in größerer Quantität und andere kostbare Gegenstände, welche der Reisende nicht als solcher, d. h. nicht zum Behuf des Reiseaufwandes, eingebracht habe.

Beurtheilung.

§. 6. Die Quelle des Code civil in dieser Materie, so wie überhaupt in der Lehre von den Verträgen, ist das Römische Recht. Die Bestimmungen über die Verbindlichkeit der Wirths, Schiffe und Stalleigentümer gegen ihre Gäste sind in dem IV. Buche, IX. Titel der Pandekten enthalten, worin das Edikt des Prätors kurz und kategorisch auspricht: „*Nauta, cauponae et stabularii, quod cuiusque saltem fore recipiunt, nisi restituent, in eos iudicium dabo.*“ Gleich darauf wird der Vorwerg dieses Gesetzes angeführt. Es standen nämlich die genannten drei Gattungen von Gewerbetreibenden damals bei den Römern in schlechtesten Rufe und wurden gewöhnlich für Betrüger und Diebstahler gehalten — „*et nisi hoc esset statutum, materia daretur, cum furibus adversus eos, quos recipiant, coeundi, cum ne nunc quidem abstineant huiusmodi fraudibus.*“ — Darum sagt Berger in oecoon. jur. lib. III., tit. VI. obs. 8, daß der Titel der Pandekten: „*navatae, cauponae et stabularii titulus vulgo de tribus nebulonibus*“ genannt werde. Indem das Edikt Begriffsbestimmungen der drei Gewerbearten gibt, setzt es — was hier wohl zu merken — hinzu: „*Nauta, caupo et stabularius mercedem accipiunt, non pro custodia, sed nauta ut trajiciat vectores,*

caupo ut viatores manere in caupona patitur, stabularii ut permittit, iumenta apud eum stabularii.“ Der Prätor unterstellte ausdrücklich, daß der Wirth für die Gestattung des Aufenthalts in seinem Hause von seinem Gaste sich einen Lohn bezahlen läßt; da nun heut zu Tage die Wiethe in der Regel nur dann von ihren Gästen ein Logiegeld fordern, wenn sie denselben für die Aufnahme und den Aufenthalt ihrer Person oder ihrer Sachen ein besonderes oder mehrere Zimmer mit Uebergabe des Schlüssels eingeräumt haben, andernfalls die Rechnung der Wirthe sich auf die Zehrung zu beschränken hat, so ist meines Erachtens die Strenge des Edikts auf Fälle, wie der vorliegende, nicht anwendbar, wo der Postknecht für seine Person und Sachen seinen besondern Aufenthaltsort gegen Bezahlung eines Zimmergebts angewiesen erhalten hat; er ist daher auch im Sinne des Edikts nicht als *viator* (Reisender), der im Zähringer Hofe beherbergt worden seyn soll, anzusehen.

Durch das Einstellen seiner Pferde in den Wirthstall ist er mit der Wirtin nur in ihrer Eigenschaft als Eigenthümerin und Wirtin des Stalls — *stabularia* — in Verhältnis getreten — „ut permittit, iumenta stabularii, mercedem accipit.“ — Dieß Verhältnis zwischen der Stallwirthin und dem Stallgast kann nicht über seinen Gegenstand hinaus, daher die Verantwortlichkeit der erstern nicht weiter als auf die eingestellten Pferde mit etwaigem Verschleiss erstreckt werden. Was in das Gasthaus selbst gebracht wird, geht die *stabularia* als solche nichts an, sondern nur die Gastwirthin, diese hat aber — wie oben erwähnt — den Postillon nicht als Reisender im Sinne des Edikts beherbergt, daher auch in dieser Beziehung keine Verbindlichkeit *ex recepto* gegen ihn übernommen.

Es will zwar gegen diese hier bemerkte Unterscheidung die Note in Zachariä's Handbuch, §. 408 angeführt werden, wornach schon derjenige als Reisender gelten soll, welcher bloß seine Pferde in dem Gasthof eingestallt hat. Es ist jedoch eine offenbare Begriffsverworslung. Zachariä führt in der Note zuerst Fälle an, auf welche der Art. 1952 keine Anwendung hat und sagt dann im Gegentheil, daß der Artikel wohl anzuwenden sei, wenn Reisende bloß ihre Pferde in einem Gasthofe eingestallt oder bei ihrer Abreise Sachen vergessen haben. Damit will und kann Zachariä nicht sagen: durch das Einstellen der Pferde gilt Einer als Reisender, sondern der Artikel ist auf diesen Fall anwendbar, nämlich durch das Einstellen der Pferde in den Gaststall ist deren Reception vorhanden, folglich auch die Verantwortlichkeit des *stabularii* für das, was eingestallt worden, d. i. für die Pferde und was etwa noch mit diesen als Zubehör

in den Stall verbracht worden. Uebrigens wäre diese Note bei Zachariä besser weggelassen, weil sie zu Begriffsverworslung Anlaß gibt.

§. 7. Heut zu Tage werden die Wirthskute in der Regel nicht mehr zur Hefe des Volks, oder gar zu den nebulones gezählt werden können, vielmehr die Inhaber der Gasthöfe der gebildeten und angesehenen Bürgerklasse angehören; es fällt daher bei unserer Festsetzung der Haß des Prätors als Motiv zur Strenge gegen die Wirthe weg, gleichwohl gestattet sie (das gemeine Recht in Deutschland nämlich) zweiierlei Klagen aus dem Edict des Prätors, *ex quasi contractu* und *ex quasi delicto*, je nachdem ersteres oder letzteres Factum in concreto unterstellt wird. Man nimmt an, daß der Wirth durch die Aufnahme des Gasts und seiner Effecten stillschweigend in die Verbindlichkeit zur Restitution der letztern an den Gast eingewilligt habe, s. Thibaut Pand. System, §. 912, Weber nat. Verbiandl., §. 27, Hugo Civil. Mog. und Andere. Lauterbach in Coll. th. pract. unterstellt mit den meisten ältern Rechtsgelehrten einen consensum *praesentium* (a jure) und daher *ex facto receptionis* als causa efficiens proxima einen *quasi contract*, welcher im wesentlichen mit dem Contract *ex consensu tacito* gleiche Bedeutung und Wirkung hat. Aus diesem thatsächlichen Verhältnisse wird die eigentliche *Actio de recepto* abgeleitet, vermöge welcher alle in das Gasthaus eingebrachte Sachen, von welcher Art sie seyn mögen, in sofern sie nicht unverfehrt restituirt worden sind, zurück verlangt werden dürfen — „*objectum hujus actionis sunt res ejuscunque qualitatis a nautis, cauponibus et stabulariis receptae, salvae autem non restitutae, nec interest, principales sint. an accessoriae, item inferentis proepinae, nam alienae; modo illas salvas esse intersit, l. 1 pr. et §. 6, l. 4, §. 2, l. 1, §. 7, hoc. tit.*“

Die andre Klage, welche der Prätor gibt, ist die *actio in factum*, quae competit vectoribus et hospitibus *ob furtum et damnum ipsis in navi, caupona vel stabulo factum ab illis, qui ibi habitandi, vel operarum praestandarum gratia sunt, contra exercitores ex quasi delicto*, L. penult. et ult. ff. h. t. „*esse namque primum statim explorare oportet, ejus alicui vel innocentiae sint, quos habitandi, vel operarum praestandarum causa in navem vel cauponam recipiunt, aliquatenus autem culpa reus est, qui opera malorum hominum utitur, nam omnium illorum factum praestat, quos recipisse censetur.*“ Lauterbach, lib. IV, tit. IX., §. XXV.

§. 8. Das französische Civilrecht (des Code Napoleon) hat die Bestimmungen über die Gastbarkeit der

Wirths und Gastgeber für das Einbringen ihrer Gäste im Titel vom Hinterlegungsvertrag und Sequester, und zwar im Abschnitt von der notwendigen Hinterlegung aufgenommen. Es sind die Artikel 1932 und 1933, welche die desfallsigen Bestimmungen enthalten. Der erste sagt: „Les aubergistes ou hôteliers sont responsables comme depositaires des effets apportés par le voyageur qui loge chez eux; le depot de ces sortes d'effets doit être regardé comme un *depot nécessaire*.“ Der andere lautet also: „Ils sont responsables du vol ou du dommage des effets du voyageur, soit que le vol ait été fait ou que le dommage ait été causé par les domestiques et préposés de l'hôtellerie, ou par des étrangers allant et venant dans l'hôtellerie.“ Vorerst ist wohl zu merken, daß in den Verordnungen der Gesetzbücherversammlungen zwar die Nothwendigkeit des Art. 1932 für die öffentliche Ordnung und Sicherheit der Reisenden anerkannt — aber zugleich, unter Rückweisung auf Art. 1348, dem Richter in der Anwendung empfohlen worden, auf die Eigenschaften der Personen und auf die Umstände zu sehen, besonders in solchen Fällen, wo die Sachen des Reisenden nicht der Person des Wirths selbst übergeben worden sind, daher auch die frühere Redaction des Artikels, welche die Wirth ohne alle Einschränkung verantwortlich erklärte, für zu streng gehalten und gestrichen wurde. *Il est laissé à la prudence du juge de décider dans quels cas l'aubergiste devient responsable quand la chose n'a pas été remise à sa garde personnelle.* C'est ce qui résulte de la suppression d'un article qui déclarait l'aubergiste indéfiniment responsable dans cette hypothèse. — Le depot de ces sortes d'effets devant être regardé comme un depot nécessaire, il a paru beaucoup trop rigoureux d'assujettir les aubergistes ou hôteliers, sans distinguer aucune circonstance, et sans excepter aucun cas à la responsabilité de tout ce qu'un voyageur aurait apporté chez eux — et comme il est impossible, que la loi prévienne ces différens cas, elle doit se contenter d'établir le principe général, et doit laisser le reste à l'arbitrage du juge.“ — *Locré* tome XV, pag. 94 et 95, 117 und 118.

Merlin im *reperl. terne* v. p. 745 spricht, nach Aufzählung einer Menge von Fällen, welche zur gerichtlichen Unterhandlung und Entscheidung kamen, gleiche Meinung aus: „Il résulte des différentes décisions qu'on vient de rapporter, que les juges se détermineront communément par les circonstances dans les affaires de la nature de celles dont il s'agit.“

Uebrigens kann man es als konstante Praxis der französischen Gerichtshöfe ansehen, daß unter „*effets du voyageur*“ Gelder und Waaren von bedeutendem Werthe, die nicht zu den Bedürfnissen des Reisenden gehören, so wie auch Pretiosen nicht zu verstehen sind, und daß auf solche die Verantwortlichkeit, welche das Gesetz den Wirthen auflegt, sich nicht erstreckt, wenn sie ihnen nicht selbst deklarirt und zur Aufbewahrung übergeben worden sind.

Toullier im *droit civil*, tome XL, p. 377 et sa. führt Urtheile der Gerichtshöfe von Brüssel und Paris vom 28. April 1810 und beziehungsweise 2. April 1811 an, wodurch die Kläger mit ihren Erbschaftforderungen an die verschiedenen Erbklasser, vermög dieser Doktrin, abgewiesen worden sind. Toullier bemerkt zu diesen Erkenntnissen unter andern: „Cette décision est conforme à la justice, parcequ'en effet les especes d'or et d'argent exigent à raison du peril un plus grand soin, une plus grande surveillance pour leur garde.“ Cette décision est sage. Il est certain, qu'en jugeant par induction et analogie de l'article 1783, que l'aubergiste ne répond pas des sommes, que le voyageur n'a point déclarées et qu'il apporte dans l'auberge sans en donner connaissance au maître, les juges ne contrevennent à aucune loi, et ne font que suivre la raison naturelle.“

Das neueste bekannte Urtheil in gleichem Sinne enthält die gazette des Tribunaux vom 21. Juli 1836, Nr. 3383, welches das Tribunal erster Instanz in Paris gefällt hat und dessen Entscheidungsgründe also lauten: „Attendu qu'il résulte des termes de l'article 1932 du code civil que les aubergistes et les hôteliers sont responsables des effets apportés par les voyageurs qui logent chez eux; que cette responsabilité ne peut s'étendre qu'aux effets, que les voyageurs portent avec eux pour la *nécessité du voyage*; que cette responsabilité ne peut être illimitée et garantir toutes les valeurs qu'il plairait aux voyageurs de porter avec eux; que d'ailleurs elle doit être restreinte dans les termes ou raisonnablement on peut croire que les aubergistes consentiraient à l'accepter; que si les voyageurs sont porteurs de valeurs considérables ils doivent en prévenir l'aubergiste pour savoir s'il en accepte la responsabilité, et, dans ce cas, pour le mettre à même, d'augmenter sa surveillance; attendu dans l'espece qu'il n'est pas même allégué que B. et F. aient informé la femme D. de valeurs dont ils demandent le remboursement — qu'elles sont trop considérables pour être regardées comme faisant partie de

bagages et effets des voyageurs dont la Dame D. aurait accepté la responsabilité, que ces valeurs telles qu'elles sont articulées dans la demande ne rentrent pas dans les termes de l'article 1952 du Code civil, mais attendu que le Tribunal a des documents suffisants pour apprécier dans la cause la somme nécessaire aux demandeurs et qui peuvent être considérée comme faisant parti de leur bagage, aurait engagé la responsabilité de l'aubergiste. Le Tribunal fixe à 500 francs la somme due par la Dame D. aux demandeurs — etc.⁴⁴

Dagegen hat der klägerische Anwalt unser's Falles sich auf ein früheres Urtheil des Handelsgerichts in Paris aus der Gazette des Tribunaux vom 8 Aug. 1835, Nr. 311 berufen, wodurch der besagte Wirth für den Verlust der Waaren, welche einem beherbergten Kaufmann aus Basel in seinem Zimmer aus der erbrochenenen Kommode entwendet worden sind, zum Ersatz des Werths von 420 Franken verurtheilt worden ist. Allein! auch bei diesem Urtheil gingen die Richter von dem nämlichen Prinzip aus, daß Gelder oder Waaren von bedeutendem Werthe einer ausdrücklichen Erklärung und Empfehlung zur Aufsicht an den Wirth selbst bedürfen, um diesen für die Sicherheit derselben verantwortlich zu machen, denn der Wirth ist zum Ersatz des abgeschätzten Werths von 420 Fr. verurtheilt worden, weil man solchen für einen geringen Gegenstand angesehen hat. Dieß wird ausdrücklich in den Entscheidungsgründen also gesagt: „Attendu que la modicité du prix des objets soustraits — que les objets, dont il s'agit au procès, ne rentrent pas dans la catégorie de ceux, qui réclament indispensablement ces soins: qu'ils doivent être considérés comme ceux dont le depot est nécessaire.“ — Im Entlassung mit diesen Entscheidungsgründen ist auch vom Einsender in die Gazette die Frage voraus aufgestellt und bejahend beantwortet, daß bei Waaren von Belang, bei Kostbarkeiten eine Haftbarkeit der Wirthe nur in so fern gegründet sei, als die Wirthe davon zuvor in Kenntniß gesetzt worden.

Gleiche Ansicht spricht Paillet im Manuel de droit fr., p. 597 aus.

Pothier in seinem Traité du depot Nr. 79 spricht diese Ansicht bestimmter noch dahin aus: „que le depot dont naît la responsabilité de l'aubergiste ou hôtelier n'est pas censé intervenir par cela seul que le voyageur a apporté ses effets dans l'auberge en vu et su de l'aubergiste, s'il ne les lui a pas expressément donné a garde.“

§ 9 Unfre vaterländische Civilrecht besteht bekanntlich (und leider!) seit dem Jahr 1810 in einer Uebersetzung des

Code Napoleon mit Zusätzen über Rechtsmaterien, welche der französischen Fassung fremd, oder ihrer Verfassung zuwider und abgeschafft sind. Der Uebersetzer und Commentator St. R. Brauer hat im III. Theil, S. 683 u. f. über die Jahre 1952 — 1954 mit der Ueberschrift: „Derberghinterlegung“ folgende Erläuterung gegeben:

„Obige wenige Sätze bringen das Verhältniß der Wirthe zu den eingebrachten Hafeligkeiten der Gäste, dem die Römer eine eigene Vertragsform unter dem Titel: de receptis, gewidmet hatten, unter die allgemeine Klasse der nothgedrungen hinterlegten Güter, und geben damit in Kurze zureichende Entscheidungsfähigkeit für dieses Verhältniß. Folgende Regeln geben daraus hervor: a) nur Wirthe oder Gastgeber, nämlich Personen, welche von Aufnahme der Reisenden ein Gewerbe machen, fallen unter diese strengere Verantwortlichkeit; — b) nur Reisende, nämlich solche Personen, welche anderwärts zu Hause, und durch ihre örtliche Verhältnisse genöthigt sind, fremde Herberge zu suchen, haben diese Befugniß anzusprechen; — c) der Reisende, der darauf Ansprüche machen will, den müssen sie beherbergen, d. h. er muß von den Wirthen oder den Jhrigen zur Herberge eingenommen seyn; d) sie haften für das Einbringen als Hinterlegung, dem Wirth oder den Seinigen muß also bekannt worden seyn, daß Hafeligkeiten eingebracht worden seien, anders als Zacharia, B. 1, §. 228, Num. 1, die Sache ansieht; — e) sie haften für Entwendung und Verschädigung. — Ob übrigens f) ein Reisender ganz, d. h. selbst mit allen zugehörigen Hafeligkeiten, oder nur zum Theil, z. B. nur sein Wagen und Pferde, nur seine Hafeligkeiten beidergeht, darin unterscheidet das Gesetz nicht; wer Herbergerrath übt, muß für das, was er in Herberge nimmt, haften.“

a) Mit dieser Erläuterung des bad. Commentators scheint mir freilich für die Entscheidung unser's Falles nicht viel Aufklärung gewonnen, denn Brauer äußert sich weder darüber, was er unter „zugehörigen Hafeligkeiten“ versteht, noch gibt er eine Begriffsbestimmung über „beherbergen, oder zur Herberge einnehmend“). Auch kann die Trennung, welche Brauer bei der Beherbergung der Person des Reisenden von jener seiner

⁴⁵) Doch ist aus seiner letzten Bemerkung:

„Endlich e) der Wirth haftet nicht, wenn der Reisende durch seine Schuld zu der Verschädigung Anlaß gab, z. B. wenn er Zimmer und Kommoden, zu welchen ihm die Schlüssel eingehändigt waren, bei dem Ausgehen sorglos offen stehen ließe“ leicht zu erkennen, daß er unter „beherbergen“ die wirkliche Einräumung eines Logis für den Gast mit Uebergabe des Schlüssels versteht.

Habefigkeiten, oder dieser letztern von der Person zuläßt, nach dem Worte und Geiste des Gesetzes nicht richtig seyn, denn wird der Reisende selbst nicht beherbergt, sondern seine Habefigkeiten werden nur in den Gasthof gebracht, so kann dieß Einbringen nur mit dem Willen des Wirths geschehen, und daher nur als ein *depositum voluntarium* betrachtet werden. Das römische Recht — das Geßtz des Prätoris, welches auch Br. als Quelle angeführt hat — unterstellt nothwendig, daß die Person des Reisenden beherbergt werde, ehe und bevor von einem *receptum* und von einer Verantwortlichkeit des Wirths für das Eingebachte die Rede seyn kann. Es versteht ferner unter beherbergen die Aufnahme des Reisenden in die Wohnung gegen Bezahlung eines Quartiergeldes, was durch Anweisung eines besondern, angemessenen Aufenthalts, mit Uebergabe des Schlüssels, für seine Person sowohl als seine Effekten geschieht — *mercedem accipitur* — *caupo*, ut *viatores* manere in *caupona* *palliat*. — Darum wird für die Aufbewahrung der Sachen nichts bezahlt — *non pro custodia*. — Wenn man diese aus der Urquelle des Gesetzes hervorgehende Bestimmung auf unsern Fall an, so kann man nicht sagen, daß der Postillon von Breisach für seine Person im Zähringer Hofe beherbergt worden, denn er hat nur, wie gewöhnlich, seine Pferde über Mittag in den Stall gestellt, dadurch aber nur seine Pferde in Verberge gegeben, dagegen für sich selbst und andere Gegenstände, als die Pferde, hat er keine besondere Wohnung genommen, sondern theils bei den Pferden und im Hof, oder bei den Knechten sich aufgehalten und mit diesen zu Mittag gegessen. Durch diese Handlungen oder ist er so wenig ein beherbergter Reisender, als irgend ein anderer Stall- und Tischgenosse der Hausfnachte geworden, vielmehr ist derselbe nur als ein solcher anzusehen, welcher die Bestimmung hatte, Reisende und Gepäck in seinen Wagen aufzunehmen und weiter zu bringen.

Es fehlt demnach an der ersten und wesentlichen Bedingung zur Anwendung des Gesetzes gegen die besagte Wirthin, nämlich an der Beherbergung eines Reisenden.

b) Will man auch von diesem Mangel der ersten Bedingung der Verantwortlichkeit der Gastwirthin absehen, oder im Gegentheil die Meinung haben, daß der Postillon als ein Reisender wirklich beherbergt worden sei, so fehlt es doch an der andern wesentlichen Bedingung, an dem Einbringen, an der Reception von Habefigkeiten des Reisenden. Der Postillon ist bestimmt nur mit seinen Pferden eingekerkert. Durch die Einstellung der Pferde in den Stall

ist er mit der Wirthin, in ihrer Eigenschaft als Stallinhaberin, einen stillschweigenden Vertrag eingegangen, vermöge welchem letztere für die Pferde mit etwaigem Zuggehir hostbar geworden ist. Auf etwas weiteres, außer dem Stalle, kann diese Verbindlichkeit, wie oben gezeigt worden, nicht ausgedehnt werden. Weitere Habefigkeiten (Effekten) — effects, worunter dasjenige zu verstehen, was Jemand wirklich, in der That hat oder bei sich führt, insbesondere zum Aufbewahren im Gasthaus selbst, hat der Postillon nicht gehabt, also auch nicht eingebracht. Die beiden Geldkisten, welche später der Postillon und Briefträger R. auf einem Wägelchen in die Hausflur des Zähringer Hofes geführt und in dem Schlafzimmer der abwesenden Wirthin abgestellt haben, können keineswegs als ein Einbringen von Habefigkeiten des Reisenden angesehen werden, denn wenn man auch von der Doktrin und Praxis der französischen Rechtsgelehrten und Richter Umgang nehmen will, wornach bedeutende Geldsummen, oder Kostbarkeiten, welche der Reisende mit sich führt, nicht als *effects du voyageur*, worauf die Verantwortlichkeit der Wirthin sich erstreckt, zu beurtheilen sind, so unterstellt doch das Gesetz die Thatfache, daß der Reisende die Gegenstände der Hostbarkeit für den Wirth mit sich gebracht und bei seiner Aufnahme in die Verberge wirklich eingebracht, oder dem Wirth in Verwahrung gegeben habe. Dieß ist aber — wie gesagt — hier der Fall nicht, sondern die Geldkisten wurden später von der Post gebracht und in dem Schlafzimmer der abwesenden Wirthin nieder gestellt.

c) Das Gesetz hat das Einbringen der Reisenden in das Gastwirthshaus unter der Rubrik von nothgedrungenen Hülferleistungen andern Nothfällen beigezählt. Der Grund ist einleuchtend und liegt in der Natur der Sache oder Umstände, daß der Reisende in jenem Hause seine Habefigkeiten unterbringt, in welchem er selbst auch beherbergt wird. Er muß sich also auf die Treue des Wirths und seiner Angehörigen verlassen können. Wie ganz anders ist unser Fall? Wie kann die eigenmächtige Handlung des Postillons und eines Briefträgers in die Kategorie von nothgedrungenen Hülferleistungen gesetzt werden, da sie zwei Geldkisten von so großer Summe, welche durch die Postanstalt von Karlsruhe auf das großherzogliche Hauptquartier zu verbringen waren, von dem vorgeschriebenen Wege abweichend — in ein Zimmer des Wirthshauses schleppen und ihrem Schicksale überließe. Es war durchaus keine Nothwendigkeit für den Postillon vorhanden, dieses zu thun, sondern es war für die Aufbewahrung und den Transport der ihm anvertrauten Sachen sein Wagen bestimmt, der vor dem Gasthause auf

der großn und breiten s. g. Kaiserstraße stand und aus welchem eine Entzerrung der Geldkisten, zumal bei hellem Tage, nicht zu befürchten stand. Geblie etwa dem Wagen eine beschlägige Kiste zur Aufbewahrung der Effecten — wie verlauten will — so war dieß eine Schuld des Possillons selbst oder seines Meisters, wofür sie selbst haften und büßen mußten. Verkündiger und zweckmäßiger aber wäre es noch gewesen, wenn der Possillon erst zur Zeit, als er seine Rückfahrt nach Haus machen wollte, die Geldkisten unmittelbar von der Post in seinem Wagen geladen hätte — eine Verfahrungsweise, wie sie seit jenem Verluste der einen Geldkiste beobachtet wird.

d) Wie bereits oben ad §. 7 ausgeführt worden — unterstellt das Gesetz eine stillschweigende Einwilligung des Wirths in eine Hastbarkeit für die Haftselbstkeiten des Reisenden, indem er diesen mit seinen Sachen in Herberge nimmt. Es kommt jedoch im einzelnen Falle darauf an, ob bei den obwaltenden besonderen Umständen eine Einwilligung des Wirths zu einer solchen Verantwortlichkeit nicht unwahrscheinlich ist und vernünftiger Weise nicht angenommen werden kann. Die Wirthin war bekanntlich nach Straßburg verreist. Dem Oberkellner hatte sie mit dem Hauptschlüssel die Wirthschaft anvertraut, ihrer Rechte die Aufsicht in der Küche und den Schlüssel zu ihrem Schlafzimmer.

Dieses Zimmer war natürlich — was kaum bemerkt zu werden braucht — zur Beherbergung von Fremden und Verwahrung ihrer Effecten nicht bestimmt. Gleichwohl ließ der Possillon, ohne sich an den Oberkellner zu wenden, das Schlafzimmer der abwesenden Wirthin öffnen, worin er mit Hülfe des Briefboten die Geldkisten nieder stellte. Alle diese Umstände, mit jenen oben ad c. erwogenen, sind von der Art, daß man daraus keine Einwilligung der Wirthin zur Hinterlegung und ihrer Verantwortlichkeit für diese Geldkisten herleiten kann, sondern vielmehr das Gegentheil anzunehmen ist. Es hat zwar das Ansehen, daß eben aus der Ursache, weil die Wirthin dem Possillon schon früher einige Mal Pakete in ihrem Schlafzimmer verwahrt hat, der Possillon auch in vorliegendem Falle den nämlichen Aufbewahrungsort gewählt habe; allein aus den einzelnen Handlungen der anwesenden Wirthin läßt sich keine Folgerung auf ihre Zustimmung zu solchen für die Zukunft und sogar in ihrer Abwesenheit ziehen. Durch die Verwahrung von Sachen, welche sie dem Possillon einige Mal in ihrem Schlafzimmer gemahnte, hat sie jedesmal eine freiwillige Hinterlegung eingegangen und sie hat sich nur für den einzelnen Fall verbindlich gemacht. Sie mochte solche ohne Bedenken übernehmen, weil sie selbst die hinterlegten Sachen neben den übrigen verwahrte und mit ihren eigenen Augen für ihre Sicherheit wachen konnte. Ganz anders ist das Verhältniß in ihrer Abwesenheit, und es konnte ihre Einwilligung zu einer Hinterlegung und Hast-

barkeit für dieselbe in einem solchen Falle nur einem ungewöhnlichen Rechtsinne zugeschrieben werden.

Es können daher die früheren Vorgänge keineswegs als ein Grund für den jetzigen gegen sie geltend gemacht werden, sondern vielmehr spricht der Umstand für sie, daß sie die Sachen nur in ihre eigene Verwahrung genommen hat.

e) Wenn man endlich gegen die Wirthin den Satz in Anwendung bringen will, daß sie für die Handlungen solcher Personen, die sie in ihrer Abwesenheit vertreten, einzustehen habe, so fehlt es hier offenbar an der thatsächlichen Unterstellung.

Dem Oberkellner, welcher die Wirthschaft führte, hat der Possillon die Geldkisten nicht übergeben. Wenn ersterer — wie er sagt — auch in das fragliche Zimmer gekommen ist und die zwei Geldkisten darin gesehen, so hat er doch keine Nothiz davon genommen, weil sie seiner Verwahrung nicht anvertraut waren und er daher auch der Meinung seyn mochte, seine Verantwortlichkeit dafür zu haben. Hätte der Possillon die Vorsicht gebraucht, die Geldkisten dem Oberkellner in Verwahrung zu geben, so wäre wahrscheinlich seine Entzerrung an der einen Kiste begangen worden.

Die polizeiliche Untersuchung, obgleich sie noch unvollständig ist, enthält viele Anzeigen für diese Wahrscheinlichkeit. Uebrigens ging auch die Vollmacht des Oberkellners nicht so weit, Geldsummen von Reisenden in Verwahrung zu nehmen und für deren Sicherheit seine Principalsin verantwortlich zu machen, und um so weniger für die in Frage stehende Geldkisten des Possillons, wozu solche obiger Ausführung solche zu einer nothgedrungenen Hinterlegung nicht geeignet waren.

Noch weniger konnte die Erklärung des Possillon zum Unterkellner und zur Kichte der Wirthin, daß in den gebrachten Kisten, laut der Adresse, beträchtliche Geldsummen enthalten seien, und daß sie solche gut verwahren sollen, eine Verbindlichkeit der Wirthin erzeugen. Merliu sagt loc. cit. p. 748 unter Anderm: „l'hôtelier est tenu du fait des personnes de sa famille et de celui de ces domestiques selon les fonctions qu'leur sont confiées. — Mais si un voyageur remet en arrivant dans une hôtellerie un sac d'argent à un enfant ou à une servante hors de la vue du maître ou de la maîtresse, ceux-ci ne seront obligés de reprendre d'un effet de cette conséquence.“ Die Kichte der Wirthin, ein junges Mädchen, war — wie erwähnt — in der Küche beschäftigt und nicht zur Reception von Gästen und deren Effecten bestimmt. Der Schlüssel zum Schlafzimmer ihrer Tante war ihr nicht zu jenem Zwecke in die Hände gegeben und sie öffnete dem Possillon die Zimmertüre, weil er es verlangte, nicht aus Auftrag ihrer abwesenden Tante. Der Unterkellner, dem der Schlüssel nicht anvertraut war, war noch weniger befugt, das Zimmer auf das Begehren des Possillon öffnen zu lassen. Die Schuld hat der Possillon sich selbst zuzuschreiben.

Nach all diesem halte ich die angeführte Klage de recepto nicht für gegründet. Etwas über die brandstiftende Legitimation zur Sache beizufügen, geht: nicht zum Zweck meiner Abhandlung.

Donesbach.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 35.

Karlsruhe den 1. September 1838.

I.

Die Hilfsvollstreckung im Falle des L. R. S. 214 betreffend.

Die F'schen Ehegatten wurden einander abgeneigt; der Mann zog aus dem von seiner Frau bisher mit ihm bewohnten Hause aus und nahm eine andere Wohnung. Die Frau begehrte nachher von ihm gerichtlich eine monatliche Rente zum Zwecke ihrer Alimentation. Das Untergericht wies diesen Antrag am 7. September 1836 zwar ab, erkannte aber zugleich, daß der Mann schuldig sei, die Frau binnen 24 Stunden bei sich aufzunehmen.

Diese Entscheidung wurde rechtskräftig.

Einige Zeit nachher trug die Frau dem Unterrichter vor, sie habe sich in die Wohnung ihres Mannes begeben, dieser habe aber ihre Aufnahme verweigert. Damit verband sie das Gesuch, das obgedachte Erkenntniß in der Art zu vollstrecken, daß jetzt der Mann zu Bezahlung der früher begehrten Rente angehalten werde. Zu Unterstützung dieses Antrags berief sie sich auf die §§. 979 und 980 der P. D., welche von dem Urtheilsvollzug in dem Falle handeln, wenn jemand zu einer persönlichen Leistung oder Arbeit verurtheilt ist.

Darüber leitete der Unterrichter neue Verhandlungen ein, worauf die Frau eine Beschwerde wegen Justizverögerung und Verweigerung bei dem Hofgerichte erhob und die Bitte stellte, den Unterrichter zu Vollziehung der §§. 979 und 980 der P. D. anzuweisen.

Diese Beschwerde wurde abgewiesen, weil das Gesuch um Vollstreckung des Erkenntnisses vom 7. Sept. 1836 zunächst nur darauf gerichtet seyn konnte, den Mann zu Aufnahme der Frau anzuhalten und um so mehr darauf gerichtet werden mußte, als L. R. S. 214 dem Manne befiehlt, die Frau aufzunehmen, diese aber anweist, bei ihrem Manne zu wohnen und sie nur in der Wohnung des Mannes die Alimentation zu suchen hat, so lange nicht wegen eingeleiteter Scheidungsverhandlungen oder wegen ausgesprochener zeitlicher Trennung ihr der Aufsteh-

halt außerhalb der Wohnung des Mannes gestattet wurde; — weil ferner nach Erlassung des Erkenntnisses vom 7. Sept. von der Frau kein Antrag gestellt wurde, den Mann zu ihrer Aufnahme veranlassen, sie vielmehr in ihren spätern Erklärungen überall nur das Alimentationsgesuch erneuerte, das Amt daher dadurch, daßes dem letztgenannten, von ihm bereits verworfenen, Gesuche nicht entsprach, seiner Justizverögerung oder Verweigerung sich schuldig gemacht hatte.

Nach andern prozessualischen Verhandlungen, deren Mittheilung hier umgangen werden kann, wurde von der Frau neuerlich um Vollstreckung des Erkenntnisses vom 7. Sept. 1836 gebeten. Nun gab der Unterrichter dem Manne auf, bei Vermeidung einer Geldbuße von 10 Thalern, seine Frau binnen 24 Stunden bei sich aufzunehmen.

Der Mann verhielt sich passiv und es wurde derselbe nach Umfluß jener Frist, auf Wiederrufen der Frau, in die angedrohte Strafe von 10 Thalern verurtheilt, wie auch unter Androhung der doppelten Strafe angewiesen, binnen 24 Stunden seine Frau zu sich zu nehmen.

Hierwegen ergriff der Mann das Rechtsmittel der Beschwerdeführung an das Hofgericht und gründete seine Beschwerde hauptsächlich darauf, daß vom Unterrichter ein ungeeignetes Vollstreckungsmittel gewählt worden sei, indem nach §. 981 der P. D. nur da Geldbußen auferlegt werden dürfen, wenn ein Schuldner eine Handlung zu unterlassen habe, während wegen Verbindlichkeiten, etwas zu thun, nach L. R. S. 1142 eine Vollstreckungsverfügung ganz unzulässig sei.

Das Hofgericht verwarf aber die Beschwerde:
In Erwägung

1) daß der Beschwerdeführer schon durch amtlichen Beschuß vom 7. Sept. 1836 angewiesen wurde, seine Frau binnen 24 Stunden in seine Wohnung aufzunehmen, daß er diesem Befehle jedoch keine Folge geleistet hat, und auf Anrufen der Frau nunmehr durch Zwangsmittel dazu angehalten werden soll;

2) daß die Verbindlichkeit des Mannes zu Aufnahme

seiner Frau in seine Wohnung auf L. R. S. 214 und S. 25 der Verordnung beruht;

3) daß dasjenige, wozu der Beschwerdeführer durch Zwangsmaßregeln vermocht werden soll, zwar durch ihn allein nicht ausführbar ist, da ihm nicht obliegt, seine Frau außerhalb seiner Wohnung abzuholen und in diese einzuführen, die Frau vielmehr durch Erscheinen in der Wohnung des Mannes zur Bewirkung der Ausnahme selbst thätig seyn mußte, eine Weigerung des Mannes zur Veranlassung seiner Verbindlichkeit daher nur dann vorläge, wenn er die erschienene Frau wieder aus dem Hause ausweisen würde; daß einem solchen Beginnen des Mannes aber die vom Beschwerdeführer am 30. März 1837 vor dem Amte abgegebene Erklärung:

„Es sei sein ernstester Wille, die Frau in Güte nicht anzunehmen und selbst alle gesetzlichen Mittel anzuwenden, um den Versuch abzuwehren, wenn die Frau mittelst richterlicher Gewalt in seine Wohnung eingeführt werden sollte;“

gleich zu achten ist, da es nach einer solchen Erklärung der Frau nicht mehr zugemuthet werden kann, der nun gewissen, für sie jedenfalls sehr erdrückenden, Behandlung, durch Abweisung von der Thüre des Mannes, sich auszuliefern;

in Erwägung 4) daß, da die gedachte Erklärung inzwischen nicht widerrufen wurde, der Fall vorhanden war, Zwangsmittel anzuwenden, um den Mann zur Verwilligung hinsichtlich der Aufnahme der Frau zu veranlassen;

5) daß die Prozeßordnung über diejenigen Zwangsmaßregeln keine Bestimmungen enthält, welche anzuwenden sind, um widerspenstige Ehegatten zur Erfüllung der in L. R. S. 212 ff. erwähnten Pflichten anzuhalten, die Quelle dieser Materie vielmehr in der älteren Gesetzgebung, namentlich in S. 27 der hier nach L. R. S. 311 a und nach der Verordnung vom 4. Nov. 1812 bef. S. 7 noch anwendbaren Verordnung zu finden ist;

6) daß nach dieser (verbunden mit der älteren Hofr. Instruktion, S. 43) strengere Maßregeln angewendet werden können, als von Seite des Amtes geschah, daß aber ebendeshalb der Beschwerdeführer durch die amtlichen Beschlüsse nicht beschwert seyn kann, wenn das Amt vor ernsteren, gesetzlich gestatteten, Mitteln vorerst den gerindern Weg durch Geldstrafen versucht hat. R. r. n.

II.

Von einigen Mängeln des Kanzleystyles.

Besorgten wir den Bildungsgang des bairischen Kanzleystyls, wie er sich in den letzten Jahrhunderten gestaltet hat, betrachten wir insbesondere j. B. die Sprache einiger

älteren und neueren Erschreibungen im Gebiet vaterländischer Gesetzgebung, nämlich des Landrechtes für die Markgrafschaft Baden und Hochberg vom Jahr 1654 (neu aufgelegt 1710 und 1773), der Hofgerichtsordnung vom Jahr 1752 (vorläufige Verordnung, die Abkürzung des Verfahrens bei dem kaiserlichen Hofgericht betreffend) sammt ihrer jüngeren, sehr ähnlichen Schwester, der kurbadischen Obergerichtsordnung vom Jahr 1804, so dann des neuen Landrechtes und der neuen Prozeßordnung, Germeindordnung a. s. w., richten wir unseren Blick auf die Sprache amtlicher Verfügungen zur Zeit unserer Väter und Vorpäter, und auf die in unserer Zeit erlassenen, so bemerken wir auch auf diesem Felde, wie auf so manchem andern unseres gesegneten Bodens, die reichsten Früchte regsamem Fortschreiten*), und wir werden um so mehr Grund finden, mit diesen Früchten zufrieden zu seyn, wenn wir die Amtssprache anderer deutscher Staaten (der Schweiz gar nicht zu gedenken), wie sie uns da und dort in öffentlichen Blättern vom eingewurzelten Schlenkrian entfliehet und verwildert vor Augen tritt, mit der jetzt bei uns üblichen vergleichen. Allein noch ist es nicht Zeit zu behaglichem Stillstand; noch — wir dürfen es uns nicht verbergen — bedarf jenes Feld der jähernden Hand, indem noch manche Mängel wie wucherndes Unkraut das freie Wachsthum der Früchte an einzelnen Orten verkrüppeln. Auf einige dieser Mängel hinzuweisen, und deren Beseitigung reifem Urtheil zu unterstellen, sei die Aufgabe dieser Zeilen.

I. Noch immer krankt der Kanzleystyl, so viel auch die letzten Jahrzehnte in dieser Hinsicht gebessert haben, an einer Menge ohne Noth geduldeten Fremdwörter. Es gab eine Zeit, wo es den Anschein hatte, als solle die deutsche Kraftsprache übermächtig werden von jener Unzahl fremder Einbringlinge, die jägselos ihr Gebiet durchstreifen, gleichwie es damals den Anschein hatte, als solle deutsches Recht und deutsche Glaubens- und Denkfreyheit dem fremden Einfluß unterliegen. Diese Zeit ist — Dank sei es urgermanischer Kraft! — glücklich vorübergegangen. Nur in den Winkeln der Gerichtsstuben und Geschäftszimmer

*) Im Landrecht von 1654 ist die Sprache noch gar ungereinigt und unangebildet. Man vergleiche j. B. Theil III., Tit. 14: „Wie bald ein Ehegemacht nach des anderen irdtlichen Ableben sich wiederum verheirathen möge“, ebenso Theil II., Tit. 21: „Wenn viel Ehebüßer zu hauff kommen, was gesellen deren einer“ u. s. w.

In der Hofgerichtsordnung von 1752 ist die Sprache viel geläuteter und gekläuter, doch finden sich noch manche Unbebenheiten darin, vergleiche den Eingang derselben und Art. 13. und hiermit Obergerichtsordnung, Eingang und Art. 16.

Wie ganz anders lautet dagegen die Sprache in den neueren und neuesten Gesetzen!

treiben noch die Nachkommen jener Fremdlinge ihr unholdes Wesen.

Noch immer sieht man beinahe kein Aftenheft, worin nicht Ausdrücke wie: *Commissione salva*, *sub reactivatione acturum*, *ad regimen*, *ad iudicium aulicum*, *termino praeterfluxo*, *in dorso duplicati*, *in folle*, *rebus sic stantibus*, *publicatum in faciem* und *a. m.*, gleich wenig für lateinische wie für deutsche Ohren, gleich unersprießlich für die Schönheit, für die Verständlichkeit und für die Würde der Amtssprache, scharrenweise anzutreffen sind. Noch immer wird darin von Präjudicien, präfigirten Terminen, Litisconforten, Litiscontrahenten, Interdict, Libell, Concur, Erbdar, *ex officio*, *pro parte*, *reassumiren*, *participiren*, *reclamiren* und *concediren* u. s. f. in Unendliche geredet, ungeachtet für alle diese Ausdrücke die besten deutschen Worte zur Hand liegen; somit die Benutzung auf den allbekannten Dichterpruch:

„Man kann nicht stets das Fremde meiden,
das Gute liegt uns oft so fern“

keine Ausflucht gewährt.

Es ist wahrlich an der Zeit, jenen ungeschlachten Fremdlingen auf immer die Thüre zu weisen! und man kann dieß, ohne in den Gegenfehler deutschthümlicher Sprachreinigungswuth zu gerathen, und ohne Gewaltthätigkeit, wenn man nur den Grundsatß festzuhalten sich gewöhnt, daß Fremdwörter nur dann gebraucht werden sollen, wenn ein entsprechender, guter deutscher Ausdruck mangelt, wie etwa für die Worte: *Rekurs* *), *Intervent*, und *allenfalls* für das (vielleicht allzu beliebte) unübersetzbare „*Brevi manu*“ u. s. w. Solche Worte welche, sich ganz bei uns eingebürgert haben, wie z. B. *Collegium*, *Ministerium*, *Privilegium*, *Fiskus*, *Physicus*, können natürlich nicht verboten werden (die letzteren beiden können vermieden werden), aber gerade, weil sie eingebürgert sind, müssen sie auch volles Bürgerrecht genießen, das heißt, sie müssen wie deutsche Worte behandelt werden, man darf daher nicht sagen: dem *Collegio*, *Physico* u. s. f., auch nicht die *Ministeria*, wohl aber die *Physici*, weil hier die deutsche Endung zur Bezeichnung der Mehrzahl ungebrauchlich ist. Hiemit stimmt auch der neuere Sprachgebrauch durchaus überein.

II. Ein weiterer Fehler, der nicht genug vermieden wird, ist der Gebrauch wüßiger, rechtlich unnütziger oder nicht sagenbarer Redensarten. Dahin gehören z. B. die Redensarten der Anwälte: Im Uebrigen wiederhole ich lediglich *priora*, schließlich setze ich dem geg-

nerischen Vertrag allgemeinen Widerspruch entgegen, unter dem Vorbehalt jeder Rechtszuständigkeit u. s. w., ferner der Beisatz „*a lapsu prioris*“ bei Fristverlängerungen (welcher mehr als einen „*Lapsus*“ enthält), vgl. P. D., S. 239. Solche Ausdrücke schaden, weil sie nichts nützen.

Hierher kann man auch den Gebrauch überflüssiger Vorsetzselben rechnen, z. B.: *Unbetracht* statt *Betracht*, *Unkosten* statt *Kosten*.

III. Ein anderer Fehler liegt in der begriffswidrigen Anwendung gewisser, an sich guten, Worte. So wird ein großer Mißbrauch mit dem trefflichen Worte „*jeu*“ gemacht, „*jeweilig*“ getrieben, indem man es manchmal da anwendet, wo es nach seinem Begriffe (zu welchem nothwendig ein vorausichtlich mehrmals eintretender Fall oder Zustand gehört) gar nicht paßt, z. B. vorbehaltlich jeweiligen Widerrufs, wenn nur von einmaligem Widerruf die Rede ist.

Eben so findet man oft das Wort *Rechtsmittel*, das in der Gerichtssprache seine genau bestimmte Bedeutung hat, statt des Ausdruckes: *Mittel*, zu seinem Recht zu gelangen.

Endlich wird so häufig in Verfügungen von einer *Beilage* und einem *Anschluß* geredet, wo weder eine *Beilage*, noch ein *Anschluß* folgt, sondern lediglich ein *Beisatz*, wo nämlich auf demselben Blatte, worauf die Hauptverfügung steht, etwas beigelegt, beige geschrieben wird *).

Wir kommen nun

N. zu den eigentlichen Sprachfehlern, nämlich zu solchen Fehlern, die Sünden gegen die ersten Gebote der Sprachlehre enthalten. Dahin gehören unter anderen folgende, nicht selten in Classen, Vorträge u. s. w. anzutreffende:

1) falsche Casus bei Vorwörtern, z. B. wegen dem Umstand; laut dem Urtheil, während dem Vorlesen, statt wegen des Umstandes u. s. w.

2) Unrichtigkeit, von der Schriftsprache geachtete, Formen, z. B. *verkeigt* statt *verfeigert*, *hallet* *h.* hält, *umtossen* *h.* umlaufen, *Verme* *h.* Arme, *Täge* *h.*

*) Als eine begriffswidrige Anwendung eines guten Wortes erscheint es auch, wenn in Vorträgen und Untersuchungen von der beidseitigen Aussage oder Angabe eines Zeugen gesprochen wird. Beidseitig heißt einen Eid abnehmen. Der Richter beidseitig einen Zeugen, wenn er ihm den Eid abnimmt. Also der Zeuge wird beidseitig, und nicht die Aussage beidseitig.

Ik aber vom Zeugen als handelnder Person die Rede, so kann man von ihm nicht sagen, er beidseitig seine Aussage. Er wird beidseitig, aber er beidseitig nicht selbst. Er leistet den Eid, er nimmt ihn nicht ab, d. h. er beidseitig nicht. Er beschwört seine Aussage, oder er beschwört oder bekräftigt sie eidlisch, d. h. auf seinen Eid hin. Darnach wird die Aussage beschworen, oder eidlisch bekräftigt oder abgelegt u. d. g., oder nicht beidseitig.

D. K.

*) Das abentheuerliche Wort der *Rekurs* hat *Rekursbeflagter* sollte nirgend mehr vorkommen.

Lage, Hemder u. Hemden. Auch der in doppelter Beziehung verwendete Ausdruck: „unter Voraussetzung dieses“ steht unter Vorausschickung (Vorausstellung) des Obigen (Vorstehenden) gehört hieher. In doppelter Beziehung ist jener Ausdruck verwerflich zu nennen, weil das Wort Voraussetzung, da es seine eigentliche, hier unterlegte Bedeutung beinahe verloren hat, mindestens zweideutig, der Genitiv „dieses“ aber, welchen die Sprache nur in Verbindung mit einem Hauptwort zuläßt, unrichtig erscheint.

3) Sprachwidriges Auslassen eines Artikels, Fürwortes, oder Beiwortes vor mehreren Worten verschiedenen Geschlechtes, z. B. „ein jeder Flecken, Stadt, Dorf,“ oder „durch ähnlichen Anzug, Gestalt, Aussehen“ statt ein jeder Flecken, jede Stadt, jedes Dorf u. s. w.

4) Falscher Gebrauch des Partizips zu end. Beispiele sind: zu gutfindendem Bedenken, zu gutfindender Erledigung, statt zu beliebigem Bedenken, zur Erledigung nach Gutfinden; ferner das bekannte Beispiel: „der unwissend wo sich aufhaltende R.“ *)

IV. Wenn nach dem unter Ziffer I. Gesagten zu bedauern ist, daß der Reichthum und die Bildungsfähigkeit unserer Sprache im Kanzleystyle noch nicht überall nach Gebühr gewürdigt und ausgebeutet wird, so muß auf der anderen Seite auch der Gebrauch sprachwidrig gebildeter neuer Worte unter die auszurottenden Mängel gezählt werden. So trifft man z. B. sogar in sonst musterzüglichen Vorträgen u. dergl. das Unwort Dringenheit, diese sprachliche Mißgeburt, welche beim Eintritt in das Daseyn eines ihrer Gliedmaßen, den Buchstaben d am Ende des Stammwortes „dringend“

*) Hieher gehören überhaupt alle Partizipien der gegenwärtigen Zeit, die als Eigenschaftswörter (adjectiva) des Objekts des Satzes gebraucht werden, statt daß sie sich ihrer activen Form nach auf das Subjekt des Satzes beziehen sollten. So wird z. B. gesagt: meine vorhabende Reise. — Eine vorhabende Reise ist eine Reise, welche vorhat. — und doch ist es nicht die Reise, welche etwas vorhat, sondern ich bin es, der die Reise vorhat. Ferner wird gesagt: gut habende Forderungen und bezahlende Schulden, obgleich nicht die Forderung es ist, die etwas gut hat, sondern der Gläubiger vielmehr die Forderung gut hat, — und obgleich nicht die Schulden zahlen, sondern der Schuldner die Schulden zahlt. Selbst das Landrecht ist von dieser Sprachunrichtigkeit nicht frei. So sagt z. B. der §. 1511 a, die Frau habe „aus dem rücknehmenden Verbinden den Gläubigern zu zahlen“, und doch ist das Verbinden nicht rücknehmend, d. h. es nimmt nichts zurück, es wird vielmehr selbst zurückgenommen. Die Ehefrau nimmt zurück, nur ihr könnte daher das Partizip „rücknehmend“ als Eigenschaftswort beigelegt werden.

D. R.

eingehüßt hat, und doch ist dafür das gute Wort Dringlichkeit vorhanden. Eben so wenig als man sagen kann: Blendtheit (Blendendheit) Ueberraschenheit, Abstoßenheit, eben so wenig kann man sagen Dringenheit. Ein solches Mißgebilde ist auch das Wort Verzugsetzung, statt das in Verzug Setzen, welches ebenso sprachwidrig erscheint, als etwa das Wort Klammensetzung für das in Klammern Setzen erscheinen würde. Jenes Wort müßte vielmehr „Inverzugsetzung“ heißen, da das in als wesentlich zum Begriffe gehörig nicht ausgelassen werden kann.

Gut gebildete neue Worte dagegen, welche der Sprache zu wahrer Bereicherung dienen, wie z. B. die bereits in die Annalen eingeführten Worte: Vorkommniß, abmangeln sollten allgemeine Anerkennung und Aufnahme finden.

Hiermit schließen sich diese Andeutungen, bei deren Aufzeichnung dem Verfasser gar wohl bewußt war, wie viel leichter es ist, zu tadeln, als besser zu machen, und es bleibt nur noch der Wunsch beizufügen, daß dieselben etwas, wenn auch nur ein geringes Scherstein, zur Errichtung ihres wohlgemeinten Zweckes beitragen möchten. **)

Edward Bräuer.

III.

Curiosum.

Das Bezirksamt N. an das Bezirksamt R.

Der heute dahier erscheinende Müller Jakob Raumeier hat vorgetragen, daß er die Steinfälle zu seiner Mühle, da sie ganz verdorben sei, repariren müsse und hiezu 4 Tage lang das Wasser abschlagen müsse, innerhalb welcher Zeit also keine Flöße gehen können.

Wohldasfelbe ersuchen wir nun, dieß den dortigen Flößern mit dem bekannt zu machen, daß Raumeier seine Arbeiten begonnen und bis den zwölften d. M. damit fertig werde.

R. Den 11. Juli 1837.

R.

Frage.

Woher ist der Müller?

Welches Wasser schlägt er ab?

Wo bleiben die 4 Tage, wenn er am 11. angezeigt, er sei am 12. fertig?

Wann soll man die Sache verkünden, da die Requis am 12. erst eintreffen?

*) Dies werden sie auch. Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo. D. R.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 36.

Karlsruhe den 8. September 1838.

I. Todesfölag.

In der Nacht vom 18. Juni 1837 wurde der beim Gänzerthor zu Kältsheim wohnende Bürger J. Ph. Pahl durch den Ruf: O Jesus! plötzlich aus dem Schlaf geweckt. Er sprang logisch zum Fenster und sah nun vor seinem Hause in der Mitte der Straße einen Mann liegen und zwei Andere davon springen. Um Hilfe rufend ging er auf die Straße, wo sich auch seine nächsten Nachbarn F. Reuf und Fr. Dittler alsbald einfanden. Sie betrachteten den zu Boden gestreckten Mann, welcher auf dem Rücken mit den Füßen gegen das Thor und mit dem Kopfe gegen das Städtchen dalag, konnten ihn aber wegen seines blutigen Gesichtes nicht erkennen. Pahl eilte nun zuerst nach dem ungefähr 48 Schritte vor dem Thore einkam gelegenen Hause des Bürgermeisters und praktischen Arztes Dr. Bähr, um dessen Hilfe für den Verwundeten in Anspruch zu nehmen; erfuhr aber von Bährs Frau, daß ihr Mann nach der Stadt gegangen und noch nicht zurückgekehrt sei. Pahl begab sich hierauf wieder zu dem Verwundeten. Während seiner Abwesenheit hatte Reuf den Arm des Verlegten etwas in die Höhe gezogen, worauf dieser mit der linken Hand an das ganz hervorsteckende linke Auge griff und es auswischte. Jetzt erkannten Reuf und der mittlerweile hinzugeworfene P. Seiz den Bürgermeister Dr. Bähr. — Man wischte ihm das Blut vom Gesichte; allein er konnte nicht mehr sprechen und redete nur noch. Nachdem noch mehrere Männer sich eingefunden hatten, wurde Bähr von ihnen nach Haus getragen. Damals soll, nach Pahl's Angabe, gerade 11 Uhr gelassen worden seyn. In Bähr's Wohnung wurden ihm von dem herbeigerufenen Barbier Häfner kalte Umschläge auf den Kopf gemacht. Häfner schickte auch nach dem Physikalte und dem zunächst wohnenden praktischen Arzte Wagner in Hardheim. Allein die ärztliche Hilfe kam zu spät, indem Bähr, welcher in der Zwischenzeit immer bewußtlos geblieben war, etwa um 12 1/2 Uhr verschied.

Auf die Anzeige von diesem Vorfalle traf die amtliche Commission von Laubertschöffheim zwischen 8 und 9 Uhr in

dem Hause des Verstorbenen ein. Nach dem Protokolle über die gleichbald vorgenommene Regalsinspektion und Sektion war der Körper des Entsteteten, dessen Kleidungsstücke überall mit Blut besudelt gewesen, der eines starken Mannes. Aus Mund- und Nasenhöhlen stieß schäumiges Blut. Die Vorderseite des Körpers und namentlich das Gesicht waren mit mehreren Blutflecken verunreinigt, die Augen geschlossen, die Augenlider aufgeschwollen und schwarzblau gefärbt. Auf der Vorderseite des Schädels erblickte man eine gerissene Hautwunde, am äußeren Winkel des rechten Auges einen Einriß von einigen Linien, am Ende des rechten Nasenflügels eine blutige Hautabschürfung, in der Mitte der rechten Seite der Oberlippe eine oberflächliche Wunde, das Nasenbein oben an der Nasenwurzel gebrochen und auf dem Hinterhaupte eine Wunde; auch ließ sich oberhalb der Augenbraunen des linken Auges eine Furche in der Knochensubstanz fühlen. Endlich entdeckte man an der äußeren Fläche des rechten Oberarms eine Hautabschürfung. — Bei der Sektion zeigten sich

- 1) unter der häutigen Kopfbedeckung an den obenbeschriebenen Stellen schwarzgeronnenes extravasirtes Blut;
- 2) auf dem sodann bloß gelegten knöchernen Hirnschädel vier große, aus einander fließende Knochenbrüche;
- 3) die knöcherne Augenhöhle in viele kleine Stücke zersplittert;
- 4) das linke wie das rechte Wangenbein von allen seinen Verbindungen losgetrennt und nur noch lose damit zusammenhängend;
- 5) die vordere Wand des Oberkiefers ganz zerstört und die Höhle desselben mit schwarzem geronnenem Blute angefüllt;
- 6) nach Abnahme der knöchernen Hirnhäute zwischen den Knochen und der harten Hirnhaut 1/2 Schoppen extravasirtes schwarzes geronnenes Blut, wodurch die vordere Hälfte der linken Hemisphäre des großen Gehirns bedeutend niedergedrückt war;
- 7) unter der harten Hirnhaut vier Unzen Blut wie das zuvor beschriebene;

8) die Blutgefäße des Hirns mit schwarzem Blute angefüllt; endlich

9) auf dem Grunde des Schädels, nach Herausnahme des Gehirns, noch ein fünfter Knochenbruch.

In dem ganzen Kopfe des Erschlagenen war der Unterkiefer allein unversehrt geblieben. In den hiernächst geöffneten Cavitäten der Brust und des Unterleibs fanden sich keine Abnormitäten vor.

Auf diesen Fund hin wurde später von den Obducenten bemerkt: daß die beschriebenen Kopfverletzungen die Wirkung von Schlägen mit stumpfen durch große Gewalt in Bewegung gesetzten Werkzeugen seien, daß die Vielheit und Bedeutenheit der Verletzungen diese als absolut letal charakterisiren, ja daß von den 5 Knochenbrüchen an dem Kopfe jeder absolut tödlich gewesen sei, weil bei jedem derselben die heftigste Hirnerschütterung habe eintreten müssen.

Das hieherher eingeholte Oberrichteramt des hofgerichtlichen Medicinalreferenten sprach sich dahin aus: daß

a) die durch die Section nachgewiesenen Brüche und Sprünge der Hirnschale und Nischelknochen, so wie der in der Kopfhöhle vorgefundene Blutaustritt und Hirnmasse-Eintrud durch eine 4 bis 5malige heftige Einwirkung stumpfer Körper bewirkt worden;

b) daß in Betracht des hierdurch erzeugten Grades der Erschütterung, Knochenzerfplitterungen, der inneren Blutung und des Hirndruckes jede dieser Kopfverletzungen den absolut und schnell tödlichen Verwundungen wegen Unzulänglichkeit der natürlichen Heilkräfte und Unzugänglichkeit der ärztlichen Kunsthilfe beizuzählen sei. —

Was die Werkzeuge betrifft, womit der Todtschlag wuthmaßlich vollführt worden war, so wurden der amtlichen Commission bei ihrer Ankunft im Hause des Getödteten zwei Prügel (Klafterstiel) vorgelegt, welche man in der verflochtenen Nacht dorthin gebracht hatte. Der eine derselben A ist 5 Schuh, 2 Zoll lang, 5 Pfund, 8 Loth schwer und von Eichenholz; er hat 2 Zoll im Durchmesser, und es fanden sich an dessen dickerem Theile mehrere Blutspuren. Der andere B ist 5 Schuh, 10 Zoll lang, 4 Pfund, 26 Loth schwer, ungefähr von gleicher Dicke wie der vorige, von Espenholz und in der Mitte bedeutend gekrümmt. —

Das Physikat und der hofgerichtliche Medicinalreferent erklärten, daß beide Prügel, besonders wenn sie mit einem kräftigen Mannesarm geschwungen wurden, ganz geeignet waren, die Verletzungen an Bähls Kopf hervorzubringen. Diese Prügel sind auf folgende Art zum Vorschein gekommen. Hg. Braun war, als man den Erschlagenen nach Haus gebracht hatte, in die Apotheke geschickt worden. Das Kindwag machte er mit dem Gemeinderath Köhler. Als sie an dem innerhalb des Gänserthores jedoch nicht

weit davon stehenden Hause eines gewissen Adelmans vorbeikamen, sah Braun dort zwei Klafterstiel, wovon der eine auf der Straße lag und der andere gegen die Mauer gelehnt war. Köhler sah nur den letzteren, und Braun nahm diesen (es ist der oben mit B bezeichnete) und trug ihn bis zum Bählschen Hause, wo ihm Jemand denselben mit den Worten abnahm: „wer doch mit solchen Schindeln schlagen wollte.“ — Als nach Bähls Vertheilung der pregtische Arzt Wagner gekommen war, ging der Gemeinderath Köhler mit diesem und anderen Personen, namentlich dem Barbier Häfner und Jagdspectator Richter umher, um noch Blutspuren zu sehen. An der Stelle, wo Bäh vorher gelegen, bemerkten sie eine große Blutlache, die auch den anderen Tag noch sichtbar war. Als sie wieder zu dem Adelmansschen Hause kamen, fanden sie auch den anderen Prügel und nahmen ihn mit. Es ist der oben mit A bezeichnete. Köhler will an demselben gegen das dickere Ende hin Blut und anliegende Haare wahrgenommen haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich die Thäter in der Nähe des Platzes, wo Bäh erschlagen worden, die Prügel verschafft. Es zeigte sich nämlich bei dem am 19. Juni eingekommenen Augenschein, daß 5 Schritte vor dem Bogen des Gänserthores ein großer Wellenhausen und daneben eine Brücke von Prügelholz zwischen Klafterstieln aufgestellt war. Die Wellen gehören dem J. Pahl, dessen Bruder W. Pahl sie einige Wochen früher aufgestellt und auf dieselben einen Klafterstiel gelegt hatte, welcher sich bei der Augenscheineinnahme nicht mehr vorfand. Der Zeuge wußte nicht, wann und wie der Stiel hinweggenommen, glaubte jedoch solchen in dem Prügel B wieder zu erkennen. Das andere Holz gehört dem Fr. Bürger, welcher es einige Wochen vorher aufgestellt und zwischen dasselbe und Pähls Wellen einen Klafterstiel eingeschlagen hatte, der sich bei dem Augenscheine ebenfalls nicht mehr vorfinden ließ, ohne daß Zeuge wußte, wann und wie er entkommen war. Er meinte indessen, der ihm vorgelegte Prügel A sei jener Stiel; doch konnte er dieß nicht mit voller Bestimmtheit versichern.

Die erste Spur zur Entdeckung der Thäter gab Peter Weilharp, der Knecht des Bürgermeisters, welcher kurz vor seinem Herrn durch's Gänserthor nach Haus gegangen war, an die Hand. Dieser bemerkte nämlich im Vorübergehen bei dem Wellenhausen zwei Bürsche, ging auf sie zu und erkannte den Adam Bättner, Knecht des Altbürgermeisters Schred alda. Der andere Bürsche, welcher ohne Kopfbedeckung war, hatte sich umgewendet, damit er nicht erkannt werden soll. Weilharp wollte ihm nun den Kopf herumdrehen, um zu sehen, wer es wohl sei. Der Bürsche griff aber nach einem neben ihm gestandenen Prügel, und bewog dadurch den Weilharp, seines Wegs zu gehen.

Büttner wurde so fort in Verwahrung genommen, da er angab, daß Venantius Ulrich, der Knecht des Schwertwirths Gilling, in seinem Befehle den Bürgermeister Balth erschlagen habe, so ward Ulrich nun ebenfalls verhaftet.

Die mit Hülfe und Eifer geführte Untersuchung erlitt nur einmal durch die Flucht des H. Büttner, welcher sich jedoch in Heidelberg wieder einfangen ließ, eine kurze Unterbrechung.

Auf Vorlage der Akten wurde nach erhobener Defension in der hofgerichtlichen Plenarsitzung vom 17. Mai l. J. durch Urtheil zu Recht erkannt, daß

1) Venantius Ulrich der Tödtung des Bürgermeisters Dr. Balth von Kilsheim zwar für klagfrei zu erklären und mit Tragung der Kosten zu verschonen, dagegen wegen des auf ihm lastenden schweren Verdachts zu einem, im allgemeinen Arbeitshause zu Pforzheim zu erscheinenden sicheren Verhafte von 8 Jahren zu verurtheilen, daß

2) Adam Büttner dieser Tödtung zwar ebenfalls für klagfrei, dagegen der Theilnahme daran für schuldig zu erklären und deswegen zu einer, in Mannheim zu erscheinenden Zuchthausstrafe von 8 Jahren und zur Tragung sämmtlicher Untersuchungs- und seiner Straferstehungskosten zu verurtheilen sei. —

Entscheidungsgründe:

I. Der Bürgermeister und praktischer Arzt Jacob Adam Balth von Kilsheim wurde am 18. Juni v. J., nachdem er kurz zuvor den Mohrenwirth Haus und noch einige andre Personen bei dem Hause des Erstern verlassen hatte, zwischen 10 $\frac{1}{2}$ und 11 Uhr Nachts von den Zugen Johann Philipp Pahl, Lorenz Neuf, Franz Dittler, in der Nähe des Gänsferthors mit blutigem Gesichte und in demüthigsten Zustande, auf dem Boden liegend gefunden und sord noch in der nämlichen Nacht.

Die am folgenden Tage vorgenommene gerichtliche Inspection und Section seines Körpers lieferten den Beweis, daß sein Tod als die Folge mehrerer, am vorhergegangenen Abend, von fremder Hand erlittenen Kopfverletzungen angesehen werden muß, von denen jede von den Gerichtsärzten als absolut tödtlich erkannt worden war.

Es liegt demnach in objectiver Beziehung der Thatbestand des Verbrechens der Tödtung vor.

Als Urheber desselben kamen Johann Adam Büttner von Reicholzheim und Venantius Ulrich von Hundheim, welche damals als Knechte in Kilsheim in Diensten gestanden hatten, in Untersuchung.

II. Zu Bezug auf den Erstern, dem überhaupt kein gütliches Krummdegnußig zur Seite steht, ist

1) durch die eidlischen Depositionen des Rosenwirths Schulz von Kilsheim, der Frau desselben, sodann der

Bürgergardisten Dill und Reinhard erwiesen, daß er schon Sonntags den 4. Juni 1837, also gerade 14 Tage vor der obgedachten That, als er von dem Bürgermeister wegen Uebertretung der polizeilichen Feiertabnskünde in dem Rosenwirthshaufe aufgezeichnet wurde, gegen jenen sich unanständig betragen und die drohenden Worte gegen denselben ausgesprochen hatte: „in zwei Jahren sind Sie nicht mehr Bürgermeister;“ — worauf er wohl verblümmtenmaßen in Verhaft genommen wurde.

Es ist ferner durch die Aussagen des Max Berberich, Franz Anton Bundschuh, der Frau des Rosenwirths Schulz und des Mühlknechts Johann Gregor Haus die Gewissheit geliefert, daß Büttner nach dem eben gedachten Vorgang noch einen Groll gegen den Bürgermeister hegte, über denselben sich unzufrieden bezeugte und weitere drohende Worte auszusprechen sich erlaubte.

Aus den Depositionen von Personen, mit welchen der Inculpat am 18. Juni selbst zusammen war, insbesondere des Gregor Haus und Max Berberich geht endlich hervor, daß jener auch an dem Abende des genannten Tages noch eine fortwährende Abweisung gegen den Bürgermeister zu erkennen gab, welche er in leidenschaftlichen Worten aussprach und es erhält dadurch eine am nämlichen Abende von seiner Seite gegen den Maurer Bundschuh geschehene Ausrufung: „Er habe einen Zorn, daß er sich selbst nicht gut sei,“ — eine besondere Bedeutung.

Nach findet der Art. 32 der preinlichen Gerichtsordnung, wornach Drohungen, welche auf ein kurz nachher erfolgtes Verbrechen bezogen werden können, gegen denjenigen, welcher die Drohung aussprach, eine nahe Inzucht der Verübung der That selbst begründen sollen, auf den Inculpaten, der sowohl nach seinem Kennnund, als nach der ihm in hohem Maße inwohnenden ungünstigen Stimmung gegen den Bürgermeister Balth, für eine Person angesehen werden muß, welcher ein Angriff auf den Bürgermeister und eine Mißhandlung des letztern zugetraut werden dürfte, seine volle Anwendung.

2) Inculpat befand sich, sowohl nach eidlicher Aussage des Peter Weillhard, als seinem eignen Geständnisse am 18. Juni v. J. nach der Feiertabnskünde und unmittelbar vor Verübung des Verbrechens an dem Gänsferthore.

Diese Anwesenheit am gedachten Orte war auch abgesehen von dem Geständnisse des Inculpaten von folgenden verdachtsregenden Umständen begleitet. Es war nach der Polizeistunde und der betreffende Platz liegt außerhalb der Stadt, entfernt von der Wohnung des Inculpaten, und Register hatte zur fraglichen Zeit an dem gedachten Orte keine Geschäfte. Ueberdies stand Inculpat, nach dem Zeugnisse Weillhards so, daß er gegen die Stadt hineinfiel, was darauf schließen läßt, daß er aufmerksam seyn wollte,

ob Jemand komme, und was nothwendig zu der weitern Vermuthung führt, er habe die Ankunft des Bürgermeisters, den er vorher in der Stadt gesehen und von dem er gewußt, daß ihn der Weg zu seiner Wohnung durch das Gänsesthor führe, erspähen wollen. Ferner besand sich Inculpat in Gesellschaft eines andern Individuums, welches sich zu verbergen und unkenntlich zu machen suchte, und es stand, wie Weithard versichert, mehrere Prügel bei ihnen.

Noch mehr gewarnt wird aber ihre Anwesenheit durch die eignen Geständnisse des Inculpats, indem er hiernach mit dem Bewußtseyn an den fraglichen Platz sich begab, daß dort dem Bürgermeister aufgelauret und derselbe mißhandelt werden sollte.

Inculpat bewaffnete sich mit einem solchen Instrumente, dergleichen Weithard vorher schon bei den beiden Vurschen hatte sehen und welche offenbar als Vorbereitung zu der demnächst zu verübenden Mißhandlung schon im Voraus von dem am Gänsesthor befindlichen Holze hinweggenommen worden waren, zu welchem sie, nach den in der Untersuchung durch Augenschein und Vernehmung des Franz Burger und Manjus Pahl gewonnenen Bemerken, gehört hatten. Diese Prügel oder Klasterfidel waren aber Werkzeuge, mit welchen nach den gerichtsarztlichen Gutachten diejenigen Verletzungen zugefügt worden seyn konnten, welche am Kopfe des Verletzten sich vorgefunden hatten.

Die Anwesenheit des Inculpats am Orte der That war demnach von allen den Umständen begleitet, welche der speziell von der Tödtung handelnde Artikel 33 der preussischen Gerichtsordnung unterstellt, um daraus eine nahe Inzucht wegen Verübung der That selbst abzuleiten.

Inculpat hat zwar beharrlich geläugnet, selbst auf den Bürgermeister geschlagen zu haben.

Allein er gibt zu, daß ihm von seinem Cosinulpaten der Vorschlag gemacht worden, dem Bürgermeister aufgelauren und ihn zu mißhandeln, und er ging hierauf mit dem von ihm als Urheber der That bezeichneten Ulrich an den erwähnten Platz, an welchem die That verübt wurde. Hätte er an dieser seinen Theil nehmen wollen, so würde er nicht mitgegangen seyn; denn es wurde weder ein physischer noch ein moralischer Zwang versucht, um ihn zur Begleitung zu veranlassen, ja es bedurfte, nachdem, was er selbst deshalb anführt, nicht einmal einer Anwendung von Ueberredungskunst, um seine Schritte in Bewegung zu setzen.

Inculpat will seinen Begleiter von Begehung der That abgemahnet haben. Aber auch dafür liege keine Wahrscheinlichkeit vor. Hätte es wirklich in Büttners Absicht gelegen, das Verbrechen zu verhindern, so war ihm dazu mehrfach die auffallendste Gelegenheit gegeben.

Zureist, als Weithard ihn vor dem Thore traf. Diesen konnte Inculpat auf Ulrichs Vorhaben aufmerksam machen, er konnte, wenn er selbst wider Willen von Ulrich vor das Thor geführt worden wäre, mit Weithard sich entfernen, und dem Bürgermeister warnend entgegen gehen. Mit Weithards Hilfe endlich hätte er sogar den Ulrich gewaltsam zurückhalten vermocht.

Die zweite Gelegenheit bot sich dadurch, daß das Händchen des Bürgermeisters vor diesem am dem Thore kam, und Inculpat die, von ihm selbst als „hart“ bezeichneten Schritte des Bürgermeisters schon vor dessen Anstufte böte. Damals wäre es noch Zeit zur Warnung des Bedrohten gewesen, wenn nicht Inculpat, was ihm an sich schon abgelegen hätte, seine eigene physische Kraft der seines Genossen entgegenzusetzen wollte, um diesen von dem Verbrechen abzuhalten.

Aus dem ganzen Benehmen des Inculpats erhellet demnach, daß es nicht nur nicht in seiner Absicht gelegen hatte, seinem Begleiter dindrlich zu seyn, sondern, daß er vielmehr in das von diesem angeblich proponirte Complot gegen den von ihm schon früher mit Aeußerungen der Abneigung verfolgten Bürgermeister eingegangen war. Deshalb mußte er, selbst wenn er nicht auf den letzten geschlagen hätte, wegen seiner Anwesenheit bei der That, als Miturheber in Bezug auf den Angriff und die Mißhandlung angesehen werden. So weit er an letztern der nicht thätigen Theil genommen hätte, wäre ihm jedoch die Tödtung nicht als Folge des eingegangenen Complots als Miturheber zuzurechnen, weil sein Geständniß nicht so weit geht, daß das proponirte Complot auf jenes Verbrechen sich ausdehnte.

Eine natürliche Frage bleibt aber immer die: Warum hatte Büttner bei jenem zum Zwecke der Mißhandlung des Bürgermeisters auf diesen gemachten Angriff selbst eine Waffe und zwar eine solche, welche zu Vollführung einer höchst gefährlichen Mißhandlung geeignet war und bei deren etwaiger Anwendung mit Rücksicht auf ihre Größe, Schwere und Unbeholfenheit der am Körper des Angegriffenen sich ergebende Effect leicht voranzujubeln gewesen wäre?

Büttner will den fraglichen Klasterfidel erst ergreifen haben, nachdem Ulrich schon den ersten Streich auf den Bürgermeister geführt hatte; er behauptet, daß jenes Ergreifen in der Angst geschehen sei.

Allein mit Berücksichtigung des über das Complot Bemerkten und der frühern Drohungen des Inculpats, entbehrt jene Angabe aller Wahrscheinlichkeit. Zu seiner Flucht bedurfte er nämlich keiner Waffe. Er war von seinem Angriffe bedroht, dem er eine Gegenwehr hätte entgegenzusetzen müssen. Er behauptete nicht einmal, daß er eine solche Gegenwehr bei Ergreifung des Prügels beabsichtigt habe.

Er warf auch das Instrument schon wenige Schritte vom Orte der That wieder hinweg, es hätte ihm also zu nichts dienen können, wenn er nicht beim Angriffe auf den Bürgermeister selbst schon davon Gebrauch gemacht haben sollte. Hierbei darf das verdächtige Benehmen des Inculpaten während der Untersuchung in Bezug auf den fraglichen Punkt nicht außer Acht gelassen werden. Er übergiebt es nämlich in den ersten Verhören ganz mit Stillschweigen, daß er mit dem Klasterstiel bewaffnet war, und später, als er solchen zugrabs, euskuldigte er sein früheres Stillschweigen mit der leeren Phrasen, daß der gedachte Umstand ihm erst inzwischen befallen sei. Er war zu jenem Gesändnisse erst durch den Vorhalt der Weithard'schen Deposition veranlaßt worden, aus welcher sich ergeben, daß Inculpat und sein Gefährte vor dem Thore mehrere Prügel in Bereitschaft hatten. Ohne dieses würde Inculpat unumwunden bei Verheimlichung der erwähnten Thatsache beharrt haben.

Sodann ist hier hervorzuheben: daß Inculpat die beiden Prügel ziemlich genau beschrieb und bei Vorlage der am Adelsmannschen Hause gefundenen Werkzeuge sowohl dasjenige, welches er gehabt, als das, welches Ulrich geführt haben soll, wieder erkannte, was voraussetzt, daß er nicht im Momente eines panischen Schreckens einen Gegenstand der ihm gerade in der Nähe war, unbewußt, zu welchem Gebrauche er ihm dienen sollte, ergreift. Er mußte vielmehr vor der That nicht nur seinen Prügel, sondern auch den seines Gefährten genauer besichtigt haben; auf der Flucht nach der That wäre es der Eiligkeit wegen nicht mehr möglich gewesen. Dadurch ist obiger Vorwand des Inculpaten völlig widerlegt. Ja, in der genaueren Bekanntschaft Bättners mit beiden Instrumenten, welche zuverlässig für eine, seinerseits stattgehabte Vorbereitung der That spricht, könnte sogar ein Zweifel darüber gefunden werden, ob die Prügel gerade so verteilt waren, wie Inculpat behauptet, und ob nicht etwa derjenige, an welchem nach Verübung des Verbrechens das Blut des Getödteten fließe, was vielleicht Inculpat erst bei Vorzeigung des Prügels wahrgenommen haben mag, nicht in Bättners Hand gewesen war.

Dabei kann es übrigens nicht ausfallen, daß nur an dem einen Instrumente Blutspuren sich zeigten und aus diesem Umstande nicht der Schluß nothwendig folgen, daß nur jener Prügel bei der Mißhandlung gebraucht wurde: denn Schädelspünge, mit Schlägedurch stumpfe Instrumente bewirkt, — veranlassen gewöhnlich keine äußere Blutung, und es war bei der Regalinspektion außer den Gesichtverletzungen, welche mit Blutaustritt begleitet seyn mußten, auch nur eine Kopfwunde äußerlich sichtbar.

Außer dieser Bewaffnung verdient auch Nachsehendes eine besondere Berücksichtigung in Bezug auf Bättners Mitwirkung bei der Mißhandlung selbst.

Der Bürgermeister Bätt war ein kräftiger Mann. Er wurde plötzlich überfallen. Denn nach Beobachtung derjenigen Personen, welche ihn nach der an ihm verübten Gewaltthat zuerst am Boden liegend fanden, hatte er damals, seiner Gewohnheit gemäß, die Hände in den Taschen seiner Brillebänder verborgen. Es war ihm also bei dem Angriffe nicht mehr so viel Besinnung geblieben, um sich dem sonst natürlichen Gedanken zu überlassen, durch Benutzung der Hände dem Angriffe Widerstand entgegenzusetzen. Er rief aber, nach Bättners Angabe: „O Jesus!“ Dieser Ruf wurde natürlich durch die Ueberraschung und den Schmerz des ersten Schlags erpreßt, wie sich aus dem zuvor Bemerkten ergibt, und was auch Bättner anführt. Jenen Ruf vernahm nun der gerade am Orte der That wohnende Zeuge Pahl, welcher darauf sogleich, ohne sich erst anzukleiden, an's Fenster eilte, von wo er den Getödeten liegen sah.

Nach Bättners Angabe war der Thäter nach Zufügung der letzten Mißhandlung erst in die Straße rechts vom Gänserthore gesprungen, was durch die dort vorgefundenen Blutspuren auch wahrscheinlich gemacht wird, indem diese dadurch entstanden seyn mochten, daß eine der bei der That zugegen gewesen Personen mit den Füßen in das vom Verletzten strömende Blut getreten war und mit ihren Fußtritten dann das Blut verbreitete.

Jenen Weg verließ aber der Thäter alsbald wieder und folgte seinem Genossen in die Straße links vom Thore, in welcher die Prügel abgeworfen und gefunden wurden.

Damals nun, als Pahl an das Fenster kam, waren diejenigen zwei Personen, welche die Mißhandlung mitgemacht hatten, schon 20 Schritte von dem Gefängnisse und nur 2 — 3 Schritte von einander entfernt auf der Flucht. — Berücksichtigt man aber, daß die vielen an Bätt's Kopfe vorgefundenen Verletzungen nach gerichtärztlichem Gutachten durch wenigstens 4 — 5 Schläge entstanden seyn mußten; so läßt es sich nicht wohl annehmen, daß nach dem auf den ersten Schrei erfolgten Hilferuf: „O Jesus!“ und bis zur Ankunft Pahl's am Fenster, der eine Thäter noch so viele Zeit übrig gehabt habe, um noch 3 — 4 neue Schläge auf den inwieweit zu Boden gesunkenen Bürgermeister zu führen, denn erst die Straße rechts zu betreten, in dieser sich umzuwenden und noch etwa 20 Schritte weiter in der Straße links fortzulaufen und den Bättner, welcher durch das Zurückbleiben Ulrich's bei Bätt und die anfängliche Flucht nach der rechten Seite einen bedeutenden Vorsprung erhalten haben mußte, gewiß aber aus Lebenskräften vom Orte der That sich zu entfernen suchte, bis auf 2 oder 3 Schritte wieder einzuholen. Es rechtfertigte sich vielmehr, besonders da das Springen,

welches andere Zeugen, z. B. die Adelmannsche Ehefrau hörten, jenem Schrei und wie Reuf, der die Schläge fallen hörte, ausfragt, dieselben alsbald nachfolgte, ehe der Schlag, daß beide Inculpaten, und zwar sehr schnell nacheinander, die weiteren Schläge führten, dann gleichzeitig die Flucht ergreifen und der unbedeutende Vorsprung des einen der Thäter lediglich in der anlässlich nach der rechten Seite genommenen Fluchtrichtung des Andern beruhte, indem sonst, wenn die Angabe Büttners wahr wäre, die auf den Zimmeraufermerklich am vorderen Zeugen, namentlich Pahl, noch den mit Fortsetzung der Schläge allein beschäftigten Ulrich bei der That bemerkt haben dürften.

Es sind deshalb die oben erwähnten beiden nahen Inzichten gegen Büttner durch die von ihm geltendgemachten Vertheidigungsmomente nicht entkräftet, und es kommt noch hinzu

3) daß Inculpat nach vollführter That mit dem, als Urheber derselben, von ihm begünstigten Inculpaten Ulrich eine mit so vieler Muthlosigkeit verknüpfte, nicht gefahrlöse Flucht durch den Hofgarten und mittelst Erklommens des Fensters am Schwerwirthshause ausführte; so wie daß er nach Beginn der Untersuchung am 13. Juli v. J. auf eine ebenfalls gefährliche Weise, nämlich mittelst Durchschlupfens durch den, mehr als 30 Schuh hohen Abtritts canal und Uebersteigens einer Mauer aus dem Amtgefangnisse entflohe. —

Wenn durch alle diese Umstände auch nicht der volle Beweis geliefert wird, daß Inculpat Büttner wirklich der Urheber oder Miturheber der Tödtung des Bürgermeisters Bähr gewesen sei, so gewähren sie doch so hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß jener Inculpat nach §. 18 des Strafgesetzes der That selbst nur kläglich erklärt werden kann.

Da aber jedenfalls aus dem Gesändnisse und den dasselbe unterstützenden Inzichten, die Gewissheit sich ergibt, daß Büttner denjenigen, welcher das Verbrechen nach seiner Angabe vollbrachte, mit dem Bewußtseyn, daß ein Angriff und eine Mißhandlung statt finden solle, an den Ort der That begleitete, daß er dann vor und während der That bei diesem Individuum verblieb, dadurch aber den Thäter, welcher sich vielleicht dem kräftigen Bürgermeister gegenüber allein nicht stark genug fühlte, ermunterte, und falls es zur Gegenwehr gekommen wäre, sowohl durch seine Anwesenheit, als durch seine schädliche Waffe den Angegriffenen ermunterte haben würde; daß er endlich dem Thäter noch durch die Begleitung auf der Flucht Schutz verlieh, so muß der Inculpat wenigstens als Theilnehmer an dem gedachten Verbrechen angesehen werden.

Was seine Bestrafung betrifft, so ist zu erwägen, daß, falls auch bei dem Hingehen nach dem Gärtnerhore, dem

Ausflauern dasselbst und dem Angriffe nicht die Tödtung des Bürgermeisters beabsichtigt gewesen seyn sollte, — Inculpat Büttner selbst in der Eigenschaft als Theilnehmer immerhin in einem groben Verschulden sich befand, weil er nach den von dem eigentlichen Thäter gewählten Werkzeugen welche, Büttners Gesändnisse zu Folge, vor dem Angriffe ihm hiñtänglich bekannt waren, ebenso, wie jener, einsehen mußte, daß damit leicht der Tod des Angegriffenen herbeigeführt werden konnte, somit auch ihm, da er im Stande war, die Anwendung dieser Werkzeuge zu verhindern, er solches aber unterließ, eine rohe Unbesorgtheit um Menschenleben 'um Vorwurfe gericht, weshalb nach Vorschrift des Art. 177 der P. O. D. verbunden mit §. 91 der Erläuterung zum Strafgesetze, jedenfalls eine peinliche Strafe gegen ihn erkannt werden mußte.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß für die That selbst noch der in §. 71 Abs. k und l des Strafgesetzes erwähnte doppelte Schärfungsgrund vorliegt, Aufpassen und Angriff auf den gemeinschaftlichen polizeilichen Vorgesetzten der beiden Inculpaten, welche Schärfungsgünde unter den vorliegenden Verhältnissen auch auf den Theilnehmer der That fortwirken müssen.

Inculpat hat sich zwar darauf berufen, daß er am fraglichen Abende betrunken gewesen sei.

Es ergibt sich jedoch zur Genüge aus der Untersuchung, daß seine Betrunkenheit, wenn sie überhaupt vorhanden war, seinen besondern Grad erreicht haben konnte, da Inculpat im Stande war, nach der That eine so bedenkliche Flucht auszuführen und auch noch im Falle der Untersuchung selbst eine so detaillierte Auskunft über die Vorgänge am betreffenden Abend zu erteilen. In jener behaupteten Trunkenheit kann daher kein Grund zur Strafmitderung gefunden werden.

III. Der Inculpat Ulrich hat jede Beteiligung bei der That in Abrede gestellt. Gegen ihn sind jedoch ebenfalls mehrfache Verdachtsgründe vorhanden.

Hiernach gehört vor Allem

1) die Verächtlichkeit durch Büttner.

Da diese von einem wegen Theilnahme an demselben Verbrechen zur Untersuchung gezogenen Subjekte ausgesagt, so ist ihr Werth zunächst nach den Grundsätzen zu würdigen, welche die P. O. D. über die Beweiskraft der Aussage eines Mißgeschuldigten aufstellt.

Unter die gemeinen Anzeigen, deren jede allein zu Erkennung der peinlichen Frage hinreichte, Art. 29 somit unter die nahen Anzeigen, denen sie den Werth eines halben Beweises beilegt, zählt sie im Art. 31 den Fall:

„wenn ein übermünderer Missethäter, der in seiner Missethatte Helfer gehabt, Jemand in dem Gefängnisse

angibt, der ihm zu seiner geübten erfundenen Missethat geholfen hat;“

und setzt dann die nähern Bedingungen fest, von deren Daseyn es abhängen soll, der Begünstigung den Werth einer nahen Zucht beizulegen, wovon demnächst weiter die Rede seyn wird.

Aus der eben mitgetheilten einleitenden Bemerkung ergibt sich vor Allem eine einfache Grundbedingung. Nämlich aus den Worten: „zu seiner geübten erfundenen Missethat“ erhellt, daß der objective Thatbestand des Verbrechen, auf welches die Beschuldigung sich bezieht, gewiß seyn müsse, worüber im vorliegenden Falle, nach dem, was schon oben erörtert wurde, kein Zweifel obwaltet; sodann will das Gesetz, daß der Begünstigende ein „überwundener“ Missethäter sei.

Was unter dem eben wiederholten Ausdruck „überwundener“ zu verstehen sei, ist in dem Art. 31 nicht näher angegeben. Es wird derselbe jedoch vielfältig in dem peinlichen Gesetzbuche gebraucht.

Aus der Vergleichung anderer Stellen, z. B. der Art. 125, 126 und 132, besonders aber des §. 61, welcher von einem Angeschuldigten spricht: „der durch Bekenntniß und Beweisung der That überwunden wird“ ersieht man, daß der Gesetzgeber mit dem fraglichen Worte im Allgemeinen keinen andern Begriff verband als den, welcher in der neuern Gerichtssprache dem Worte „überwiesener“ zukommt.

In dieser Allgemeinheit darf jedoch das mehrgedachte Wort bei seinem Gebrauche in Art. 31 der P. O. D. nicht genommen werden, hier ist vielmehr das Beweismittel, durch welches der angeschuldigte Missethäter, der gegen einen Andern aus sagt, „überwunden“ seyn muß, zunächst in dessen eigner Geständnisse zu suchen, das Wort überwunden dem Ausdruck „geständig“ gleich zu setzen, will es nothwendig eine contradictio in adjecto enthielte, anzunehmen, Jemand, welcher eine Theilnahme an Verübung eines Verbrechen nicht einbekent, vielmehr läugnet, könne einen Andern, als seinen Helfer, bei jener That begünstigen.

Aus dieser beschränkenden Auslegung folgt, daß, sofern ein Angeschuldigter eines Theils derjenigen Thatfachen, aus welchen seine Mitwirkung zu Verübung eines gewissen Verbrechen zu ernehmen ist, geständig, eines andern Theils von Thatfachen aber, aus denen auf seine Theilnehmung geschlossen werden muß, durch andere Beweismittel überwiesen wird, in Bezug auf seine Begünstigung gegen einen Dritten, als Urheber jenes Verbrechen oder Theilnehmer daran, nothwendig ein Unterschied zu machen ist zwischen dem Theile der Beschuldigung, welcher mit dem Geständnisse übereinstimmt und demjenigen, worin der Begünstigende seine eigene

Schuld nicht anerkennt, weil nur in der ersten Beziehung der Begünstiger (durch sein Geständniß) selbst überwunden ist.

Es gesellen deshalb in einem solchen Falle die Beschuldigungen in zwei Abschnitte, von denen jeder eine getrennte Würdigung erfahren müßte. Nicht immer richtig wäre hierbei die Folgerung, wenn man den Theil der Begünstigung, hinsichtlich dessen zugleich die Selbstanklage vorliegt, deshalb für verdächtig erachten wollte, weil das Geständniß nicht auf die weitere dem andern Theilnehmer etwa allein zugemutete Schuld sich erstreckt; es käme je, demal vielmehr auf die Umstände des einzelnen Falles an. Der einzig richtige Schluß bleibt immer nur der, daß die für das Geständniß eigener Theilnahme hinausgehende Begünstigung niemals die Kraft einer nahen Anzeige haben könne und es von der richterlichen Beurtheilung abhängen, in wie weit sie wenigstens als entferntere Zucht dienlich sei.

Hinsichtlich dessen, was Inculpat auch als eigene Theilnehmung zugesiehet, sind nun in Bezug auf die gleichmäßige Begünstigung gegen Ulrich alle Requisitte vorhanden, welche nach Art. 31 der P. O. D. die Begünstigung zur nahen Zucht erheben würden. Denn Büttner hat schon bei seiner Verhaftung durch den Gardisten Platz und nachmals sogleich im ersten Verhöre, ohne daß der Untersuchungsrichter noch einen sonstigen Verdacht gegen Ulrich hatte, diesen bekundet. Büttner widerrieth die Beschuldigung nicht; es bestand zwischen ihm und Ulrich, wie dieser selbst zugibt, kein Verhältniß, aus welchem eine Abneigung des Erstern gegen Letztern entspringen wäre. Die Aussage ist hinsichtlich der Umstände, unter welchen die Theilnahme Ulrichs stattgefunden haben soll, sehr ausführlich und nach der frühern Ausführung des letztgedachten Inculpaten, ließ es sich ihm zutrauen, daß er des Aufstehens und Mißhandelns des Bürgermeisters sich schuldig gemacht habe.

Es beruht demnach in jener Begünstigung eine nahe Zucht dafür, daß Ulrich zu dem Zwecke des mehrerwähnten Aufstehens nach dem Gänserthore ging, daß er dort einen Klastersidel ergriff, dann, nachdem der Bürgermeister verkehrt war, mit Büttner vom fraglichen Orte aus dem von jenem beschriebenen Wege entflo, und unterwegs den Klastersidel hinwegwarf.

2) Diese Beschuldigung findet in vielen Details mehrfache Unterstüzung, wie sich aus Folgendem ergibt:

a) Büttner will mit Ulrich nach Eintritt der Polizeistunde vor das Gänserthor gegangen seyn und mit diesem dort rechts am Thore bei aufgerisstem Holze gestanden haben, als zuerst der Knacht des Bürgermeisters (Weißbarch) zu ihnen gekommen sei und sie angesprochen habe. Der letztgedachte Zeuge hat nun eiblich versichert, daß er an dem fraglichen Plage nach der Poli-

zeistande zwei Burfche stehen sah, von welchen er den Büttnr erkannte.

b) Büttnr behauptete, Ulrich habe damals keine Kappe auf dem Kopfe gehabt und sich vor dem gedachten Zeugen zu verbergen gesucht. Auch Weilhard deponirte, daß der zweite Burfche keine Kappe auf dem Kopfe hatte *), sich bückte und das Gesicht gegen die Mauer fehrte, um nicht erkannt zu werden.

c) Büttnr gab an, daß sie zwei Klosterknecht in der Råbe stehen hatten, und auch dieses wird von Weilhard bekråtigt.

d) Dieses Zusammentreffen mit Weilhard muß ganz kurze Zeit vor dem Angriffe auf den Bürgermeister Statt gefunden haben; denn der Bürgermeister Båth war nach Visitation der Wirtshåuser und Schlichtung des Streits zwischen Seiz und Soldat Wolpert und Verhaftung des Bruders des letztern noch kurze Zeit bei dem Mohnenwirth auf der StraÙe stehen geblieben. Als er sich dann entfernte, war es, nach Deposition jenes Wirths und des Garbists Plass zwischen 10 1/2 und 11 Uhr, und es mochte nur etwa 1/4 Stunde nach dieser Entfernung des Bürgermeisters von jenen Zeugen vergangen gewesen seyn, als Pahl zu denselben kam und sie von der Verübung des betreffenden Verbrechens benachrichtigte.

Der Weg, welchen der Bürgermeister vom Mohnenwirthshause zurückzulegen hatte, betrug ungefähr 4 Minuten.

Pahl hörte, nach seiner Angabe, etwa 10 1/2 Uhr (nach dem zuvor Bemerkten mag es aber zwischen 10 1/2 und 11 Uhr gewesen seyn) — den von Båth (genau auf den ersten Schlag) von sich gegebenen Ruf: „O Jesus“. Er eilte aus Fenster, rief aus diesem um Hülfe, gieng nach gleichzeitiger Ankunft des Lorenz Neuf mit diesem nach dem mißhandelten Körper, betrachtete denselben, lief dann nach dem, 48 Schritte vor dem Thor gelegenen, Båth'schen Hause, wozu er etwa eine Minute gebraucht haben mußte, fehrte von dort zum Körper des Erschlagenen zurück und begab sich erst von da zum Mohnenwirthshause. Der größte Theil der Viertelstunde, welche nach Båth's Entfernung von jenem Hause und bis zu Pahl's Ankunft verfloß, fällt daher auf die Zeit, welche der letztgenannte Zeuge bedurfte, um die angegebenen Wege zurückzulegen und die Besichtigung des Körpers vorzunehmen.

Es darf daher angenommen werden, daß der Moment des Angriffs, welchem Bürgermeister Båth unterlag, 4 — 5 Minuten nach Entfernung des letztern vom Mohnenwirthshause eintrat.

Da man die Zeit, welche nachher Pahl zu den mehreren wåhnten Gången und sonstigen Handlungen nöthig hatte,

*) Oben dßsmogen (sien es von großem Interesse, zu ermitteln, ob Ulrich an jenem Abend, als er seiner eigenen Angabe zufolge nach 10 Uhr in's Sternenwirthshaus gekommen, eine Kappe aufgesetzt habe, wie von ihm behauptet worden. Der Gerichtshof hatte deshalb die nachtrågliche Entnahme des Sternenwirths Söllner, seiner Gattin und Tochter über diesen Punkt angedrht, die jedoch wegen der mittlerweile erfolgten Auswanderung dieser Leute nicht mehr verwirklicht werden konnte. Rosenwirth Schulz, bei welchem Ulrich auf die nåmliche Zeit nach seinem jungen Herrn gefragt hatte, konnte sich bei seiner nachmaligen Abddr nicht mehr erinnern, ob Ulrich damals mit einer Kappe versehen gewesen oder nicht.

D. E.

Dampdruckerei: Biedelmeier & Co in Rannheim.

wohl auf 10 Minuten bestimmen kann, so bekråtigt sich auch hieraus wieder die Richtigkeit der schon oben ausgesprochenen thatsåchlichen Behauptung, daß jener Zeuge unmittelbar auf den Hlferuf sich zum Verberiten bereitete und unmittelbar auf die ganz schnell nacheinander erfolgten Schlåge aus Fenster gekommen ist.

Weilhard war nun nach seiner Deposition erst nach eingetretener Polizeistunde aus dem Engelwirthshause hinweggegangen und mußte zur Zurücklegung des Wegs bis zum Thore wohl einige Minuten verwendet haben, er hielt sich bei den Inculpanten auf und legte dann noch 48 Schritte bis zur Wohnung seines Dienstherrn juråd, wozu er wohl auch noch eine Minute gebraucht hatte; der Angriff fiel aber, wie mir Wahrscheinlichkeit dargibtan wurde, kurz nach 10 1/2 Uhr vor, — es blieb also nur noch ein ganz kurzer Zwischenraum zwischen der Ankunft des Zeugen bei den Inculpanten und jener des Bürgermeisters.

e) Vor der Ankunft Weilhards hatten die Inculpanten schon die Klosterknecht in Bereitschaft gestellt, von denen der eine in den Boden gesickt war.

Nach zu dieser Vorbereitung war einige Zeit erforderlich, so daß, wenn die Inculpanten 10 — 15 Minuten vor dem Bürgermeister am Thore angekommen waren, sowohl die fragliche Vorbereitung getroffen, als auch Weilhard nach Hause gegangen seyn konnte, ehe die Grndurtheil selbst vorkiel. Es ist daher noch zu ermitteln, wo die Inculpanten zwischen 10 1/2 und 10 1/4 Uhr waren, um daraus auf die Wahrschafsigkeit der Brnerischen Angabe hinsichtlich ihrer gemeinschaftlichen Anwesenheit vor dem Thore einen neuen Schluß zu bauen.

Bttner hatte, nach seiner Angabe und dem Zeugnisse des Ott, Bundschuh und G. Paul in dem Momente des am westlichen Ende des Orts gelegenen Wirthshaus verlaßsen, als der Bürgermeister dort Feierabend bot und sich nach der ungefahr im Mittelpunkt des Stådtchens gelegenen Kapelle begeben.

Da der Bürgermeister nach dem Feierabendbieten in jenem Wirthshause noch nach dem Mohnenwirthshause und dem jenstend der Kapelle brftlichen Sternwirthshause sich begab, dort einen Streit schlichtete, den Wolpert verhandeln ließ und nachher noch mit dem Mohnenwirths sich unterredete, so hatte Bttner nach seiner eiligen Entfernung aus dem Adler einen bedeutenden Vorsprung vor dem Bürgermeister, er konnte daher, da der spåtere Weg des letztern bis zum Thore bekråtigt derselbe war, welchen Inculpant dorthin zurücklegen mußte, in der Zwischenzeit alle die erforderlichen Vorbereitungen am Thore treffen und dort auch die angezeigte Verührung mit Weilhard haben, ehe der Bürgermeister nachkam.

Ulrich entfernte sich nach seiner eigenen Angabe schon vor 10 1/2 Uhr vom Sternwirthshaus; nach Aufzuge des Sternwirths war es bekråtigt 10 1/2 Uhr, als dieser dem Ulrich den Wiedereintritt in das Wirthshaus verweigerte. Es war daher auch dem Ulrich noch mehr als 1/4 Stunde Zeit übrig bis zur That, und er vermochte auf seine Art nachzuweisen, wo und wie er dieselbe zugebracht hat. Er behauptet zwar um 10 1/4 Uhr schon nach Hause gekommen zu seyn.

(Schluß folgt.)

Drucker und Verleger: Ed. T. G. Grod.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 37.

Karlsruhe den 15. September 1838.

1.

Todeschlag.

(Schluß.)

Diese Angabe ist aber durch die im Laufe der Untersuchung erhobenen Zeugnisse als völlig unwar und widerlegt worden. Das Schwertwirthshaus ist nämlich nur einige Schritte vom Stern entfernt, es war dem Inculpaten, auch wenn er den von ihm beschriebenen Weg genommen, nur wenige Zeit erforderlich, um nach Haus zu gelangen. Gleichwohl haben seine Hausgenossen auf das Bestimmteste versichert, daß er um die von ihm bemerkte Zeit noch nicht zu Haus war.

Sein Zeitgenosse und Mitsucht, Andreas Gills, hatte nämlich sich um 10 1/2 Uhr erst zu Bette gelegt, damals auf die Uhr gesehen und sich von der Richtigkeit seiner Wahrnehmung hinsichtlich der Zeit vollkommen überzeugt, auch nachher noch beiläufig eine Viertelstunde gewacht, ohne daß Inculpat aufkam; und die Wirthin, welche sich auch um 10 1/2 Uhr erst zu Bette legte, wurde erst später, nachdem sie schon geschlafen hatte, durch seine Heimkunft wieder geweckt.

Das von Ulrich angeführte Alibi ist also nicht vorhanden, sein unwahres Benehmen in dieser Beziehung verstärkt daher ebenfalls die Bezeugungen, daß er zur Zeit der Verübung des Verbrechens an dem Orte der That zugegen war.

f) Was das Verhalten des Inculpaten nach verübter That betrifft, so ist vollständig erwiesen, daß gerade zwei Mannspersonen unmittelbar darnach von dem Körper des Beschädigten hinweggehoben. —

Demn Lorenz Neuf, ein am fraglichen Platze wohnender Bürger, hörte bei dem Gänserthore 3 oder 4 Streiche fallen, und unmittelbar darauf ein Springen, ohne übrigens die Zahl der Springenden untersuchen zu können. Der erwähnte Pahl aber beobachtete, als er auf den Hülfers-Büsch an sein Fenster getreten war, daß die Springenden zwei Mannspersonen gewesen: Die Frau des Martin Höffert, welche schlafend im Bette gelegen hatte und stark springen hörte, sah, alsbald an's Fenster gegangen, zwei Bursche

vom Gänserthore herspringen. Franz Ditter hörte zwei springen und Catharina Adelmann, wie Pahl, durch einen Schrei geweckt, sah noch vor Pahls Hülfers-Büsch zwei Mannspersonen entspringen.

Nach Bättners Angabe war der eine davon er — der andere Ulrich.

Nach Aussage des Erstern sprangen sie durch die Straße links vom Gänserthore. Die Zeugen Pahl, Höfferts Ehefrau und Catharina Adelmann sahen ebenfalls, daß die fraglichen zwei Mannspersonen gerade durch jene Straße liefen und der bei der Catharina Adelmann wohnende Priester Seiz hörte durch eben diese, an seiner Wohnung vorbeiziehende, Straße springen.

Nach Bättners weiterer Angabe war Ulrich etwas hinter ihm, weil dieser erst einen Augenblick in die Straße rechts vom Thore eingelenkt hatte. Auch dieses findet seine Unterstützung, indem Pahl bemerkte, daß die Bursche 2 — 3 Schritte von einander entfernt waren und die Catharina Adelmann ausrief, die Bursche seien einander nach (also nicht neben einander) — gesprungen.

Die Bursche, welche von den Zeugen Pahl, Höffert und Adelmann beobachtet wurden, hatten überdies, nach Erklärung der fraglichen Zeugen, dunkle Kleider an. Auch hierin beruht eine Uebereinstimmung mit Bättners Erklärung und dem Erfund an den Kleidern der beiden Inculpaten.

Auf der Flucht durch die erwähnte Straße wurden, nach Bättners Behauptungen, die von ihm und Ulrich vor dem Gänserthore ergriffenen Klastersidel, und zwar bei dem Adelmann'schen Hause, hinweggeworfen und bei diesem Hause waren in der nämlichen Nacht noch zwei Stüdel gefunden worden, welche nach dem Ergebnisse bei der Untersuchung zu dem vor dem Gänserthore befindlichen Holze gehört hatten, — ihrer Beschaffenheit nach, sich ganz zur Zufügung der an Büch bei der Inspektion und Section wahrgenommenen Verletzungen eigneten, und von denen auch der eine Prügel, wenigstens Spuren von Blut darbot.

Bättners hatte die fraglichen Werkzeuge dem Untersu-

hungsrichter schon vor deren Vorgehung ziemlich genau beschrieben, und bei letzterer sie anerkannt.

Im Verlaufe der Flucht sprangen die Inculpaten, nach Bättners fernerer Aussage, durch den Fußgraben. Für die Wahrheit dessen spricht das eidlische Zeugniß des Franz Seubert, welcher in der verhängnißvollen Nacht des 18. Juni für den Nachtwächter Schmitt, namentlich um 11 Uhr die Nachtwache besorgte, und als der durch die rechts am Schwertwirthshause hinunterziehende Vorhöler Gasse zu dem links stehenden Hause des Spangler gekommen war, beobachtete, daß ihm zwei Mannspersonen entgegenkamen, und als dieselben ihn gewahr wurden, sich rechts von seiner und links von ihrer Richtung in einen Winkel zurückzogen. Als er dahin ging, hörte er ein Geräusch, wie wenn jene in dem an jener Stelle hinabziehenden, auf beiden Seiten mit 8 — 10 Schuh hohen Mauern versehenen und wenig Wasser enthaltenden Graben hinabgesprungen wären. Er will ihnen zugerufen, aber keine Antwort erhalten haben.

Der fragliche Ort ist der Beschreibung nach ganz derselbe, an welchem Bättner in den Graben gesprungen war, und die Zeit trifft überein, da es nach Aussage des genannten Zeugen damals 5 — 8 Minuten nach 11 Uhr war. Ebenso paßt die von demselben beschriebene Kleidung der erwähnten Mannspersonen dunkle Kleider und namentlich Wämser) — auf diejenigen, welche die Inculpaten am 18. Juni getragen hatten.

Bättner behauptet nun ferner, daß er und Ulrich durch das Gehen in jenem Graben unten an den Weinen naß geworden seien.

Bättners Kleider waren am Morgen nach der That auch wirklich naß befunden worden.

Die Aussagen der Zeugen, welche Ulrichs Kleider am Tage nach der That sahen, so wie es an diesen Kleidern später vorgenommene Untersuchung durch Sachverständige, setzen es ebenfalls außer Zweifel, daß Ulrichs Hosen auf eine Art feucht geworden waren, wie es nach der Lokalität des Grabens (der wenig Wasser enthält, und in dem viele hervorragende Steine sich befinden, von denen man leicht abgleiten und dann sich mit Wasser bespritzes kann) — in dem Falle, geschehen seyn mußte, wenn Ulrich durch den Graben paßirt war. Dieser Inculpat hatte, als er im Verlaufe der Untersuchung wegen der Fruchtigkeit an seinen Kleidern befragt worden war, dieselbe in Abrede gestellt und seine mögliche Erklärung dafür angegeben gewußt. Erst im Schlußverhöre versuchte er eine solche Erklärung, indem er sich darauf berief, daß er am Abende vor der That das Pferd seines Dienstherrn in die Schwemme geritten habe. Allein der Beweis dieser Thatsache wurde nicht geführt, und es liegen Gründe genug vor, um die fragliche Behauptung als einen nachträglich erfundenen Nothbehelf

anzusehen zu können. Die Schwemme hat nämlich nur einige Schuh Wasser, so daß, bei weniger Vorsicht, Jemand, der ein Pferd hineinreitet, bei dem Hineinreiten nicht naß wird; jenes Wasser umgibt aber zugleich den unteren Theil der Weine der Pferde so viel, daß sie durch ihr Auftreten nicht spritzen können. Hierzu kommt, daß nach Aussage des Pserde-eigenhümers, Schwertwirth Müllig, Ulrich das Pferd am fraglichen Tage gar nicht zu besorgen hatte und nach Aussage des H. Müllig, daß dieser am gedachten Abende das Pferd gestüttet hatte, so daß also gar kein Grund dazu vorhanden wäre, aus welchem Inculpat das Pferd in die Schwemme zu reiten hatte. Ueberdies muß Inculpat nach demjenigen, was durch die Untersuchung über seinen Aufenthalt und seine Beschäftigung aus fraglichen Nachmittags und Abend ermittelt wurde, um die Zeit, in welcher er das Pferd in die Schwemme geritten haben will, entweder im Sternwirthshaus oder beim Einschenken im Schwertwirthshaus gewesen seyn; am wahrscheinlichsten an dem letztgedachten Orte, wie er auch selbst anfänglich angegeben hatte.

Endlich ist der Umstand zu beachten, daß, wenn jene von ihm nachträglich behauptete Thatsache wahr wäre, Inculpat derselben auch vor dem Schlußverhöre gedacht haben würde, da er gewiß während der ganzen vorherigen Dauer der Untersuchung auf alle mögliche Mittel sann, seinem System des Räugnens der Hauptschuld gemäß, aus jeder eingelegten, wenn auch noch so entfernten Verdachtsgründe zu befehlen, da er alle wirkliche Begegnisse längst vor sein Gedächtniß zurückgeführt hatte und jenen Umstand dabei vergessen haben würde.

Die letzte hieher bezügliche Behauptung Bättners besteht darin, daß er am Schluß der Flucht mit Ulrich vom Hofe des Bürgers Verberich aus in eine Kammer im zweiten Stock des Schwertwirthshauses einstieg und aus jener über den Gang in eine daneben befindliche Kammer sich begab.

Hier ist zuerst die merkwürdige Uebereinstimmung beider Inculpaten zu berücksichtigen, daß auch Ulrich bei seiner Nachhaufkunft in das Schwertwirthshaus von dem fraglichen Hofe her eingestiegen seyn will. Nur soll seiner Angabe nach, das Einstiegen von ihm durch eine andere Oeffnung in jenem Wirthshause, welche sich ebenso, wie die von Bättner angeführte Art des Einstiegs bei dem vom Untersuchungsgericht an Ort und Stelle eingenommenen Augenschein als ausführbar zeigte, bewirkt worden seyn.

Es kommt hier ferner die Uebereinstimmung darin in Betracht, daß Ulrich ebenfalls in jener Nacht in der von Bättner beschriebenen Kammer gewesen seyn will, nur bezeichnet er einen andern Weg, auf welchem er dahin gelangte. Er erwähnte dieser Begebenheit jedoch nicht in dem Verhöre, in welchem er seine Nachhaufkunft beschrieb, sondern erst später, als er sich aus der richterlichen Fragestellung

überzeugt haben mußte, daß dem Untersuchungsrichter aus der Deposition der Schwertwirthin schon die Anwesenheit des Inculpaten in jener Kammer bekannt war. Der Grund, welchen er zum Versuch derselben anführte, daß er nicht gerne zu And. Gilling gelegen sei, ist ohne allen Werth. Denn Ulrich hatte vor dem 18. Juni schon eine geraume Zeit über die Nacht im nemlichen Bette mit Gilling zugebracht, weshalb man mit Recht fragen kann, warum es ihm erst in der fraglichen Nacht eingefallen seyn soll, eine andere Schlafstätte zu entdecken und zu dem Ende in der ihm schon von seiner früheren Dienstherrin der bekannten Kammer nachzugehen, ob sich ein Bett darin befände.

Wäre indessen in jener Nacht sein Abscheu vor H. Gilling so unüberwindlich gewesen, so hätte er bei der damaligen Sommerzeit wohl auch mit dem in der Kammer vorgeschundenen Strohsack sich beissen können und nicht nothwendig gehabt, nachher dennoch zu Gilling, wie wirklich geschah, sich ins Bett zu legen.

Eine noch weit wichtigere Harmonie der Angaben der beiden Inculpaten ergibt sich ferner daraus, daß nach Aussage eines jeden derselben in dem Momente, als er oben an der Kammer war, die Schwertwirthin unten wach geworden seyn und gerufen haben soll: „Wer da?“ oder „wer ist da?“ und hierauf Ulrich als den Knecht des Hauses sich zu erkennen gab. — Die Wirthin selbst hat wirklich in der fraglichen Nacht, durch das oben im Haus entstandene Geräusch gewarnt, von unten nach oben gerufen und bekräftigt, daß ihr darauf Ulrich von oben antwortete. Sie behauptet zwar nicht „wer da“ — sondern den Namen ihrer oben wohnenden Töchter „Gretchen“ gerufen zu haben.

Indessen bleibt es immer denkbar, daß sie auch die von den beiden Inculpaten referirten Worte ausgesprochen und dieses wieder vergessen hat.

Da die Wirthin in jener Nacht nur einmal an ihrer Thüre unten erschienen ist, so bleibt gewiß, daß die Inculpaten, welche am folgenden Morgen nicht mehr zusammen gekommen seyn und mit einander gesprochen haben konnten, weil Bättner schon um 1 Uhr mit seinem Dienstherrn und Reinhard in den Wald fuhr und dort arretirt wurde, vor der Abfahrt oben in Bette gelegen und das Haus nicht verlassen hatte, — den Ruf der Wirthin gleichzeitig vernommen, daher, da dieser Ruf wohl schwerlich außerhalb des Hauses vernommen worden seyn würde, auch gleichzeitig im Schwertwirthshaus gewesen seyn mußten.

Bättner hat die innere Einrichtung der obern Kammer so beschreiben, wie sie damals nach Aussage der Eigenthümer und nach der eignen Angabe Ulrichs beschaffen war. Wenn Bättner nun gleich früher bei dem Schwertwirth diente und in der Kammer schlief, so daher damals gesamt hatte, so war er doch später nicht mehr in dieselbe gekommen und die Ein-

richtung hatte sich seitdem verändert, namentlich darin, daß früher ein vollständiges zum Gebrauch dienliches Bett darin sich befand, jetzt aber nur noch ein Strohsack oder Unterbett.

Bättner würde daher die neue Einrichtung der Kammer nicht gekannt haben, wenn er in der betreffenden Nacht nicht darin gewesen wäre.

Alle diese Thatfachen bestätigen, daß Ulrich und Bättner, nach Aussage des Rethers, zur selben Zeit im obern Theil des Wirthshauses und beisammen in der fraglichen Kammer waren.

Hiernach ist nun so viel als vollständig erwiesen, anzunehmen, daß Ulrich und Bättner zur Zeit der That am Gänserthore waren und beide miteinander nach derselben in das Schwertwirthshaus flohen; es bleibt aber immerhin unaufgeklärt, welche Absicht er mit seiner dortigen Anwesenheit verband, ob diese namentlich gerade dahin gieng, den Bürgermeister zu mißhandeln oder einen Andern — welcher diese Mißhandlung unternahm, darin zu unterstützen.

In Bezug auf diesen Umstand fehlt es der Verzichtigung an einer solchen Unterstüttung durch andere Beweismittel, um jene zur Wahrheit zu erheben.

3) Es reihen sich an die Gewissheit der Anwesenheit Ulrichs am Gänserthore zur Zeit der That und der Nacht nach derselben zwar nachfolgende Verdachtsgründe an:

a) Es hat Ulrich behauptet, am 18. Juni Abends um 10¹/₂ Uhr, also schon vor Verübung der verbrecherischen Handlung, aber in der Zeit in welcher die Vorbereitung zu deren Vollzug durch Hingehen nach dem Gänserthore und Aufsuchen der Prügel getroffen worden seyn mußte, zu Hause gewesen zu seyn. Gegen dieses behauptete Alibi, liegt aber, wie schon gezeigt, ein vollständiger direkter Gegenbeweis vor. Es ergibt sich daraus der Schluß, daß der Inculpat den wahren Ort seines Aufenthalts nicht angeben und den Untersuchungsrichter durch ein falsches Vorgeben täuschen wollte, offenbar in der Absicht, den auf ihm ruhenden Verdacht zu entfernen.

b) Obgleich Ulrich, wie gezeigt, völlig überführt ist, daß er in dem Momente, in welchem Bärh am Gänserthore angegriffen und mißhandelt wurde, an dem fraglichen Orte gewesen seyn mußte und mit einem Prügel sich versehen hatte, so wie, daß er unmittelbar nach Verübung des Verbrechens mit Bättner die Flucht ergriffen hat; so wurde von ihm dennoch jede einzelne, hierauf bezügliche Thatfache hartnäckig widersprochen. Wäre er untheilhaft gewesen, so dürfte er dasjenige, was er beobachtet hatte, und beobachtet haben mußte, angeben. Er hätte in jenem Falle denjenigen Dritten, welcher die Mißhandlung dem ersten Ortsvergeßten zufügen wollte, daran hindern müssen. Er würde endlich nicht eine so gefährliche und beschwerliche Flucht unternommen haben. Das erwähnte

wiesache wahrheitswidrige Benehmen des Inculpanten begründet notwendig eine weitere Inzicht, welche dadurch noch an Bedeutung gewinnt, daß Inculpant auch hinsichtlich mancher anderen Thatfachen, welche er später zugab, deren Verschlinglichkeit er aber entweder nicht einsah oder hoffte, beistelligen zu können (s. B. seine Anwesenheit im obern Stode des Scherwirthshauses) — die frühere Verheimlichung mit der vor Gericht wohl bekannten und oft zur Genüge gewürdigten Lebensart: „es sei ihm das Bestehe ende erst später beigesallen“ — entschuldigend wollte.

c) Gerade die gedachte Flucht selbst (erwiesen durch die Begünstigung Büttners in Verbindung mit den oben erwähnten Zeugenaussagen über die Kleidung der vom Tharplätze entflohenen und in den Gußgraben gesprungenen Bursche, dem Erfand an Ulrichs Kleidern und der Geschicklichkeit an seinen Hosen, hinsichtlich welcher ihm der versuchte aber weitläufige Erklärungsgang mißlang; endlich der Eerne im Scherwirthshaufe) — gehört nach Art. 25 der P. O. D. ebenfalls hierher.

d) Wie schon oben bei Würdigung der Schuld Büttners erwähnt worden, waren die Verletzungen Bütters von der Art, daß, nach der kurzen Zeitdauer, innerhalb welcher sie zugefügt worden seyn mußten, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sie durch mehr als eine Person zugefügt worden waren. Es befand sich aber außer dem Verletzten selbst und den beiden Inculpanten, so weit dieses durch die Untersuchung ermittelt werden konnte, Niemand zu der betreffenden Zeit am Schauplatze.

e) Wenn auch Büttner den Ulrich beschuldigt, daß dieser allein auf Büttner geschlagen habe, was nicht als wahr oder wahrscheinlich angenommen werden kann, so ist doch unter der Behauptung des alleinigen Handelns von Seiten Ulrichs immer das minus, daß Ulrich mit Hand angelegt hat, inbegriffen.

Wenn ferner, wie oben nachzuweisen versucht wurde, auch in dieser Beziehung die Begünstigung Büttners eine nahe Anzeige bildet, weil der Beschuldigte selbst nicht ebenfalls seine weitere Mitwirkung bei der Mißhandlung zugestanden hat, so kann der fraglichen Begünstigung in dem beschränkten Maße — nämlich reducirt auf die Mitwirkung Ulrichs bei der Mißhandlung — doch der Werth einer entfernten Inzicht nicht abgesprochen werden, da in den unter den vorhergehenden Nummern erwähnten Umständen mehrfache Gründe für die Wahrscheinlichkeit jener Thatfache bräun, Büttner aber, abgerechnet, daß er selbst sich der verdienten Strafe durch Ablängen seiner eigenen Thätigkeit zu entziehen sucht, in den meisten andern Punkten, wie die oben gegebene Zusammenstellung seiner Aussagen mit andern Depositionen und Erfunden

dorthin, sich ansehnlich ausgesprochen, seine Begünstigung gegen Ulrich in der Confrontation diesem gegenüber, lebhaft und energisch wiederholt hat, und sein untrügliches Verhältnis zwischen den beiden Inculpanten bestand, aus welchem sich mit Bestimmtheit ließe, daß eine in den vorstehenden Beziehungen falsche Beschuldigung hätte gemacht werden wollen.

f) Das Benehmen Ulrichs nach der That gibt weitere Anzeigen, indem derselbe nach dem Zergange seiner Hausgenossen (Schwab, Franz und Andreas Gölzig) — den 19. Morgens, als von der Tödtung des Bürgermeisters Bütt die Rede war, den Erschauten und Ungläubigen spielte, während er doch zuvorige Kenntniß von dem Verbrechen und dessen Urheber haben mußte; — indem er ebenso nach Aussage des R. Bayerskeller und des A. Gölzig die Vermuthung äußerte, daß Büttner unschuldig sei;

g) indem er ferner, in das Verhängnis gebracht, durch Vermittlung des Gerichtsboten Eddr seiner Dienstbereitschaft im Schwerte eine Angabe über den Zeitpunkt seiner Nachhausekunft am 18. Juni jaggerinnen wollte, und diese Zeit auf einen solchen Moment fixirte, in welchem das Verbrechen noch nicht verübt war.

Allin auch diese Momente reichen zur Ueberweisung dafür nicht hin, daß Ulrich sich selbst Urheber oder Miturheber oder auch nur Gehülfe gewesen sei.

Durch Altes dieses wird er übrigens in so hohem Maße verdächtig, daß die Klagerklärung sich rechtfertigt. Zieht man indessen einerseits diese vielfältigen Verdachtsgründe in Betracht, und erwidert man andererseits, daß die große Zahl der auf den Kopf des Bürgermeisters Bütt mit sehr schädlichen Instrumenten geführten Schläge und die dadurch entstandenen, von den Thätern schon bei Anwendung eines geringen Menschenverstandes vorauszufehenden graulichen Verletzungen (welche nicht bei zufälligen Zusammenstoßen, sondern nach einem vorbereiteten Angriff zugefügt wurden) — genügend Wahrscheinlichkeit geben, daß der Angriff nicht bloß von der Absicht, eine Mißhandlung zu verüben, sondern mit dem Vorzage der Lebensverabredung verbunden war; demnach die That, als ein abgelegter Angriff auf Menschenleben angesehen werden kann, so mußte gegen den Inculpanten Ulrich der §. 10 des St. G. in Anwendung gebracht und gegen ihn wenigstens ein Sicherheitsverhalt erkannt werden. Die Dauer desselben wurde nach Beachtung aller Umstände bestimmt. Der Ort des Verhals aber ist, da Inculpant bei jetzt noch nicht wegen peinlichen Verbrechen bestraft wurde, in Gemäßheit des schon erwähnten §. 10 des St. G. E. 1826, verbunden mit Art. III. §. 18 des Ed. vom 22. Juni 1826 (Regabl. Nr. XVII.) das Arbeitshaus in Pforzheim.

IV. Die Untersuchungskosten fallen dem Inculpanten Büttner allein zur Last, da er, wenn auch ein anderer Thäter zugleich ermittelt worden wäre, immer sammtverbindlich für dieselbe zu lasten gehabt hätte. Strafkasse §. 19. Kantverhals §. 1822 d.

Die Kosten des Strafvolkszugs des Büttner zu tragen, die Kosten des Sicherheitsverhals Ulrichs aber sind aus der Staatskasse zu bestreiten, da der Verhalt lediglich als polizeiliche Vorkehrungsmaßregel eintritt.

Bayr.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 38.

Karlstraße den 22. September 1838.

I.

Gutachten über die Ansprüche eines entlassenen Waldmeisters der Stadt Fr. auf Entschädigung und Pensionirung.

Die mie zur Einsicht und Begutachtung mitgetheilten Dienstaften des Herrn Forstinspektors K. und insbesondere die darin vorfindenden Vorstellungen, resp. Beschwerden desselben, stellen zweierlei Ansprüche an die hiesige Stadt dar, nämlich

1) eine Entschädigung für die vom Jahr 1824 — 1829 der Stadt provisorisch geleisteten Dienste, und
2) eine lebenslängliche Pension als städtischer Waldmeister nach der Dienereprognostik.

Ad 1) Der Magistrat hat durch Schreiben vom 18. März 1824 den heerschaftlichen Forstinspektor K. ersucht, die Versorgung der technischen Geschäfte in den städtischen Waldungen bis zur Wiederbesetzung der erledigten Waldmeisterstelle gegen reglementmäßige Diäten zu übernehmen und Herr K. hat mit Genehmigung der großherzoglichen Oberforstkommission diesem Provisorium sich unterzogen.

Als der Magistrat durch Schreiben vom 31. Dezember 1827 Herrn K. seinen einstimmigen Beschluß eröffnete, ihm den Waldmeisterdienst mit der höhern Orts ausgeworfenen Besoldung definitiv zu übertragen, machte er am Schlusse des Schreibens folgende Zusicherung:

„Weber die vierjährige provisorische Dienstversorgung behalten wir uns vor, unsern besondern Dank nachzutragen.“

Dieser Dank bestand in dem, erst im Jahr 1829 von dem Magistrat gestellten Antrag, auf einer Remuneration von 1000 fl., den aber das großherzogliche Kreisdirektorium in seinem Beschlusse vom 13. October 1829 nicht genehmigt, sondern dem Stadtmag auf seinen Bericht rückerwidert hat.

„Nachdem Forstinspektor K. die frühere provisorische Versorgung der hiesigen städtischen Waldamtsengeschäfte ausdrücklich ohne Gehalt, bloß gegen den Bezug der geordneten Diäten übernommen hat und ihm solche auch

nur auf diese Art übertragen wurden, so hätte man auch nicht erwarten sollen, daß jetzt, nachdem Forstinspektor K. nunmehr mit einer zu seinen Gunsten sehr vergünstigten Besoldung, den Dienst wirklich erhalten hat, gegen die frühere Zusicherung eine Remuneration für die verfloßene Zeit verlangt werde. In jedem Fall kann auf den Remunérationsantrag nicht eingegangen werden, sondern derselbe wird hiermit als unstatthaft zurückgewiesen.“

Herr K. hat zwar in einer Vorstellung an das großherzogliche Ministerium des Innern die Gründe des Kreisdirektoriums zum Theil gründlich widerlegt, aber seine Vorstellung nicht an das Ministerium abgeben lassen, vielmehr nur bei dem neuen Gemeinderath seine Vorstellungen fortgesetzt, wiewohl letzterer ihm durch Beschluß vom 4. Juli d. J. für die vor seiner Anstellung geleisteten Dienste und in Form eines Vergleichs für seine Person 200 fl. jährlich auf die Rentkasse unter den Bedingungen anweisen will, wenn er (Herr K.) seine Zufriedenheit damit schriftlich und unter Verzicht auf alle weitere Ansprüche, auch mit dem Abgang erkläre, in Fällen des Urlaubs oder der Verhinderung des Waldmeisters, auf Verlangen, Aushilfe zu leisten.

Meine Meinung geht nun dahin, daß Forstinspektor K. im Rechtsweg mit einer Entschädigungsforderung für die provisorisch geleisteten Waldmeisterdienste der Stadt nicht aufzureisen kann, da es hierzu an einem Klaggrunde fehlt. Er hat im Auftrag des damaligen Magistrats gehandelt, ein Mandatar kann aber, wenn nicht ausdrücklich ein Honorar stipulirt worden ist, keine Belohnung fordern, weil der Mandatscontract seiner Natur nach unentgeltlich ist. Nur Entschädigung im beschränkten Sinne, d. h. Ersatz der notwendigen Auslagen und Erlittenheiten, in Folge der Geschäftsführung, ist der Gewaltgeber seinem Beauftragten schuldig und mehr hat auch der Magistrat dem Herrn K. in seinem Auftragschreiben nicht versprochen, sondern ausdrücklich nur gegen den Bezug der geordneten Diäten die provisorische Dienstleistung von Seiten des Herrn K. er-

wartet und dieser auch ohne weitere Ansprüche das Provisorium übernehmen.

Zwar hat Herr K. bei der Annahme des Auftrags ausdrücklich unterstellt, es werde das Provisorium nicht lange dauern, und dennoch hat es über volle vier Jahre angehalten, bis der Waldmeisterdienst definitiv wieder besetzt worden ist; allein, es lag in dem freien Willen des Herrn K., seine Dienste jederzeit dem Magistrat aufzukündigen, oder, wenn dieser auf Fortsetzung in ihn drang, sich eine bestimmte, oder angemessene Belohnung dafür auszubedingen. Von einem solchen Versprechen des Magistrats zur Zeit der provisorischen Dienstleistung finde ich nichts in den Akten, daher ich annehmen kann, Herr K. habe durch die Erlangung der definitiven Anstellung als Waldmeister und durch den Bezug der ihm erst mit dem wirklichen Antritte des städtischen Dienstes zu laufen angefangenen Besoldung, sich besetzt genug und zufrieden gefühlt.

Hiernach muß ich dem Herrn K. von Anstellung einer gerichtlichen Abgabe absehen, es wäre denn, der damalige Magistrat hätte dem Herrn K. während der Dauer des Provisoriums eine Belohnung ausdrücklich pro praeter zugesagt und er könnte darüber mit bestem Wissen und Gewissen ein Zeugnis der betreffenden, noch am Leben befindlichen Magistratsmitglieder sich anstellen lassen, wodurch dann eine vertragmäßige Verbindlichkeit zur Entscheidung hergeleitet und bewiesen werden könnte *). In diesem Falle würde ich aber auch rathen, mit dem Zeugnisse bewaffnet, vorerst wieder im administrativen Wege per modum restitutionis gegen die allegirte Kreisdirektorialverfügung bei der großherzoglichen Kreisregierung und im Fall der Abweisung bei dem großherzoglichen Ministerium **) die angetragene Belohnung geltend zu machen.

*) Eine solche Zusicherung des Gemeinderaths ohne Staatsgenehmigung würde wohl keine rechtliche Verbindlichkeit der Stadt begründen haben. D. R.

**) Die Verwaltungsbehörden könnten nur dann, wenn die Gemeindevorstände freiwillig den Besoldungsauftrag oder die Remuneration bezahlen wollten, dazu die Staatsgenehmigung ertheilen. Bezweigen aber die Verwaltungsbehörden selbst eine solche Zahlung, so könnte die von den Verwaltungsstellen eingeholende Staatsgenehmigung keinen Erfolg haben. Der Streit, ob die Gemeinde zur Zahlung sich rechtlich verbindlich gemacht habe oder nicht, könnte nur vom Einzelrichter entschieden werden. Eine obervermündschaftliche Nöthigung der Gemeinde, wie sie am Schlusse des §. 18 der Org. Beilage B. von 1809 getheilt war, findet nach der neuen Gemeindeordnung nicht mehr Statt, und die Gemeinde kann gegen ihren Willen zu einer Zahlung nach §. 131 der Gemeindeordnung von den Staatsbehörden nur alsdann angehalten werden, wenn es sich um eine Schuldigkeit handelt, welche durch allgemeine Gesetze und Verordnungen begründet ist, und über welche wie z. B. den öffentlichen Lasten nach der Natur des Gegenstands der Administra-

Ad 2) Hat der Gemeinderath in seinem oben erwähnten Beschluß vom 4. Juli d. J. das Pensionsgesuch des Herrn K. für ungegründet erklärt und zwar mit Aufzählung folgender Gründe:

- a) der Dienstvertrag sei ein Erzwöthmächigungsvertrag und nach L. R. S. 2003 jeden Augenblick widerruflich, oder durch Widerruf erloschen;
- b) dieselbe Bestimmung enthalte der §. 15 der Beilage B. zum Organisationsedict vom 26. Nov. 1809 in Ansehung aller Gemeindebeamten;
- c) die Vorstellungen des Forstinspektors K. enthalten keine Behauptung, daß ihm jemals eine Unwiderruflichkeit oder eine Pensionfähigkeit in seiner Eigenschaft als städtischer Waldmeister zugesichert worden sei, es könnte eine solche Behauptung auch nicht gerechtfertigt werden, weil sie mit dem Anstellungsedict vom 24. März 1827 und mit dem Inhalte der Dienstakten in offenem Widerspruch stünde. Derselbe habe demnach weder einen durch das Gesetz noch durch Vertrag begründeten Anspruch auf eine, nach dem durch Widerruf erloschenen Dienstvertrag fortlaufenden Belohnung oder Pension.

Allein ad a) verwechselt der Gemeinderath die Begriffe von einem bloßen Auftrag und einem Dienstvertrag, oder der Übertragung eines Amtes. Ein Auftrag kann nach L. R. S. 2004 (nicht 2003) vom Vollmachtgeber widerrufen werden, nicht so verhält es sich in der Regel bei dem Dienstvertrage; ist in dem Inhalte derselben die Dauer nicht ausdrücklich bestimmt, so ist sie aus der Natur des Dienstes (Amtes) zu erklären. Hat der Dienst einen fortdauernden Zweck für den Staat oder die Gemeinde, und enthält die Anstellungsverkunde keine besondere Schranken, so spricht die rechtliche Vermuthung für die Anstellung des Dieners auf Lebenszeit, vorausgesetzt, daß er nicht durch sein Verschulden Anlaß zur früheren Entsetzung vom Dienste giebt. Wendet man diese durch Gesetz und die Praxis hin und beständige Doctrin *) auf die Anstellung des Forstinspektors K. als Waldmeister der Stadt H. an, so leidet die Unwiderruflichkeit seines Dienstes aus der Natur und Beschaffenheit desselben keinen Zweifel, wenn man erwägt, daß dem Waldmeister die forstwissenschaftliche Behandlung, Kultur

tivbedeute halt dem Einzelrichter das Erkenntniß zugeht. Diesen Grundsatß hat das Ministerium des Innern von 1822 — 1827 schon in vielen Dingen gültig anerkannt. D. R.

*) Zu wünschen wäre, daß hier das Gesetz angeführt worden wäre, auf welchem der wohl gewagte Satz beruhen soll, daß jeder Dienstvertrag oder Anstellungsvertrag im Zweifel als auf lebenslang abgeschlossen gelte, wenn der Gegenstand der Dienstleistung einen fortdauernden Zweck habe. D. R.

und Bewirthschaftung der städtischen Wäldungen übertragen worden und daß diese Geschäftsführung gleich ihrem noch wenigen Zwecke von zwiegar Dauer seyn muß.

Ad b) Diese Regel der Unwiderruflichkeit des Amtes wird durch die bezichnete Stelle der Beilage zum Deg. Edict vom 26. Nov. 1809 nicht aufgehoben, sondern nur bekräftigt, nach dem bekannten Satz: „*exceptio firmat regulam*.“ In dieser Stelle sind folgende Gemeinbedienste, als der Ortspostgeheren, Rathsglieder oder Gerichtsmänner, Gerichtsschreiber und der Ortspolizeidiener für widerrufen erklärt. Mit dieser Stelle ist der unmittelbar vorausgehende §. in Verbindung zu setzen, welcher sagt: „die Rath- und Gerichtsdienere und andere niedere Ortspolizeidiener bestelt der Stadtrath oder das Gericht.“

Mit diesen genannten Gemeinbediensten kann der Waldmeisterdienst des Forstinspektors K. durchaus nicht in eine und die nämliche Kategorie gestellt werden. Bei der ersten liegt es in der Natur der Sache oder in politischen Gründen, daß ein öfterer Wechsel in den Personen der Gemeinbedienere eintrete, auch ist es von geringerer Wichtigkeit, welchen Personen die niederen Ortspolizeidiener anvertraut sind; ganz anders verhält es sich mit dem Dienste des Waldmeisters, dessen Natur seinen Wechsel eines neuern mit einem erprobten Geschäftsmanne, sondern vielmehr des letztern Beibehaltung und Benutzung seiner Kenntnisse und Kräfte, so lange er sie zu leisten im Stande ist, erfordert. Darum ist auch das Waldmeisteramt unter den unwiderruflichen Diensten im Deg. Edicte nicht aufgeführt und schon dieser Umstand spricht gegen die Behauptung des Gemeinderaths. Daß die Entfernung des städtischen Waldmeisters (später Förster genannt) nicht von der Willkür des Gemeinderaths abhängt, sondern nur mit höchster Genehmigung des Großherzogs geschehen konnte, hat selbst die großherzogliche Forstpolizeidirection in ihrem Erlaß an das Forstamt vom 8. April v. J. Nr. 747, unter Bezug auf das Forstgesetz und die Vollzugsverordnung vom 1. Mai 1834 bemerkt, so wie denn auch vermuth der höchsten Entschliessung aus dem großherzoglichen Staatsministerium vom 3. August desselben Jahres Seine königl. Hoheit die vom Gemeinderath beabsichtigte Entlassung des Waldmeisters genehmigt hat. Aus der Nothwendigkeit dieser erfolgten höchsten landesherrlichen Genehmigung und aus den in den Berichten des großherzoglichen Forstamts entwickelten Gründen zur anderweitigen Befriedigung des Dienstes geht unverkennbar hervor, daß eine Aufhebung oder Widerrufung des Dienstes des Waldmeisters nicht in der Macht des Gemeinderaths gelegen ist.

Es ist aber auch mit dieser höchsten Genehmigung der Entlassung des Waldmeisters K. keine Widerruflichkeit

seines Dienstes ausgesprochen, vielmehr ist sie nach den der höchsten Behörde vorgeführten Gründen von angeblicher Unfähigkeit des Waldmeisters zur ferneren Dienstführung wegen Altersschwäche u. s. w. nur als eine Zurechtsetzung (Quiescenz) anzusehen, wodurch die Natur und Bedingungen der Dienstanstellung nicht alterirt worden sind.

Ad c) Ist eine offenbar irrige Angabe des Gemeinderaths, daß die Unwiderruflichkeit des dem Waldmeister K. übertragenen Dienstes und dessen Pensionsfähigkeit mit seinem Anstellungsvertrag vom 24. März 1829 (nicht 1827) und mit dem Inhalte der Dienstakten im Widerspruch stehe.

Das Hr. Decret enthält eigentlich nicht die Bestätigung des Waldmeisters, sondern nur die Kreisdirectorialgenehmigung der für ihn angetragenen jährlichen Besoldung, dennoch ist aus dessen Fassung leicht zu erkennen, daß für einen fortbauenden Dienst unterstellt und liefert daher dem Gemeinderath keineswegs Stoff zu seiner Behauptung der Widerruflichkeit.

Zudem bedingt das Decret an seinem Schlusse die Anweisung der Besoldung des zum städtischen Waldmeister gewählten Forstinspektors K. an die vorherzugehende Entlassung desselben aus landesherrlichen Diensten. Grade dieser Umstand giebt die Absicht beider Theile, des damaligen Magistrats und des Forstinspektors K., deutlich zu erkennen, das Waldmeisteramt auf Lebenszeit letztern zu übertragen und zu übernehmen. Nur in dieser Voraussetzung hat K. seine Entlassung aus dem Staatsdienste mit einer geringen Pension ausgewirkt, und auf ein bald zu hoffendes Avancement im Staatsdienste als Forstmeister und in Folge desselben eine zu gewärtigende höhere Pension Verzicht geleistet.

Es wäre ja vom Forstinspektor K. gegen den gesunden Menschenverstand gehandelt gewesen, seine Vortheile als Staatsdiener gegen ein Versprechen des Stadtraths aufzugeben, daß dieser nach Belieben widerrufen dürfte.

Gegen eine solche leichtsinnige Handlungsmethode sprechen aber die Akten und Verhandlungen, wo nicht mit dünnen Worten, doch im Geiste; und im Nothfalle kann K. sich auf das Zeugniß der damaligen Gemeinderathsglieder berufen, wie es mit der Anstellung und Besoldung bei den befalligen Verabredungen und Unterhandlungen gemüthlich war.

Ueber allen Zweifel aber steht die bisherige Obsequanz der Stadt die Unwiderruflichkeit der städtischen Forstdienste, so wie die Pensionsfähigkeit ihrer in diesem Fache Angestellten, zu deren Betrieb K. sich auf die Pensionirungen der Förster L., G., Försters Wittwe M., K. und der Vorfahren des Herrn K., Waldmeisters Herrn W. beruft.

Domit könnte der Gemeinderath bei dem Herrn R. eine Abweichung von dieser Obervanz rechtfertigen, da Herr R. seine treuen und nützlichen Dienste der Stadt bis dahin geleistet hat, und sogar deren Fortsetzung noch mit Nachdruck angeboten hat, als man von Seite des neuen Gemeinderaths und des großherzoglichen Hofraths bereits den Gedanken gefaßt hatte, ihn von seiner Stelle zu entfernen?

Nach Recht und Obervanz kann Herr R., der, wie gedacht, seine Laieisirung (genannt Entlassung) aus eigenem Verschulden sich nicht zugezogen hat, auf einen Ruhegehalt Anspruch machen, und da sein Dienst gleiche Natur mit einem Staatsdienste gehabt hat, auch unter Staatsaufsicht gestanden ist, so finden auch die Bestimmungen des Staatsdienerrechts bei ihm analoge Anwendung, daher sein Pensionsgesuch nach der Dienerepigramatik zu behandeln seyn wird.

S. W. Donbach.

II.

Ueber Entbindung von der Instanz und die dagegen Statt findenden Rechtsmittel.

Einer gegen Red.

In einer bei dem Amt Wahl erhobenen Klage hat Kläger wegen Entfernung um Zulassung des schriftlichen Verfahrens. Das Amt verworft den Antrag und ordnete Tagfahrt zur mündlichen Verhandlung an. Kläger blieb aus und wiederholte schriftlich sein früheres Aufsuchen um schriftliches Verfahren, Beklagter erschien und bat um Entbindung von der Instanz. Dieses verfügte das Amt, und dagegen erhob Kläger eine Beschwerdeführung an das Hofgericht, womit er eventuell eine Appellationseinführung verband. Das Hofgericht verworft die Beschwerde als unstatthaft, in Erwägung, daß die vom Unterrichter auf den Grund des §. 309 der P. D. verfügte Entbindung des Beklagten von der Instanz unter die Fälle des §. 1244 der P. D. sich eben so wenig subsumieren läßt, als unter den Art. 3 des Gesetzes vom 3. Aug. v. J., zumal, als dem Kläger durch diese Verfügung die beliebige Wiederanstellung seiner Klage nicht abgeschnitten ist.“ Zugleich wurde der Anwalt nach §. 1214 der P. D. vorgeladen, um die Zulässigkeit der eventuell eingeführten Appellation nachzuweisen. Auf die befallige Ausführung des Anwalts wurde die Appellation ebenfalls als unstatthaft verworfen, und zwar „nach Ansicht des §. 309 der P. D. und des Art. 10 der Prozessnovelle vom 3. Aug. 1837, in Erwägung, daß gegen Versäumniserkenntnisse, welche in der Hauptsache nicht entscheiden, Appellation nur in Verbindung mit dem Rechtsmittel gegen das Endurtheil in der Hauptsache geltend gemacht werden kann, in Erwägung, daß das unterrichtliche, den Beklagten von der

Instanz entbindende, Erkenntniß nur als ein Versäumniserkenntniß, welches jedoch in der Hauptsache nicht entscheidet, zu betrachten ist.“

Wären die angeführten beiden Entscheidungen des Hofgerichts richtig, so stände dem Kläger, dessen Gegner von der Instanz entbunden wird, gegen solche Entscheidung des Unterrichters überall keine Beschwerde an den Oberrichter offen, er müßte sich vielmehr lediglich beruhigen, und seinem Rechte durch neue Betreibung vor dem Unterrichter Eingang zu verschaffen suchen. Damit wäre aber der Kläger unter Umständen völlig rechtlos gestellt, wenn nämlich der Unterrichter auf seinem früheren Auspruch beharrt, und keine weitere Ladung gegen den Beklagten erkennt. Aber auch selbst, wenn auf weiteres Betreiben des Klägers anderweite Ladung erkannt wird, so hat der Kläger wenigstens, außer der Pflicht des Kostenersatzes, alle Vortheile der früheren Ladung verloren, was unter Umständen von großer Bedeutung seyn kann. (P. D., §. 237 bis 239). Es läßt sich daher nach dem System unserer Prozessordnung nicht annehmen, daß gegen Entbindung des Beklagten von der Instanz dem Kläger kein Rechtsmittel an den Oberrichter zustehe, und es wird sich nur darum handeln, die entsprechende Analogie in der Prozessordnung aufzufinden, da diese eine ausdrückliche Bestimmung hierüber allerdings nicht enthält.

Unter die Fälle des §. 1244 wird nach die Entbindung des Beklagten von der Instanz allerdings nicht zählen können, obwohl dieselbe in ihren Wirkungen einer unbedingten Jurisdiverweigerung gleich kommen kann, dagegen steht jene Entscheidung einer Ladungsverfügung offenbar ganz gleich. Es ist zwar gegen den Beklagten bereits Ladung erkannt worden, allein dieselbe wird mit allen ihren Wirkungen wieder aufgehoben, ohne daß über den Anspruch des Klägers selbst erkannt wird. Das Nämliche geschieht aber alsdann, wenn der Kläger auf eine vom Beklagten vorgeschützte verjährliche Einrede abgebrachtemaßen abgewiesen wird. Gegen diese Art der Abweisung hat aber die Prozessnovelle vom 3. August 1837 (Art. 3) das Rechtsmittel der Beschwerdeführung ausdrücklich statuiert, das nämliche Rechtsmittel wird daher auch dann Statt finden müssen, wenn der Beklagte von der Instanz entbunden wird. Man will zwar neuerdings behaupten, daß nach einmal erkannter Ladung eine Klage gar nicht mehr „angebrachtemaßen“ verworfen werden könnte, sondern durch das richterliche Fragerecht zu helfen sei (vgl. Annalen 1838, Nr. 27), allein diese Ansicht ist wohl offenbar irrig, wenn man bedenkt, daß es prozeßhindernde verjährliche Einreden gibt, welche, wenn sie als solche vorgeschützt und für begründet gefunden werden, nur eine Abweisung der Klage „angebrachtemaßen“ zur Folge haben können, weil, wenn der Beklagte mit Recht die Entbindung in der

Hauptsache verweigert, auch ein Erkenntniß über letztere nicht erfolgen darf *), und wenn man ferne bedenkt, daß der Kläger auch dann „angebrachtermaßen“ abzuweisen ist, wenn er einer vom Richter im Lauf der Verhandlung in der Hauptsache als begründet erkannten einfachen vergütlichen Einrede nicht abhilt, wenn er z. B. die angetragene Sicherheit für die Prozeßkosten nicht stellt. Für diesen Fall hat die Prozeßordnung (§. 299) sogar ausdrücklich den Stillstand der Verhandlungen verfügt, und dieß ist nichts weiter, als eine Abweisung des Klägers „angebrachtermaßen“ **), oder eine Einbindung des Beklagten von der Instanz. Auch in den Fällen, wo der Richter zur Aufklärung der Sache Fragen stellt, der Kläger aber solche nicht beantwortet, kann unter Umständen nur eine Abweisung „angebrachtermaßen“ erfolgen, wenn z. B. der tatsächliche Vortrag der Klage so unvollständig ist, daß der Richter über den materiellen Anspruch des Klägers gar nicht urtheilen kann ***).

Wenn nach dieser Ausführung die Einbindung des Beklagten von der Instanz einer Abweisung des Klägers „angebrachtermaßen“ nach Bedeutung und Folge ganz gleich ist, nämlich darin, daß der Kläger aus formellen Gründen vorläufig abgewiesen, über den Anspruch selbst aber nicht erkannt wird, und wenn die Schriftsteller des gemeinen Rechts die Einbindung von der Instanz auch als Folge der zögerlichen Einreden des Beklagten bezeichnen, so nach dem Sprachgebrauch der Prozeßordnung

*) Daraus folgt noch nicht, daß der Kläger angebrachtermaßen abgewiesen werden muß, welche Form das Geisr nur für eine Art der Ladungsverfügung (§. 339), und nicht als Erkenntniß über Einreden vorschreibt. Wird der Beklagte in Folge einer vergütlichen Einrede von der Einlassung befreit, bis der Kläger einer ihm gemachten Auflage nachgekommen sei, so ist dieß noch keine Abweisung des Klägers angebrachtermaßen, bei welcher, da bei der Ladung nach §. 359 gar nicht erkannt wird, auch die Wirkungen der Ladung (§. 357) eintrreten. D. R.

**) Es wäre wohl offenbar eine grobe Verletzung des Geistes, wenn der Richter im Falle des §. 299 während des Laufs der Verhandlungen, vielleicht gar noch in einer höheren Instanz, den Kläger angebrachtermaßen abweisen wollte, statt, wie der §. 299 ausdrücklich vorschreibt, den bloßen Stillstand der Verhandlungen für so lang zu verfügen, bis der Kläger die geforderte Kaution gestellt haben werde. Wird die geordnete Vorchrift befolgt, so wird das Verfahren nur unterbrochen, so daß, nach geleisteter Kaution, wenn inzwischen nicht nach §. 302 der Rechtsstreit erloschen ist, in dem Standpunkte und in der Instanz, wo die Unterbrechung eintrat, wieder fortgesetzt, während bei einer Abweisung angebrachtermaßen wieder mit einer neuen Klage von vornen angefangen werden muß, was geradezu doppelt Kosten und doppelten Zeitaufwand veranlaßt. D. R.

***) Wenn eine Partei die Fragen, welche eine Verwollständigung oder nähere Bestimmung ihres Angriffs, oder Vertheidigungsmittels bedürfen, nicht beantwortet, so wird ihr Angriffs, oder Vertheidigungsmittel nach §. 345 nicht bloß angebrachtermaßen, sondern definitiv verworfen. D. R.

die Klage „angebrachtermaßen“ abgewiesen wird (vgl. Meelin Civilproß, §. 164, 186), so wie man, hin- gesehen auf R. E. 4 a, seinen Anstand nehmen dürften, auch gegen unterrichterliche Entscheidungen in der Form der Einbindung des Beklagten von der Instanz der Rechtsmittel der Beschwerdeführung nach Art. 3 der Prozeßnovelle zuzulassen. Eine Appellation gegen solche Verfügungen möchte allerdings nicht statthaft seyn, und zwar im Fall des §. 309 der P. O. aus den oben angeführten Entscheidungsgründen, weil man diesen Fall in der That als ein in der Hauptsache nicht entscheidendes Verfügungs-erkenntniß betrachten kann, in diesen und andern Fällen aber auch aus dem allgemeinen Grunde, weil nicht über den Streitgegenstand selbst erkannt wird, die Entscheidung vielmehr eine Abweisung des Klägers „angebrachtermaßen“ gleich zu achten ist, gegen welche nur das Rechtsmittel der Beschwerdeführung, und keine Appellation zur Hand genommen werden kann. Daß.

III.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechts- philosophischen Gesichtspunkte betrachtet. *)

3. Seyn und Denken.

(Fortsetzung.)

So wie das Recht ein Seyn hat, so hat der Schein des Rechts auch Seyn, und ist auch das Seyn des Scheines ein unwahres Seyn, welches gerade dann verschwindet, wenn es sich geltend machen will, und hat auch das Recht die Macht über das Unrecht, und wird das scheinbare Recht seyn auch im wirklichen Konflikte mit dem wahren und wesentlichen Seyn des Rechts nicht bestehen und ausdauern können, so hat dieser Schein doch oft ein unmittelbares Seyn, das wenigstens so lange besteht, als ihm sein Gegen- theil nicht bestimmt entgegentritt, wo es dann dieser Re- gation zu widerstehen nicht wesentlich genug ist.

Alles Werdens des Rechts und aller letzten Bestimmungs- gründe findet der Jurist nur im Denken; denn wie es auch mit den andern Menschen stehe, sein Seyn ist jedenfalls nur Denken. Wie Christen alle sind aber vielleicht ebenfalls zum Denken gezwungen; wir suchen alle die letzten Bestimmungsgründe unseres Handelns an denselben Punkte. Erst dem das Gewissen eine so entscheidende Rolle zu spielen angefangen hat, oder wohl gar drehwegen, war die Selbst- gewisheit des klaren Denkens weniger unwichtig, als jemals. So lange die Menschen die letzte Entscheidung über wichtige Angelegenheiten des Staats und des Einzellebens nicht, wie wir, in der Tiefe ihres eigenen Selbstbewußtseyns und

*) Diese nicht streng in den Plan der Annalen passenden rechts- philosophischen Äußerungen werden an der zugehörten Gelegenheit gar nicht in Aufrechnung gebracht, sind also für die Abmoneten ein reiner Geminu. D. R.

im Denken zu suchen die Kühnheit hatten, sondern im Dratzen und anderem Außerlichen das höchste Wissen und die bestimmende Willensentscheidung suchten, war das wichtigste Moment menschlicher Freiheit noch gar nicht im Seyn des Menschen vorhanden, und die sich selbst bestimmende Bewusstheit und das Bewußtseyn und Fürsichseyn des Geistes hatte, da es noch nicht als notwendige Funktion eines Bewußtseyns erkannt war, auch noch nicht die Persönlichkeit mit dem Begriffe der Freiheit so innig verwebt enthalten können, als dies bei uns, wo das Ich entschieden als wollen dürfen anerkannt wird, nothwendig ist. Sobald man also das uralte *γινώσκειν* näher zu begreifen anfing, zeigte sich schon in der Entfaltung dieses Kernes, daß es das Wesen des Geistes enthalte, und alles Fortschreiten unseres Geschlechtes mit allem intellektuellen Leben damit bezeichnet ist. „Der Geist sollte sich selbst erkennen“ war offenbar nichts anderes, als daß er erkennen solle, was er ist, sein Seyn solle er kennen. Der Mensch (und er ist Geist und Denken), welcher klar ersaft hat, was an ihm ist, und wie seyn Seyn beschaffen ist, ist durch diese ruhige Einsicht in seiner Erkenntniß und geistigen Stellung und geistigem Leben weiter geschritten, und wer über seine Zustände und Bestrebungen und Leidenschaften zu völlig klaren Gedanken gekommen ist, ist durch diese Aufnahme seines früheren Seyns in sein Denken im Denken vorangedrückt. Einen anderen Weg der Bildung und des Vorschreitens gibt es nicht.

Alle Vorstellung und Gedanken, alle Sätze in Wissenschaften und Gedankenverfehr überhaupt, alle Grundsätze und Bestimmungen in Recht und Sittlichkeit haben ein Seyn im Denken; aber daß sie im Denken der Menschen sich als ein unmittelbares Seyn vorfinden, und das Begreifen seyn derselben, so daß sie in der Form eines Begriffes im Bewußtseyn vorhanden seien, das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Und wenn auch die reichste Idee im Anfangs nur als ein noch unentwickeltes Primatiges bloßes Seyn im Denken liegen kann, ehe sie alle Entwicklungsmomente im Bewußtseyn, bis zu ihrer Verwandlung in eine völlig begriffene Idee durchlaufen hat, so ist doch dieses Vorhandenseyn des Gedankenkernes die Bedingung aller weiteren Explikation und Denkbewegung. Wie das noch unentwickelte unmittelbare Seyn eines Gedankens umgeben und folglich mit dem Begriffen haben beginnen wollte, würde die Ordnung der Natur des Denkens umkehren und das Unmögliche wollen. Da nun alles Denken satzlich mit Seyn anfängt, und damit anfangen muß, und die Einheit des Denkens und Seyns überall zu Tage tritt, wenn man einmal darauf aufmerksam geworden ist, so dürfte auch das Seyn als erster Grundstein alles Denkens in einer Logik bei dem Juristen kaum mehr Widerstand finden, als bei der unbefangenen Jugend; und jedenfalls

weniger Auffallendes für den gesunden und einfachen Menschenkopf haben, wenn einmal die vielen Umstände, wegen des Widerspruchs aus anderen Denkstellungen, nicht mehr nöthig sind, und man auch in den Schulen mit den einfachsten Gedanken zu beginnen sich gewöhnt hat.

Die Rechte und Bäume sind, die Häuser und Städte und alles was in ihnen ist, sind auch und Dampfgeschiffe sind auch an vielen Orten, kurz alle Naturobjekte und alle Menschenwerke haben für das Bewußtseyn die Bedeutung, überhaupt zu seyn; und so gut Flüsse und Berge sind, ebenso gut hat Sonne und Mond ein Seyn, und wie unsere relativ kleine Erde ist, so sind wir von allen Sternen und der ganzen unendlichen Welt, die wir nur im Denken und annäherungsweise vorzustellen vermögen, zu denken genöthigt, daß sie sind. Alles Seyn der Natur und äußeren Dinge, theils schnell wandelbar, theils, wenn wir es an unserm eignen Seyn messen, lange bestehend, alles äußere Seyn, in seiner unermesslichen Unendlichkeit ist aber noch lange nicht alles Seyn, denn wo wäre dann das sittliche Seyn, das Seyn der Götter und geistigen Geistes und auch das selbständige Seyn des denkenden Geistes? Alles Seyn überhaupt ist also, als leer gedacht von allem diesem viersfarbigen Inhalte, ein reines Seyn, und nichts weiter, als Seyn. Dieses reine Schattenwesen des Seyns, diese Hülle und Form alles Seynenden ist ein reines, einfacher Gedanke, und dieses reine Seyn ist nirgends anders, als nur im Denken, denn nur im Denken ist das rein Allgemeine und alle äußerliche und vereinzelte Weise des Seyns ist in ihm als reiner Kategorie abgestrift und abstrahirt. Das völlig abstrakte Seyn sei nur Denken, was man zu sagen genöthigt. Sobald der Mensch auch nur das Geringste begreifen wollte, auch nur das völlig Unbedeutende, das Seyn, war er schon in's Denken geworfen und in die Allgemeinheit und reine Freiheit von allem Äußerem. Und wenn auch dieses erste Seyn des Denkens noch ganz inhaltslos war, so erforderte doch gerade diese völlige Abstraktion eine Kraft, die, wenn sie auch noch Nichts weiter erreicht hatte, als nur den reinen Gedanken, doch den ersten Menschen, der, unserer Wissens, es zu dieser höchsten Abstraktion trieb (er war ein Grieche und hieß Parmenides) zu seiner begrenzten Freude über seine Entdeckung bemächtigte, wie sie uns noch in seinen Fragmenten dann auffallend ist, wenn wir selbst die Energie unseres Geistes, der von Allem wegzusehen und nur im Denken sich zu halten im Stande ist, niemals versucht haben. Betrachte das Geringste in der Welt, sagte Zenon, wie einen Strohhalbm, und du wirst das Daseyn Gottes zugeben genöthigt; seiner und geistreicher, als dieser Reuze, meinte der alte Grieche, daß wenn man

das Unbedeutendste und was weiter noch gar Nichts sei, nur das reine Seyn, überlege, man schon einen reinen Gedanken habe. Mit diesem einfachsten Gedanken das Denken zu beginnen, war wenigstens nicht minder genial, als mit der Definition des Punktes die Geometrie, was auch ein griechischer Kopf wagte.

Das Unmittelbare heist also Seyn, alles Geschehenseyn, alle Existenz, auch das gleichgültige Bestehen heist Seyn, die Ausdehnung und die Trägheitlichkeit überhaupt nennt man Seyn, und wie Seyn die absolute Abstraktion bezeichnet, so bedeutet es auch das Wahre und das Wesen; und mit Recht, denn alles in die Unmittelbarkeit hervorgegangene Wesen ist nichts weiter, als Seyn. Das Seyn, das ist, weil es ist, und das als diese absolute Vermittlung seiner mit sich selbst auch Substanz genannt wird, heist gewöhnlich schätzwort Seyn; und daß der Gedanke Gottes sein Seyn in sich schliesse, so gut, als das Seyn den Gedanken; und daß man deswegen schon das bloße Seyn eine Realität genannt hat, lag auch nahe, und daß man alles reelle Seyn theils aufzulassen veranlaßt war, begriff sich, wenn man einseht, daß doch am Ende jedes einzelne Seyn nichts anderes seyn kann, als irgend eine Seite der Idee. Alles lebendige und im Zusammenhang gedachte Seyn und alles todte und nur unmittelbare und unbegriffene Seyn, alles selbstständige und alles vermittelte Seyn, kurz der ganze Kreis des Seyns mit allen seinen Bestimmungen und Formen ist nur ein Seyn und ist weiter nichts, als Werden zum Wesen, und die ganze Reihe unmittelbarer und einfacher Denkbestimmungen, die in allen Formen als ein Seyn bezeichnet werden können, tritt erst durch das Wesen zu wirklicher Existenz hervor. Das Seyn trägt wohl die Qualität und ist Element und kann nicht fehlen, aber alles Seyn ist Wesen, wenn es wahrhaft ist und existirt; das nur unwesentliche Seyn wäre gar kein Seyn, muß aber auch betrachtet werden, und wenn man, in halbpossever Vergleichung eine universale Regel mit Dante's göttlichem Werke verglichen wollte, so ist Hölle und Hesperus und Seyn und Wesen, zu Himmel und Begriff unentbehrlich; und wenn auch alle wesentlichen Denkbestimmungen, sobald sie begriffen werden, fast ebenso relativ und unvollkommen erscheinen, als die bloß seindende; und das gewöhnliche Denken, das sie für absolut ansieht (darin liegt eben das Irren und das Leben der Menschen) als nur von einem Irseyn zum andern schwerend erkannt wird, so ist doch auch aller Denkseyn und Irseyn, als wenigstens in seinem Wesen an den Begriff gebunden, interessant, denn nur in den Gedanken ist es, worin der Mensch irrt und die Wahrheit findet.

4. Der Wille.

Der Gedanke ist das eigentliche Element des Menschen, und daß er eingesehen hat, wie im Grunde alle seine Verhältnisse auf Gedanken stehen, das war ein großer Fortschritt. Daß man erkannt hat, wie Recht und Staat auf dem Willen basirt sind, und damit auf dem Denken selbst, dazu war Zeit nöthig. Und wenn auch manche, zuerst Rousseau und dann Fichte, den einzelnen Willen als solchen, und damit nur das Gemeinlichliche als Vereinigung der Einzelnen, was man richtig Vertrag nannte, für das allgemeine Vernünftige angesehen haben, so lag in allen diesen Abstraktionen immer das Große, daß die Gewalt des Gedankens anerkannt und daß das Vernünftige und das Denken als solches gewollt war. Ohne diese Versuche, Staat und Recht auf den einzelnen Willen zu basiren, wären wir jetzt nicht dahin gekommen, den allgemeinen vernünftigen Willen als Substanz des Staats und Idee des Rechts in dem Maasse anzuerkennen, daß wie jetzt entschieden behaupten dürfen, nur das Vernünftige und klare Gedanken seien in Staat und Recht das Höchste. Was klare Vernunft sei und wie haltbare Gedanken erworben werden, das ist ferlich damit noch nicht gegeben, aber daß es das zufällige Denken des Einzelnen nicht sei, was in den wichtigsten Angelegenheiten entscheiden dürfe, er sei an der Spitze stehend, oder in der Menge, dies einzusehen ist schon viel; und wie vage auch der Begriff der Vernunft bei ihm noch seyn mag, so steht der Mensch doch schon hoch, der das Vernünftige als solches will und darunter jedenfalls etwas Allgemeines versteht.

Nun giebt es ferlich verschiedene Arten der Allgemeinheit, und folglich ist auch das, was man allgemeinen Willen nennen kann, verschiedenartig. Im Vertrage z. B. ist ein allgemeiner Wille vorhanden, den man aber richtiger als gemeinsamen bezeichnet, indem man unter dem Ausdruck Gemeinsamkeit diese bestimmte Form der Allgemeinheit versteht, worin der subjektive Wille, sich wenigstens über sich selbst erhebend, doch einmal einen andern Willen auch anerkennt.

Dann also der bloß gemeinschaftliche Wille Einzelter der vernünftige Wille nicht sei, dies hier bemerkt und so den nächsten Mißstand abgewendet zu haben, ist nicht genug, weil dieß zu der Meinung führt, als ob nun das völlig Unbestimmte und Vage das eigentliche Allgemeine sei; und das Streben nach Freiheit des Willens hat auch nachweislich, als man einmal jenen nächstliegenden Mißstand den Staat als bloßen Vertrag zu fassen, zu ahnen anfang, folglich dahin geführt; wo sich dann gezeigt hat, daß auch dieses Gemeinlich, abgesondert gefaßt, nicht die volle Wahrheit enthielt. Man hatte sich z. B. und nicht ohne guten

Verstand (der Verstand ist immer das einseitig Richtige), Mühe gegeben, zu zeigen, daß es vernünftiger sei, wenn Landstände nicht nach Art der älteren Konstitutionen europäischer Monarchien die besonderen Interessen der Nation repräsentirten, sondern wenn die Abgeordneten das Beste des Volkes überhaupt im Auge hätten. Diese Vernünftigkeit ist nichts anderes, als das moderne Freiheitsprinzip, wonach der völlig unbestimmte und ganz abstrakte Wille der Individuen als solcher repräsentirt werden soll. Daß dadurch die Repräsentation der wirklichen Interessen des Volkes dem Zufalle anheimgestellt sei, dieß ist eben so gut durch die Erfahrung bestätigt, als in dem logischen Denken begründet, und darum hat auch das, was notwendig ist, daß der bestimmte Wille einen bestimmten Inhalt habe, faktisch nie völlig umgangen werden können, und es hat noch keine Landstände gegeben, die sich um die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Committenten gar nicht gekümmert hätten, und nur Theorien und Ideen gefolgt wären, außer in Zuständen der Revolution, wo alles Verstande mit seinen bestimmten Forderungen wankend oder gar schon im Falle begriffen war. Wir sehen dieß auch sogleich ein, wenn wir von dem Volkswillen reden und sagen, daß die Repräsentanten desselben den wahren Willen des Volkes auszusprechen haben. Bei einer Erklärung hierüber sind wir sogleich genöthigt zu sagen, wir meinen damit nicht, daß jeder zufällig Einzelne aus dem Volke eine Einsicht in dessen Bedürfnisse habe, sondern wir stellen uns vor, daß einige Verstandige einsehen, was es bedarf, und also vernünftiger Weise wollen sollte, und dieß, was ihm eigentlich gut ist, nennen wir den wahrhaften Willen des Volkes. Mag nun dieses höchste Gut und Bedürfnis eines Volkes aus verschiedenen Standpunkten noch so verschieden bestimmt werden, der allgemeine Wille des Volkes wird von Niemanden als aggregat aller einzelnen Willen gedacht, sondern das Allgemeine desselben liegt immer in der Idee, daß das für vernünftige Ansehung als allgemein wirklich genommen wird. Ob man aber nun irgend eine leitende Idee der Zeit zu verfolgen, oder bestimmt daliegende Bedürfnisse einzelner Korporationen oder Individuen zu befriedigen für das Vernünftigere halte, das ist damit noch gar nicht gesagt, und wenn das Volk nicht in besonderen Abtheilungen ganz bestimmte Instruktionen geben kann, so hat es, wie bekannt, nur an der Erkennung und dem Charakter der Abgeordneten einen Halt. Die unbestimmte Freiheitsidee und das subjektiv zufällige Gewissen sind also auch hier enge verschwistert; wie sich denn überhaupt die Hauptrichtung der Zeit in keiner ihrer Gestaltungen verbergen kann.

Ebenso entdeckt sich die ganze Natur des Willens, und wie das Subjektivseyn desselben so wesentlich ist, als seine Objektivität, und umgekehrt, wenn wir ihn mit der Freiheit so in Beziehung denken, daß wir, wie wir gewöhnt sind, die Subjektivität als ihren Boden ansehen. Freiheit ist nur ein anderer Ausdruck für das, was man auch Wille an sich nennen kann; und der Wille ist an sich und in seiner Idee etwas völlig Abstraktes und bloße Einbildung, wenn er nicht in der Erstling als subjektiver Wille eine Realität erlangt hat, die wie wirkliche Freiheit zu nennen pflegen. Wenn also die subjektive Freiheit, ohne objektive Idee und vernünftigen Inhalt, etwas Hohles ist, so ist die Freiheitsidee ohne freies Subjekt etwas Unwirkliches; und wir wollen daher Subjektivität und Objektivität, Realität und Ansicht, Wirklichkeit und Idee nicht trennen, sondern wir wollen die vernünftige Idee der Freiheit im Staat und seinen Bürgern verwirklicht sehen, und auch über die Art und Weise, wie diese Einheit der Idee und des Daseyns, die wie Wirklichkeit nennen, am besten erreicht werden könne, zu besonderten Begriffen zu gelangen suchen.

Wenn man nimmt, daß schon unter den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen und bei den unumgänglichsten Bedürfnissen und ihrer Befriedigung, da alles Einzelne Produkt und Eigenthum wollender Individuen ist, die Willen der Menschen mit den Dingen und ihrem Gebrauche so verflochten sind, daß höchst schussinnige Untersuchungen in diesen bestimmten Entwicklungen und Bewegungen der thätigen Willens und der die Befriedigung der Bedürfnisse bezweckenden Arbeit auf einen wirksamen Verstand und einfache Prinzipien und Gedanken geführt haben, so, so wenig als die Staatsökonomie die Wissenschaft genannt werden könnte, welche die Verbindung des Willens und des Denkens als philosophische Einsicht erschwerer, ebenso wenig schon dieses, was allen Beträgen vorherrscht, die in diesen an's Tageslicht tretenden Einheiten des Willens und Denkens entgegen. — Und wollen wir das Verwechsellse des Denkens in den Willen noch anschaulicher haben, so dürfen wir uns nur an die Ausführung von Zwecken erinnern. Die Ausführung meines Zwecks bringt meinen Willen mit dem Willen anderer Leute in positive Beziehung, und nun sind drei Fälle möglich: daß entweder mein Wille oder ihr Wille, oder unser beider Wille, geschieht. Und wir der ganze Weg bis zu diesen Endpunkten der Erreichung des Zwecks, so gut als der Zweck selbst, nichts anderes als Denkbewegungen sind, das braucht nur erwähnt zu werden, am zugegeben zu seyn.

(Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufsätze folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 39.

Karlsruhe den 29. September 1838.

I.

Kann der zur Volljährigkeit gelangte Minderjährige nur seine ohne Zuzug seines Vormunds vorgenommenen Rechtsgeschäfte wegen Verkürzung umstoßen, oder bezieht sich diese Umstoßung auf die von seinem Vormund vorgenommenen den Minderjährigen verkürzende Rechtsgeschäfte.

Zur Erläuterung der R. R. S. 1304 — 1314. und 1123 — 1125.

Ein Kläger wollte nentlich ein von seinem Vormund während seiner Minderjährigkeit abgeschlossenes Rechtsgeschäft nach R. R. S. 1305 wegen Verkürzung umstoßen. Das Amt erkannte auch darauf, das Hofgericht dahier änderte dagegen das Urtheil ab, weil es von der Ansicht ausging, daß der R. R. S. 1305 nur von den Rechtsgeschäften spreche, welche der Minderjährige ohne Zuzug seines Vormunds abgeschlossen habe. Die vom Vormund unter Beobachtung der sonst erforderlichen Formalitäten abgeschlossenen Rechtsgeschäfte könnten wegen Verkürzung nicht umgestoßen werden.

Ich war ganz allein gegen die vier andern votanten der entgegengesetzten Meinung, daß der Minderjährige die von ihm allein eingegangenen Rechtsgeschäfte, insofern das Gesetz davon keine Ausnahme mache, wegen Unfähigkeit als nichtig ansehe und die von seinem Vormund eingegangenen Verträge, insofern das Gesetz keine Ausnahme deshalb aufstelle, wegen Verkürzung umstoßen könne, und mußte mir wegen meines Alleinseins erschießen. Ich war dadurch jedenfalls aufgefordert, um so sorgfältiger über diese Streitfrage nachzuforschen, und erlaube mir die Ergebnisse meines Nachforschens hier mitzutheilen, und damit die obige Frage zur Besprechung zu bringen, da sie an schwerer praktischer Bedeutung wohl kaum einer aus dem Wege zu gehen hat.

Vor allen Dingen ist nun anzuerkennen, daß die Streitfrage, ob die vom Vormund eingegangenen Rechtsgeschäfte vom Minderjährigen wegen Verkürzung umgestoßen werden

können, weder im R. R. S. 1305 noch sonst wo ausdrücklich und auf eine allgemeine Weise im Gesetz entschieden ist, und daß sie daher aus der Zusammenstellung der hieher einschlagenden Gesetze, und aus der Vergleichung ihres Inhalts und ihrer Folgen abgeleitet werden muß. Und weiters will ich hier vorausschicken, daß ich mich auf einen Unterschied zwischen einer Nichtigkeit, oder Umstoßungsklage, oder Wiberreinfegung in den vorigen Stand nicht einlasse. Schon Brauer zu R. R. S. 1304 Bemerkung 208 erkennt an, daß auf eine verschiedene Benennung wenig ankomme. Der Zweck aller dieser Klagen ist die Aufhebung eines Rechtsgeschäfts, und in wie weit und auf welche Art es aufgehoben wird, daß muß sich aus dem der Klage unterliegenden Rechtsgrund, und nicht aus der Benennung der Klage entscheiden.

Fängt man nun in Zusammenstellung der hier einschlagenden Gesetze von vorn an, so findet man, daß der R. R. S. 1108 unter den wesentlichen Erfordernissen der Gültigkeit der Verträge die Fähigkeit Verträge zu schließen anführt, und wo also einem Vertrag die Fähigkeit eines Vertragstheils zum Abschluß desselben mangelt, ist der Vertrag ungültig. Es ist dies auch sehr begrifflich. Jeder Vertrag beruht vor allem auf die Einwilligung der Vertragstheile — est durum in idem placitum consensus. Die Einwilligung beruht aber vor allem wieder auf dem Zustand der Willensfreiheit und der gehörigen Verstandeskraft, und wenn nun ein Mensch nach seinen natürlichen Verhältnissen noch nicht zur gehörigen Höhe der Unterscheidung der Dinge, und Ueberlegung der Sachen gekommen ist, so kann er keine gehörige Einwilligung abgeben, ist also unfähig einen auf einer gehörig beschaffenen Einwilligung beruhenden Vertrag einzugehen.

Die Unfähigkeit zu Verträgen beruhen aber theils auf dem Gesetz, wie die Unfähigkeit der Ehefrau ohne Ermächtigung des Ehemanns, theils auf der Natur, und da nun die Natur lehrt, daß der Mensch in seiner Jugend noch nicht die Verstandesreife hat, welche nöthig ist um mit Ueberlegung und Unterscheidung sich zu Rechtsgeschäften

zu entschließen, so hat die Gesetzgebung aller nur etwas gebildeter Völker den Minderjährigen, im Allgemeinen betrachtet, für seine Person rechtsunfähig zur gültigen Etschließung von Rechtsgeschäften erklärt. Dieses geschieht denn auch in unserm Landrecht wo im §. 1124 die Minderjährigen als unfähig erklärt werden, Verträge abzuschließen, und wo im §. R. E. 1125 dem Minderjährigen das Recht ertheilt wird, seine Vertragszusage wegen Unfähigkeit anzufechten.

Der Minderjährige hat aber nicht nur eine Person, er hat auch ein Vermögen. Es muß dafür gesorgt werden, daß seine Person erzogen und gebildet und sein Vermögen während seiner Rechtsunfähigkeit zu Verträgen verwaltet wird, und deshalb ertheilt ihm das Gesetz einen Vormund, welcher den Minderjährigen hinsichtlich seiner Rechtsgeschäfte nach §. R. E. 450 vertritt und bezüglich seines Vermögens seine Rechtsfähigkeit darstellt. Eben weil aber der Vormund in den auf das Vermögen des Minderjährigen sich beziehenden Geschäften die Rechtsfähigkeit des Minderjährigen darstellt, so sind die vom Vormund unter Beobachtung der etwa weiler noch vorgeschriebenen Formlichkeiten abgeschlossene Rechtsgeschäfte nicht wegen Rechtsunfähigkeit ungültig, und wenn daher das Landrecht im §. R. E. 1125 von einer Anfechtung einer Vertragszusage eines Minderjährigen wegen Unfähigkeit spricht, so kann es nur von jenen Zusagen sprechen, welche der Minderjährige allein und ohne Zugang seines Vormunds gethan hat. Es wird daher nicht bestritten werden können, daß der §. R. E. 1125 nicht von den vom Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäften, sondern nur von den vom Minderjährigen allein eingegangenen Verträgen spricht, welche er wegen seiner Vertragsunfähigkeit nach §. 1124, 1108 als ungültig ansehen kann.

Der §. R. E. 1125 ertheilt aber dem Minderjährigen dieses Anfechtungsrecht nicht unbeschränkt, sondern nur in gesetzlich bestimmten Fällen, so daß es sich also fragt, welches diese Fälle sind.

Die Bestimmung dieser Fälle geht aber von zwei hauptsächlichsten Gesichtspunkten aus. Der erste, daß der Gesetzgeber die verschiedenen Rechtsgeschäfte als solche in das Auge faßt, welche er einer Anfechtungsklage des Minderjährigen, wenn sie von ihm allein abgeschlossen sind, zu unterwerfen gesonnen ist und der zweite, daß er die verschiedenen persönlichen Verhältnisse des Minderjährigen im das Auge faßt und je nach dieser Verschiedenheit seiner Unfähigkeit einen größeren oder geringern Umfang auf die von ihm abgeschlossenen Rechtsgeschäfte summt.

Hinsichtlich des ersten Gesichtspunkts mußte es aber der Gesetzgeber alsbald für überflüssig ansehen, bei den einzelnen Rechtsgeschäften jeweils anzuführen, daß sie der

Minderjährige wegen Unfähigkeit umstoßen könne. Denn da im §. R. E. 1108 die Fähigkeit des Vertragsabschlusses ganz allgemein als eine wesentliche Bedingung der Vertragsgültigkeit eingeführt war, so war damit vorgeschrieben, daß, wo diese Fähigkeit nicht bestand, der Vertrag, er mochte sein welcher er wollte, ungültig ist, und so lange das Gesetz für einen besondern Vertrag keine Ausnahmen davon macht, muß also die Ungültigkeit des Vertrags für sich betrachtet angenommen werden, ohne daß man verlangen kann, daß der Gesetzgeber ausdrücklich angeführt haben muß, daß §. V. der Minderjährige für sich allein keinen Kauf, keinen Leihentrentvertrag u. dgl. abschließen darf. Es wird dieses auch dadurch bestätigt, daß der Gesetzgeber §. V. in dem §. R. E. 1308, 1310 gewisse Rechtsvorkommenheiten benennt, welche der Minderjährige nicht wegen Unfähigkeit anfechten kann, und eben weil also der Gesetzgeber damit Ausnahmen von der allgemeinen Ungültigkeit der vom Minderjährigen eingegangenen Rechtsgeschäfte in Hinsicht auf die Natur dieser Rechtsgeschäfte einführt, folgt daraus um so gewisser, daß es in allen andern Rechtsgeschäften bei der Regel bleiben soll, daß sie von einem Minderjährigen vorgenommen wegen Unfähigkeit ungültig sind.

Hinsichtlich des zweiten Gesichtspunkts mußte es aber dem Gesetzgeber auch alsbald in die Augen fallen, daß die von der ersten Lebensstunde bis zum zurückgelegten 21sten Lebensjahre andauernde Minderjährigkeit gerade in der sich darstellenden Verhältnisse nicht ein in sich ganz gleichbleibendes persönliches Verhältniß ist, sondern daß mit zunehmendem Alter auch der Bestand wächst, folgeweise der Grund der Rechtsunfähigkeit sich vermindert. Der Gesetzgeber war daher in der Lage diese aus der Natur der Dinge hervorgehende Verschiedenheit des Minderjährigen zu beachten und sonach seine Unfähigkeit auch verschieden zu bestimmen, was er denn auch hier ratione personae gethan hat, indem er die Minderjährige in Gewaltentlassene und nicht der Gewalt Entlassene eingetheilt und den Erstern eine Berechtigung zu gewissen Rechtsgeschäften in dem §. 487 ertheilt hat, welche sie also allein und als rechtsfähig vornehmen können. In dieser Beziehung ist also durch §. R. E. 481 gesetzlich bestimmt, welche Vertragszusagen ein Minderjähriger wegen seines persönlichen Verhältnisses als Gewaltentlassener als rechtsunfähig anfechten kann oder nicht.

Wäre nun unser Landrecht dabei stehen geblieben, so wäre die Sache einfach. Allein! man hat leider in dem §. R. E. 1124 a vorgeschrieben:

„die Unfähigkeit der Minderjährigen ist von weitem oder engem Umfang, je nach dem sie unmäßig, halbmäßig oder vollständig ist.“

und im §. R. E. 1124 b hat man bestimmt:

„ein Vollmündiger, der außer der Eltern und Pfleger Haus, und nicht einem Fürsorger übergeben, mithin sich selbst überlassen ist, schließt gütlich alle für seinen Unterhalt und Beruf geeigneten Verträge, vorbehaltlich der Auflösung für den Verlegungsfall, und der besondern Anstaltsgesetze, welchen er etwa unterworfen ist.

Hier und anderwärts im Landrecht ist aber das Alter der Unmündigkeit, der Halb- und Vollmündigkeit nicht benannt und, was noch mehr zu beklagen ist, hier und anderwärts im Landrecht ist der doch nach R. R. S. 1124 a vertheilte Umfang der Unfähigkeit dieser Klassen der Minderjährigen nirgends vollständig bestimmt worden. Zwar könnte man aus der Bestimmung des R. R. S. 1124 b den Umfang dieser Unfähigkeit per argumentum e contrario ableiten; man könnte sagen: da hiernach ein außerhalb der Eltern, Pfleger und Fürsorger Hausbrüchlicher Vollmündiger nur die für seinen Unterhalt und Beruf geeigneten Verträge abschließen kann, so folgt daraus, daß er die andern Verträge nicht, und im Haus der Eltern, Pfleger und Fürsorger brüchlich auch nicht einmal die im R. R. S. 1124 b genannten gütlich abschließen darf. Und da die Rechtsunfähigkeit der jüngern Unmündigen und Halbmündigen jedenfalls eine größere seyn muß, als die der ältern Vollmündigen, so könnte man aus dem R. R. S. 1124 b weiter folgern, daß also die Un- und Halbmündigen nicht einmal die dem Vollmündigen freigelassenen Verträge, demnach keine gütlich abschließen können.

Dergleichen Schlüsse per argumentum e contrario haben jedoch immer etwas unsicheres, und da wohl nicht zu bezweifeln ist, daß man bei der Einföhrung der R. R. S. 1124 a und b die Absicht hatte, daß solche aus dem §. 27 des VI. conf. Edikts zu erklären und zu vervollständigen sind, so wird man diesen §. 27 zur Grundlage der Erläuterung der R. R. S. 1124 a und b bestellen müssen.

Hinsichtlich der Unterscheidung der Minderjährigen in Un-, Halb- und Vollmündige hat nun die Sache keine Schwierigkeit; denn hiernach ist die Unmündigkeit bis zum zurückgelegten 14ten die Halbmündigkeit bis zum zurückgelegten 16ten Lebensjahre und die Vollmündigkeit von da an bis zum Eintritt der Volljährigkeit festgestellt. Dagegen wird, beiläufig sei es gesagt, die gleichfalls auf eine Unterscheidung der Minderjährigen zurückführende Eintheilung derselben in Gewaltentlassene und in nicht Gewaltentlassene nach den Bestimmungen des Landrechts in den R. R. S. 476 folgende, und nicht nach dem §. 27 des VI. conf. Edikts in dem Fall zu richten seyn, wo man die dort erwähnte Erlangung eines Volljährigkeitbriefs mit der Gewaltentlassung gleichstellen will. Uebrigens wird die Errichtung eines Volljährigkeitbriefs, die sogenannte *venia aetatis*, ein Wirke als die Gewaltentlassung des Landrechts ent-

haltend, mit dieser Gewaltentlassung nicht gleichzustellen seyn, und es wird daher anzunehmen seyn, daß die Gewaltentlassung sich lediglich in den Zeiten ihres Eintritts und dem Umfang ihres Rechts nach dem Landrecht mit dem richtet, daß wir nach der noch gültigen Vorschrift des §. 27 des VI. conf. Edikts auch noch die Volljährigkeitserklärung von Seiten der gesetzgebenden Behörde, also jetzt von der Regierung und den Kammern haben, von der nur zu beklagen ist, daß wir von ihr keine nähere Bestimmung ihres Inhalts haben und daher auf das gemeine Recht darin zurückgreifen müssen, wornach der Volljährig-Erklärte, j. V. ohne richterliche Erlaubniß, seine Eigenschaften veräußern darf. L. 1. 2. pc. c. de his, qui veniam.

Schwieriger ist dagegen die Bestimmung des Umfangs der Rechtsunfähigkeit der verschiedenen Minderjährigen nach dem §. 27 des VI. conf. Edikts. Die Vorschriften dieses §. 27 sind überhaupt nicht mit der gehörigen Bestimmtheit verfaßt, und da die Vorschrift des R. R. S. 1124 b hinsichtlich der Vollmündigen eine solche ist, welche im §. 27 des VI. conf. Edikts nicht vorkommt, so ist sie mit den Bestimmungen des §. 27 zu vereinigen, und dann kommt man auch hier wieder in die Rechtsunsicherheit, worüber wir überall da zu klagen haben, wo landrechtliche Bestimmungen mit Vorschriften älterer und neben dem Landrecht aufrechterhaltener Gesetze zu vereinigen sind. Wenn nun der Zweck dieses Aufsatzes dahin gieng, zu bestimmen, welche Handlungen ein Minderjähriger gütlich vornehmen kann, und welche nicht, so müßte man sich auf eine nähere Untersuchung des §. 27 des VI. conf. Edikts einlassen. Allein der Zweck dieses Aufsatzes geht nicht dahin, sondern nur dahin, zu untersuchen, ob die vom Vormund vorgenommenen Rechtsgeschäfte vom Minderjährigen wegen Verfürgung umgestoßen werden können, und was man nun die Rechtsgeschäfte des Minderjährigen in den von ihm allein abgeschlossenen Rechtsgeschäften bestimmen, wie man will, so kann man daraus nur folgern, daß er dieses oder jenes Rechtsgeschäft wegen seiner Unfähigkeit umstoßen kann, oder er aber das von ihm nicht, sondern von seinem Vormund vorgenommene Rechtsgeschäft wegen Verfürgung umstoßen kann, oder nicht, daß ist eine besondere selbstständige Rechtsfrage, und da der §. 27 des VI. conf. Edikts darüber nichts erwähnt, so muß diese Frage aus dem Landrecht erwogen werden, und die nähere Untersuchung des §. 27 kann ich daher gottlieb bei Seite lassen.

Daß dieses mit Grund geschehen kann, wird sich nicht bezweifeln lassen. Die Unfähigkeit eines Minderjährigen ist ein besonderer Rechtsbegriff, und von dem andern hier in Frage stehenden Rechtsbegriff der Verfürgung ganz verschieden. Nun spricht aber R. R. S. 1125 und der gerade

mit dem §. 27 des VI. konst. Edikts in Verbindung stehende R. R. S. 1124 a nicht von der Verkürzung, sondern von der Unfähigkeit des Minderjährigen, und mag diese Unfähigkeit einen größeren oder geringern Umfang haben, so kann in der Anordnung der S. 1125, 1124 a nur gefragt werden, ob dieses oder jenes Geschäft wegen Rechtsfähigkeit des Minderjährigen besteht oder nicht; ob aber das Geschäft wegen Verkürzung umgестossen werden kann, das ist nicht Gegenstand der Vorschriften des R. R. S. 1125, 1124 a, und aus ihnen kann daher nichts für diese Umstossung aus Verkürzung entnommen werden, §. 27 des VI. konst. Edikts. Es wird dieses auch von Beauer selbst anerkannt, denn er lehrt zu R. R. S. 1124 a Bemerkung 29, daß die betreffenden Rechtsgeschäfte des Minderjährigen ohne weiteren Verkürzungsbebeweis endgültig aufgehoben, und demnach wegen Unfähigkeit und nicht wegen Verkürzung umgестossen werden.

Zwar wird im §. 27 des VI. konst. Edikts von Handlungen des Minderjährigen gesprochen, welche eine nachtheilige Verpflichtung seines Vermögens zum Gegenstand haben, und man könnte daraus folgern, daß also doch im §. 27 nur von einer Verkürzung die Rede sei. Wenn man aber bedenkt, daß die Verkürzung da eintritt, wo sie als eine Folge aus einem Vertrag entspringt, so sind davon die Handlungen sehr zu unterscheiden, welche eine nachtheilige Verpflichtung alsbald zu ihrem Gegenstand haben, und man wird daher unter diesen Handlungen die Verträge zu verstehen haben in welchen der Minderjährige etwas hergibt und leistet. Solche Verträge, welche eine nachtheilige Verpflichtung zum Gegenstand haben, sind die Verträge aus Umkauf, oder einseitig besessene Verträge. Sie sind den unangestrichenen, oder Freigebhaltsverträgen entgegen gesetzt. Solche letztere sind dem Minderjährigen erlaubt, die erstere aber nicht, was wider mit der Lehre Bauers zusammenstößt, indem diese erstere ohne weiteren Verkürzungsbebeweis damit umgестossen werden, daß man nicht die Verkürzung als Folge nachzuweisen, sondern nur die Natur des Vertrags dahin nachzuweisen hat, daß der Minderjährige sich dabei verpflichtet hat, etwas aus seinem Vermögen zu geben, oder eine Verbindlichkeit darauf zu übernehmen. Die Verkürzung ist doch gewiß nicht der Gegenstand einer Vertragsabhandlung, sondern sie ist die Folge davon.

Wenn unter diesen Voraussetzungen sichergestellt ist, daß der Minderjährige die seine Vertragsbesugnis überschreitenden und allein abgeschlossenen Verträge wegen Unfähigkeit umstossen kann, so darf es weiters nicht bezweifelt werden, daß dieser Umstossungsgrund eines Vertrags wegen Unfähigkeit einen besondern und zwar aus den persönlichen Verhältnissen des Klägers geschöpften tatsächlichen

Klaggrund bildet, und wenn also ein Minderjähriger einen Vertrag abgeschlossen hat, der seine Rechtsfähigkeit überschreitet, so kann er solchen umstossen, so wie er seine Minderjährigkeit zur Zeit des Vertragsabschlusses, und den von ihm allein ausgehenden Abschluß des Vertrags nachweist.

Als einen weiteren,* und deshalb schon eigenthümlichen Umstossungsgrund von Verträgen, weil er sich nicht aus den persönlichen Verhältnissen der Vertragsbetheilte, sondern aus den Rechtsverhältnissen der Vertragsgegenstände ableitet, kennt aber das Landrecht nach R. R. S. 1118 die Verkürzung jedoch nur in Beziehung auf gewisse Gattungen der Verträge, oder auf gewisse Personen, und wenn nun im Landrecht unter dem Abschnitt von den Klagen auf Vernichtung oder Umstossung von Verträgen im S. 1305 angeführt wird: Für einen gewaltsam untergebrachten Minderjährigen ist die bloße Verkürzung ein hinreichender Grund zur Umstossung aller Arten von Verträgen; für einen gewaltsam entlassenen Minderjährigen ist sie es wegen aller Verträge, die außer der Gränze seiner Befugnis liegen: so fragt es sich in Gegenstreitigkeit der zwei Aeten sich auf das Vermögen des Minderjährigen beziehender Verträge, welche der Minderjährige allein, und welche der Vormund abgeschlossen hat, auf welche Art der R. R. S. 1305 bezogen werden muß.

Will man ihn nur auf die erste Art beziehen, auf jene Verträge, welche der Minderjährige allein abgeschlossen hat, so können diese wieder nur solche seyn, wozu er befugt und rechtsfähig war, oder wozu er nicht rechtsfähig war. Auf die erstere kann sich aber der R. R. S. 1303 nicht wohl beziehen, denn insofern der Minderjährige zum Abschluß eines Vertrags rechtsfähig ist, muß er auch als vollkommen rechtsfähig betrachtet werden, und da rechtsfähige Personen nach R. R. S. 1118 wegen Verkürzung in der Regel Verträge nicht anfechten können, wo nicht das Gesetz deshalb einen besondern Vorbehalt erteilt, so wird man nicht anzunehmen berechtigt seyn, daß die Minderjährigen auch jene Verträge wegen Verkürzung umstossen können, wozu sie rechtsfähig waren.*) Es ist dieses auch gerade für die

*) Dieser Schluss ist kein nothwendiger.

Wenn das Gesetz den Minderjährigen (sobald er vollmündig ist) zu gewissen Rechtsgeschäften ermächtigt, so kann es gleichwohl ohne alle Inkonsequenz noch verordnen, daß derselbe das von ihm abgeschlossene Rechtsgeschäft im Falle einer Verkürzung anfechten könne, während es eine solche Anfechtung wegen bloßer Verkürzung dem vollkommen rechtsfähigen Großjährigen nicht gestattet.

Die im S. 1118 a angeführte Beschränkung des Umfangs der Rechtsfähigkeit der Vollmündigen von jener der Halb- und Unmündigen äußert sich insbesondere darin, daß der Halb- und Unmündige

Gewaltentlassenen vorgeschrieben, indem ja die von ihnen bestrittenermaßen abgeschlossenen Rechtsgeschäfte nicht wegen Verjährung umgestoßen werden dürfen, und insofern nun ein auch nicht der Gewalt Entlassener nach dem V. l. conf. Edikt und dem R. R. S. 1124 a zu gewissen Rechtsgeschäften eine Fähigkeit besitzt, so steht er in dieser Beziehung dem Gewaltentlassenen gleich, und kann seinen Vertrag wegen Verjährung in der Regel so wenig umstoßen, als dieses der Gewaltentlassene thun kann, oder sonst ein Volljähriger.

Man muß also, so wie man dem R. R. S. 1305 auf die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen Rechtsgeschäfte bezieht, diesen Satz auf die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen seine Rechtsfähigkeit übersteigenden Verträge beziehen, und diese soll er also wegen Verjährung anfechten können. Gerade diese nämlich Verträge kann er aber nach R. R. S. 1108, 1125, wegen Unfähigkeit anfechten. Beide Klagegründe der Vertragsunfähigkeit und der Verjährung sind in ihrer tatsächlichen und rechtlichen Begründung ganz verschieden, und so ist wohl nicht anzunehmen, daß der Gesetzgeber, welcher im R. R. S. 1125 dem Minderjährigen zur Umfassung der seine Rechtsfähigkeit übersteigenden Verträge schon den Klagegrund der Vertragsunfähigkeit gegeben hat, ihm nunmehr für den nämlichen und eben denselben Vertrag noch den Klagegrund der Verjährung geben wollte. Offenbar ist dieser letztere Klagegrund der schwächer, indem er auf die im Ermessen des Richters liegende Schätzung der Verhältnisse des Gegenstands des Vertrages geht. Da er ist noch gerade als Klagegrund der Verjährung durch das Gesetz im R. R. S. 1306 sehr beschränkt worden, und so läßt es sich wohl nicht bezweifeln, daß diese Auslegung des R. R. S. 1305 nicht anzunehmen ist, indem man es für überflüssig und selbst für unverständlich ansehen muß, daß der Gesetzgeber neben den

(noch mehr also auch der Unmündigen) ein von ihm geschlossenes Rechtsgeschäft schon allein kraft seiner Minderjährigkeit, ohne eine Verjährung nachweisen zu müssen, umstoßen kann, während der Vollmündige bei Handlungen, zu denen er gesetzlich ermächtigt ist (S. 1124 b) zum Zweck der Umfassung eine Verjährung nachweisen muß. S. Brauer zum R. R. S. 1124 Bemerkung 29. c. §. 7.

Der S. 1124, b, welcher bestimmt, welche Rechtsgeschäfte der Vollmündige für sich allein abschließen könne, sagt daher auch ausdrücklich bei:

„vorbehaltlich der Umfassung im Verleghausfall“.

Der Umstand, daß nach S. 1305 der gewaltentlassene Minderjährige Rechtsgeschäfte zu deren Eingebung das Gesetz ihm ermächtigt, wegen bloßer Verjährung nicht anfechten darf, gestaltet seinen Status auf gleiche Handlungen der nicht gewaltentlassenen Minderjährigen, hinsichtlich deren, wie gesagt, der S. 1124 b geradezu den entgegengesetzten Grundsatz aufstellt. D. R.

überaus ausdrückenden, höchst einfachen Umfassungsgrund der Vertragsunfähigkeit noch den nicht so weit reichenden zumal nach R. R. S. 1306 immerhin höchst zweifelhaften Umfassungsgrund der Verjährung setzen wollte.

Verwirrt man sonach diese auf die Wahl zwischen den beiden Klagegründen der Unfähigkeit und der Verjährung gehende Auslegung des R. R. S. 1305, so bleibt in der Unterstellung, daß der R. R. S. 1305 auf die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen, seine Rechtsfähigkeit übersteigenden Rechtsgeschäfte zu beziehen ist, nichts übrig, als zu behaupten, daß der Minderjährige diese Rechtsgeschäfte nur dann umstoßen kann, wenn er verjährt ist. Das Gesetz hätte alldann folgende Stellung. Die vom Vormund unter Beobachtung sonstiger Formlichkeiten abgeschlossenen Rechtsgeschäfte sind schlechthin gültig. Die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen mit Rechtsfähigkeit vorgenommenen Geschäfte sind gleichfalls gültig, und so lange nicht wegen Verjährung umzustößen, als dieses nicht durch eine besondere Vorschrift des Gesetzes ausgesprochen ist. Die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen, seine Rechtsfähigkeit übersteigenden Geschäfte sind dagegen umstößlich, wenn er dabei eine Verjährung erlitten hat.

Allein diese Auslegung des R. R. S. 1305, und sie ist es, welche von Jenen gemacht wird, welche den S. 1305 nicht auf die vom Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte beziehen*), ist den sonstigen Grundbüssen des Gesetzes gänzlich entgegen und schlechthin verwerflich.

*) Die in diesen Sätzen aufgestellte Auslegung ist sicher nicht von allen denjenigen angenommen, welche den S. 1305 nicht auf die vom Vormund in den gesetzlichen Formen abgeschlossenen Rechtsgeschäfte beziehen.

Namentlich Brauer, welcher in seinen Erläut. zum S. 1318 Bemerkung 211 und 212 ausführt, daß und aus welchen Gründen die im S. 1305 den Minderjährigen auf den Grund bloßer Verjährung gestellte Anfechtung sich auf die vom Vormund in den gesetzlichen Formen abgeschlossenen Rechtsgeschäfte nicht beziehen, ist keineswegs der Meinung, daß diese Anfechtung wegen Verjährung dem Minderjährigen nur in den seine Befugnisse übersteigenden Geschäften zu statuen komme. In Bezug auf diese letztern bedarf es einer solchen Verjährungsnachweisung gar nicht, da sie auch ohne Verjährung schon wegen der bloßen Rechtsunfähigkeit umgestoßen werden können; dagegen muß die Nachweisung einer Verjährung dem Minderjährigen in jedem Falle noch hinsichtlich derjenigen Handlungen, zu denen er ermächtigt ist, nach S. 1124 b das Recht der Anfechtung geben. Im Uebrigen ist richtig, daß andere Lehrer des französischen Rechts, welches den babilischen Zusatz 1124 nicht kennt, und zwischen den gewaltuntergebenen Minderjährigen, ob sie vollmündig, halbunmündig oder ununmündig seien, keinen Unterschied macht, welches daher auch für eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Handlungen von Minderjährigen

Wie gezeigt, so ist die Vertragstfähigkeit nach §. 1108 eine wesentliche Bedingung der Vertragsgültigkeit. Die Minderjährigen sind nach §. R. S. 1124, 1124a b vertragsunfähig, und wo also diese ihre persönliche Vertragstfähigkeit eintritt, fehlt es dem Vertrag an einer wesentlichen Bedingung seiner Gültigkeit, weshalb er als ungültig umgestoßen wird. Wollte nun das Gesetz sagen, daß ein von einem Unfähigen eingegangenes Geschäft nur dann umgestoßen werden kann, wenn er dadurch eine Verfürgung erlitten hat, so ist diese Verfürgung nach dem §. R. S. 1118 ein eigenthümlicher und zwar aus dem Gegenstand des Vertrags geschöpfter Umstoßungsgrund, und dann läßt sich nicht sagen, daß der Vertrag wegen Unfähigkeit umgestoßen werden kann, sondern er wird wegen Verfürgung umgestoßen, denn alsdann muß der Kläger nicht nur seine Vertragstunfähigkeit, sondern er muß auch seine Verfürgung behaupten und beweisen. Es ist diese Umstoßungsklage alsdann nicht auf den Klaggrund der Unfähigkeit gebaut, sondern auf den Klaggrund der mit einer Verfürgung verbundenen Unfähigkeit, und dieser Klaggrund ist dann abermals ein eigenthümlicher, selbstständig vom Gesetz eingeführt. Wo ist aber die solche bemerkenswerthe Vorschrift des Gesetzes? Im §. R. S. 1125? Aber dort wird nur von der Aufsehung eines Vertrags wegen Unfähigkeit gesprochen. Im §. R. S. 1105? Aber dort ist nur von der Umstoßung wegen Verfürgung die Rede. Es kann doch wohl nicht bezweifelt werden, daß der von einer Ehefrau abgeschlossene Vertrag, wozu sie von ihrem Ehemann nicht ermächtigt war, nach §. R. S. 1124, 1125, 1108 wegen ihrer Unfähigkeit ungültig ist, ohne daß sie eine Verfürgung zu behaupten und zu beweisen hat. Und warum verlangt man nun für den Minderjährigen die weitere Behauptung und Nachweisung einer Verfürgung, wo seine Unfähigkeit ganz, so wie die der Frau im nämlichen §. R. S. 1125, 1124 eingeführt wird? Da hier immer zu unterstellen ist, daß der §. 1105 nur auf die vom Minderjährigen allein abgeschlossenen Rechtsgeschäfte sich bezieht, so sollte man doch glauben, daß es viel vernünftiger gewesen wäre, wenn man bei der Umstoßung eines von einer vierzig-

jährigen Ehefrau abgeschlossenen Rechtsgeschäfts noch den Beweis einer Verfürgung verlangt hätte, als bei dem von einem Kind von 14 Jahren eingegangenen Vertrag. Wird aber der Klaggrund der Rechtsunfähigkeit durch seine Verbindung mit der Verfürgung abgeändert und der Sache nach aufgehoben, so wird auch auf der andern Seite der Klaggrund der Verfürgung durch seine Verbindung mit der Rechtsunfähigkeit gänzlich verändert. Die Verfürgung in einem Rechtsgeschäft steht lediglich nur auf den Gegenstand des Vertrags und den Werth desselben. Sie hat mit der Rechtsfähigkeit der Personen nichts zu schaffen, und sehr vielmehr gerade diese Rechtsfähigkeit als eine der ersten Vorbedingungen der Gültigkeit des Vertrags voraus, so daß sie da, wo sie vom Gesetz als Umstoßungsgrund eines Vertrags in den §. 887, 1674 und andern angeführt wird, überall als solche angeführt ist, wo die verfürzte Person rechtsfähig war. Es ist daher abermals nicht anzunehmen, daß das Gesetz im §. R. S. 1105 eine Verfürgung als Umstoßungsgrund eines Rechtsgeschäfts einführen wollte, welche nicht selbstständig wirkt, sondern dazu noch eine Rechtsunfähigkeit bedarf, welche für sich allein schon ein abermals selbstständiger Umstoßungsgrund ist.

Unter diesen Voraussetzungen, wo der §. R. S. 1105 in seinem Bezug auf die von unfähigen Minderjährigen vorgenommenen Rechtsgeschäfte eine Abänderung und Aufhebung des §. R. S. 1108, 1124, 1125, und ebenso eine Veränderung des §. R. S. 1118 enthielte, welcher die Verfürgung allein und als solche als einen Umstoßungsgrund einführt, ist daher diese Auslegung des §. R. S. 1105 in keiner Weise anzunehmen. Die Umstoßungsgründe der Vertragstunfähigkeit und der Verfürgung waren doch gewiß für den Gesetzgeber so wichtig, daß er ihre Abänderung und gegenseitige Aufhebung bei den Rechtsgeschäften der Minderjährigen im §. R. S. 1105 oder sonst wo ausdrücklich einführt, und mit bestimmten Vorschriften die Abänderung zu erkennen gegeben hätte, daß bei dem unfähigen Minderjährigen die Unfähigkeit, und bei dem verfürzten Minderjährigen die Verfürgung nicht zur Umstoßung ausreiche, und daß dazu immer je noch etwas anderes treten müsse, was der Gesetzgeber bei den hierher bezüglichen §. R. S. 1108, 1124, 1125, 1118 und 1105 doch nirgend benimmt. Man kann nicht annehmen, daß der Gesetzgeber eine so wichtige Abänderung des eine der Hauptgrundlagen der Verträge bildenden §. 1108 anzuführen vergessen hätte, und daß man daher berechtigt wäre, mittelst einer rein willkürlichen Auslegung des §. 1124, 1125 dahin die Meinung des Gesetzgebers aufzustellen, daß die Rechtsunfähigkeit des Minderjährigen nicht wie die damit zugleich angeführten Frauen und Minderjährigen in der Rechtsunfähigkeit allein besteht, sondern daß dazu noch eine Verfürgung kom-

meinen Anhaltspunkt gibt, den §. 1105 auf die Rechtsgeschäfte aller gewaltuntergebenen Minderjährigen anwenden, so daß also nicht bloß in gewissen Fällen der Vollmündige, sondern überhaupt jeder Minderjährige zur Aufsehung der von ihm eingegangenen Rechtsgeschäfte eine Verfürgung nachzuweisen hat. R. f. Zacharia (franz. Civilrecht, 2. Ausg., Bd. II. S. 800. §. 334. Note 2.) wobei er indessen (so wie im §. 334. Nr. 2.) von der Ansicht ausgeht, daß die §. 1105—1111 offenbare nur von dem Falle handeln, da der Minderjährige allein (also tutore vel curatore) eine Verbindlichkeit eingegangen habe. D. R.

men muß, welche überdies nicht in zufälligen und unvorhergesehenen Ursachen ihre Grundlage hat.

So wie aber dieses festgestellt ist, so folgt daraus nothwendig, daß sich der L. R. S. 1305 auf die vom Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte bezieht, und daß also der Minderjährige diese Geschäfte wegen Verfürgung umstoßen kann — minor restituitur non inquam minor, sed tanquam luesus. — Denn da der L. R. S. 1305 wie er selbst hinsichtlich des Genußentlassens vorschreibt, sich nicht auf die vom rechtsfähigen Minderjährigen abgeschlossenen Geschäfte bezieht, und da er auf die vom rechtsunfähigen Minderjährigen eingegangenen Verträge sich nicht beziehen kann, so bleiben bezüglich des Minderjährigen seine Rechtsgeschäfte abgesehen, also die vom Vormund abgeschlossenen, und nur sie gilt daher die Vorschrift, daß sie wegen Verfürgung umzuheben sind.

Diese Auslegung wird auch durch die ferneru Vorschriften des betreffenden Abschnittes in den L. R. S. 1306 u. f. über allen Streit erhoben.

In allen Bestimmungen des Landrechts, wo von der Verfürgung die Rede ist, wird außerbalb des L. S. 1306 nirgends vorgeschrieben, daß die Verfürgung, welche nur aus zufälligen oder unvorhergesehenen Verhältnissen entspringt, nicht bei ihrer Verrechnung angeschlagen werden soll, so daß man also daraus die Absicht des Gesetzgebers entnehmen kann, die Verfürgung des L. R. S. 1305 gegen andere Verfürgungen des Gesetzes zu beschränken. Liegt aber wohl alledenn ein Grund dieser Beschränkung vor, wenn sich der L. R. S. 1305 nur auf die vom rechtsunfähigen Minderjährigen abgeschlossenen Rechtsgeschäfte bezieht? Kann man annehmen, daß der Gesetzgeber den Umstoßungsgrund der Verfürgung des rechtsunfähigen Minderjährigen enger und beschränkter einführen wollte, als die Verfürgung, welche er einem rechtsfähigen Volljährigen als Umstoßungsgrund ertheilt? Gewiß nicht, wenn man dagegen den L. R. S. 1305 auf die vom Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte bezieht, so liegt darin für den Minderjährigen gegenüber dem Volljährigen die große Ausdehnung des Gesetzes, daß der Minderjährige alle Rechtsgeschäfte seines Vormundes — abgesehen von besondern Ausnahmen — wegen Verfürgung umstoßen kann, während der Volljährige dieses nur bei besondern Rechtsgeschäften thun kann, und in dieser Rücksicht war es nun sehr begreiflich, daß der Gesetzgeber der Verfürgung des Minderjährigen eine enger Schranke durch den L. R. S. 1306 zog, als bei den sonst seltenen Verfürgungen der Volljährigen. Es wißt sonach der L. S. 1306 offenbar auf die Auslegung des L. S. 1305 hin, daß dieser letztere Satz sich auf die vom Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte bezieht.

Wenn man jedoch behauptet, daß der Minderjährige die von seinem Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte nicht wegen Verfürgung umstoßen könne, so begründet man diese Behauptung darauf, daß man sagt, der Vormund vertritt den Minderjährigen in seinen Rechtsgeschäften, und stellt somit seine Rechtsfähigkeit vor; nun können aber die von rechtsfähigen Personen abgeschlossenen Geschäfte in der Regel nicht wegen Verfürgung umgestoßen werden, also können es auch nicht die vom Vormund abgeschlossenen. Wäre dem so, so müßte man sich wirklich wundern, wie der Gesetzgeber dazu gekommen

seyn sollte, in den L. R. S. 1309, 1314 besondere Rechtsvorfommlichkeiten aufzuführen, welche unter Beobachtung der dafür vorgeschriebenen Formen, wozu insbesondere bei dem L. R. S. 1314 hauptsächlich die Mitwirkung des Vormunds gehört, vom Minderjährigen nicht wegen Verfürgung umgestoßen werden sollen. Wenn der Minderjährige die vom Vormund allein abgeschlossenen Rechtsgeschäfte nicht wegen Verfürgung umstoßen kann, so wird es sich doch gewiß von selbst verstehen, daß er noch weniger jene Rechtsgeschäfte der L. S. 1309, 1314 Hirschtrathverträge, Eigenschaftsveräußerungen, Erbtheilungen anschauen kann, bei welchen das Gesetz noch bei weitem mehr Formlichkeiten, und zwar zum Schutz des Minderjährigen vorschreibt, als wie die einfachen vom Vormund allein ohne weitere Form abgeschlossenen Verträge, und so sollte man doch glauben, daß die Vorschriften der L. S. 1309, 1314 gewiß überflüssig gewesen wären, wenn der Gesetzgeber schon von dem Grundsatze ausgegangen wäre, daß der Minderjährige die allein von seinem Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte wegen Verfürgung nicht umstoßen kann *). Und wenn der Gesetzgeber für nöthig gefunden hat, in den L. R. S. 1309, 1314 gewisse Rechtsgeschäfte zu bezeichnen, welche nicht wegen Verfürgung vom Minderjährigen umgestoßen werden können, so mußte es ihm doch gewiß dabei vorschweben, daß man auch nach den vom Vormund allein abgeschlossenen Rechtsgeschäften fragen wird, und er hätte gewiß diese Rechtsgeschäfte ebensowohl von der Verfürgung ausgenommen, als er dieses bei den Rechtsgeschäften der L. R. S. 1309, 1313 that.

Unterstützt man dagegen den L. R. S. 1305 die allgemeine Vorschrift, daß der Minderjährige die von seinem Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte wegen Verfürgung umstoßen kann, so gewinnen die L. R. S. 1309, 1314 ihre ganz natürliche, ebensohalbe die Unterstützung der kräftigsten Bedeutung. Denn wenn es nicht zu bezweifeln ist, daß durch die Auslegung des L. R. S. 1305 die Sicherheit und Bestimmtheit der von einem Vormund abgeschlossenen Rechtsgeschäfte geschwächt wird, so mußten

*) Der L. S. 1309 enthält jedenfalls nicht, was ich schon von selbst verstände, wenn man den L. S. 1305 hin allgemein nicht auf die vom Vormund gleichgültig vorgenommenen Geschäfte bezieht.

Nach L. S. 1309 genügt es nämlich zur Unmöglichkeit bei dem Ehevertragsvertrag zuzustimmen, wenn nur diejenigen zustimmen, deren Einwilligung zur Gültigkeit der Ehe erforderlich ist. Art. 1. B. noch eines der Eltern oder Großeltern des Mündigen, so ist zur Gültigkeit der Ehe die Zustimmung der Familienräthe (L. S. 1309) nicht erforderlich. Wenn nun in einem solchen Falle der Ehevertrag eine Eigenschaftsveräußerung oder eine andere so nicht nur mit Genehmigung des Familienraths zulässige Bestimmung enthielte, so wäre dieselbe nach L. S. 1309 auch ohne diese Zustimmung gleichwohl gültig. Dies müßte aber ausgedrückt werden, da es aus der allgemeinen Vorschrift, daß die geistlichen Handlungen des Vormundes, so wie dieser Verfürgung nicht angeschlagen werden können, keineswegs schon folgen würde. Anders verhält es sich allerdings mit dem L. S. 1314. — Diese Bestimmung möchte ich schon von selbst verstehen, wenn man annimmt, daß der L. S. 1303 sich schon im Allgemeinen nicht auf die Handlungen des Vormundes beziehe. Doch mag der Gesetzgeber, da es sich hier nicht bloß um Handlungen des Vormundes, sondern um besondere Formlichkeiten handelt, noch immer Nachgedanken haben, darüber als über einen speziellen Fall auch eine eigene Bestimmung zu erben, wenn gleich bei Anwendung des von den Handlungen des Vormundes geltenden Grundgesetzes sich schon passende Resultate ergeben haben würde.

dem Gesetzgeber gewisse Rechtsgeschäfte vorsehreiben, in welchen er seine solche Unsicherheit zulassen konnte, oder wo diese Unsicherheit selbst wieder auf den Minderjährigen, und zu seinem Nachtheil zurückfallen würde. Derlei Rechtsgeschäfte sind aber gerade die in den S. 1309, 1313 angeführte. Heirathsverträge sind vom Gesetzgeber für unanfechtbar erklärt, und sie sind als die Grundlage des ganzen Vermögensrechts einer Familie zu wichtig, als daß der Gesetzgeber der um so häufigeren Aufhebung wegen Verfüzung eines Minderjährigen aussetzen konnte, als sie zumal bei dem Weib in seiner Minderjährigkeit häufig vorkommen. Erbtheilungen als Vermögensauseinandersetzung zwischen Familiengliedern und als die häufigste Art des Eigenthumsübergang, wobei nach der Natur der Sache häufig Minderjährige theilhaftig sind, konnten ebenfalls einer Unsicherheit durch ihre Unstößbarkeit wegen je der auch geringfügige Verfüzung eines Minderjährigen nicht überlassen werden, und waren daher von der Regel des S. 1305 gleichfalls ausgenommen. Könnte der Minderjährige jede Eigenschaftsveräußerung wegen Verfüzung umstoßen, so würde man ihm nicht leicht Eigenschafts abkaufen. Dies würde ihm zum eignen Schaden seyn, und so müßte der für den Minderjährigen sorgende Gesetzgeber auch die Eigenschaftsveräußerungen von der Regel des S. 1305 ausnehmen. Er konnte dieses um so leichter thun, als er alle diese Rechtsgeschäfte an Formlichkeiten band, welche in sich eine Verfüzung erschwerten. Weil daher die L. R. S. 1309, 1313 überall nur eine richtige und vernünftige Bedeutung dann erhalten, wenn man sie als Ausnahmen der Regel des S. 1305 erklärt, daß der Minderjährige die Geschäfte seines Vormunds wegen Verfüzung unter der abermöglichen Beschränkung des S. 1306 umstoßen kann, so bestätigt diese Auslegung wieder die Auslegung des S. 1305 auf diese Regel — *exceptio firmat regulam*.

Bedenkt man nun noch weiter, daß nach dem früheren römischen Recht der Minderjährige gleichfalls wegen Verfüzung gegen die Geschäfte seines Vormunds restituirt wurde, so wird man im S. 1305 nichts anderes erblicken dürfen, als die abermögliche Sanktion dieses Grundsatzes, und hätte der Gesetzgeber im S. 1305 einen solchen wichtigen auf den ganzen Bau seines Systems influirenden Grundsatze aufheben, und dahin ändern wollen, daß der Minderjährige nur die von ihm selbst als rechtsunfähig abgeschlossenen Rechtsgeschäfte wegen Verfüzung umstoßen kann, so hätte er dieses ausdrücklich und nicht auf eine Weise vorgeschrieben, welche den S. 1309, 1313 eine gänzlich überflüssige Haltung, und den S. 1109, 1125 eine Auslegung aufzwingt, die deshalb gänzlich unrichtig ist, weil man nicht annehmen kann, daß das, was wegen Verträge unsäglichkeit angefochten werden kann, nur wegen Verfüzung soll umgerufen werden können. Da übrigens bei uns das römische Recht noch in einer wenn schon beschränkten Beziehung bei Unbedeutlichkeit unser Landrecht gilt, und man im S. 1305 jedenfalls die Unbedeutlichkeit zugeben muß, daß darin nicht gesagt ist, welche Geschäfte des Minderjährigen umgerufen werden können, so müßte auch abgesehen von allen andern aus dem Landrecht abgeleiteten Gründen schon die ungewisseste Vorschrift des römischen Rechts der Meinung den Vorzug sichern, daß

der S. 1305 von den Geschäften des Vormunds, und nicht des rechtsunfähigen Minderjährigen spricht.

Aus der Vorschrift des L. R. S. 1324 b, daß der Vollmündige die für seinen Unterhalt und Beruf geeigneten Beträge wegen Verfüzung umstoßen kann, folgt nichts für die andere Meinung, denn im nämlichen Satz wird der Vollmündige für rechtsfähig zu diesen Beträgen erklärt, so daß also der Satz nur einen weiteren Vertrag wegen Verfüzung umgerufen werden kann. Und daß aus dem L. R. S. 1484 nichts gegen die hier vorzubringende Meinung gefolgert werden kann, soll in einem besondern Aufsatze damit nachgewiesen werden, daß dieser L. R. S. 1484 einen offensbaren Uebersetzungsfehler enthält, welcher in seinem Fall die sonst richtige Auslegung des S. 1305 abändern und aufheben kann, sondern der nur die Folge haben kann, wenn man ihm überhaupt eine geben will, daß der L. R. S. 1484 auf seinen Fall beschränkt bleibt.

Es werden übrigens für die Meinung, daß der S. 1305 nur auf die vom Minderjährigen selbst abgeschlossenen Geschäfte gehen, weniger Gesetzesvorschriften, als vielmehr die Rechte angeführt, welche die andere Meinung dadurch mit sich führt, daß sie die vom Vormund abgeschlossenen Geschäfte wegen Verfüzung für unanfechtbar und somit den Betreff mit dem Vormund für unsicher erklärt und bestell. Allein der Gesetzgeber hat, wie gezeigt, diese Unsicherheit im L. R. S. 1309, 1313 und 1308 schon die gehörige Rücksicht gezeigt, und die nöthige Schranke gezogen. Sodann ist es überhaupt eine bekannte, und vom Gesetzgeber wohl eingeschene Sache, daß seine dem Minderjährigen zugebachten Vortheile, wie z. B. auch sein gesetzliches Unterpfandrecht für die Sicherheit des Rechtsverkehrs mannigfache Nachtheile mit sich führen. Der Gesetzgeber mußte sich aber bei Feststellung der Rechtsverhältnisse des Minderjährigen, entweder für den Vortheil des Minderjährigen oder des Volljährigen entscheiden, und wenn er es nun im S. 1305 für den Minderjährigen gethan hat, so bleibt seine Entscheidung eben so gut Gesetz, als das für den Minderjährigen eingeführte gesetzliche Unterpfandrecht Gesetz ist, obson es ebenfalls für die Sicherheit des Verkehrs in Eigenschaften nachtheilig wirkt. Uebrigens ist es keine in sich unechte Vorschrift des Gesetzes, wenn es verlangt, daß man bei Rechtsgeschäften mit dem Vormund eines Minderjährigen sich jeder Verfüzung des Letztern enthalten, und *justum pretium* für die Gegenleistungen aus dem Vermögen des Minderjährigen geben soll.

Frägt man endlich über die obige Frage nach Autoritäten, so ist es richtig, daß z. B. Brauer, Zachariä, Delvincourt und Duranton den S. 1305 auf die vom Vormund abgeschlossenen Geschäfte nicht anwenden, während z. B. Toullier, Palliet und Merlin dieses thun. Doch müssen dergleichen Streitigkeiten nicht sowohl nach dem Gewicht der Namen, als vielmehr der Gründe entschieden werden, denn — *apud bonum iudicem argumenta plus quam testes valent*.

Sander.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

Nro. 40.

Karlsruhe den 6. October 1838.

I.

Ueber den Inzichtenbeweis.

Die Frage, ob aus zusammenfassende Inzichten eine peinliche Strafe erkannt werden dürfe, oder mit andern Worten, ob solche vollen Beweis herstellen, ist in diesen Blättern bereits so scharfsinnig und gründlich verhandelt worden, daß mich nur ihre practische Wichtigkeit ermuntert, auch meine Ansichten hierüber darin niederzulegen.

Dabei kann ich die Vorfrage, was nach der Carolina Rechtsens gewesen sei, bei den klaren Worten des Art. 22 süglich umgehen, besonders da auch bei weitem die Mehrheit der Criminalisten darüber mit mir einig ist, daß nach dem oben allegirten Artikel die Erkennung einer peinlichen Strafe auf bloße Indicien hin schlechthin unzulässig war und unter Umständen nur die peinliche Frage oder Tortur eintreten konnte.

Die eigentliche Streitfrage bleibt vielmehr nur die, was das im Jahr 1803 nur als provisorisches Normativ erschienene f. g. Strafsibit daran abgeändert oder modificirt habe.

Man beruft sich dafür, daß nach unserem Strafsibit ein vollständig geführter Inzichtenbeweis zur Verurtheilung genüge, insbesondere auf die §§. 10, 13, 14 und 18, und stellt nun folgendes Axiom auf:

Durch die Abschaffung der Tortur ist auch ihr Correlat, daß auf bloße Inzichten nicht mehr verurtheilt werden könne, abgeschafft, und das vor der Carolina in Kraft gewesene römische Recht, wornach auch Indicien einen vollen Beweis herstellen, wider an die Stelle getreten.

Dieses Hauptargument, und alle übrigen sind bloße Correlarien davon, beruht auf dem Satz „cepante ratione legis, cepat lex ipsa“ ein Satz, welchen aber die juristische Hermeneutik schon längst für einen falschen erklärt hat. *) Es läßt sich aber auch, ohne zu einem so gewagten Schlusse zu gelangen, der wahre Sinn und die Tendenz

des dafür angeführten §. 13 des Str. Ed., wenn man ihn mit dem, was ihm vorausgeht und nachfolgt, in Verbindung bringt, ganz leicht so erklären.

Der §. 10 des Str. Ed. schafft mit zwei Ausnahmen die Tortur ab und substituirt unter bestimmten Voraussetzungen einen Sicherheitsverhaft oder wenn man so will, eine außerordentliche Strafe, und der §. 11 läßt bei leichtern Verbrechen gegen den häretisch längenden Inculpanten ein f. g. Erforschungsmittel der Wahrheit zu, wobei jedoch alle die Regeln Anwendung finden, welche durch die peinliche Halsgerichtsordnung aufgestellt sind, um die rechtlichen Erfordernisse und Folgen der peinlichen Frage festzusetzen. *) Mit der im §. 12 enthaltenen Bestimmung, daß auch der Reinigungseid als ein umsonst übliches Erforschungsmittel der Wahrheit gemäß der Eidesordnung nicht mehr statt finde, heißt es sodann weiter: „Hieraus ergibt sich von selbst:

„13, daß ic. ic.“

In Vergleichung mit dem vorhergehenden (§. 10 — 12) verordnet also nun der §. 13

1) in Bezug auf die Natur und Wirkung der Inzichten, daß auf deren Beweis nicht mehr die peinliche Strafe, sondern unter Umständen nur ein angemessener Sicherheitsverhaft erkannt werden dürfe;

2) in Bezug auf die Erfordernisse und Wirkung der Bekenntnisse, daß es, wenn auf die Anwendung eines in den Fällen des §. 11 für zulässig erklärten Erforschungsmittels der Wahrheit erkannt wird und der Inculpant dann ein Geständniß ablegt, es damit wie bei einem auf die angewendete Tortur abgelegten Bekenntniß gehalten werden soll.

Diese Folgerungen allein, scheinen mir können ohne den Worten Gewalt anzuthun, aus dem §. 13 des Str. Ed. abgeleitet werden.

Ist sonach der hieraus gezogene Schlus ein falscher und

*) Thibout Pand. §. 30.

*) Die eignen Worte des §. 11 des Str. Ed.

unrichtiger; so sind es noch mehr die weiteren Schlüsse, welche aus andern Stellen des Edicts, insbesondere aus §. 14 und 18 gezogen werden wollen.

Der §. 14. spricht von dem Beweise der Unzichten und nicht von dem durch Unzichten, und daß er am wenigsten den Satz aufstellen wollte, man könne auch auf bloße Unzichten ein verurtheilendes Strafurtheil bauen, hat schon Weller in seiner Abhandlung Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden I. Bd. I. Heft Fol. 95 und 96.) mit schlagenden Gründen dargethan.

Daß aber unter den im §. 18. des Str. Ed. für ausreichend erklärten Unzichten keine andere, als solche zu verstehen sind, die zur Einleitung einer neuen Untersuchung gegen den bereits für flaggig erklärten Inculpaten hinreichen, dieß geht aus den klaren Worten der betreffenden Stelle hervor; denn wenn es dort heißt, „bei den losprechenden Urtheilen muß ausgedrückt seyn ic., oder endlich ob er nur für flaggig erkannt werde, welches der Fall ist, wenn nach Erschöpfung der gesetzlichen Erforschungswege sich keine Beweise aufgefunden haben die zu einer ordentlichen Strafkenntnis (C. Nr. 10) hinlänglich sind, welches nochmals den Beschuldigten nur bis auf abzuwägende neuerliche Unzichten von der Untersuchung befreit“ ic. ic., so ist doch damit nichts anderes gesagt, als ein auf unzureichenden Beweis bereits für flaggig erklärter Angeschuldigter kann nicht wieder neublings in Untersuchung gezogen werden, außer wenn sich dazu in Bezug auf des in Frage stehende Verbrechen neuerdings solche Unzichten gegen ihn herausstellen, welche überhaupt zur Einleitung einer Untersuchung hinreichend sind; denn es ist eine bekannte Sache, daß auch zur Einleitung einer Criminaluntersuchung gegen eine bestimmte Person hinlängliche Verdachtsgründe oder Unzichten vorhanden seyn müssen. Art. 22. CCC.

Freilich bedarf es dazu nicht immer einer neuen Anzeige, d. h. einer solchen, welche zur Anwendung der Tortur berechtigt hätte, aber es muß doch immer eine solche seyn, welche dem Richter einen zureichenden Grund abgiebt, Schlüsse aus das in Frage stehende Verbrechen zu ziehen; insofern kann man auch die von dem Verfasser des Aufasses Nr. 30 der Annalen gemachte Unterabtheilung in entfernt und nahe Unzichten als auch gesetzlich begründet wohl zugeben, ohne aber dadurch zu dem von ihm gezogenen Schlusse zu gelangen, daß nun nach Abschaffung der Tortur auch ein vollständiger Indicienbeweis eine Verurtheilung des Angeschuldigten zur ordentlichen Strafe begründe; und wenn ich auch gerne einräumen will, daß es nicht selten Fälle giebt, wo die durch Indicien konstatirte Schuld ebenso einwirkend ist, als wenn

es das Gegeßniß von zwei Zeugen Aussagen wäre, und vom legislativen Standpunkt aus damit einverstanden bin, unter gehörig schützenden Formen auch auf zusammenfassende Unzichten das Schuldig auszusprechen; so muß man sich doch immer daran erinnern, daß der Richter nicht auf diesem, sondern auf dem positiven Standpunkte steht und es sich nicht sollte zu dem Trugschluß verleiten lassen, daß, weil es nach seiner Meinung so seyn sollte oder könnte, es auch wirklich so sei.

Daß aber unter Strafschick die alte Theorie der Carolina, „auf bloße Anzeigen soll keine peinliche Strafe erkannt werden“ in ihrem ganzen Umfange beibehalten wollte, dieß scheint mir sogar der §. 10. klar auszusprechen. Denn wenn derselbe unter Bezugnahme auf Art. 45—70 CCC., worin die Voraussetzungen der Anwendbarkeit und die Wirkungen der Tortur aufgezählt sind, bestimmt, daß nunmehr außer in den Tab. a und b. eingeführten Fällen keine Tortur mehr statt finden solle, und dann fortfährt: „Außer diesen beiden Fällen findet sie nicht statt, sondern es ist a. alldann, wenn auch Beschaffenheit der That und des Verbrechens aus der Entlassung des Thäters weder für die allgemeine Sicherheit, noch für die gesellschaftliche Sittlichkeit Gefahr zu befürchten ist, derselbe flaggig zu erklären. Wenn aber b. in der einen oder andern Beziehung Besorgniß mit seiner Entlassung verbunden wäre, so ist er zu einer Verhaftung im Zuchthaus, wenn er ein sonst verächtliche Person, oder im Arbeitshaus, wosern er sonst noch unbescholten ist, zu verurtheilen ic. ic., so ist doch hierdurch mit klaren Worten der Satz ausgesprochen.

Auf genugsame Anzeigen findet zwar nicht mehr, wie früher, die im Art. 22. CCC. bestimmte Tortur statt, sondern der Angeschuldigte muß nun für flaggig (nach §. 18. des Straf Edicts nur für eine verächtliche Person) erklärt werden; wenn aber mit seiner Entlassung Gefahr für die allgemeine Sicherheit oder gesellschaftliche Sittlichkeit verbunden wäre, so ist er, je nachdem er eine verächtliche Person ist oder nicht, auf eine angemessene Zeit in das Zucht- oder Arbeitshaus zu verurtheilen.

Das Verbindungswort „sondern“ womit der Verfasser des Aufasses Nr. 30 eine weit mehr schmerzliche Bedeutung verbindet, läßt lediglich keine andere Auslegung zu.

Nur so läßt sich auch für die erobirte Bestimmung des §. 10, daß ein für flaggig erklärter Angeschuldigter unter Umständen dennoch oft zu langjährigem Zucht- oder Arbeitshaus verurtheilt werden könne, einige rechtliche Begründung finden, während sich für den Satz, daß man schon auf einzelne ungenussame Anzeigen, das heißt auf bloßen Verdacht hin eine solche Detention erkennen dürfe, auch gar nichts rechtlich haltbares anführen läßt; ja die

Annahme des Gegentheils würde auch noch mit dem Geiste anseers Strafgedicts in Widerspruch geraten, der, wie schon der Eingang andeutet, überall von einer mildern Ansicht ausgeht.

Wenn mir aber sodann aus diesem Eingang noch ferner ersehen, daß es der Gesetzgeber nur als ein provisorischer Normativ über die Anwendungsart der noch als Reichsstrafgesetz geltenden peinlichen Halsgerichtsordnung erklärt; so leidet es vollends keinen Zweifel mehr, daß es gar nicht im des Gesetzgebers Absicht gelegen seyn könnte, in der unsere Fragebildenden Materie eine solch durchgreifende Aenderung an der noch bestehenden Gesetzgebung eintreten zu lassen, und es wäre ungreiflich, daß, wenn dies seine Absicht war, er gerade die Beantwortung einer solchen Hauptfrage nur zu ertreiben gelassen hätte. Es ist aber klar, daß er ihre Wichtigkeit und das Durchgreifende derselben ebenso sehr gefühlt hat, als die Gefahr, jetzt schon durch ein provisorisches Gesetz eine Aenderung des Bestehenden zu verfügen; er begnügte sich also vorläufig und in der freilich getäuschten Voraussetzung einer bald ins Leben tretenden neuen Strafgesetzgebung mit der von der Menschlichkeit und Zeit gebotenen Abschaffung der Tortur und als Ersatz dafür mit dem Nothbehelf der Detention, welsche der §. 10 gegen die der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit vorzugeweihte gefährlichen, nach der bestehenden Beweisetheorie aber nicht völlig überwiesenen Verbrecher dem Richter zu erkennen einräumt.

Möge nun die Gesetzgebung recht bald dieser Halbheit ein Ende machen, damit nur Denjenigen, welcher eines Verbrechens überwiesen ist, auch die gesetzliche Strafe treffe und sich nicht allmählig eine Gerichtspraxis bilde, welche, wie gezeigt, auf krimem gesellschaftlichen Boden beruht.

(Ruiffon. *)

II.

Hofgericht des Oberrheinkreises.

Auslegung der R. R. C. 972, 973, und 1001.

Simon R. in B., Namens seiner Ehefrau, und der Martin R. Wittwe, Anna Maria geborne H. von da, gegen

Peter H. von W. und dessen ledige Tochter, Anna Maria H., sodann die Jakob St. 'sche Wittwe von C., Anna Maria geborne H.

Testaments-Nichtigkeit betreffend.

Der letzte Wille, welcher hier in Frage stand, ist folgenden hieher gehörigen Inhaltes:

„Johann Georg R. Wittwe, Elisabetha geborne H. von hier, 87 Jahre alt, ließ zur Errichtung eines letzten

*) Dofg. Waffer in Paderb.

Willens in öffentlicher Form heute an dem zu Ende gesetzten Tag mich, den Verpflichteten von großherz. Amtsverwalter R. zur Urkundenaufnahme draußtragten Theilungskommiffär Wilhelm S., wohnhaft zu R., zu sich rufen; und mit mir als Zeugen

Bei unserm gleichzeitigen Zusammenseyn und unter Entfernung aller übrigen Personen erklärte Letztlerin, daß die gegenwärtigen Zeugen die ihr von mir, dem Kommiffär, ertheilten nöthigen gesetzlichen Eigenschaften besitzen, um diesem Amt anzuwohnen und denselben beizutragen zu können; und sprach hierauf ihren letzten Willen in wahrnehmendem Zustande der reinen Vernunft und Sinneskräften, so wie aus freier Entschließung in Folgendem aus:

Auf nochmals deutliches Ablesen von mir, dem Kommiffär, im Beiseyn der Zeugen — wie dies auch eigenhändig niedergeschrieben wurde, erklärte die Letztlerin, daß hieburch ihrem Willen vollkommen entsprochen sei, was sie jedoch wegen totaler Schwäche nur mit ihrem Handzeichen hier bekräftigen werde“

So gesehen B. den 11. Januar 1837.

Letztlerin Elisabetha H.
mit Hand * zeichen
L. S.

Als Testaments-Erben waren ein Bruder der Erblasserin, die Tochter dieses Bruders, und eine Schwester eingesetzt, dagegen waren die zwei Kinder eines verstorbenen Bruders, Sebastian H., übergegangen. Die Erblasserin starb am 12. Januar 1837 und als der letzte Wille dem gesetzlichen Erben verkündet worden war, klagten die Uebergegangenen gegen die Eingesezten auf Auflösung jenes Testaments wegen Nichtigkeit. Diesem Begehren ward vom Amte R. entsprochen, indem es den letzten Willen aus allen klagenden Erben vorgetragenen Gründen für nichtig erklärte. Dagegen ergriffen die Testaments-Erben die Appellation, verkündeten dem Theilungskommiffär S. und Amtsverwalter B. den Streit und erboten sich, auf richterliche Beweisung darzutun, daß alle gesetzlichen Förmlichkeiten eingehalten worden seyen. Es erging jedoch ein bestätigendes Erkenntnis, gebaut auf folgende

Entscheidungsgründe:

Die Kläger sind als Stellvertreter ihres verstorbenen Vaters, Sebastian H., gesetzlichen Erben seiner Schwester Elisabetha, Wittwe des Johann Georg R., welche am 12. Januar 1837 gestorben ist. Sie hatte jedoch am 11. Januar 1837 ein öffentliches Testament errichtet, worin die Beklagten eingesetzt, die Kläger aber übergegangen sind. Es ist darum Zweck der Klage jenes Testament umzuwerfen, und so der gesetzlichen Erbfolge Eingang zu verschaffen. Der thatsächliche Klaggrund ist darin gesetzt, weil

1) in dem Testamente nicht erwähnt sei, daß es dem Staatschreiber von der Erblasserin vorgeschrieben wurde,

2) weil nicht erwähnt sei, daß der letzte Wille von dem Staatschreiber niedergeschrieben worden sei;

3) weil darin keine Erwähnung geschehe, daß der letzte Wille der Erblasserin vorgelesen worden sei;

4) weil das Testament von der Erblasserin nicht unterzeichnet und eine Hinderungsurkunde nicht angeführt sei.

Der Antrag geht dahin, das Testament für nichtig zu erklären, und dieses Begehren erscheint an sich als gegründet. Denn die gesetzlichen Förmlichkeiten der Testamente sollen bei Strafe der Nichtigkeit beobachtet werden. §. R. S. 1001, und es gehört namentlich zu den Förmlichkeiten eines öffentlichen Testaments:

1) daß darin unter Andern ausdrücklich erwähnt wird, wie

- a) der letzte Wille dem Staatschreiber vorgeschrieben,
- b) von diesem niedergeschrieben, und
- c) das Niedergeschriebene dem Erblasser vorgelesen wurde.

2) daß der Erblasser die Urkunden unterzeichnet hat oder darin seiner Erklärung und der Hinderungsurkunde ausdrücklich gedacht ist. §. R. S. 972, 973.

Die Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten kann bei diesem bestimmten Ausprüche des Gesetzes nicht durch Schlüsse und Vermuthungen dargehen werden, indem es dem Ermessen des Richters nicht zu präsen überlassen ist, ob die Absicht des Gesetzes erreichbar sei. §. R. S. 8k.

Im unterliegenden Falle ist nun am Schlusse des Testaments wörtlich angeführt:

„Auf nochmals deutliches Ablesen von mir, dem Kommissär, im Beisyn der Zeugen — wie dieß auch eigenhändig niedergeschrieben wurde, erklärt die Testirerin, daß hierdurch ihrem Willen vollkommen entsprochen sei, was sie jedoch wegen totaler Schwäche nur mit ihrem Handzeichen bekräftigen werde“

Damit ist ausgesprochen, daß vor der Erblasserin, welche alsbald noch eine Erklärung abgibt, und in Gegenwart der Zeugen etwas abgelesen wurde, was als Umschreibung des gesetzlichen „Vorlesens“ gilt. Daß aber der Inhalt des Testaments durch das Wort „dieß“ bezeichnet werde, ist wenigstens nicht ungewisselt. Eben so gibt das Wörtchen „wie“ nicht deutlich an die Hand, daß das Niederschreiben auf die nämliche Art vorgenommen wurde, gleichwie das Ablesen, d. i. von dem Kommissär und in Gegenwart der Zeugen, weshalb dem Gesetze hier nicht entgegen ist.

Wenn endlich die Erblasserin erklärt, daß sie wegen totaler Schwäche nur mit ihrem Handzeichen bekräftigen werde, so liegt darin auch die Äußerung, daß sie wegen Schwäche etwas mehr zu thun nicht vermöge, und dieß

allein wäre schon hinreichend gewesen, um sie vom Unterscheiden zu entbinden. Hat sie daher noch ein Handzeichen beigesetzt, so war solches überflüssig, und kann darum die Wirkung nicht haben, den sonstigen Inhalt des Testaments zu enträften.

Ein weiteres Erforderniß des letzten Willens in öffentlicher Form besteht darin, daß derselbe vom Erblasser dem Staatschreiber vorgeschrieben, und daß es geschehen, in der Urkunde ausdrücklich erwähnt werde. Diese Förmlichkeit ist durch die Gesetzesklärung vom 29. August 1817 nicht aufgehoben, sondern nur dahin gemildert, daß der Staatschreiber nur verbunden sei, den Sinn der bestimmenten Erklärung des Testators so viel als möglich wörtlich und verständlich niederschreiben, was den Staatschreiber nur entbindet, sich den letzten Willen vom Wort zu Wort in die Feder vorsagen zu lassen. Immerhin muß die letzte Wille dem Staatschreiber vorgelegt und davon in der Urkunde Erwähnung gethan werden, und dieß letztere wenigstens ist aus der vorliegenden Testamentsurkunde nicht zu erschen. Zwar enthält deren Eingang die Anführung, daß er zur Errichtung eines letzten Willens und mit ihm vier Zeugen berufen worden seien; der Versatz sagt aber weiter nichts als:

„Bei anseem gleichzeitigen Zusammenseyn erklärte Testirerin und sprach hierauf ihren letzten Willen in folgendem aus:“

Daraus läßt sich wohl schließen, daß der Staatschreiber die Erklärung vernommen habe, noch mehr, es läßt sich, in Verbindung damit, daß der Staatschreiber den letzten Willen niedergeschrieben hat, weiter folgern, daß die Rede der Erblasserin zunächst an den Staatschreiber gerichtet war. Solche Schlüsse sind jedoch nach dem Obigen hierher nicht anwendbar, und jedenfalls ist davon in der Urkunde keine ausdrückliche Erwähnung geschehen.

Ueber letzteren Umstand ist insbesondere kein anderer Beweis denkbar als durch die Urkunde selbst, weshalb eine Beweisanklage in dieser Instanz als durchaus unzulässig sich darstellt.

H. d. G.

Mayer.

III

Obergericht Karkatt.

Rechtsfall.

Ist der Vorbehalt der Eideszuschiebung nach §. 575 der P. D. im ordentlichen Verfahren II. Instanz und wo ist er zulässig?

Raum war dahier, und zwar im II. Senat des Gerichtshofes, in einem Verfahren I. Instanz über einen unbedingten

Befehl der Vorbehalts der Eideszuschreibung als unstatthaft verworfen worden, so kam bald darauf ein Fall zur Entscheidung, wo in einer zum ordentlichen Verfahren gehörigen Strafsache II. Instanz der Appellant über eine schon in I. Instanz zum Beweis angeführte Thatfache in seiner Appellationsbeschwerdeschrift mehrere neue Beweismittel vorbrachte, und sich weiters darüber die Zuschreibung des Hauptverdicts vorbrachte. Nach erhobener Appellationsvernehmung, und statgehabter mündlicher Verhandlung wurden die angeführten neuen Beweise als gänzlich unentbehrlich, der Eidesvorbehalt aber als unstatthaft verworfen.

Dieses Letztere, die Verwerfung eines in der Appellationsbeschwerdeschrift vorgekommenen Eidesvorbehalts des §. 5. 5 der P. D. ist hier zum erstenmal geschehen; wahrscheinlich ist er andernorts noch nie eingetreten, weshalb eine nähere und ausgedehntere sich nicht auf das kürzere Gebiet der Entscheidungsgünde beschränkende Untersuchung der Frage über den Eidesvorbehalt in II. Instanz bei ihrem praktischen Werth nicht unwillkommen seyn wird.

Ich hätte zwar diese Untersuchung mit Jener über die Zulässigkeit des Eidesvorbehalts im Verfahren des unbedingten Befehls und überhaupt im abgekürzten Verfahren vereinigen können. Allein die Letztere war schon ganz fertig, und da beiderlei Ausführungen ihre obersten Grundsätze zwar miteinander gemein haben, dagegen aber wider in ihrer besondern Durchführung von einander verschieden sind, so glaube ich beide Ausführungen umso mehr von einander getrennt erscheinen lassen zu dürfen, als gerade diese Trennung die Frage über das Wesen und den Ort des Eidesvorbehalts um so schärfer herausstellt, und sonach beide Ausführungen sich gegenseitig in der Richtigkeit ihrer Entscheidungen bekräftigen.

Geht man nun auch hier wieder auf den obersten Grundsatz der P. D. hinsichtlich dieser Frage zurück, daß nämlich die streitenden Parteien ihre Ansprüche, Vertheidigungs- und Beweismittel da, wo ihr geordneter Platz im Verfahren ist, dem Richter zusammen vorbringen müssen, so findet man diesen Grundsatz für die Appellationeninstanz ebenfalls ausgesprochen, indem der Appellant und der Appellat ihre Ansprüche und Vertheidigungsmittel, sowie im Fall einer Beweisanticipation ihre Beweismittel nach §. 1170, 1218 der P. D. in der Appellationsbeschwerdeschrift und Vernehmung zusammen dem Richter vorbringen müssen.

Von diesem Grundsatz macht aber der Eidesvorbehalt des §. 575 der P. D. durch seine Trennung der Beweismittel des Eides von den andern wirklich angetretenen Beweismitteln eine für den ganzen Gang des Verfahrens um so empfindlichere Ausnahme, als bei der Natur des Eides dieser Beweismittel in seinem Zwischenverfahren über Feststellung der Eidesformel und in seiner Vermögllichkeit der Ge-

wissenvertretung weitläufige Verhandlungen in vielen Fällen nach sich zieht. Schon als Ausnahme eines allgemeinen Grundsatzes, und insbesondere als eine dem schnellen Fortgang des Rechtslebens sehr in den Weg tretende Ausnahme ist sie daher auf ihren, ihr im Gesetz angewiesenen Platz zu beschränken, weshalb es zur Entscheidung der Frage über den Eintritt des Eidesvorbehalts vor allem nothwendig ist, darüber sich zu verständigen, für welcher Art und für welchen Ort des Verfahrens der §. 575 der P. D. den Eidesvorbehalt einräumt.

In dieser Beziehung ist nun vor Allem richtig, daß der §. 575 der P. D. in dem Abschnitt des Verfahrens I. Instanz steht. Allein daraus läßt sich nichts für seine Unanwendbarkeit in II. Instanz folgern, weil bekanntlich das Verfahren II. Instanz sich nach den Regeln der I. Instanz richtet, insofern nicht die Titel über das Appellationsverfahren etwas Verschiedenes festgesetzt haben. Eine ausdrückliche Verschöbdenheit, und insofern die ausdrückliche Aufhebung einer Vorschrift der I. Instanz wird man jedoch zu ihrer Unanwendbarkeit in II. Instanz nicht verlangen dürfen, sondern die Nachweisung wird genügen, daß aus sonst bestimmten Vorschriften der II. Instanz es mit notwendiger Schlussfolgerung anzunehmen ist, daß entweder die Vorschrift I. Instanz gar nicht eintritt, oder daß sie nur für jene Lage des Verfahrens II. Instanz eintritt, welche der Lage des Verfahrens I. Instanz gleichkommt.

Betrachtet man nun den §. 575 der P. D., so findet man alsbald, daß er nur auf den Fall geht, wo im ordentlichen Verfahren ein Beweisbekenntnis erlassen, und vom Beweisführer daraufhin der Beweis mit andern Beweismitteln angetreten und sich der Eid vorbehalten wurde, denn dafür sprechen die Ausdrücke des §. 575, wo er von Beweisbist, Beweisführer, benichtigtem Beweisverfahren spricht, indem dieses namentlich eine wirkliche Beweisfrist und ein gesondertes Beweisverfahren nur dann vorkommt, wo ein Beweisbekenntnis erlassen, und nach dem Schluß des ersten Verfahrens ein eigenes Beweisverfahren eingeleitet wird.

Daß aber der §. 575 nur auf den Fall geht, wo im ordentlichen Verfahren ein Beweisbekenntnis erlassen wurde, läßt sich auch noch anderwärts beweisen.

Soviel wird nämlich richtig seyn, und ich kann mich deshalb auf meine Ausführung zu dem andern Rechtsfall über die Zulässigkeit des Eidesvorbehalts beziehen, daß von dem Eidesvorbehalt bei dem abgekürzten Verfahren I. und II. Instanz überhaupt keine Rede seyn kann, weil das nach §. 575 der P. D. eintrittende Verfahren, insbesondere die Trennung des Eides von der im abgekürzten Verfahren alsbald und zusammen geschehenden Beweisantretung und die Gestattung einer eigenen Frist zur wirklichen Eideszuschreibung,

ein solches ist, welches als ganz unvereinbarlich mit dem Wesen des abgefügten Verfahrens erklärt werden muß.

Wenn sonach der §. 575 der P. D. auf das ordentliche Verfahren I. Instanz beschränkt werden muß, wenn sodann nicht zu bezweifeln seyn wird, daß der Eidsvorbehalt als die eine Eidzuschreibung vorbereitende und einleitende Handlung nur als eine Handlung der Beweisantretung anzusehen ist, so geht die Frage nach dem Platz des Eidsvorbehalts in die allgemeine Frage über, wo die Beweisantretung im ordentlichen Verfahren überhaupt zu geschehen hat. Abgesehen nun von der nicht hieher gehörigen Widerberückung wegen der im Laufe einer Instanz neu aufgefundenen Beweismittel, so hat die Beweisantretung nur zwei Plätze im Lauf des Verfahrens einer Instanz; entweder geschieht sie nach Schluß eines Beweiskenntnisses im Laufe der darin festgesetzten Beweisfrist, oder sie geschieht *anticipando*, d. h. in Verbindung mit dem Vortrag der zu beweisenden Thatsachen an dem Platz, welcher dem Vortrag des Thatsachen selbst bestimmt ist. Durch den §. 249 der P. D. ist aber die Beweisanticipation mit der Klage, und was von der Klage gilt, gilt nach §. 293 der P. D. auch von der Einrede und dem folgenden Schriftsatz, auf die Beweismittel der Urkunden und des Augenscheins beschränkt. Es kann also im ordentlichen Verfahren I. Instanz der Beweis durch Eidzuschreibung nicht anticipirt werden, der Eidsvorbehalt ist aber eine die Eidzuschreibung einleitende Handlung, also in der Klage oder Einrede schon enthalten, ebenfalls eine Beweisanticipation, und da solche hinsichtlich des Eides unzulässig ist, so bleibt für den Eidsvorbehalt im ordentlichen Verfahren I. Instanz gar keine andere Stelle übrig, als die Beweisantretung auf ein ergangenes Beweiskenntniß, wovon denn auch der §. 575 der P. D. in Erwähnung einer Beweisfrist und eines Beweisverfahrens ausdrücklich spricht. Beregtens würde man sich dagegen auf den §. 575 in seinem Eingang berufen, wornach die Eidzuschreibung in jeder Lage des Prozesses zulässig ist, denn abgesehen davon, daß man hiegegen in strenger Festhaltung des Wortausdrucks schon sagen kann, daß zwar die wirkliche Eidzuschreibung nicht aber der Eidsvorbehalt in jeder Lage des Rechtskreits zulässig sei, so ist diese allgemeine Vorschrift über die Zulässigkeit der Eidzuschreibung immer nur unter Beobachtung der sonst darüber vom Gesetz vorgeschriebenen Ausnahmen zu verstehen, und so wenig im Verlauf der Oberappellationsinstanz die Eidzuschreibung deshalb zulässig ist, weil vorten nach §. 1242 der P. D. Art. 12 der Prozeßnovelle keine neue Beweismittel vorgebracht werden können, ebensowenig ist die Eidzuschreibung, so wie der sie einleitende und vorbereitende Eidsvorbehalt in Verbindung mit der Klage zulässig, weil der §. 249 der P. D. die Beweisanticipation mittelst Eidzuschreibung verbietet.

Hat man hiernach als alleinigen Platz des Eidsvorbehalts im ordentlichen Verfahren I. Instanz den der Beweisantretungsschrift auf ergangenes Beweiskenntniß gefunden, so findet man auch in der Appellationsinstanz sowie jetzt nach der Prozeßnovelle auch in der Oberappellationsinstanz Beweiskenntnisse, und da nun das Verfahren in diesen beiden obern Instanzen sich nach dem Verfahren der I. Instanz richtet, insofern deshalb nichts Verschiedenes vorgeschrieben wird, hinsichtlich des Beweisverfahrens in II. Instanz auf ein erlassenes Beweiskenntniß aber nichts Verschiedenes vorgeschrieben ist, so wird man annehmen müssen, daß in II. und III. Instanz der Eidsvorbehalt da zulässig ist, wo auf ein erlassenes Beweiskenntniß hin der Beweis mittelst anderer Beweismittel angetreten und die Eidzuschreibung vorbehalten wird.

Hinsichtlich der Beweisanticipation ist dagegen im ordentlichen Verfahren I. Instanz festgestellt, daß solche nicht mit einem Eidsvorbehalt verbunden werden kann, und da nun im Verfahren der obern Instanzen ausdrücklich deshalb nichts Verschiedenes festgesetzt ist, der Eidsvorbehalt aber als Ausnahme des allgemeinen Grundsatzes gleichzeitiger Beweisantretung nicht zu begünstigen ist, so würde man schon hiernach für die obern Instanzen anzunehmen haben, daß ein Eidsvorbehalt, der bei der Beweisanticipation in der Appellationsbeschwerdeschrift oder Vernehmlassung vorkommt, als unsfahthalt verworfen werden muß.

Wie man aber gesehen haben wird, so ist die Unzulässigkeit des Eidsvorbehalts in einer Klage oder Einrede des ordentlichen Verfahrens I. Instanz hauptsächlich darauf gestützt worden, daß die Anticipation des Beweismittels des Eides in der Klage unzulässig ist, und da man nun zugeben muß, daß die Beschränkung der Beweisanticipation auf die im §. 249 der P. D. angeführten Beweismittel der Urkunden und des Augenscheins in der Appellationsinstanz nicht eintritt, indem die §§. 1170, 1218 in Verbindung mit dem §. 1221 der P. D. eine Beweisanticipation ohne alle Einschränkung bei der Appellationsbeschwerdeschrift und der Appellationsvernehmlassung gestatten, so wird es sich fragen, ob bei dieser Unbeschränktheit der Beweisanticipation in II. Instanz nicht anzunehmen ist, daß also auch der zur Beweisanticipation gehörige Eidsvorbehalt in der Appellationsbeschwerdeschrift und Vernehmlassung zugelassen werden muß.

Diese Frage wird jedoch sowohl in Berücksichtigung der besondern Vorschriften über das Appellationsverfahren als auch in Hinsicht auf dessen allgemeine Grundsätze lediglich zu verneinen seyn.

Wenn nämlich die §§. 1170 Nr. 4 und 1218 Nr. 5 der P. D. für den Appellanten und den Appellaten die Beweisanticipation ganz unbeschränkt und also auch mittelst Eidzuschreibung gestatten, so sind sie beide als Vorschriften zu

betrachten, welche gegenüber dem Verfahren I. Instanz und insbesondere gegenüber dem §. 249 der P. O. etwas Verschiedenes für das Appellationsverfahren vorschreiben. Sowie man sich aber hinsichtlich der Beweisanticipation mittelst der Eideszuschreibung auf diese Verschiedenheit berufen will, so muß man sie auch gerade als Verschiedenheit des Verfahrens beider Instanzen so annehmen, anwenden und auslegen, wie sie vom Gesetz bestimmt ist. Nun schreiben aber beide §§. 1118 und 1221 übereinstimmend vor, daß die Appellationsbeschwerdeschrift und die Appellationsvernehmlassung, wenn der Appellant oder der Appellat die Beweisantretung anticipirt, die Einführung und Verzeichnung der neuen Beweismittel alsbald enthalten muß. Es muß also das Beweismittel als solches benannt und in der sonst vorgeschriebenen Weise angeführt und angetreten seyn, und da nun ein Eidesvorbehalt nicht als eine vollständige das Beweismittel des Eides alsbald auch wirklich gebrachte, sondern nur als eine vorbereitende Beweisanticipation angesehen werden kann, die wirkliche Beweisanticipation aber nach ausdrücklicher Vorschrift der §. 1118 und 1221 notwendig ist, so muß der Eidesvorbehalt bei der Appellationsbeschwerdeschrift und der Appellationsvernehmlassung verworfen werden, denn eine vollständige Beweisantretung ist er nicht, und als ausgenommen von der Vorschrift vollständiger Beweisantretung ist er nirgends in beiden §§. angeführt. Man kann dagegen nicht einwenden, daß das Gesetz durch den Ausdruck, Einführung und Verzeichnung der neuen Beweismittel gerade die Zulässigkeit einer nur vorbereitenden, also gerade den Eidesvorbehalt einschließenden Beweisanticipation gleichsam nur die Benennung der Beweismittel bezeichnen und vorschreiben wollte, denn dagegen spricht der Umstand, daß beide §§. übereinstimmend ihre Vorschriften dafür geben, wo der Appellant oder Appellat die Beweisantretung anticipirt, und da nun eine anticipirte Beweisantretung nur hinsichtlich des Platzes nicht aber hinsichtlich der Art und Weise ihrer Form von der ordentlichen Beweisantretung auf ein Beweiserkenntniß verschieden ist, so muß man beide Ausdrücke der §§. 1118 und 1221 dahin auslegen, daß die Beweisantretung je nach Art des Beweismittels vollständig geschehen, also der Eid wirklich zugesprochen und nicht nur vorbehalten werden muß. Es kann auch an dieser Auslegung der Ausdrücke der §. 1118 und 1221 um so weniger gezwweifelt werden, als ja der §. 1221 Nr. 23 den Appellaten bei Strafe der Verschämung zur Erklärung auf die angetretenen neuen Beweise und zur Vorbringung der Beweiserwiderben verpflichtet, und beides bei einem nur vorbehaltenen Eid, dessen Formel man gar nicht kennt, unmöglich ist.

Obgleich also hinsichtlich der Beweisanticipation eine

Verschiedenheit des Verfahrens I. und II. Instanz besteht, so kommt diese Verschiedenheit doch nicht zu dem Ergebnis, daß auch der Eidesvorbehalt gleichwie die Eideszuschreibung zulässig sei, und wenn man die sonstigen Vorschriften über das Appellationsverfahren betrachtet, so wird man sich noch mehr von seiner Unzulässigkeit mit der Appellationsbeschwerdeschrift und Vernehmlassung überzeugen.

Die Natur der Sache gibt es, daß der Rechtsstreit in der ersten Instanz, so wie eine Thatfache und Rechtsgründe dem Richter erstmals vorgelegt werden, immer vollständig ist, und daß er in den höheren Instanzen sich vereinfacht. Ebendeshalb wird daher auch ein gutes Gesechbuch die Appellationsverhandlungen möglichst suchen zu vereinfachen. Unsere P. O. thut dieses auf eine unverkennbare Weise, indem sie z. B. nach §. 1245 in vielen Fällen keine Appellationsvernehmlassung erhebt, und indem sie gerade zum Zweck dem Appellationsrichter alles zur Entscheidung dienende alsbald vorzulegen, die Schranken der Beweisanticipation in der II. Instanz aufhebt. Erkennt man aber, wie man muß, Vereinfachung des Verfahrens als einen Hauptgrund des Appellationsverfahrens an, so muß man sich obenhinweg gegen die Zulässigkeit des Eidesvorbehalts mit der Appellationsbeschwerdeschrift oder Vernehmlassung erklären, indem dadurch ein Verfahren herbeigeführt wird, welches dem Grundsatz der Vereinfachung geradezu widerspricht.

Der Eidesvorbehalt tritt nämlich seiner Natur nach nur da ein, wo der Beweisführer noch andere Beweismittel besitzt, und solche dem Richter wirklich vorlegt. Angenommen also, es wird sich der Eid in der Appellationsbeschwerdeschrift vorbehalten, so muß der Richter wegen der andern angetretenen Beweismittel die Appellationsvernehmlassung erheben, und alsdann die Tagsfahrt des §. 1220 abhalten. Hat aber das wirklich angetretene Beweismittel kein Ergebnis geliefert, so geht der Rechtsstreit in der Tagsfahrt des §. 1220 nicht aus, sondern jetzt setzt der Richter Frist zur Zuschreibung des Eides, und muß daraufhin schriftliche Erklärung des Appellaten einfordern. Nach deren Einkommen ist sodann abermalige Tagsfahrt zur Verhandlung anzuberaumen, welche überdies noch eine andere zur Festsetzung der Eidesformel nach sich ziehen kann. Damit ist aber die Sache noch nicht erledigt, denn wenn der Eid nicht aber eine schon in I. Instanz zu Beweis ausgelegte Thatfache vorbehalten und zugesprochen war, sondern über eine an sich neue, oder eine alte aber nicht zu Beweis ausgelegte Thatfache ergeht, so ist der Eidesvorbehalt eine Beweisanticipation aber eine noch nicht zu Beweis ausgelegte Thatfache, und dann kann es sehr leicht vorkommen, daß der Appellationsrichter nach der zweiten oder dritten Verhandlung erst noch ein Beweiser,

kenntniß erläßt, und daß also in der Appellationsinstanz, welche doch einfacher seyn soll als die erste, der Eidesvorbehalt zwei, drei Verhandlungen veranlaßt, welche in der I. Instanz wegen Unzulässigkeit der Beweisanticipation mittelst Eideszuschreibung gar nicht vorkommen können. Eine solche maßlose Verschleifung des Appellationsverfahrens durch den Eidesvorbehalt ist nicht als im Geist des Gesetzes liegend anzunehmen, und wenn man noch bedenkt, daß nicht nur die mündlichen Verhandlungen vermehrt werden, sondern daß durch Zulassung des Eidesvorbehalts mit der Appellationsbeschwerdeschrift der Sache nach hinsichtlich der Beweisanticipation eine zweite Schrift des Appellanten mit dem Inhalt der wirklichen Eideszuschreibung notwendig war, welche sodann hinsichtlich der schriftlichen Erklärung des Appellaten auf die wirkliche Eideszuschreibung eine zweite Appellationsvernehmlassung nach sich zieht, wovon doch in dem ganzen Abschnitt über das Appellationsverfahren nichts ersichtlich ist, so wird man sich überzeugen, daß das Gesetz den Eidesvorbehalt in der Appellationsbeschwerdeschrift und Vernehmlassung als unzulässig verworfen haben will.

Als dem Hauptgrundfaß gleichzeitiger Beweisantretung entgegenstehend, als eine große Verschleppung des Rechtsstreits mit sich führend, ist der Eidesvorbehalt überhaupt möglichst aus seinen ihm vom §. 575 der P. O. angewiesenen Platz zu beschränken, so daß sich, wenn ich nicht irre, und hingeseht auf die andere Ausführung über seine Zulässigkeit im abgelaufenen Verfahren über den Eidesvorbehalt folgendes aussprechen läßt:

- 1) in allen Proceßacten des abgeklärten Verfahrens jeder Instanz ist der Eidesvorbehalt unzulässig;
- 2) im ordentlichen Verfahren I. Instanz, so wie im ordentlichen Verfahren der obern Instanzen ist der Eidesvorbehalt unzulässig als Beweisanticipation mit der Klage und Einrede, sowie mit der Appellationsbeschwerdeschrift und Vernehmlassung, und nur
- 3) im ordentlichen Verfahren I. und II. Instanz ist der Eidesvorbehalt in der auf ein Beweiskenntniß erfolgten Beweis- oder Gegenbeweisantretung zulässig.

§. 575. S. 2. v. 1. 2.

III.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

1. Der Wille.

(Fortsetzung.)

So auch, wenn man von dem Anerkanntseyn eines Rechts redet, und damit meint, daß das einzelne Recht von allen gewußt und auch als solches gewollt werde, so ist hier das existirende Daseyn des Wissens und des Willens nicht zu trennen, wenn das Anerkennen noch einen Sinn haben soll. Im Verträge also würde z. B. das Eigentum auf der Einheit des Willens mit dem Wissen beruhen. Daß diese Einheit durch Gründe bedingt ist, will der Wille, als mein Wille, das in sich Allgemeine (Ich ist dieses Unbestimmte), dies ändert das Verhältnis nicht, denn auch eine bringende Einheit kann notwendig seyn, und vielleicht ist die Nothwendigkeit selbst

nichts weiter, als Bedingtheits. — Wir müßten nur ein allgemeines Wort haben, um das Denken und den Willen auch in der Sprache als so eng verbunden überall zu empfinden, als sie es in der That sind. Wenn wir das, was wir durch die Ausdrücke *Ihre*, *Ansicht* u. s. w. bezeichnen (z. B. die Idee des Rechts oder das, was das Recht an sich ist) in der Sprache so geben könnten, daß das, was an sich gerecht ist, als an sich freier Wille Aller erschiene, dann würde es noch weit klarer in die Augen fallen, daß es z. B. auch sein Recht ist und worauf auch das Daseyn seiner Freiheit beruht, was den Verbrecher verdammt. Daß jede Handlung, als Handlung eines vernünftigen Wesens, als solche schon etwas ist, was der allgemeinen Anerkennung angehört, ist in demselben Begriffe des vernünftigen allgemeinen Willens enthalten. Und hier ist, gelegentlich bemerkt, der Punkt, wo sich die Berechtigung zur Strafe, auch zur höchsten, entscheidet, denn, wenn Denken und Wollen nicht getrennt werden können und böses Thun die böse Gesinnung in sich schließt, so wird auch sogar die Todesstrafe wenigstens nicht bezweigen beseitigt werden können, weil der Verbrecher nicht seine Einwilligung im gesellschaftlichen Verträge dazu gegeben habe. Die zussäzliche Gemeinshaftlichkeit und die vernünftige Allgemeinheit sind folglich immer zu untersuchen, und wenn Kinder und Narren auf seine Weise der Vernunft und dem Allgemeinen unterthan sind, als nur durch Bande der Liebe und des Mitgefühls, so ist doch der geistig freie Mensch dem Recht und der Strafe schon darum unterthan, weil ihm auch die Ehre und die Erreichung aller vernünftigen Zwecke offen steht. Durch sein Thun äußert der Mensch sein Denken, und daß das Innere und Äußere nicht in der Weise verschieden sind, wie man gewöhnlich sich einbildet, dies werden wir in der Folge Gelegenheit nehmen müssen, als ein wichtiges Verhältnis in seinen Grundzügen etwas näher darzustellen. Da es jedoch hier nur um Andeutung, nicht aber um Abtheilung der Grundgedanken im Einzelnen, zu thun ist, so wollen wir uns nur immer daran erinnern, daß die Allgemeinheit, und zwar nicht im Sinne bloßer Gemeintheit, überall im Rechte als Zweck, wenn auch als vorborender, zum Grunde liegt. Schon da wo das einzelne Interesse, gegenüber einem andern einzelnen, auftritt, bei dem unangelegenen bürgerlichen Rechtsstreite, will jede Partei nur das Recht und fordert, daß so entschieden werde, wie es an sich Recht ist. Wir übergehen hier die Deduction dieses Dings „an“ sich, ohne jedoch die Absicht auszugeben, es einmal nachkündlicher zu erörtern, und bemerken nur, daß darin die Forderung liegt, daß etwas als das Wahre erkannt werden soll, was im Bewußtseyn der Einzelnen noch nicht vorhanden ist. Der besondere Wille der einzelnen Partei bewirkt also als solcher einen höherstehenden allgemeinen Willen, und so ist der geforderte Zweck der einzelnen abgeordneten Ansicht die allgemeine und alle Interessen berücksichtigende Einsicht. Das vorborende Ansehen des Rechts soll in den Tag der Wirklichkeit treten, und dadurch soll sich zeigen, was Recht ist. —

(Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufgabe folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 41.

Karlstraße den 13. October 1838

I.

Wilderei und Tödtung.

(Gefährdungs nach der Verurtheilung.)

Schon seit einer Reihe von Jahren sind die zwischen Bruchsal und Sinsheim gelegenen Wäldungen der Tummelplatz ganzer Banden von Wilderern, die von Zeit zu Zeit mit der größten Frechheit förmliche Treibjagden halten und Jeden, der ihnen hinderlich in den Weg tritt, mit den Waffen verreiben.

So begab es sich, daß am Pfingstmontage, den 15. Mai 1837, der freiherrlich von Benningensche Jagdaufsicht Wolf aus Rohrbach, Morgens zwischen 8 und 9 Uhr in den Hilsbacher Wald kam, um seinem Dienste nachzugehen. Plötzlich sah er sich von einer Anzahl Wilderer umringt, wovon der eine bereits auf ihn angelegt hatte, als ein anderer derselben durch den Ruf: „laß den Tropfen laufen“ — vom weiteren Beginnen abhielt. Die hierauf erfolgte Aufforderung, sein Gewehr herzugeben, lehnte Wolf mit der Erklärung ab, daß er sich lieber todtschießen als sein Gewehr nehmen lasse. Er zog sich jedoch augenblicklich aus dem Walde zurück und eilte nach Hilsbach in die Behausung des Jagdaufsichters Benz, wo er dessen Ehefrau antraf. Dieser erzählte Wolf, was ihm begegnet sei, verweilte ungefähr eine halbe Stunde allda, um sich von der ausgestandenen Angst und Anstrengung zu erholen, und entfernte sich dann in der Absicht, dem Förster in Rohrbach die Anzeige von dem Vorfall zu machen. Der Förster beschloß, eine Streife in jenem Walde zu veranstalten und schickte den Jägerbuschen Wolf nach Sinsheim, um sich bei dem dortigen Amte den Beistand der Gendarmenrie zu gedachtem Behufe zu erbitten, welcher ihm auch ohne Anstand bewilligt ward. Ein Brigadier und ein Gendarm schlossen sich der von dem Förster versammelten Streifmannschaft an, die sich nun in den Wald begab und sich dort nach Anordnung des Försters vertheilte. Man hörte alsbald, beiläufig um halb 3 Uhr, einen Schuß fallen und ging dieser

Spur nach. Es dauerte nicht lange, so erblickten die Jägerbusche Wolf und Seufert im f. g. Noßgrunde einen Mann, welcher mit einer Flinte und Jagdtasche versehen, lauernd in einem Graben saß und ihnen den Rücken zulebte. Sie schlichen sich beide auf den Jelen zu demselben hin und faßten ihn unter dem Ruf: „leg dein Gewehr ab“ gleichzeitig an beiden Schultern. Der überraschte Fremdling that wie besoffen und erhob sich vom Boden. Nun entspann sich ein Gezerre, indem die Jäger den Gefangenen auf einen in der Nähe befindlichen Fußpfad, wo sie Unterstützung zu finden hofften, führen wollten, während der Verhaftete nach der entgegengesetzten Richtung strebte. Trotz des Geschreis: Gendarmenrie her, Brüder helfe u. s. w. fand sich nicht gleich Jemand ein, wovon der Grund darin zu liegen schien, daß die Streifmannschaft zu sehr zerstreut und mitunter zu entfernt war, um schnell bei der Hand seyn zu können. Inzwischen hatte sich zwischen den beiden Jägern und ihrem Gefangenen ein heftiger Kampf entsponnen, in dessen Verlauf der Jägerbusche Seufert, welcher eine große Baier-Dogge an seiner Weidtasche angebunden hatte, hinter einem nahen Baume einen großen Mann mit schwarzem Backenbart erblickte, der eine Flinte nach ihnen herüberhielt. Seufert ließ auf diese Demonstration den Gefangenen los und retirirte sich, nachdem ihm seine Flinte schon vorher entfallen und der Hund losgekommen war, hinter einem Baume, von wo er den zweiten Fremdling im Auge behalten konnte. Wolf balgte sich noch eine Weile mit dem Gefangenen herum, bis dieser ihm die Doppelflinte entriegelte und sich feindwärts bewegte. In diesem Augenblicke fiel aus jener Flinte, die den Seufert vertrieben hatte, ein Schuß, welcher den Wolf, der sich gerade aufgerichtet, zu Boden streckte. Er machte noch einige Zuckungen mit dem Munde und verschied. Mittlerweile hatte der befreite Wilderer, welchem während des Kampfes die Kappe herunter gefallen war, die neben dem Leichnam gelegene Doppelflinte und Mütze, so wie sein eigenes Gewehr zur Hand genommen und sich mit dem Andern, welcher hinter

dem Baume hervorgetreten ist, davon gemacht. Die Kuppe des befreiten Wilderer blieb auf dem Thaplatze liegen. In einiger Entfernung davon fiel jetzt noch ein Schuß, worauf die Wair-Dogge, welche die flüchtigen Wilderer verfolgt zu haben scheint, winzeln daher gekippt kam. Es zeigte sich, daß sie in die Vorderläufe getroffen war. Unterdeß hatten sich die Streifer um den Leichnam versammelt, welcher auf dem Rücken lag. Bei Deffnung seiner Kleider fand es sich, daß der Schuß in die Brust gegangen ist. Satt die Wilderer unverzüglich zu verfolgen, zog man es vor, den Rückweg einzuschlagen, weil schon Unglück genug geschehen sei. Der Leichnam wurde auf dem benachbarten Immelshäuser Hof — unweit des Dorfes Weiler — hingetragen, wo nachher die Legalspection und Section vor sich gieng. Nach dem Erfund derselben hatte Wolf, sonst von gesunder Körperbeschaffenheit, auf der obern Brustseite zwischen der zweiten und sechsten Rippe 16 Schrothschußwunden. Mehrere Schrote waren in die Lunge, andere in das Herz und wieder andere in die Wirbelsäule eingedrungen. Die Obducanten erklärten diese Wunden für unabdingt tödtlich. Der hofgerichtliche Medicinalreferent trat diesem Anspruche bei, weil es außer dem Bereiche der ärztlichen Kunsthilfe wie außer dem Vermögen eigener Naturheiligkeit gelegen sei, zur Lebenserhaltung des so Verwundeten beizutragen.

Nachdem der günstigste Moment zur Habhaftwerdung der Wilderer unbenützt geblieben war, konnte die nachherige Ausspürung derselben nur mit außerordentlicher Mühe bemerkstelligt werden, die Untersuchungsbehörde säumte nicht, die geeigneten Fahndungsmaßregeln zu ergreifen, um die Thäter auszumitteln. Brigadier Hammer legte hierbei einen fast am Unglück gränzenden Dienstifer an den Tag. Mit dem Gefährte der Fahndung ganz besonders beauftragt, zog er noch am Abend des 15. Mai v. J. von Dorf zu Dorf, um noch in derselben Nacht und schnell nacheinander alles vorzunehmen, was zur Entdeckung der Thäter führen konnte. Mitunter bediente er sich einer Fuhre, um desto schneller herum zu kommen und seinen Augenblick an der Zeit zu verlieren. Nachdem er auf solche Art alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, machte er zuletzt dem Untersuchungsrichter noch den Vorschlag, ihm den Jagdaufscher Seufert beizugeben, um mit diesem allerwärts, wo der Wilderei verdächtige Personen sich aufhalten, die Kunde zu machen, dieselben zu recognosciren und womöglich diejenigen herauszufinden, welcher von ihm und Wolf gefangen war. Weiter unten wird sich ergeben, daß diese Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben. Inzwischen wurden mehrere Personen, die, als der Wilderei verdächtig, eingezogen waren, nach kurzem Verhafte wieder in Freiheit

gesetzt, weil es ihnen gelang das Alibi vollständig nachzuweisen. Nicht eben so gieng es mit Anderen. Es wurden Wendelin Hüb von Destringer, Benedict Reiß von Kettigheim, Johann Nicolans und Simon Clesenz von Malsch verhaftet und theils nach Wiesloch, theils nach Sinsheim in Verwahr gebracht.

Brigadier Hammer brachte zugleich einen Zeugen: nämlich den Georg Furbach von Destringer, in Erfahrung, welcher aussagte, daß er am Pfingstmontage in der Frühe nach 3 Uhr, im Begriffe nach Schwezingen zu gehen, auf der Destringer Höhe den J. R. Clesenz von Malsch, den Benedict Reiß und Jacob Rabenberger von Kettigheim mit Flinten und Jagdtaschen versehen, nebst dem Simon und Lorenz Clesenz von Malsch und einem anderen ihm unbekannten Burschen, welcher nicht bewaffnet gewesen, begegnet und einige Worte mit denselben gewechselt habe. Außerdem gab Furbach an, daß J. R. Clesenz sein Gewehr von der Schulter genommen, es gegen ihn gerichtet und gesagt habe: „Soll ich?“ worauf er demselben zur Antwort gegeben, er soll sich mit seinem Gewehr nicht spaßen etc. Die Aussage dieses Zeugen hatte die Verhaftung des J. Rabenberger und Lorenz Clesenz zur Folge. Endlich ward noch Basentin Bender von Malsch eingezogen, welcher nach einer Anzeige des Brigobler Hammer allgemein im Aufe stand, daß er den Wilderern von Kettigheim und Malsch als Treiber diene. Im Laufe der Untersuchung ergaben sich jedoch zureichende Beweise, daß Wendelin Hüb, obgleich ein berücktigter Wilderer, an der Partdie vom Pfingstmontag, wozu ihn Reiß abholen wollte, keinen Theil genommen hat, weshalb er wieder auf freien Fuß gesetzt und nochmals für schuldlos erklärt worden ist. Einer gleichmäßigen Freisprechung hatte sich der von Georg Furbach nicht gekannte B. Bender zu erfreuen, weil er das Alibi bewies und der nachtheilige Ruf, welcher ihm die Verhaftung zuzog, sich nicht erwahrte. Mehr Beweis und beziehungsweise Verdacht stellte sich gegen die übrigen 5 Inculpaten durch die Untersuchung heraus, welche, da die Beschaffenheit der Sinsheimer Gefängnisse die Aufbewahrung so vieler Beschuldigten ohne Gefahr der Collision und Flucht nicht gestattete, aus hofgerichtlichem Auftrage von dem Oberamte Heidelberg mit aller Umsicht und Beharrlichkeit fortgesetzt und beendigt wurde.

Es verdient erwähnt zu werden, daß sämtliche Inculpaten, welche verarmungslos und theils Handwerker, theils Tagelöhner sind, des Alibi vorsühnten und wie aus ihrem Munde behaupteten, am Pfingstmontage wegen Unpäßlichkeit ihre Wohnungen vor dem Abend nicht verlassen zu haben. Der Consequenz halber mußten sie daher auch widersprechen, mit Georg Furbach auf der Destringer Höhe

zusammengetroffen zu seyn, obgleich er ihnen dieses mit Eandhaftigkeit im Gesicht behauptet hat. Die erhöhenen Anschuldigungsbeweise sind nun folgende und zwar:

I. Gegen Jakob Rabenberger.

1) Das Zeugniß des Jägers Seufert, welcher ihn, nachdem er dessen Person und Kleidung im Voraus genau beschreiben hatte, in der Gegenüberstellung mit Bestimmtheit für den nämlichen Wilderer erkannte, den er mit Wolf im Walde arreirte.

2) Das hiermit übereinstimmende Zeugniß des Joseph Wdler, welcher die Streife mitmachte und den Rabenberger der Kleidung und Natur nach, die schon vor der Gegenüberstellung treffend von ihm beschrieben wurden, für den nämlichen Wilderer erklärte, mit welchem Wolf und Seufert im Koffgrunde zu thun hatten.

3) Das schon erwähnte Zeugniß des Gg. Kürbaß, womit

4) die Aussage der Philipp Rehschen Eheleute von Destringen darin zusammentrifft, daß sie um die von Kürbaß angegebene Zeit ebenfalls 6 Männer mit Flinten und Jagdtaschen, den Weg von Reitigheim herkommend, vor sich sahen, als sie Schwegingen zu gingen.

5) Das Zeugniß des Brigadier Hammer, der Gendarmen Grechhaber und Klopffer so wie des Bürgermeisters von Reitigheim, wornach die von dem entronnenen Wilderer auf dem Thatspale im Koffgrund zurückgelassene Kappe bei Gelegenheit einer Hausfuchung von den Södhnen des Rabenberger auf Vorzeigen als ihrem Vater, beziehungsweise ihnen gehörig anerkannt wurde.

6) Der Besitz mehrerer zur Jagd dienlichen Geräthschaften als Schrotbeutel, Pulverhorn u. dgl.

7) Seine in mehreren Verhören am den Tag gelegte Befangenheit in Verbindung mit dem Willigen des von ihm versuchten Alibi-Beweises; endlich

8) der übte Ruf des Inculpaten, wornach man ihm die in Frage stehende That, daß er nämlich bewaffnet in Gesellschaft gewildert und sich bei seiner Betretung den Jagdaufsehern gewaltsam widersetzt habe, wohl zutrauen kann.

Inculpat wurde daher dieses Verbrechen für schuldig erkannt und zu einer achtjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Strafschick §. 91. —

II. Gegen Benedict Reß.

1) Das Zeugniß dreier Mädchen, welche diesen Inculpaten am Vorabend des 15. Mai v. J. von Reitigheim kommend in das Haus des J. R. Ehsenz gehen sahen, was er läugnete.

2) Die schon bekannte Aussage des Gg. Kürbaß.

3) Das Zeugniß des Valentin Förderer und der Wendelin Hübischen Ehefrau von Destringen, wornach Reß am 15. Mai beiläufig um 3 Uhr Morgens mit Flinte und

Jagdtasche ausgerüstet in die Wohnung des Wendelin Hög gieng, um diesen abzurufen.

4) Das Zeugniß des Johann Rudy und Michael Weider von Weiler, welche den Inculpaten an jenem Vormittage, als sie in den Wald giengen, auf dem Anlande betreten und nochmals in der Gegenüberstellung wieder erkannt haben.

5) Das auffallende Benehmen des Inquisiten während der Untersuchung, wodurch er sich im höchsten Grade verdächtig machte; endlich

6) der äußerst schlechte Kenmuth, welcher ihn als einen Menschen bezeichnet, der die Wilderei und Dieberei gleichsam als ein Gewerbe treibt.

Dieser Inculpat wurde der Wilderei ebenfalls für überwiefen erklärt, und weil ihm keine Widersechtheit zur Last fällt, zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

III. Gegen Johann Nicolaus Ehsenz.

1) Die unter II. 1 und 2 erwähnten Zeugnisse.

2) Die Aussage des Adam Mergler von Malsch, wornach am Pfingstmontage am Mitternacht zwischen der Wohnung dieses Inculpaten und des Simon Ehsenz ein sehr lebhafter Verkehr statt hatte.

3) Das Zeugniß des Sebastian Seufert, welcher nach vorgängiger Anschauung dieses Inquisiten erklärte, daß derselbe seinen Fleuern nach ganz dem Wilderer gleiche, der hinter dem Baume hervor den tödtlichen Schuß auf Wolf abgefeuert hat.

4) Der Besitz mehrerer Jagdgeräthschaften.

5) Das verdächtige Benehmen des Inculpaten in der Untersuchung, insbesondere seine auffallende Betroffenheit bei Vorzeigung der durch Holzsammler im Walde aufgefundenen Kappe und der übrigen Kleider des Getödteten, in Verbindung mit dem Willigen des Alibi-Beweises; und

6) der ebenfalls schlechte Kenmuth dieses als Wilderer berechtigten Inculpaten, welcher jedoch, da Niemand mit Bestimmtheit behaupten konnte, ihn auf dem Thatspale oder sonst im Walde gesehen zu haben, der Wilderei und Tödtung für klagfrei erklärt, zugleich aber wegen des dringenden Verdachts, mitgewildert zu haben, auf den Grund des §. 10 uneres Strafschicks als ein gefährliches Subjekt zu einem zweijährigen Sicherheitsverhaft im Zuchthause verurtheilt wurde.

IV. Gegen Simon Ehsenz, Vetter des Vorigen.

Da dieser Inculpat außer seinem schlechten Ruf und verdächtigen Benehmen in der Untersuchung nur das Zeugniß des Gg. Kürbaß gegen sich hatte, so kam er mit einer simplen Klagfreierklärung davon.

V. Gegen Lorenz Ehsenz, Bruder des J. R. Ehsenz.

Es gilt hier das zu IV. Bemerkte, weshalb auch dieser Angeklagte für klagfrei erklärt wurde.

Das hofgerichtliche Urtheil wurde am 13. März d. J.

gefällt und den Inquisiten am 31. ejusd. durch das Ober-
Amt Heidelberg verurtheilt.

Allein schon am 20. März hatte Paul Pausch, welcher
wegen Diebstahls auf dem Mannheimer Thor im Arrest
gesessen war *), gelegentlich eines anderen Verhörs dem
Inquisiten angezeigt, daß der in einem anstoßenden
Gefängniß befindliche Kaßenberger ihm durch die Wand
zugerufen habe, er habe das lange Eisen genug und
werde sich, um nicht länger für Andere leiden zu müssen,
wahrscheinlich bald entschließen, wahrheitsgemäß dem Richter
anzugeben, daß ein gewisser Johann Nicolau Eiesenz
jenen Jäger erschossen habe.

Der Untersuchungsrichter ließ hierauf den Kaßenberger
zu Pausch in dasselbe Gefängniß verbringen und ertheilte
dem Gefangenwärter die Weisung, dieselben öfters zu
besuchen und zu beobachten.

Am 30. März meldete der Gefangenwärter, daß sich
nach Pausch's Reden ein Geständniß von Kaßenberger
ermatten lasse.

Der vorsichtige Inquisit hielt es jedoch nicht für ge-
rathen, direct einzuschreiten, ehe Letzterer freiwillig Miene
machen würde, zu gestehen, damit das etwa zu erhaltende
Resultat um so glaubhafter und um so entfernter von
einer Nöthigung erscheine.

Als Kaßenberger am 31. März nach der Urtheilsvor-
sündung wieder in sein Gefängniß verbracht wurde, ließ er
gegen den Gefangenwärter eine Aeußerung fallen, die auf
seinen Entschluß, ein Geständniß ablegen zu wollen, hin-
zudeuten schien. Wie nun der Resipient am 2. April der
Geschäftsordnung gemäß eine Gefängnißvisitation vornahm,
so stellte er namentlich an Kaßenberger, als er diesen im
Gefängniß des Pausch antraf, die Frage, was die gegen
den Gefangenwärter angeblich geäußerten Worte zu be-
deuten hätten? und sehr dabei ausdrücklich hinzu, daß von
seinem gerichtlichen Verhöre, sondern nur davon die Rede
sei, ob Inquisit seinem Beamten vertrauensvoll entgegen-
kommen wolle. Nach einigen erläuternden Reden verlangte
Kaßenberger mit dem die ganze Zeit her getrennt von
ihm auf dem andern Flügel des Thors stehenden B. Reiß
ein paar Worte sprechen zu dürfen, um mit diesem die
weiter nöthigen Schritte berathen zu können. Der Beamte
ließ sogleich den Reiß in Kaßenberger's Gefängniß herüber
bringen und blieb unausgesetzt anwesend, während die
beiden sich in folgender Art unterredeten: Kaßenberger
fragte nämlich den Reiß, ob es nicht am Ende besser
seyn möchte, dem Richter sich vertrauensvoll zu nähern und
ansführlich und aufrichtig zu erzählen, wie sich die Sache zu-
getragen habe? — Reiß, hierüber Anfangs sehr betroffen,

erwiderte endlich, er halte es auch für das Gerathenste,
die Wahrheit zu sagen, indem sonst er und Kaßenberger
allein gestraft würden, während sie der unschuldige Theil
wären. Dabei wurde eudlich offen J. N. Eiesenz als der
Mörder des Jägers Wolf von beiden bezeichnet. Der
Beamte stellte ihm denselben vor, daß sie die freie Wahl
hätten, ob sie dieses außergerichtliche Geständniß vor
bestimmter Gerichtsbank wiederholen und bestätigen wollten,
und da sie es ernstlich bejahten, so wurden sie nachher
ins Verhörzimmer vergeführt und einzeln verhört. Es
daher hatte der Inquisit den P. Pausch absichtlich wäh-
rend der ganzen Unterredung im Arrestzimmer gelassen,
um im schlimmsten Falle gegen den Vorwurf einer geist-
lichen Nöthigung geschützt zu seyn. Nachdem nun
beide Inquisiten förmlich verhört worden waren, wurden
die durch ihre Aussagen als Thäter bezüchtigten Com-
plices Simon Eiesenz, Valentin Bender und Lorenz Eies-
enz wieder eingezogen, welchen der Beamte, am 6. April,
zuerst außergerichtlich den gegenwärtigen Stand der Dinge
eröfnete. Sie äußerten darauf den ihnen sofort bewillig-
ten Wunsch, mit Kaßenberger und Reiß sprechen zu dür-
fen, und besaamen sodann sowohl außergerichtlich als vor
bestimmter Gerichtsbank, bei der fraglichen Jagdpartie als
Thäter mitgewirkt zu haben. Hierauf verfügte sich der
Beamte, Abends halb 9 Uhr, in das Gefängniß des
J. N. Eiesenz und machte diesem bemerklich, daß nun
neue dringende Beweisgründe vorlägen, die ihm nächst-
ens im Verhöre vorgehalten werden sollten, worauf Inquisit,
ohne sich irgend über die Anschuldigung auszulassen, den
Wunsch äußerte, mit den übrigen Inculpateen sprechen
zu dürfen. Man ließ nun zuerst den Simon Eiesenz,
welcher dessen besonderes Vertrauen genoß, in das Ge-
fängniß hereinführen und dieser suchte den J. N. Eiesenz
zu überzeugen, daß längerer Fängen nichts mehr helfen
könne, indem die anderen Theilnehmer Alle offene Ge-
ständnisse abgelegt hätten. Diese Aeuße vertheilte ihre
Wirkung nicht. J. N. Eiesenz rief aus: Ich will es
anerkennen, ich hab' es gethan!

Dabei wählte er sich, laut weinend und mit verzwei-
felnd, auf seinem Lager herum. Da nun derselbe die
Bitte vortrug, sein Bekenntniß im Beisein aller Mit-
schuldigen ablegen zu dürfen, so wurden diese insgesammt
vorgeführt. In ihrer Gegenwart rief Inquisit abermals
jene Worte aus, jedoch erlitt mit ziemlicher Fassung.

Nachdem er sich bereit erklärt hatte, ein ausführliches
Geständniß abzugeben, so wurde er unverweilt vor geüb-
tester Gerichtsbank ins Verhöre genommen, zu welchem
vorschriftsgemäß zwei Urkundspersonen beigezogen worden
sind. Als der Untersuchungsrichter durch weitere Ver-
höre und Confrontationen alle erheblichen Thatsachen, in

*) Vergl. Annalen von 1838, Nr. 22.

viel möglich, erdörtet zu haben glaubte, ließ er sämtliche Inquisiten unter gehöriger Bedeckung auf den Thaplaß bringen und veranlaßte dort im Beisein des Seb. Seufert und einiger anderer Jäger den Zug eines Geometers die Wiederholung des ganzen Auftritts, wobei Wolf ums Leben kam. Der hierüber ausgenommene Plan gewährt mit den dazu gegebenen Erläuterungen einen befriedigenden Blick in die unheilvolle Scene. Durch die genauere Constatirung der Drettlichkeiten und durch die zweckmäßige Verhandlung am Thaplaße selbst wurde überhaupt mehr Licht über die Eingeladenen verbreitet. An dem Baume, von welchem der tödliche Schuß hergekommen ist, steht eine, angeblich von Seufert am Tage nach der Tödtung, mit einem Instrument hineingerissene Inschrift des Inhalts:

„Johannes Wolf hat hier gestritten
Und den biersen Tod gelitten.“

Darunter befindet sich ein Leidenstypus mit zwei übereinander gelegten Knochen.

Am 19. April wurden die Schlußverhöre mit den Inquisiten abgehalten und sodann die Acten dem Gerichtshofe zur Aburtheilung vorgelegt, aus welchen sich ergibt, daß J. R. Eusefz einige Tage vor Pfingsten bei Gelegenheit eines Besuchs dem H. Reiß den Vorschlag machte, am nächsten Montage im Walde bei Witter ein Treibjagen auf Hochwild, nämlich Hirsche und Rehe, zu halten. Es wurde besprochen, daß er, Reiß und Kapzenberger als Schützen, Val. Bender, Simon und Lorenz Eusefz aber Treiber dabei seyn sollten. Reiß setzte nun den Kapzenberger, J. R. Eusefz dagegen die Uebrigen von dem Projecte in Kenntniß, welches allen willkommen war. Man verstand sich, daß die Beute in Natur oder deren Erlös unter die Theilnahme repartirt werden soll. Am Pfingstsonntage kam Reiß dreimal nach Malsch, um sich mit J. R. Eusefz über die Ausföhrung näher zu besprechen. Erst das Drittemal traf jener den Eusefz zu Hause an, wo sich auch die Treiber einfanden. Man beschloß, nach Mitternacht von Malsch aufzubrechen, sodann die Reithöfheimer abzurufen und den Weg über Destringer zu nehmen, um auch den Wendellen Hög beizujagen. So wurde es denn auch wirklich gehalten. Zu Destringer angelangt, begab sich Reiß in die Hofsche Wohnung, schreie jedoch unverrichtete Dinge zu den Andern juchet, weil die Hofsche Ehefrau erklärt hatte, daß ihr Mann wegen Widerweh nicht mitgehen könne. Hög selbst lag damals schlafend an ihrer Seite. Auf der Destringer Höhe begnante die Truppe dem Georg Fürbass, wie dieser angeden hat, und zog sich bald hernach seitwärts in den Wald, wo mit dem Jagen der Anfang gemacht wurde. Die Treiber hatten Sitze, die Schützen

ihre Flinten und Jagdwaffen. Es wurden im Ganzen 6 bis 7 Treibe gemacht. Im vorletzten Treibe erlegte Joh. Nic. Eusefz eine Rehgaife, welche Val. Bender und Simon Eusefz einkerkten in einen Busch legten, um sie später dort abzulangen. Letzteres unterblieb jedoch. Seufert fand später die Ueberreste dieses Thieres, welches er seit dem Pfingstmontage vermißt hatte. Sämmtliche Inquisiten versichern, am Morgen dieses Tages keinen Jäger im Walde gesehen, geschweige den Wolf daraus vertrieben zu haben. Als sich die Schützen zum letzten Treibe angefleßt hatten, wurde Kapzenberger, welcher wegen Uebelhörigkeit nur ein geringes Geräusch hinter sich vernommen und dasselbe für die Tritte eines Wildes gehalten haben will, von den Jägern ertapp und gefangen. Es entstand ein Lärm und Geschrei, wodurch J. R. Eusefz, welcher in ziemlicher Entfernung seinen Standpunkt genommen hatte, aufmerksam gemacht wurde, daß etwas passirt seyn möge. Er eilte, die geladene Flinte mit gespanntem Hahn in der rechten Hand, zuerst auf eine Anhöhe und von da herunter nach dem Plage, wo sich die Jäger mit Kapzenberger herumbalgten. Dort stellte er sich hinter einen Buchbaum und rief angeblich den Jägern zu: „Reiß aus!“ was jedoch Seufert und Kapzenberger nicht gehört haben wollen. Um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, hielt er die Flinte gegen die Jäger, von welchen der Eine, den Kapzenberger loslassen, sich hinter einen Baum zurückzog, während der Andere mit Kapzenberger, der ihm die Doppelflinte entrisfen hatte, noch im Kampfe begriffen war.

Kaum hatte sich Kapzenberger, welcher nun erst den Eusefz mit der Flinte hinter dem Baume erblickt und denselben die Worte „Kammeras, schieß nicht!“ — zugerufen haben will, von dem zweiten Jäger losgemacht, so fiel der Schuß, welcher diesen Jäger zu Boden warf. Ueber die Art und Weise der Tödtung gab Eusefz selbst an: „Auf mein Wiederholtes Zurufen schaute Wolf nach mir herüber und sprang sogleich von Kapzenberger weg, griff aber noch einmal nach dem Boden, ohne daß ich jedoch sagen kann, was er aufheben wollte. Wie er nun nach der linken Seite sich wendete, hob ich meine Flinte von der rechten Seite des Baumes nach der linken, um ihn durch deren Vorhalten zu schrecken; in demselben Augenblicke aber, wie ich die Flinte herüberhob, ging mir der Schuß los und Wolf sank zu Boden. Er sah mir gerade ins Gesicht, wie ich ihn traf.“

Inquisit will sich schlechterdings nicht erinnern können, daß er mit dem Finger am Drücker geliegen, obgleich er nicht läugnet, daß er darauf gefaßt gewesen, sich mit der Flinte zu vertheidigen, wenn einer der Jäger auf ihn angelegt haben würde. Diese eine Unvorsichtigkeit läßt er

sich zurechnen, weil er weder absichtlich losgedrückt, noch auf den Jäger gezielt habe. Mit dem Vorhalten des Gewehrs wollte er angeblich bezwecken, daß die Jäger den Wolf gehen lassen sollten. Auf die Instanz, daß es der Abschreckung nicht mehr bedurft habe, da Rabenberger, noch ehe der Schuß gefallen, schon befreit gewesen sei? meinte Inquisit, er und Rabenberger hätten sich eben doch nicht für sicher halten können, so lange noch einer der Jäger sich in der Lage befunden, ein Gewehr zu erlangen und gegen sie zu gebrauchen! Das Herüberfahren mit der Flinte von der rechten nach der linken Seite motivirt Inquisit also: „Dies that ich deswegen, weil Wolf mit dem Rabenberger links herüber kam und ich ihm nachfahren wollte, um ihn abzuschießen?“

Die zufällige Entladung des Gewehrs, welches, seitdem es pistonirt sei, sehr leicht losgehe, wollte Clesenz damit wahrscheinlich machen, daß ihm vielleicht beim Herüberfahren ein Baumreis an den Drücker gekommen sei. Nachdem er sich aber an Ort und Stelle selbst überzeugt hatte, daß dies nicht wohl der Fall seyn könne, weil der Buchsbaum, hinter welchem er gestanden, unterhalb bis auf eine Höhe von ungefähr 8 Fuß gar keine jungen Auswüchse oder Krüser hat, kam er auf die Idee, für möglich zu halten, daß das kleine Buchslänglein, welches links hinter dem dicken Buchsbaum steht, ihm beim Herüberfahren an den Arm gekommen, und dadurch ein unvorhergesehener Druck verursacht worden seyn möge. Senefer hält es übrigens nicht nur für unwahrscheinlich, sondern selbst für unmöglich, daß ein Baumreis in das Gewehrschloß des Clesenz gerathen wäre, weil derselbe das Schloß mit der rechten Hand gegen solche Berührungen geschützt habe. Selbst Rabenberger will sich nicht anders denken können, als daß die Flinte durch den Druck eines Fingers der rechten, an das Schloß gelegten Hand losgegangen ist. Diese beiden haben auch ausgesagt, daß Clesenz das Gewehr an den Boden gelegt und auf Wolf gezielt hätte, als der Schuß fiel. Deswegenachtet gibt Clesenz mehr nicht zu, als daß er das Gewehr, in der gewöhnlichen Schußlage, nämlich mit dem linken Arm vor bis in die Hälfte des Laufs und mit der rechten Hand in der Gegend des Schloffes gehalten, jedoch solches, ohne zu zielen, frei von der halben Brust aus gegen Wolf gerichtet hatte, wie der Schuß hinausgefahren. — Auf Vorzeigen der im Leichnam gefundenen Schrote bekannte Clesenz, daß seine Flinte mit 25 bis 30 dergleichen Schroten geladen gewesen sei. Als nun Wolf geführt war, ergreift Rabenberger einstandenermaßen dessen Doppelklinge und Mäher, hob auch seine eigenes Gewehr vom Boden auf und entfernte sich mit Clesenz vom Thaplatz. Im Gehölze trafen sie zuerst mit Reiß und bald darauf mit Simon

Clesenz zusammen. Hier wollte Reiß angeblich einen großen schwarzen Hund, der ihn anfaurete, mit dem Flintensauß abwehren, als das Gewehr los ging und der Hund schreiend davon sprang. Reiß ist jetzt geständig, daß er Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr von zwei ihm unbekannten Männern (Nady und Weider) auf dem Anstand betreten worden sei, wie denn auch Rabenberger die auf dem Thaplatz zurückgebliebene Kappe als die seinige anerkannte.

Nachdem Rabenberger und Clesenz den beiden Andern erzählt hatten, was vorgefallen, eilten sie alle Vier mit einander durchs Gehölz, in welchem Rabenberger, seinem Irrthum jetzt erst gewahr werdend, die später von Holzsammlern aufgefundenen Kappe des Weideten von sich warf. Als sich die Wilderer sicher glaubten, um Halt machen zu können, verscharrten sie sämtliche Flinten, von welchen nach der Hand nur noch die des Wolf und Reiß wieder zum Vorschein kamen, im Mettigheimer Walde. Hierauf ging jeder von ihnen auf anderem Wege einzeln nach Haus. Von Bal. Bender und Lorenz Clesenz war überall keine Spur zu sehn. Diese beiden Treiber hatten sich nämlich schon um die Mittagzeit im Bergwalde von den Andern verirrt und, von den Strapazen des Tages ermüdet, den Heimweg eingeschlagen. Es läßt sich daher leicht begreifen, wie Bender früher den Verweis führen konnte, daß er um die Zeit, als Wolf getödtet wurde, zu Hause war.

Nach Einkunft der Vertheidigungsschriften erfolgte unterm 30. August l. J. das zweite Urtheil. Hinsichtlich des Rabenberger und Reiß behielt es, da sich durch die abgelegten Geständnisse ihre Vertheiligung nicht anders gestaltet hat, bei dem früheren Erkenntniß sein Bewenden. Johann Nicolaus Clesenz ward jetzt wegen Wilderei mit Widersehung zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. In Ansehung der Tödtung glaubte man ihn lediglich nach seinem Geständniß beurtheilen zu müssen, weil Senefer in seinen Aussagen äußerst unsicher und schwankend und das Zeugniß eines Mißthaltigen, welcher überdies seine auf den Hergang der Tödtung bezüglichen Angaben mit wesentlichen Modificationen wieder zurückgenommen habe, schon an sich verdächtig sei. In Anbetracht, daß der von Clesenz behauptete Zufall nicht zu den Unmöglichkeitkeiten gehöre, wurde ihm daher nur eine grobe Verschuldung zugerechnet und also wegen schultastiger Tödtung der Hauptstrafe noch ein Zusatz von weiteren 4 Jahren beigegeben, somit im Ganzen auf eine zwölfsjährige Zuchthausstrafe gegen J. R. Clesenz erkannt.

Simon und Lorenz Clesenz erhielten nach den vom Complot geltenden Grundsätzen die nämliche Strafe wie Reiß. Bezüglich auf Bal. Bender wurde das frühere Erkenntniß

aufgehoben und die Aburtheilung dieses Inculpaten der Militärbehörde vorbehalten, weil sich erst in der neuern Untersuchung herausgestellt hat, daß er Soldat ist.

Bayer.

II.

Rechtssall.

Anwendung des Dienerechts und der Wittwenkassenordnung.

Kewierförster C. gegen Großh. Fideus.

C. wurde im Jahr 1800 als Kewierförster angestellt, und im Jahre 1838, nach vollendetem 35. Dienstjahre, in Pensionsstand versetzt, wobei ihm seine zum Theil in Naturalien und sonstigen Rugungen bestehende Besoldung im Betrage von 1007 fl. 22 kr. in Anschlag gebracht und hiernach durch Abzug von 5 Procent sein Pensionsgehalt mit 957 fl. berechnet wurde.

Dabei hatte die Finanzbehörde

1) außer Berechnung gelassen: zwei in der Besoldung enthaltene Beurlaubungen, nämlich Schußgeld und Jägerrecht im Anschlag zu 40 fl. und Rugggebühren im Anschlag zu 60 fl., und zwar angeblich deshalb, weil dieselben nicht immatriculirt und folglich nach §. 9 des Dienerechts in die Pensionsberechnung nicht aufzunehmen seien, und weil nach einer höchsten Entschliessung bei Pensionirung von Forstdienern, deren sonstiges Einkommen auf oder über 500 fl. stehe, diese Gebühren in die Pensionsberechnung nicht aufgenommen werden dürfen;

2) für die Dienstwohnung nur 50 fl. in Anschlag, während 100 fl. hätten in Anschlag werden sollen.

C. klagte deshalb bei dem Großherzogl. Hofgerichte des Mittelrheinkreises, und führte aus:

ad. 1) Nach §. 9 des Dienerechts vom Jahre 1819 sind bei Berechnung der Pension die Beurlaubungen in demjenigen Anschlag aufzunehmen, mit welchem der Diener in die Wittwenkasse immatriculirt ist, und nach dem Gesetze vom 28. Juni 1810 Abschn. IV. §. 24. Nr. 7. — Regbl. 1810. Nr. 30. — sind die Dienstbeurlaubungen in demjenigen Anschlag zu immatriculiren, mit welchem sie in der Besoldung aufgerechnet sind. Es sind nun zwar die obengenannten Beurlaubungen — Schußgeld und Jägerrecht, so wie die Rugggebühren — aus irgend einem Versehen nicht immatriculirt worden, allein nach dem Gesetze hätten sie es werden sollen, und müssen jedenfalls nun in die Grundlage der Pensionsberechnung mit aufgenommen werden, wodurch dieselbe um 100 fl. sich erhöht. Eine spätere höchste Entschliessung, die ohnehin nie Gesehkraft erlangt hat, kann natürlich auf diesen einmal erworbenen Rechtszustand nicht zurückwirken.

ad. 2) Nach dem Gesetze vom 28. Juni 1810 §. 24 Nr. 4 hängt der Werthansatz für die Wohnung von der Größe aller zusammen gerechneten Besoldungstheile ab, nun ist aber die Dienstwohnung ohne Zweifel selbst ein Bestandtheil der Besoldung, und dieser Bestandtheil muß also selbst wieder zur Bestimmung seiner eigenen Größe mit in den Ansatz der gesamten Besoldung aufgenommen werden, so daß, wenn nur die übrigen Besoldungsbestandtheile eine Summe bilden, welche durch Berechnung des Ansatzes der Wohnung auf 1000 fl. steigen würde, die Wohnung eben deshalb nicht zu 50 fl. sondern zu 100 fl. in Anschlag zu bringen ist.

Uebrigens erledigt sich dieser Bescheidpunkt schon durch die Ausführung ad. 1) da hiernach die Besoldung um 100 fl. sich erhöht und somit über 1000 fl. beträgt, in welchem Falle für die Dienstwohnung unzweifelhaft 100 fl. anzuschlagen sind.

Es wurde hiernach gebeten, der beklagte Fideus möge für schuldig erklärt werden, dem Kläger außer dem ihm als Pension bisher bezahlten Betrage von 957 fl. noch weitere jährliche 142 fl. 30 kr. sowohl für die verfallenen Jahresbeträge vom 12. März 1838 an als auch für die Zukunft, somit fernerhin im Ganzen 1009 fl. 30 kr. jährliche Pension zu bezahlen und die Kosten dieses Rechtsstreites zu tragen.

Auf diese Klage erging nach gepflogenen Verhandlungen das Erkenntniß:

Der Kläger sei mit der angestellten Klage abzuweisen und zur Tragung der entstandenen Kosten für schuldig zu erklären.

Entscheidungsgründe.

„Der Kläger verlangt Erhöhung des ihm bei seiner Pensionirung zugetheilten Ruhegehaltes in doppelter Hinsicht

1) in Bezug auf einen Betrag von 100 fl. für Schußgeld und Jägerrecht so wie für Rugggebühren, welche ganz außer Anschlag geblieben seien;

2) wegen des Anschlages für die Dienstwohnung, welche auf 50 fl. statt 100 fl. berechnet worden sei.

Man hat jedoch beide Ansprüche nach dem Antrage des Beklagten Fideus aus folgenden Gründen verworfen:

Wenn auch der Kläger nach Maßgabe seiner Dienstsignaturen vom 2. Mai 1800 und 18. August 1819 als Staatsdiener im Sinne des §. 1 des Decrets vom 30. Januar 1819 zu betrachten, und als solcher bei seiner Pensionirung von der Großh. Regierung behandelt worden ist, so ist demselben doch durch die Uebergebung der fraglichen Besoldungstheile, nämlich des Schußgeldes und Jägerrechts so wie der Rugggebühren nicht Unrecht gesche-

hen, weil diese Bezüge nach der eigenen Einführung des Klägers in der Staatsdienermitteln-Ease nicht immatriculirt waren, nach §. 9 des Dienerechts aber nur solche Genuße und Bezüge bei Bestimmung des Ruhegehalts in Anschlag genommen werden sollen, welche und soweit der Diener damit in dem weltlichen Dienermittelnfiscus immatriculirt ist.

Kläger hat sich bei jener Matricel, welche ihm nicht unbekannt seyn konnte, beruhigt und mußte sich dabei um so mehr beruhigen, weil die fraglichen Bezüge an Schußgeld und Jägerrecht, so wie die Rugegebühren in der That als Diensten (P.) zu betrachten sind, welche weder in dem Wittwenfiscus immatriculirt, noch bei Bestimmung des Ruhegehalts berücksichtigt werden sollten. Bgl. §. 9. des Dienerechts mit der Wittwenkassenordnung vom 28. Juni 1810. (Regbl. S. 225. S. 28). Was den Anschlag für die Dienstwohnung des Klägers im Betrag von 50 fl. — betrifft, so rechtfertigt sich dieser durch den §. 24 Nr. 4 der Wittwenkassenordnung, weil die Besoldung des Klägers über Abzug der nicht matriculirungsfähigen 100 fl. für Schußgeld, unter 1000 fl. — betrug, wobei der Anschlag für die Dienstwohnung bei Bestimmung dieses Anschlags selbst, wie aus der Natur der Sache folgt, nicht in Berechnung genommen werden kann.

Aus diesen Gründen wurde, wie geschehen, erkannt und Kläger nach §. 169 der P. D. zur Erlegung der Processkosten verurtheilt.

Die hier ausgesprochenen Ansichten dürfen in Folgenden ihre Widerlegung finden.

1) Der §. 9 des Dienerechts wird hier so angewendet, als ob die Immatriculirung der Beizunghen die Voraussetzung wäre, unter welcher dieselben zur Personalsberechnung gezogen werden dürfen, während sie nach dem klaren Wortlaute und Sinne des Gesetzes nur der Maßstab für diese Berechnung seyn soll. In diesem §. 9 wird nicht gesagt, daß nur jene Bezüge in die Personalsberechnung gehören, welche immatriculirt sind, sondern, daß sie in dem Anschlag in die Pension aufzunehmen seien, womit sie immatriculirt sind. Ist dieß letztere nun auch unrichtigerweise unterblieben, so gibt doch das Gesetz vom 28. Juni 1810 Abschn. IV. §. 24 Nr. 7 die bestimmte Vorschrift, daß und wie es hätte geschehen sollen; der Maßstab ist also gewiß — unter den Besoldungsbestandtheilen des G. sind diese Beizunghen zu 40 fl. und 60 fl. angeschlagen — und mehr bedarf es zur Anwendung des §. 9 des Dienerechts nicht.

2) Wäre aber auch die geschehene Immatriculirung die Bedingung für die Aufnahme in die Pension — verliert der Diener sein Recht dadurch, daß die Immatriculirung ohne sein Verschulden unterblieben ist? liegt in seinem bisherigen Schweigen ein Verzicht auf dieses Recht? — Verzicht werden nicht vermutet; — oder ist ihm zur Pflicht, oder auch nur möglich gemacht die richtige Berechnung seiner Matricel zu beaufsichtigen? — er wirkte dabei gar nicht mit, und erhielt von der Matricel überhaupt keine andere Kenntniß, als daß ihm der Bei-

trag angegeben wird, den er in die Wittwenkasse zu leisten hat; — oder endlich hat ein Versehen hierin nothwendig den Verlust eines aus der Immatriculirung fließenden Rechts zur Folge? — dieß ist durch kein Gesetz bestimmt, und kann es auch nicht seyn, da ja das Versäumnis auf die einfachste Weise nachgeholt werden kann, wenn das Ausgelassene nachträglich in die Matricel aufgenommen wird und der Diener, wem sich E. erbothen hat, den betreffenden Beitrag nachzahlt. Denn sollte auch der Pension, bezug hinsichtlich eines Besoldungstheiles bedingt seyn durch die Immatriculirung, so ist doch diese nicht bedingt durch den Ablauf einer gewissen Zeit. Würde der Fiscus diese nachträgliche Immatriculirung verweigern, so stünde dem Diener eine Klage zu, die aber, wie es hier geschehen ist, zweckmäßiger sogleich auf das durch die Immatriculirung bezweckte Recht als zuvor auf diese selbst zu richten wäre, da ohnehin dieselbe nicht sowohl eine Verbindlichkeit, als ein Recht des Fiscus (oder der durch ihn vertretenen Wittwenkasse) enthält, und die Finanzbehörde, so bald sie für schuldig erklärt ist, die bestimmten Besoldungstheile in die Pension aufzunehmen, nicht ansehen wird, darnach die Matricel zu erhöhen. Der Streit besteht nicht darin, ob die genannten Beizunghen in die Matricel gehören, sondern: ob sie deshalb, weil sie nun einmal nicht in der Matricel stehen, auch nicht in die Personalsberechnung gehören.

3) Die fraglichen Bezüge haben durchaus nicht die Natur bloßer Entschädigungen für die Dienstlasten; es sind Dienstentlohnungen, welche der Förster auch dann bezieht, wenn er gar keine Anlagen macht, und namentlich auch jetzt noch erhält, nachdem die Jagden verpachtet sind; die Rugegebühren können keine Diäten seyn, denn für Dienstverrichtungen im Bezirke erhält der Förster keine Diäten, und solche werden auch nie, wie es hier der Fall ist, unter den Besoldungsstücken mittelst eines Anschlags aufgeführt. Ueberdieß beweist eben die höchste Entscheidung, worauf sich der Fiscus beruft, daß diese Bezüge zum Dienstentlohnungen gehören und keine Entschädigungen sind, indem sie ausdrücklich, daß dieselben in gewissen Fällen, nämlich bei Forstdienern, die unter 500 fl. Besoldung haben, in die Personalsberechnung aufzunehmen seien. Wenn übrigens hierüber ein Zweifel erhoben wird, so könnte nicht der Richter aus dem Gebiete seiner Wissenschaft die Entscheidung schöpfen, sondern es müßte im Wege der Beweisführung der Anspruch sachkundiger Forstmänner darüber entscheiden.

4) Was endlich die Werthbestimmung der Dienstwohnung betrifft, so gehen die Entscheidungsgründe in die vom Kläger behauptete Auslegung nicht ein, sondern mit einem „wie aus der Natur der Sache folgt“ darüber hinweg. Doch ist; wie schon gesagt, die Entscheidung dieser Frage für den Zweck der Klage in dem Falle gleichgültig, wenn wegen des ersten Punctes schon die Besoldung über 1000 fl. sich erhöht.

Dieser Rechtsstreit ist im Wege der Appellation bei dem obersten Gerichtshofe anhängig, dessen Ausspruch seiner Zeit in diesen Blättern mitgetheilt werden wird.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 42.

Karlsruhe den 20. October 1838.

I.

Ueber den Art. III. Ziff. 17. des Gesetzes vom 22.

Juni 1826. (Reg. Bl. Nr. XVII). Erkennung der Arbeitshausstrafe gegen Vaganten.

Das Gesetz über die Erkennung von Arbeitshausstrafen im Reg. Bl. vom 1826. Nr. XVII. enthält im Art. III. die Bestimmung:

„Insbesondere können hiernach mit Verhaft im polizeilichen Arbeitshause bestraft werden: 1.“

„17. — — — — — Inländer, welche sich einem sonstigen verdächtig, herumziehenden Leben überlassen und schon durch andere geringere Polizeistrafen davor gewarnt sind.“

Zum Verständnis wird zum voraus bemerkt, daß nach Art. 1. des Gesetzes die auf polizeiliches Vergehen erkannte Freiheitsstrafe von mehr als 3 Monaten bis auf 2 Jahren im Arbeitshaus erlassen werden sollen, und daß ferner durch das Gesetz im Reg. Bl. vom 18. September 1826 Nr. XXII. hinsichtlich der Competenz bestimmt ist, daß die Kreisdirektoren (nunmehr Kreisregierungen) nur auf drei monatlichen Arbeitshaus zu erkennen befugt seyn, wenn oder nach deren Gerufen das polizeiliche Vergehen zu einer längeren Arbeitshausstrafe geeignet erscheint, die Asten zur Aburtheilung an das betreffende Obergericht abgeben sollen.

Nach einer konstanten Praxis hat man nun der angeführten Stelle des Gesetzes beim Hofgerichte des Unterhins bisher die Anwendung gegeben, daß auch dann, wenn ein wegen müßigen Herumziehens in Untersuchung gewonnener Inländer berris von der Kreisregierung und selbst von dem Hofgerichte ein, oder mehrmals, nach vorangegangenen Warnungen oder geringen Bestrafungen durch die untere Polizeibehörde (Nemter) zur Arbeitshausstrafe verurtheilt worden ist, wieder von Neuem mit geringern Polizeistrafen vom Aste gegen ihn eingeschritten werden mußte und erst, wenn das Amt in solcher Weise seine Strafgevalt wieder erschöpft habe, abermals auf

Arbeitshausstrafe von der Kreisregierung oder im geeigneten Falle von dem Hofgerichte erkannt werden könne. So kam zum Beispiel vor kurzen der Fall vor, daß eine Weibsperson, welche schon dreimal wegen liederlichen Lebenswandels und Herumziehens Arbeitshausstrafe und zwar das Letztmal über ein Jahr, erlitten, nachdem sie zuvor durch geringere Strafen gewarnt worden, wegen alsbald darauf gefolgten neuerlichen Rückfalls dem Aste, welches die Asten dem Hofgerichte zum Erkenntnis vorgelegt hatte, zur Aburtheilung überwiesen ward, damit dasselbe wieder mit geringerer polizeilicher Strafe von vornen anfangen.

Ich habe mich niemals von der Richtigkeit dieser Ansicht und noch weniger von der Zweckmäßigkeit derselben abbringen können. Der Gegenstand ist bei der Häufigkeit der Fälle wichtig und folgerichtig genug, um näher geprüft zu werden; die wegen dieses Vergehens in Untersuchung kommenden, haben sich zwar begreiflich über diese Gesetzesanwendung nicht zu beschweren; desto mehr aber leidet die öffentliche Sicherheit und die Staatskasse darunter, welche letztere durch solche fast nothwendig erfolglose Bestrafung dieser dem Eigenthum gefährlichen Klasse von Menschen weit mehr, als bei derjenigen Anwendung, welche mir die richtige zu seyn scheint, in den Fall kommt, schwere Kosten für Transport, Untersuchung 1c. zu bezahlen. Die großherzogliche Regierung des Unterhins fand diese Belästigung der Amtskassen so groß, daß sie sich neuerlich drüßhalb bei dem Ministerium des Innern beschwerte, um eine andere Auslegung und Gesetzesanwendung zu veranlassen. Das großherzogliche Ministerium des Innern fand auch die Beschwerde begründet, und trat drüßhalb in Kommunikation mit großherzoglichem Justizministerium, von welchem nunmehr Entschließung zu erwarten steht.

Die hier bestrittene Ansicht versucht man theils aus dem Gesetze selbst; theils aus allgemeinen Grundsätzen zu rechtfertigen. In ersterer Beziehung wird geltend gemacht: dadurch, daß in der betreffenden Stelle

des Gesetzes gefordert werde, daß der Bagent schon durch andere geringere Polizeistrafen gewarnt sei, werde ausgesprochen, daß solch geringere Strafen jedesmal dem Erkenntnisse aus Arbeitsstrafe unmittelbar vorausgegangen seyn müssen.

Dieser Sinn kann aber unmöglich in den angeführten Worten liegen. Die grammatische und logische Auslegung spricht dagegen. Die erstere, weil kein Grund vorliegt, die allgemein lautenden Worte in der Weise zu beschränken, wie dies nach der höfgerichtlichen Ansicht geschieht. Durch geringere Polizeistrafen ist auch Derjenige schon gewarnt, der späterhin noch nebst diesem durch größere Polizeistrafen gebüßt worden ist; denn die letzteren heben das Dazyn der erstern nicht auf. Die logische Auslegung ist aber so entschieden dagegen, da nach dem ganzen Inhalte dieses Gesetzes der in Zweifel gezogene Abschnitt desselben offenbar nichts anderes sagen soll, als daß man solchen Individuen überhaupt nicht so gleich, ohne alle Abkürzung, in das Arbeitshaus verurtheilen, sondern, wie dies auch bei andern Vergehen geschieht und von allgemeinen Strafgrundsätzen als veranlaßt und zweckmäßig geboten wird, ein Stufengang eingehalten und von der geringen zur höhern Strafe oder Korrektion vorschreiten soll.

Es wäre gewiß sonderbar, wenn, während unsere Gesetzgebung überall und namentlich auch bei Polizeivergehen (vergleiche z. B. §§. 200 und 169 des Fortsstrafgesetzes) dem allenthalben anerkannten Grundsätze halbt, daß bei Rückfällen dem dadurch beurlundeten, tief eingewurzelten Hange zu einem Vergehen durch schärfere Strafen entgegenzuwirken werden müsse, gerade hierin von diesem gewiß vernünftigen und auf die menschliche Natur gegründeten Prinzip abgewichen und geradezu der entgegengegriffte Gang befolgt werden sollte. Der Hange, die Leidenschaft folgt doch gewiß hierin keinen andern Gesetzen, als bei jedem andern Vergehen; und Zweck und Ursache des Gesetzes sind hier auch keineswegs so verschieden von dem strafrechtlichen Zwecke im Allgemeinen, daß eine solche Abweichung von den allgemeinen Grundsätzen gerechtfertigt würde, wie weiter unten gezeigt werden soll. Der Gesetzgeber würde daher, hätte er hierin eine solche Ausnahme statuiren wollen, dies gewiß ausdrücklich gesagt haben und haben sagen müssen.

Schon hiernach möchte hervorleuchten, daß die hier bestirrene Ansicht auch aus allgemeinen Gründen, worauf man sie ferner stützen will, nicht gerechtfertigt werden kann. Man führt als ein Hauptmotiv dafür auf; der §. 93 der Erläuterungen leide hierunter keine Anwendung, weil derselbe nirgends auf diejenigen polizeilichen Fälle für anwendbar erklärt sei, von denen die Verord-

nungen vom 22. Juni 1826 erstmals handle. — Allein daraus folgt doch noch keineswegs, daß in Fällen der fraglichen Art nach einer ausgesprochenen und erkannten höhern Strafe bei einem weitem Rückfall wieder der erste Grad der Strafe erkannt werden müsse. Wenn der Rückfall auch nicht zur Verdopplung, Verdreifachung u., wie der §. 93 des Edikts verordnet, führen sollte, so ist doch damit die Erkennung einer dem vorigen Falle gleich oder doch nahe kommenden Strafe durch dieselbe Behörde nicht ausgeschlossen. Ueberdem bedarf es der Erläuterung auch gar nicht, um die Ueberzeugung zu begründen, daß ein späterer Rückfall schärfer, als das vorgegangene Vergehen von gleicher Gattung bestraft und nicht wieder von unten aufgangen werden dürfe. Schon §. 96 des Strafbüchs statuir in Verbindung mit den Grundsätzen des gemeinen Strafrechts die Wiederholung desselben Vergehens als einen Erschwerungsgrund und aus den Bestimmungen des §. 4 des Strafbüchs ergibt sich, daß ein späterer Rückfall, wenn ein früherer schon von einer höhern Behörde abgeurtheilt worden ist, nicht wieder an die untere Behörde zurückschickbar werden kann, daß diese Bestimmungen des Strafbüchs auch auf polizeiliche Straffälle Anwendung finden und nicht bloß für peinliche und bürgerliche Vergehen gegeben sind, kann schon nach dem Inhalte des Strafbüchs selbst, z. B. §. 47 lit. f, §. 49 lit. a, §. 48 und 50, §. 70 u. des Strafbüchs, vergleiche mit der Einleitung keinem Zweifel unterworfen seyn. Daß aber die Bestimmungen des Strafbüchs auch insbesondere auf die in unserm Gesetz vom 22. Juni 1826 berührten polizeilichen Straffälle, so weit dasselbe nicht abweichende Anordnungen enthält, anwendbar seien, darf schon daraus gefolgert werden, daß darin das Gegentheil nicht ausgesprochen ist. Es ergibt sich dies aber noch unzweifelhafter daraus, daß darin überall auf das Strafbuch hingewiesen wird (Art. II. und III. 1 — 5, 9, 16) und in Art. V, sowie auch in Art. 4 des Gesetzes vom 7. September 1826 ohne weitere Bestimmung eine förmliche gerichtliche Untersuchung für die sich zur höfgerichtlichen Kompetenz eignenden Fälle vorgeschrieben wird. Die Entrückung des Vergehens unter die höfgerichtliche Kompetenz mit solchen Bestimmungen ist hinreichend, um die Anwendbarkeit des Strafbüchs und somit auch der Grundsätze über den Rückfall zu begründen, auch ohne ausdrückliche Hinweisung auf dieselben. Allein der §. 93 der Erläuterungen wird sogar noch ausdrücklich (Art. III. Biff. 10.) in unserm Gesetze als Richtschnur anerkannt, was den Vertheilignern der entgegengegriffen Ansicht entgegen zu seyn scheint. Wer daher überhaupt den Erläuterungen gesetzliche Kraft beilegt, der wird auch hier die Verdopplung, Verdrei-

fachung zc. bei Rückfällen in Anwendung bringen müssen. Allein es ist schon anderwärts nachgewiesen, daß die Erläuterungen, in so fern sie nicht auf geselligem Wege, vom Staatsoberhaupt emanirt sind, was gerade von §. 93 des Anhanges nicht behauptet werden kann, bloß doctrinellen Werth ansprechen können. Es wird deshalb auch die Beforgniß allzu harter Bestrafung, welche für die bekämpfte Ansicht weiter angeführt wird, von der Anwendung der allgemeinen Grundätze nicht abhalten dürfen, wornach bei Rückfällen im Allgemeinen für die Wiederholung ein willkürlicher Strafzusatz, je nach Gestalt der Umstände, auszusprechen ist.

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht behaupten ferner, daß auch nicht einmal eine analoge Anwendung jenes §. der Erläuterungen stattfinden könne, weil

a. hier nicht sowohl eine eigentliche Strafe als vielmehr Sühne und Besserung Zweck des Gesetzes seien, und b. auch davon abgesehen, die Strafe bei den oft geringfügigen polizeilichen Vergehen in keinem den allgemeinen Erfordernissen der Gerechtigkeit entsprechenden Verhältnisse stehen würde. Allein find die unter a. angeführten Zwecke nicht auch zugleich Zweck der Strafe überhaupt, wenn gleich auch noch andere Zwecke je nach Verschiedenheit der dem Strafgesetze unterliegenden Strafstheorie mit verbunden seyn können? Daß aber auch Strafe im eigentlichen Sinne, d. h. Zusage eines Uebels oder Leidens, durch das Gesetz vom 22. Juni 1826 bezeugt werde, wird wohl keinem, der dasselbe aufmerksam liest, entgehen können. Uebrigens dürfte es einleuchten, daß gerade die unter a. hervorgehobenen Zwecke bei dem in Frage stehenden Vergehen, das nach der Erfahrung so leicht zur hartnäckigen Gewohnheit wird und die Quelle der meisten Verbrechen ist, mehr als irgend sonst die Anwendung der allgemeinen Grundätze über den Rückfall rechtfertigen und also notwendig zur Unterdrückung des landgebräuchlichen unverbesslichen Hangs dazuhin, somit dieser Grund der bestrittenen Ansicht keineswegs das Wort reden, sondern vielmehr geradezu für unsere Ansicht spricht. Es ist nicht wohl einzusehen, welche Besserung von einer Gefängnißstrafe von 8 oder 14 Tagen da zu erwarten sei, wo bereits eine Freiheitsstrafe von einem Jahr und mehr keine Besserung erzielt hat; es ist zumal unbegreiflich, wie man von der Freiheitsstrafe in unsern Amtsgefängnissen diesen Zweck eher, in so kurzer Zeit zu erreichen hoffen kann, als von einer längern fortwährenden Freiheitsstrafe in einer Anstalt, in welcher für all' das besser gesorgt ist, was eine gründliche Verbesserung eines an leichtsinniges Leben und Müßiggang gewöhnten Menschen zu bewirken geeignet ist. Daß aber eine erfolglose Bestrafung solcher Individuen die öffentliche Sicherheit und das Eigenthum in hohem Grade bedrohen, jene zur Fortsetzung eines Lebens, das

ihnen große Reize ohne die Befahr gleich großer oder aberwiegender Noth darbietet, aufzumuntern und einen auch die Volksmoral tief einwirkenden Krebschaden erzeugen und befördern müsse, bedarf bei den lautsprechenden Erfahrungen keiner weitem Auseinandersetzung.

Was endlich die mögliche Unverhältnismäßigkeit der Strafe mit dem Vergehen betrifft, so ist diese einmal überhaupt kein Grund für den Richter vom Gesetze abzugehen, wenn sie auch eine noch so starke Aufforderung zur Milderung des Gesetzes für den Gesetzgeber seyn kann. Vom legislatorischen Standpunkte aus möchte es allerdings angemessen seyn, bei diesem Vergehen, wenn es sich um die Bestrafung des Rückfalls handelt, diejenigen früheren Straffälle nicht in Anschlag zu nehmen, welche von dem spätern durch einen gewissen Zwischenraum, z. B. von 3 Jahren getrennt sind, welcher Umstand überhaupt bei Rückfällen mehr Beachtung verdient. *) Sodann ist aber auch dieses Bedenken um desselben nicht begründet, weil nach dem Obigen nicht gerade die Verdopplung und Verdreifachung zc. als Schlußung notwendig ist, sondern ein arbiträrer Strafzusatz genügt. Das Princip der schärferen Bestrafung wird selbst nicht einmal erheischen, daß das ganze Strafmaß des vorigen Rückfalls als Grundstrafe beim folgenden Rückfall angenommen werde. Eine relativ schärfere Strafe — und nur eine solche, keine absolut schärfere oder höhere dürfte nach der analogen Anwendung notwendig seyn, — ist auch dann schon vorhanden, wenn das Vergehen etwas höher bestraft wird, als dasselbe, d. i. Vergehen nach seinem individuellen Umfang und seiner Intensität auf der unmittelbar vorhergehenden Stufe des Rückfalls bestraft worden seyn würde. Die Gründe, welche gegen eine wenigstens analoge Anwendung der Grundätze über Wiederholung sprechen sollen, scheinen mir damit hinlänglich beseitigt. Ist dies der Fall und steht derselben auch der buchstäbliche Inhalt des fraglichen Gesetzes nicht entgegen, wie ich gezeigt zu haben glaube; so kann, wenn einmal eine die amtliche Competenz übersteigende Arbeitshausstrafe gegen einen Bagnanten erkannt ist, bei einem spätern Rückfalle von dem Obergerichte die Wucherung eben so wenig an das Amt zurückgemessen werden, um wieder mit den geringern Warnungen eine neue Straffalle zu beginnen, als man z. B. nach einem obergerichtlich abgeurtheilten dritten Betrags- oder zweiten Hebruchsfall (§. 4 des Strafgesetzes) den vierten Betrags- oder den dritten Hebruchsfall an das Amt verweist, damit dasselbe vorerst wieder keine Strafgehalt anwende und erschöpfe; vielmehr wird auch hier das Obergericht alsdann in ähnlicher Weise mit schärferen Strafen selbst einzuschreiten haben.

Dr. Zeuner.

*) Der Entwurf des neuen Strafgesetzes (§. 139) nimmt hierauf keine Rücksicht.

II.

Ueber die Anwendung des R. R. S. 1338 auf die Anerkennung der von Minderjährigen contrahirten Schulden nach erlangter Großjährigkeit. R. R. S. 1311.

Ich habe jüngst in der mündlichen Verhandlung über eine von einem Minderjährigen contrahirten Darlehensschuld anlässlich eines vom Kläger beigebrachten Anerkenntnisses des Schuldners während seiner Großjährigkeit gegen die unterrichterlichen Entscheidungsgründe die Behauptung zu begründen gesucht, daß ein solches Anerkenntnis an die Förmlichkeiten des R. R. S. 1338 nicht gebunden und zu seiner Gültigkeit nicht erforderlich sei, darin zu erwähnen, daß man den Umstand der Minderjährigkeit als Grund der Unmöglichkeit des Darlehensvertrages wohl kenne, und auf die Einrede der Minderjährigkeit verzichte.

Der R. R. S. 1338 verlangt gleichsam als Rechtsursache der Bestätigung oder Anerkennung einer nichtigen oder umförmlichen Verbindlichkeit, die ausdrückliche Erwähnung, daß man den Nichtigkeitstgrund kenne, und dessen ungeachtet aber die Verbindlichkeit gegen sich gelten lasse. Die Bestätigung einer solchen Verbindlichkeit ist einem Vergleich oder Verzicht gleich zu achten. Ist ein Testament nichtig, weil z. B. nur drei Zeugen oder verwandte Zeugen beigezogen worden sind, so hat der Intestater, wenn das Testament gegen ihn Kraft haben soll, in dem Anerkennungsbefehl ausdrücklich zu erklären, daß er das Testament, ungeachtet es aus jenem Grunde angefochten werden könnte, gleichwohl als gültig anerkenne, und so sollte man denn nun auch meinen, der großjährig gewordene Schuldner müsse beim Anerkenntnisse seiner in der Minderjährigkeit contrahirten Schuld mit bestimmten Worten auf die Einrede der Minderjährigkeit verzichten; dadurch wäre jedoch die Vorschrift des R. R. S. 1338 annähernd zur Ungebühr ausgedehnt.

Es ist nach der Natur der Sache zu untersuchen, ob der Nichtigkeitstgrund bloß ein subjektiver oder ein im Rechtsgeschäft selbst liegender, als ihm erkennbarer, objektiver Nichtigkeitstgrund sei. Mangelt es dem Testator an der Fähigkeit zu testiren, so ist dies für die streitenden Testaments- und Intestaterben freilich eben so gut ein objektiver Nichtigkeitstgrund, als ob ein Mangel in den Förmlichkeiten des Testaments vorläge; in einen wie im andern Falle muß die Anerkennungsurkunde des Nichtigkeitstgrundes erwähnen, und der anerkennende Intestaterbe auf die Nichtigkeitsklage verzichten; ist aber eine Verbindlichkeit unwirksam oder umförmlich, weil der Anerkennende selbst es war, dem die Vertragsgültigkeit zur Zeit ihrer Entstehung abging, und ist demnach der Nichtigkeitstgrund ein subjektiver oder statutenmäßiger,

wie bei einem großjährig gewordenen Schuldner, so wird man wohl sein im übrigen vollständiges Anerkenntnis während der Großjährigkeit nicht noch an die Förmlichkeit binden wollen, daß er ausdrücklich erkläre: daß er zwar die Eingehung der Verbindlichkeit noch minderjährig gewesen, jedoch nicht gesonnen sei, von dieser Einrede Gebrauch zu machen.

Der Grund des Gesetzes über die (beschränkte) Vertragsunfähigkeit des Minderjährigen nach R. R. S. 1124 ist, denselben vor Schaden zu bewahren, in dem er durch Unverstand und Reichthum oft verfallen würde. Es liegt jedoch gerade in dem Anerkenntnisse während der Großjährigkeit ein faktischer Verzicht auf die Wohlthat des Gesetzes und zugleich implicite das weitere Zugeständniß, daß die vorliegende Schuld keine aus Reichthum contrahirte sei; man muß nämlich annehmen, daß jeder weiß, was er thut, und namentlich, daß jeder weiß, wie alt er zur Zeit der übereignommenen Vertragsverbindlichkeit war, und wie alt er zur Zeit des Anerkenntnisses ist. Es gibt auch Miltzweigen und satirische Verzichtserklärungen, und wenn es je eine solche gibt, so liegt sie in dem Anerkenntnisse einer Schuld während der Großjährigkeit; der R. R. S. 1338 will nach seinem Sinne nur, daß Jedermann wisse, wie es sich mit dem Rechtsstande der anzuerkennenden Verbindlichkeit — als Rechtsgrund oder causa seiner Bestätigung — verhalte. Der R. R. S. 1124 will den Minderjährigen gegen Vermögensnachtheile in Schutz nehmen, in welche ihn Reichthum und Unverstand geführt haben. Der Zweck und die Vorsicht dieser Gesetzgebung sind aber schon damit erreicht zu seyn, daß ein Großjähriger mit reifler Ueberlegung eine Schuld anerkennt, von der er sich so leicht befreien könnte. Da endlich den Minderjährigen die natürliche Rechtsfähigkeit zu contrahiren nicht entzogen, und sogar im R. R. S. 1314 die Ausnahmefälle festgesetzt ist, wornach die Beschränkungen liegender Güter oder Erbschaftsbeholdungen der Minderjährigen, wobei die vorgeschriebenen Formen beobachtet worden sind, wie Handlungen gelten, die sie nach erlangter Volljährigkeit vorgenommen hätten, — da also, wie Brauer jun. R. R. S. 1314 bemerkt, da, wo die Erfüllung der Förmlichkeit vom Mangel selbst nachgesehen und erlangt worden, der Grund, daß der Minderjährige durch Unverstand oder Reichthum in Schaden gekommen sei, nicht möglich ist, so wird man um so mehr den Mangel der Vertragsgültigkeit und der vom Minderjährigen eingegangenen Verbindlichkeit dann als beseitigt ansehen dürfen, wenn der Minderjährige nach erlangter Großjährigkeit die Schuld anerkennt. Dieser analoge Schlussfolgerung für die beschränkende Auslegung der R. R. S. 1338 und 1311 findet ohne Zweifel in dem R. R. S. 6 k ihre Rechtsfertigung, welcher besagt:

„Wird für gewisse Willenserklärungen, Verbindlichkeitsübernahmen oder Beurkundungen ein bestimmtes Verfahren von dem Gesetz vorgeschrieben und es wird solches bei einem Rechtsgeschäfte mangelhaft besunden, so wird die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit desselben im Ganzen und in einzelnen Theilen von dem Erfolge des Richterthums abhängig, das sich darnach bestimmt, ob und wie weit danach dennoch die Wirksamkeit des Geschäftes erreichbar sei: durchgehend nichtig ist es nur also dann, wenn auf die Nichtbeobachtung ausdrücklich die Nichtigkeit gesetzt, oder das Verfahren für eine notwendige Feierlichkeit oder Förmlichkeit erklärt ist.“ Schmitz.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 43.

Karlsruhe den 27. October 1838.

I.

Bestrafung wiederholter dritter Diebstähle.

Zur Ergänzung desjenigen, was in Nr. 22 und 28 dieser Blätter über die Bestrafung wiederholter dritter Diebstähle erörtert ist, gehdrt der nachstehende Justizministerialerlaß:

Justizministerium.

Karlsruhe, den 14. Sept. 1838.

Nr. 3720. Bericht des großherzoglichen Obergerichts vom 6. v. M. Nr. 3119, die Bestrafung des wiederholten dritten Diebstahls betreffend.

Beschluß:

1) Dem großherzoglichen Obergericht unter Rücksicht der vorgelegten Akten zu erwidern:

So gerne man bereit ist, die dortige Uebersetzung zu ehren, und so sehr man das Streben billigt, die Gesetzesauslegung zu berichtigen, so hätte man doch wünschen mögen, daß im gegenwärtigen Augenblick nicht eine feststehende Praxis gerade bei Bestrafung desjenigen Verbrechens, welches am häufigsten vorkommt, erschüttert worden wäre. An sich läge allerdings Grund vor, eben weil Diebstähle am häufigsten zu bestrafen sind, ein provisorisches Gesetz zu erlassen, um die Verschiedenheit der Ansichten der Gerichtshöfe auszugleichen und gleichförmige Aburtheilung zu sichern; allein da man eine vollständige neue Strafgesetzgebung bald erwarten darf, hält man für ungeeignet, dieses Auskunfts- mittel jetzt noch zu ergreifen. Nach der geltenden Gesetzgebung vermag man jedoch eben so wenig die dortige Ansicht für richtig zu achten und glaubt deshalb folgendes bemerken zu müssen:

An sich scheint es am rationellsten, den Rückfall in den dritten Diebstahl mit einer arbiträren Escalation der Strafe des dritten Diebstahls neben dem Zusatz, der sich durch die Markenberechnung ergibt, zu belegen; die Erläuterungen von 1812 als formelle Rechtsquelle betrachtet, führten solches jedoch allerdings zu dem Resultat, daß die arbiträre Escalation vermöge des letzten Satzes des §. 93 nur einen Monat betragen könne, also wegen ihrer Unzulänglichkeit nicht an-

zufügen sei. Von der andern Seite verdient aber wohl Beachtung, daß der Rückfall im Strafschick, wie in den Erläuterungen als Erschwerungsgrund anerkannt ist, und daher von höherer Strafe als der vorübergehende Fall getroffen werden muß, für den Diebstahl ist dieß in Erläuterungen §. 77 sogar speziell ausgesprochen in den Worten: „Damit solcher (der dritte Diebstahl) sicher nie untre zwei Jahren Zuchthaus, aber sicher allemal höher als die vorher begangenen bestraft werde.“ Rieferte daher auch die buchstäbliche Auslegung des §. 93 ein anderes Resultat, so müßte wohl der Ausleger eher in sich einen Irrthum suchen, als dem Gesetze eine ungerühmte Abweichung von allgemeinen vernunftgemäßen Principien beimessen.

Nach diesseitiger Ansicht ist die im Erlaß des Justizministeriums vom 30. October 1813 Nr. 3573 enthaltene Auslegung, deren hoher doctrineller Werth sich, da der Verfasser des Strafschicks und der Erläuterungen daran Theil nahm, in keinem Fall bezweifeln läßt, die richtige, und es bedarf nur einer einzigen Modification der bisherigen Praxis, um sie mit dem Wortlaut des §. 93 in vollkommenen Uebereinstimmung zu bringen.

Beachtet man nämlich, daß der zweite Satz des §. 93 mit dem ersten in unmittelbare Verbindung gebracht ist (da nur ein Semicolon sie trennt), so darf man behaupten, daß die Verdopplung resp. Verdreifachung der einfachen Strafe die Regel, das Minimum für die Strafe des Rückfalls bildet. Diese Regel muß aber auch auf den Rückfall in den dritten Diebstahl angewendet werden, da die Strafe des dritten Diebstahls eine fest bestimmte Strafe in allen Fällen ist, wo der Werth sämtlicher Diebstähle 2 Mark Silber nicht übersteigt. Wenn nun im dritten Satz des §. 93 für die „nach Größe des Schadens wachsenden Strafen“ eine andere Regel gegeben wird, so bezieht sie sich nicht auf eine bestimmte Klasse von Verbrechen, bei denen die Strafe nach der Größe des Schadens wachsen kann, sondern, wofür eben der Ausdruck „Strafen“ spricht, auf diejenigen sonstigen Fälle, in welchen die Strafen wirklich gewachsen sind, d. h., da der Anfangspunkt des Wachstums nur in dem un-

mittelbar vorhergehenden gefunden werden kann, über dasjenige Maß gewachsen sind, welches aus der Regel der Verdoppelung und Verdreifachung entsteht. Der Satz dürfte daher so auszuliegen seyn: Ist die Strafe schon durch die Markenberechnung über das Doppelte, beziehungsweise Dreifache der Strafe des ersten Falles gewachsen, so liegt darin die Strafe der Wiederholung, ohne daß auch noch eine Verdoppelung u. der einfachen Strafe Statt findet. Für die Anwendung ergibt sich demnach folgendes Resultat: Der erste wiederholte dritte Diebstahl wird stets wenigstens mit vier Jahren Zuchthaus bestraft; beträgt er jedoch mehr als 24 halbe Marken (mit Zurechnung des Verfalls der früheren Diebstähle), so werden die dafür anzusehenden Monate Zuchthausstrafe nicht der verdoppelten, sondern der einfachen Strafe des dritten Diebstahls zugesählt, und die Strafe beträgt z. B. bei 36 halben Marken nicht, wie nach der früheren Berechnung, sieben, sondern fünf Jahre Zuchthaus.

Auf diesem Wege ist die Hauptanwendung gegen die bisherige Auslegung mit strengem Anschließen an die Worte der Erläuterungen beseitigt. Auch spricht für diese Auslegung, daß sie den von dem Gesetzgeber in §. 77 der Erläuterungen aufgestellten Grundfäden:

- a. den spätern Diebstahl sicher allemal höher zu bestrafen, als den vorhergegangenen und
 - b. den unverbesserlichen diebischen Hang als Hauptbestimmungsgrund zu betrachten,
- gemäß ist, während die dortige Auslegung gegen diese beide Momente verstößt.

Auch ist die dortige Unterstellung, als werde bei dem dritten Diebstahl und seinen Wiederholungen der Werth der früheren Diebstähle eingerechnet, um einen Strafzusaß für die Wiederholung zu bezwecken, nicht richtig; vielmehr beruht diese Einrechnung nach dem §. 78 der Erläuterungen nur auf der eben sub lit. a. angeführten Rücksicht, daß der spätere Diebstahl sicher allemal höher als der vorhergegangene bestraft werden soll; denn wäre der dritte Diebstahl absolut mit zwei Jahren Zuchthaus bedroht, so könnte das Resultat sich ergeben, daß wegen ersten oder zweiten großen Diebstahls auf höhere Strafe erkannt würde, als wegen des dritten.

2) Nachricht hiervon dem großherzoglichen Hofgericht des Unterheinkreises mit dem Auftrag, die dortigen Urtheile, durch welche in Fällen des wiederholten dritten Diebstahls nach der bisherigen Praxis erkannt wird, so fern der Verurtheilte nicht selbst dagegen den Rekurs ergreift, jeweils sammt den Akten hieher vorzulegen.

(gez.) Jolly.

Meier.

II.

Ueber die Rückfallsstrafe bei dritten Diebstählen und den Werth der Erläuterungen zum Strafedikt.

Ueber den bisherigen Stand dieser schon längst bekannten, vorzüglich aber in der jüngsten Zeit zum Gegenstand lebhafter Erörterungen gemeindeten Rechtsmaterie verweise ich auf die Rn. 22 und 23 dieses Jahrgangs der Annalen. Auf einem vom großherzoglichen Oberhofgericht an das Justizministerium deshalb erlassenen Vortrag erfolgte von letzterer Stelle eine Entschließung (vom 14. September d. J.), welche anlaßt in den unter andern auch gestellten Antrag auf Erlassung eines provisorischen Gesetzes einzugehen, *) und Rücksicht auf das nahe bevorstehende eines allgemeinen neuen Strafgesetzbuches bloß eine Anlegung über die Bestrafung dritter Diebstähle gibt, ohne sich in eine Erörterung über die Strafbarkeit der Erläuterungen zum Strafedikt einzulassen. Darin wird mit Abweichung von den bisher bekannt gewordenen Ansichten eine neue aufgestellt, die im wesentlichen darin besteht: die Verdoppelung resp. Verdreifachung der einfachen Strafe des dritten Diebstahls (2 Jahre Zuchthaus) müsse als das Minimum der Wiederholung oder des Rückfalls betrachtet werden, wenn nun die Strafe schon durch die Markenberechnung über das Doppelte resp. Dreifache der Strafe des einfachen dritten Diebstahls anstiege, so liege darin, wie der §. 93 der Erläuterungen bestimme, die Strafe der Wiederholung, ohne daß auch noch eine Verdoppelung u. der einfachen Strafe Statt finde.

Der erste wiederholte dritte Diebstahl sei also stets wenigstens mit 4 Jahren Zuchthaus zu bestrafen; betrage er jedoch mit Hinzurechnung der früheren Diebstähle mehr als 24 halbe Marken (2 J. Zuchthaus, §. 77 des Strafedikts), so werden die dafür anzusehenden Monate Zuchthausstrafe nicht der doppelten sondern der einfachen Strafe des dritten Diebstahls zugesählt und die Strafe betrage deshalb, z. B. bei 36 halbe Marken (sollte heißen: 40 halbe Marken oder 36 halbe Marken über der 48 fl. oder 2 Marken binans) 5 Jahre Zuchthaus und nicht, wie nach der bisherigen Berechnung, 7 Jahre.

Man sieht hieraus, daß der Unterschied zwischen dieser Berechnung und jener der seitbrüngen Praxis sowohl als auch jener nach der oberhofgerichtlichen Ansicht groß genug

*) Dies ist ein Mißverständniß. Das Oberhofgericht hat keinen Antrag auf Erlassung eines provisorischen Gesetzes gestellt, sondern in seinem an das Justizministerium erstatteten Vortrage vom 6. August 1838. Nr. 3720 gegen eine solche Maßregel erklärt, weil es dafür halte, daß dazu die Voraussetzungen des §. 66 des Verfassungsurkunde fehlen.

ist, um zur ernstlichsten Untersuchung der richtigen Ansicht aufzufordern. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die eben angeführte Auslegung des großherzoglichen Justizministeriums nach unserm Verfassungsgesetz bloß doktrinellem Werth hat, und daher auch, wie jede andere wissenschaftlich begründete Auslegung sich der Prüfung der Doktrin unterwerfen muß. Dem Verfasser scheint keine von allen diesen 3 Auslegungen die richtige zu seyn, die oberhofgerichtliche aber derjenigen am nächsten zu kommen, welche es für die richtige hält und mit Nachfolgendem zu begründen versuchen will. Der Versuch wird, wenn er auch nicht so glücklich seyn sollte, die Gegner von der Richtigkeit der darin versuchten Ansicht zu überzeugen, doch mindestens das Verdienst haben, zu neuem Nachdenken anzuregen, und das ist immer schon ein Gewinn für den Sieg der Wahrheit.

Bei dieser Untersuchung fällt es zunächst in die Augen, daß die seiterrige Praxis, welche nun vom großherzoglichen Justizministerium in seinem jüngsten Erlasse verworfen wird, ihr Daseyn und ihre langjährige Dauer (seit 1813) derselben Stelle, nämlich dem Justizministerialerlasse vom 30. October 1813 verdankt; und wenn man gewiß zugehen muß, daß diese Praxis der gerechte Vorwurf einer großen Härte trifft, die im Erstse keine Begründung hat, und man deshalb um so mehr beklagen muß, daß die Gerichte denselben, wie es scheint ohne weitere Prüfung, wie ein Gesetz als bindende Norm ansahen, so wird man sicherlich der Mißbilligung nicht beikommen können, welche großherzogliches Justizministerium im Eingange seines neuesten Erlasses, wenn auch nur in der gelindern Form eines Wunsches, gegen die Abweichung von der seiterrigen, doch nun von ihm selbst für unrichtig erkannten, Praxis auszusprechen sich bemühen sahn. Eine als unrichtig und den Gesetzen widersprechend erkannte Praxis muß der pflichtgetreue Richter ausüben, er kann daher deshalb auch keinen Tadel verdienen und alles, was die Justizoberaufsichtsbehörde, welche nicht durch Veranlassung eines Gesetzes abhelfen will, in einem solchen Fall thun kann, beschränkt sich auf das Einwirken auf den Richter auf doktrinellem Wege.

Hält man die verschiedenen Ansichten, die sich jetzt hauptsächlich entgegenstehen, gegen einander, so unterscheiden sie sich im Wesentlichen darin, daß

1) die auf die Justizministerialverordnung v. J. 1813 gebaute seiterrige Praxis unbedingt Verdopplung, Verdreifachung i. c. und zugleich die Markenberechnung bei dritten Diebstählen zuläßt, während

2) der Justizministerialerlaß vom 14. September d. J. gleichfalls beide Arten der Verschärfung, die Verdopplung i. c. diese jedoch nur in so weit, als die Markenberechnung nicht

für sich schon dieses Maß ausfüllt,) und die Markenberechnung anerkennt; so daß die letztere also nur dann die Verdopplung i. c. ausschließt, wenn sie über deren Maß hinausreicht. Bei der einen und der andern Ansicht wird den Erläuterungen Gesetzeskraft beigelegt; in dem jüngsten Justizministerialerlaß wird dies zwar nicht ausdrücklich gesagt, es geht aber unzweifelhaft aus dem ganzen Inhalte des Erlasses hervor, wie schon die Worte mit sich bringen: „Nach der geltenden Gesetzgebung vermag man jedoch i. c.“

3) Abweichend von diesen beiden Ansichten nimmt eine dritte Meinung an, daß bei dritten Diebstählen ausschließlich und unbedingt die Markenberechnung eintrete und, ohne Verdopplung, Verdreifachung i. c. das Maß für die Wiederholung bilde. Dies ist die Ansicht, welche in der neuern Zeit das großherzogliche Oberhofgericht adoptirt hat, welches dieselbe schon in dem Erlassesitte begründet findet, aber auch zugleich für diejenige Meinung ansieht, die nach richtiger Auslegung in den Erläuterungen (§. 93) ausgesprochen sei.

Eine vierte Ansicht verwirft lediglich die Erläuterungen als Gesetzesquelle und folgt bloß dem §. 77 des Strafgesetzbuchs und den allgemeinen Grundgrößen hinsichtlich des Rückfalls, wornach für die Wiederholung außer der Markenberechnung ein besonderer willkürlicher Strafsatz in Anwendung gebracht werden soll, während

5) noch eine andere Ansicht von dieser Meinung nur darin abweicht, daß sie einen solchen Zusatz für die Wiederholung bloß in den Fällen statuiert, in welchen die Markenberechnung kein Resultat liefert, der zu bestrafende Rückfall nämlich keine weitere Mark herausstellt.

Diese zwei letztern Ansichten sind von der Minorität des Hofgerichts am Unterhein in dem Falle geltend gemacht worden, wovon Nummer 22 der Annalen spricht.

Prüfen wir nun zunächst die in dem letzten Justizministerialerlaß ausgesprochene Ansicht und die dafür angeführten Gründe, so beruht sie, wie mir scheint, auf zwei irrigen Voraussetzungen. Diese sind:

1) daß der folgende Rückfall stets höher als der frühere bestraft werden müsse,

2) daß das Wachsen der Strafe, wovon §. 93 der Erläuterungen am Ende spricht, erst da beginne, wo das Maß der Strafe über das Doppelte, Dreifache i. c. hinausgehe.

Was die erste Behauptung anbetrifft, so ist zwar so viel richtig, daß die Erläuterungen (§. 77 des Anhangs) dieselbe wirklich enthalte; wenn man daher den Erläuterungen überhaupt Gesetzeskraft beilegt, so ist der Satz im Allgemeinen wohl nicht zu bezweifeln; und wenn das Oberhofgericht für seine Ansicht auch die Erläuterungen geltend machen will, wie dies nach der Mittheilung der Redaktion in Nr. 22 der Annalen der Fall ist, so muß man der im Justizministerialerlaß vom 14. September ausgesprochenen Ansicht wenigstens

den Vorzug der Consequenz einräumen. Es dürfte wohl nicht unangehen, die Erläuterungen nur theilweise, so weit man sie nämlich brauchen kann, anzuwenden. Aus den Erläuterungen wird es daher nicht gerechtfertigt werden können, wenn, wie p. 141 der Annalen geschieht, auch eine „wenigstens eben so hohe“ Strafe des Rückfalls, wie die des früheren Diebstahls, für groß genug erachtet wird. Nehmen wir einstweilen auch an, daß die Erläuterungen Gesetzkraft haben und geben wir zu, daß nach den Erläuterungen in ihrer Verbindung die spätere Rückfallsstrafe immer höher als die Strafe des früheren dritten Diebstahls seyn soll, so folgt doch daraus noch keineswegs, daß sie gerade in dem Maße größer seyn muß, als in dem Justizministerialerlaß vom 14. September angenommen wird.

Es folgt weiter aus dem Ermöhlen des §. 93 der Erläuterungen, worauf in dem Erlaß Gewicht gelegt wird, etwas für diese Ansicht, noch beruht der oben unter Ziffer 2 angeführte Satz auf irgend einem haltbaren Grund; diese letztere Unterstellung ist vielmehr ganz willkürlich und der letzte Satz in §. 93 der Erläuterungen enthält auch nicht eine Spur von etwas, das zu dieser Annahme berechtigen könnte. Der Satz, daß in Bezug auf die nach der Größe des Schadens wachsenden Strafen in der fortgesetzten Berechnung der früheren Summen des Schadens zu den letzten schon das Maß für die Wiederholung liege, lautet allgemein. Es scheint nun aber von selbst klar zu seyn, daß, wenn auch gemäß §. 77 des Strafedikts nur ein Monat (daß ein Monat der Geringfügigkeit gar nicht in Anschlag kommen soll, wie im Justizministerialerlaß gesagt ist, dies wird meines Wissens durch kein Gesetz verordnet) vermög der Markenberechnung weiter zu der Strafe des dritten Diebstahls hinzukommt, diese schon wirklich nach der Größe des Schadens gemessen ist; denn der Begriff des Wachsen liegt sprachlich schon in jeder Vermehrung, und Niemand kann im Ernst behaupten wollen, daß eine Vermehrung von weniger als 2 resp. 4 Jahre keine Vermehrung sei. Es wird hier eine Restriktion in den fraglichen Satz hineingelezt, die darin gar nicht liegt. Sollte diese darin zu finden seyn, so hätte sie der Verfasser der Erläuterungen nothwendig ausgesprechen müssen; er hätte sagen müssen: „In Bezug auf die nach der Größe des Schadens über die vorbemerkte Verdopplung, Verdreifachung u. wachsenden Strafen etc.“ Während dem also der §. 93 der Erläuterungen in dem Schlußsatze gerade für die Fälle überhaupt, um die es sich hier handelt, eine Ausnahme von der für Wiederholungsdelikte des Verbrechens aufgestellten Regel statuirt und damit in den ausgenommenen Fällen gerade die Regel ausschließt, so wird in dem Justizministerialerlaß voreist und bis auf einen gewissen Grad (2 resp. 4 u. Jahre) die Regel der

Verdopplung u. in Anspruch genommen und erst darüber hinaus der Ausnahme eine Anwendung und Wirkung vergönnt, welches Verfahren den Grundsätzen der Hermeneutik gewiß nicht entspricht. Am allerwenigsten kann der Satz, daß die spätere Rückfallsstrafe eine höhere seyn soll, gerade für diesen Maßstab einen Grund abgeben; denn ein jeder beliebige Zufluß würde im konträren Falle dieser Forderung schon genügen. Die Annahme erscheint also in der That ganz willkürlich. Willkürlich man aber von dieser unrichtigen Verfahrensweise und sucht man den allgemeinen Satz, daß die spätere Rückfallsstrafe stets höher seyn soll, auch in den engsten Schranken in allen Fällen durchzuführen; so gelangt man bei strenger Auslegung der Erläuterungen zu dem Ergebniss, daß überall, wo die Strafe nicht nach der Größe des Schadens wirklich wächst, d. i. wo sich bei der Zusammenrechnung nicht mindestens eine weitere Mark mehr ergibt, die Verdopplung u. eintreten mußte, d. h. man wurde zu der Absurdität gelangen, daß j. B. bei einem erstmals wiederholten dritten Diebstahl, der an sich 13 fl. beträgt, wenn alle vorhergehenden Diebstähle 48 fl. betragen, eine Strafe von 2 Jahren 1 Monat ausgesprochen werden müßte, während dem, wenn der wiederholte dritte Diebstahl bloß 10 fl. oder gar nur 6 fr. beträgt, wo also keine weitere halbe Mark einen Zuwachs der Strafe begründet, die Verdopplung, folglich 4 Jahre Zuchthaus, erkannt werden müßte. Das Ungehörige dieser Verfahrensweise springt noch mehr in die Augen, wenn man annimmt, daß fernere Wiederholungsfälle von ganz kleinen Beträgen, welche zusammen keine weitere halbe Mark bilden, zur Bestrafung kommen, indem es sich dann ereignen kann, daß der zum zweitenmal wiederholte dritte Diebstahl bei dem Gesamtbetrag von 59 fl., z. B. mit 6 Jahren Zuchthaus bestraft wird, während dem der darauf folgende zum drittenmal wiederholte dritte Diebstahl, wenn die Summe aller Diebstähle um 2 fl. mehr ausmacht, bloß mit 2 Jahren 1 Monat Zuchthaus bestraft werden müßte. Hierin liegt also wohl ein Grund mehr, es mit den Erläuterungen streng zu nehmen. Zu diesem Absurdum kommt man freilich nach der oberbogerichtlichen Auslegung des Ausdrucks Wachsen im Schlußsatze des §. 93 der Erläuterungen nicht, weil darnach nicht darauf, ob die Strafe nach der Markenberechnung im einzelnen Falle wirklich wachse, gesehen werden, sondern damit für die ganze Gattung der Verbrechen, bei welcher überhaupt die Markenberechnung statuir ist, der ausschließliche Maßstab gegeben seyn soll. Allein dieser Auslegung steht, auch abgesehen von den Vorläute, entgegen, daß alsdann in all den Rückfällen, welche um keine halbe Mark höher steigend die Strafe j. nicht höher würde, was doch die Erläuterungen verlangen (§. 77 des Einhangs).

Die Verlegenheiten, in welche demnach die Erläuterungen,

wenn man ihnen Geseßeskraft beilegt, den Richter bringen, sind aber glücklicherweise keine notwendige; sie verschwinden, wenn man alle vom Justizministerium ausgegangenen Erläuterungen und Rechtsbelehrungen auf ihren wahren Werth zurückführt, ihnen nämlich nur doctrinelle Bedeutung beilegt. Daß dies aber die richtige Ansicht sei, dürfte wohl aus den Ausführungen, welche in Nr. 22 der Annalen allegirt sind und aus den dort angedeuteten Gründen der hochgerichtlichen Minorität schon zur Genüge hervorgehen, und sicherlich wird aus den daselbst zu Gunsten der hochgerichtlichen Majoritätsansicht hervorgehobenen Gründen, die indessen in jener Vollständigkeit hauptsächlich von großherzoglichem Staatsanwalt zur Festhaltung der seitherigen Praxis entwickelt wurden, bei einer schon für Auffassung und Untercheidung der Begriffe etwas mehr folgen, als daß die in jenen Fällen zum Sieg gelangte Ansicht auf einer langjährigen Praxis beruht, deren moralische Grundlage in Nr. 28 der Annalen an den hellen Tag gekommen ist und nunmehr in dem neuesten Justizministerialeß wenigstens in einem wesentlichen Theile aufgegeben wird. Das ist die Praxis nicht, welche von dem Richter Achtung fordert, und von deren Erschütterung er, wo nicht die vollste Ueberzeugung von einem Widerspruche mit den Gesetzen und der gesunden Vernunft ihm davon abzuweichen gebietet, mit einer heiligen Scheu und einem heilsamen Mißtrauen in die Richtigkeit seiner eigenen Ansicht zurückbeugen soll; eine solche Achtung ziemt nur derjenigen Praxis, welche nicht aus einem Machtgebot, das die anwendenden Richter mit Anerkennung ihrer Stellung sowohl als des gesetzlich bestimmten Wirkungsbereichs des Justizministeriums nach dem Ausdruck der Redaktion der Annalen wie ein Evangelium betrachten, hervorgeht, sondern sich als das Ergebnis seiner Forschung der Wissenschaft und einer gesunden Hermeneutik fundirt. Wenn man zur Rechtfertigung der hochgerichtlichen Majoritätsansicht in Beziehung auf die Frage der Geseßeskraft der Erläuterungen sich auf eine Reihe von Vorgängen als: höchsten Orts bestätigte Erkenntnisse, in welchen die Erläuterungen als Gesetz angewendet worden sind; Verordnungen, ja selbst Gesetze, worin ihre Erwähnung geschieht; ihre Publication im Regierungsblatt u. d. d. beruft, um daraus die wenigstens stillschweigende Anerkennung und Genehmigung des Staatsoberhauptes oder der gesetzgebenden Gewalt zu folgern; so möchte dieses Argument wohl durch die Bemerkung entkräftet erscheinen, daß nach unsern Verfassungsgesetzen, und zwar selbst nach den ältern Verfassungen, wie schon von Andern dargelegt worden ist, Gesetze und authentische Auslegungen nicht durch stillschweigende Genehmigung der von einzelnen Ministerien ausgegangenen Akte durch den Gesetzgeber entstehen konnten, und daß es daher Thatsache ist, daß man eine lange Zeit

hindurch bei uns die Gesetzgebung besonders im Justizfache mit untergeordnetem Interesse und einer gewissen Gleichgültigkeit behandelte, weshalb allein schon die Früchte aus dieser Epoche auf keine unbedingte Anerkennung zu rechnen haben, vielmehr einer genauern Prüfung bedürfen. Untersuchen wir daher, ohne den Gesichtskreis durch die Erläuterungen trüben zu lassen, die sich ja sogar selbst nur als eine auf Rechtsähnlichkeit gebaute Auslegung ankündigen (§. 93) unbefangenen den wahren Sinn des Gesetzes, wie er sich aus dem Strafedikt selbst ergibt, so gelangen wir ohne Schwierigkeit zu folgendem Resultat: Zu Folge des §. 77 des Strafedikts bildet der dritte Diebstahl ein eigenes Verbrechen, dessen Strafe der Gesetzgeber dahin bestimmt hat, daß sie zwei Jahre Zuchthaus und je einen Monat weiter für jede halbe Mark, um welche die Summe aller Diebstähle zwei Markten über 48 fl. übersteigt, betragen soll. Zwei Jahre ist also auf den dritten Diebstahl ohne Rücksicht auf die Größe der Grundstrafe, und den dritten Diebstahl, nach seiner Größe betrachtet, ist zwei Jahre Zuchthaus mit einem Monat derselben Strafe für jede 48 fl. übersteigende halbe Mark die Grundstrafe, so daß man also, weil bei jedem dritten Diebstahl diese Markenberechnung auf den Grund der Zusammenrechnung aller Diebstahlssummen Statt finden soll, die zuletzt bezichnete Grundstrafe die allgemeine Grundstrafe nennen kann. Da nun nach dem vom Strafedikt (Einleitung und §. 98 des Strafedikts) anerkannten allgemeinen Grundsätze des gemeinen Criminalrechts die Wiederholung eines Verbrechens einen Erschwerungs- oder Strafschärfungsgrund bildet, so muß in jedem einzelnen Rückfall noch ein Strafzusatz beigesetzt werden, dessen Größe dem Ermessen des Richters überlassen ist; somit enthält das im Justizministerialeß vom 30. Oktober 1813 aufgestellte Prinzip, daß nämlich neben der Markenberechnung noch ein besonderer Strafzusatz für die Wiederholung ausgesprochen sei, gewiß die richtige Auslegung des Strafedikts. Nur dafür, daß der Zusatz in der Begehung, Verbrechensart u. d. d. bestehen soll, liegt kein gesetzlicher Grund vor, sondern diese Ansicht gründet sich lediglich auf den §. 93 der Erläuterungen und kann daher nicht binden. Die in den Annalen mitgetheilte oberhofgerichtliche Ansicht will zwar ganz allgemein die Schärfung für die Wiederholung schon in der zur zwölfjährigen Zuchthausstrafe hinzukommenden Markenberechnung finden und stützt diese Ansicht, abgesehen von dem §. 93 der Erläuterungen, darauf, „daß es sonst zu jener in der Hinzurechnung der früheren Diebstahlssummen liegenden Schärfung gar keinen denkbaren Rechtsgrund gäbe.“ Hierin kann ich jedoch dem Oberhofgerichte nicht beipflichten; denn die Worte des §. 77 des Strafedikts sprechen es ganz deutlich aus, daß die Berechnung für die

48 fl. übersteigenden halben Markten an das Daseyn dieser höhern Summe der sämmtlichen Diebstähle gebunden, diese also lediglich das für sich soll. Das Strafbild anerkennen überhaupt bei der Bestrafung der Diebstähle neben andern Momenten der Strafmessung die Größe des Schadens als ein Hauptmoment und setzt nur den Anfangspunkt der Wirksamkeit dieses Momentes bei den verschiedenen Diebstählen in verschiedener Weise fest, wie aus einer Vergleichung der §§. 74 — 77 und §. 79 des Edicts hervorgeht; und diesem Momente allein soll durch die Bestimmung im zweiten Theile des §. 77 Rechnung getragen werden. Zwar ist es eine Sonderbarkeit, daß die Beträge der früheren Diebstähle auf solche Weise bei spätern Rückfällen immer wieder in Berechnung genommen werden, und es gewinnt dadurch den Anschein, daß dieselbe Handlung mehrermals bestraft werde. Bei der Bestimmtheit der Worte kann man sich diese Verfügungsweise des Gesetzgebers nicht wohl anders als so erklären, daß, wie auch in den Erläuterungen hierüber (§. 78 des Anhangs) bemerkt wird, der Gesetzgeber aber auf diese Art den Maßstab für dritte Diebstähle festsetzen wollte, und unverkennbar liegt dabei die Absicht zu Grund, daß derjenige, welcher in der Vergehung an fremdem Eigenthum eine gewisse Summe übersteigen, d. i. in so großem Maße das fremde Eigenthum beeinträchtigt habe, auch noch bei spätern Rückfällen die Fortwirkung der durch die Größe des Schadens begründeten besondern Strafbarkeit fühlen solle. Wenn ich diese Sonderbarkeit zu erklären versuche, so will ich jedoch damit keineswegs auch eine Rechtfertigung dieses Verfahrens versucht haben; ich bin vielmehr der Ansicht, daß diese Norm zur Verhütung von Mißdeutungen viel zweckmäßiger hätte ausgedrückt werden können.

Es läuft wider den Sinn, daß der §. in seiner gegenwärtigen Fassung die Summen, die durch den neuen Rückfall hinzukommen, und noch nicht bestraft sind, mit jenen der früheren, schon mit Rücksicht auf die Schadensgröße bestraften Diebstähle in eine Klasse zusammenwirft. Immerhin ist aber damit für die Wiederholung keine Schwärzung ausgesprochen, weil die Schwärzung ausdrücklich für ein anderes Moment bestimmt ist. Da nun aber, wie schon gezeigt worden, die Wiederholung immer als Erschwerungsgrund wirkt, so ist in jedem Falle außer der Grundstrafe, wozu die Marktenberechnung gehört, noch ein arbitrarer Strafzusatz für die Wiederholung auszusprechen; und zwar muß, weil bei solchen Gewohnheitsverbrechen jede Wiederholung einen tiefer eingewurzelten Gang offenbart, dem daher auch nur mit größter Strenge wirksam entgegengewirkt werden kann, der Zusatz für die Wiederholung größer seyn als im vorigen Falle. Auf diese Weise kommen wir dann zu dem Resultate, daß auch die Erläuterungen in §. 77 enthalten, daß nämlich der

spätere Rückfall stets mit einer höhern Strafe als der frühere geahndet werde. Soweit stellen sich die Erläuterungen des Justizministeriums und also in der That als die richtige doctrinelle Auslegung dar. Die Auslegung aber, die aus mehreren Bestimmungen des Gesetzbuchs über den Rückfall bei einzelnen Verbrechen (§. 62, 64, 79), worunter auch eine aus besondern Gründen (bei der Bestrafung der Gauner) angedrohte Verdopplung vorkommt, vermöge der Rechtsähnlichkeit überhaupt die Verdopplung und sogar noch die Verdreifachung u. s. für weitere Rückfälle abstrahirt und als allgemeine Regel aufstellt, diese Auslegung hält an den richtigen Interpretationsregeln nicht die Probe, kann folglich auch nicht auf Befolgung Anspruch machen.

Wir wollen nun die Sache noch durch einige Beispiele anschaulicher zu machen suchen.

Jemand ist 1) wegen eines Diebstahls von 24 fl., 2) wegen eines solchen von 12 fl., und 3) wegen eines solchen von 36 fl. bestraft worden, und zwar im letzten Fall nach §. 77 des Strafbildes mit 2 Jahr und 2 Monat Zuchthaus. Er entwandt wieder 10 fl. und macht sich dadurch des vierten oder des erstmals wiederholten dritten Diebstahls schuldig; nun erhält er

a. nach unserer Ansicht

1) als Grundstrafe nach §. 77 des Strafbildes 2 J. 2 M.

2) für die (letzte) Wiederholung oder den

Rückfall einen arbitrarén Zusatz etwa . . . 3 M.

Summe 2 J. 3 M.

Hätte aber der vierte Diebstahl 15 fl. betragen, so wäre

1) die Grundstrafe 2 J. 3 M.

2) der Zusatz für die Wiederholung 3 M.

2 J. 6 M.

Er sieht nun zum fünftenmal und zwar 48 fl. In diesem Falle, dem zweimal wiederholten dritten Diebstahl, erhielt er

1) Grundstrafe 2 J. 3 M.

2) für die (letzte) Wiederholung 4 M.

2 J. 7 M.

b. Nach dem Justizministerialerlasse vom 14. September d. J. betrafte sich die Strafe des erstmals wiederholten dritten Diebstahls, ob er 10 fl. oder 15 fl. betrüge, auf 4 Jahre und die des fünften auf 6 Jahre.

c. Nach der oberhofgerichtlichen Ansicht dagegen würde der vierte Diebstahl im Werth von 10 fl. 2 Jahre, von 15 fl. 2 Jahre 1 Monat; der fünfte im Werth von 48 fl. wieder nur 2 Jahr 1 Monat betragen.

d. Nach der seitherigen noch von der Majorität des Hofgerichts des Unterrihein festgehaltenen Praxis dagegen wäre die Rechnung folgende:

Erstmal wiederholter dritter Diebstahl von 15 fl.

- 1) Grundstrafe u. Wiederholung (Verdoppelpg.) 4 Z.
 2) Markenberechnung 3 M.
 Summe 4 Z. 3 M.
 Zweitmal als wiederholter dritter Diebstahl.
 1) Grundstrafe u. Wiederholung (Verdreifachg.) 6 Z.
 2) Markenberechnung 3 M.
 Summe 6 Z. 3 M.

Je höher die Summe der wiederholten dritten Diebstähle, desto mehr würde die Strafe nach seitheriger Ansicht jene nach dem neuesten Justizministerialelaß übersteigen, da nach dem letzten die Verdopp lung und Verdreifachung u. überall vorgelöst, wo einmal die Zahl der Marken das gleiche Zeitmaß ergibt, nach der alten Ansicht aber solche stets fort mit in die Wagschale gelegt wird. Es ergibt sich aus dieser Uebersicht, daß die oberhofgerichtliche Ansicht die mildeste ist, dieser die hier verteidigte am nächsten kommt, und dann der Strenge nach die nach dem neuesten Justizministerialelaß und endlich die der seitherigen Praxis folgt. Es ergibt sich ferner — und dies möchte nicht der unbedeutende Grund gegen diese Ansicht seyn, — daß nach dem neuesten Erläuterungen des Justizministeriums alle erstmahl wiederholten dritten Diebstähle von 6 Kreuzern bis 288 fl., sodann alle zweimal als wiederholten dritten Diebstähle von der geringsten Summe bis 576 fl. ganz gleich bestraft würden! Ich bezweifle, ob ein solches Ergebniß in der Absicht des großherzoglichen Justizministeriums liege; noch mehr bezweifle ich, ob diese Art der Befrafung dem Prinzip, welches das Strafmaß in Beziehung auf die Schadengröße in den §§. 74 — 77, 79 so bestimmt ausdrückt, entspreche. Den Vorwurf zu großer Milde wird man der hier entwickelten Ansicht mit Grund nicht machen können, wenn man bedenkt, daß schon das Minimum der Strafe des ersten dritten Diebstahls für die Fälle von geringerem Betrag, z. B. bei einem Diebst von einigen Gulden oder gar einigen Kreuzern, wie schon manche Fälle vorkamen, viel zu hart und den geläuterten Prinzipien des heutigen Strafrechts zuwider ist.

Zum Schluß muß noch der humanen Tendenz rühmlich erwähnt werden, die in der zugleich mit dem Justizministerialelaß vom 14. September d. J. an die Gerichte abgegangene Anordnung ausgesprochen ist, daß in allen solchen Fällen, in welchen künftig noch nach der seitherigen Praxis erkannt werden sollte, wenn nicht schon der Verurtheilte rekurrierte, die Akten dem Justizministerium vorgelegt werden sollen. Sollte es nicht die Konsequenz wie die Humanität fordern, daß vom großherzogl. Justizministerium alle jene, welche nach der seitherigen Ansicht verurtheilt wurden, zur Begnadigung mit dem ganzen noch nicht erkannten Mehrbetrag der Strafe nach dem Maßstab der bereits adoptirten mildern Ansicht höchsten Orts empfohlen werden? — X.

III.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

4. Der Wille.

(Fortsetzung.)

So sehen wir deshalb auch innerhalb vollkommener Freistaaten so gut einen souveränen Willen, als sich in Despoten alle, diesem Prinzip scheinbar fremde, aber von der Vernunft geforderte, Willensformen wenigstens momentan geltend machen. Der Wille ist Will und folgt in seinen Ausprägungen den Gesetzen des Geistes. Ein Einzelner, mehrere Einzelne und alle Einzelnen können z. B. als souverän gedacht werden, und sind es im bisherigen Ablaufe der Weltgeschichte schon gewesen, und die Widersprüche der Denk- und Willensstufen, in denen sich die Völker herumgeworfen haben, sind, zwar oft nur ganz formelle, aber doch immer Kategorien und Gedankenextreme, wo gewöhnlich der praktische Sinn der Staatsmänner, bisweilen auch der der Regierten, die abstrakte Einsicht in die Gedankenverhältnisse ersetzt hat, und für den einzelnen Fall auch vollkommen genügend, denn Denken ist Denken, und wenn ein fluger Kopf einsieht, daß in einem besondern Zustande ein Widerspruch geltend werden müsse und das Wie durch sein Geiße findet, so unterscheidet er sich von dem philosophischen Talente nur durch die geringere Allgemeinheit und Ausdehnung, die er dem eingesehenen Gedanken zu geben vermag ist. Das gebietet also allerdings auch hier, daß der Staat ebenfalls einen Willen hat, und daß sein Wille kein anderer seyn soll, als die sich verwirklichende Vernunft; aber im Rechte ist es schon von dem Bedürfnisse ganz bestimmt gefordert, welcher Art hier der allgemeine Wille seyn müsse. Wir pflegen ihn gewöhnlich einen moralischen Willen zu nennen und von der vernünftigen Einsicht nicht zu trennen. Dies trifft, wie man leicht sehen kann, damit zusammen, daß schon jede Handlung, um moralisch zu seyn, mit dem Vorsatze übereinstimmen muß, oder, anders ausgedrückt, daß der äußerlich erscheinende Wille auch als innerlicher Wille vorhanden sei. Da dieser Unterschied des Äußern und Innern nur formell ist und nur den relativen Werth der Handlung in Bezug auf mich ausdrückt, so ist der allgemeine Werth derselben dadurch gar nicht begründet, und das Gute und Böse, oder Rechte und Unrechte der That ist damit nicht bestimmt. Der Richter hat also jedenfalls die subjektiv allgemeine Stellung des Gewissens nicht als Maßstab gelten zu lassen, und das Recht der Absicht ist, wenn auch vorhanden, doch jedenfalls beschränkt. Der Widerspruch, der hierin liegt, daß Absicht und Handlung verschiedenen seyn können und die Verantwortlichkeit, welche von beiden und in wie weit zu gelten habe, ist eine der Antinomien,

von denen das Recht voll ist. Das Recht ist praktisch nie etwas anderes, als Auflösung von Widerstreitendem. Der moralische Wille des Richters wäre also von dem, was man überhaupt so nennt, bestimmt zu unterscheiden, und vielmehr ist die Verbindung dieses objectiven Willens mit der Einsicht das Charakteristische.

Wer schon einen so gebildeten Geist besitzt, daß es ihm wenig Mühe macht, Resultate seiner Erfahrung als abstrakte Gedanken zu verknüpfen und zu vergleichen, der wird durch unwillkürliche Aufmerken auf sich selbst und auf Andere längst die Einsicht gewonnen haben, daß der Mensch die Möglichkeit in sich trägt, nicht nur den Inhalt seines Denkens und Willens zu wechseln, und damit von irgend einem bestimmten Gegenstande zu abstrahiren, sondern auch vielleicht von allem Bestimmten, allem Inhalt und Zweck seines Willens sich zu enthalten, denn es ist doch wenigstens denkbar, daß ein Mensch auch gar nichts wollen könnte. Wer aber auf diese Art gleichgültig wäre gegen alle Bestimmtheit, der hätte damit zwar noch die bloße, aber doch jedenfalls die wirkliche Möglichkeit, sich zu irgend etwas zu bestimmen. Wenn nun Ich weiß, daß es meine Selbstbestimmung ist, welche sich bestimmt und beschränkt, so ist dies ein überliefelter Standpunkt, und man nennt ihn die Freiheit des Willens. Wenn also auch der noch unbestimmte Wille etwas einseitiges und hohles ist (der in irgend einer Bestimmtheit stehende Wille ist ohnehin einseitig), so liegt doch gerade in dieser Möglichkeit der Unbestimmtheit, die alle Schranke und Negation von Endlichem und Bestimmtem zu verschlingen und zu überwinden die angestammte Kraft hat, die unendliche Freiheit des Willens. Daß der Mensch von Allem abstrahiren kann, daß er aber auch Bestimmtes festhalten kann, in diesem Können liegt alles Leben und Thätigkeit des Willens und Geistes. Werthwärtig ist es mir deshalb immer, daß ich nur darum noch lebe, weil ich will, denn ich hätte mich ja längst umbringen können, wenn ich ernstlich gewollt hätte, während meiner Hausfesseln melanchothischer Mops seinen Trübsinn nicht bis zu diesem Punkte zu steigern die Kraft hat. Ich könnte wollen, wenn ich möchte, aber ich will nicht wollen, weil ich einsehe, daß ein vernünftiger Geist so etwas nicht wollen soll.

Vielleicht scheint nicht viel dran gelegen, daß man sich den freien Willen als etwas so gar Wichtiges und Unentbehrliches vorstellt, denn die Erfahrung lehrt ja, daß viele Menschen, wenn man ihnen den freien Willen läßt, etwas Verfehltes oder auch wohl gar Nichts thun. Nichts wollen heißt aber: nichts Bestimmtes wollen, und ist dennoch Wollen überhaupt; dieser absolute Wille hat also seine Selbstständigkeit und Freiheit im absolut Unbestimmten. Wenn ich sage: ich will, dann will ich immer irgend etwas

Bestimmtes; und Nichts wollen ist gar nicht Wollen, oder das Ich ist dann eben so leer und inhaltslos, als das Wesen. Der absolute freie Wille wäre demnach inhaltslos, unbestimmt, und müßte durchaus noch gar nicht, was er will. Wo das bestimmte Nichts fehlt, ist der Wille also allerdings etwas völlig Hohles und dem Zufalle Offenes, aber gerade diese Möglichkeit, auch gar Nichts wollen zu können, dies ist eben der Anfang der Freiheit und gerade darin liegt auch ihr innerstes Seyn. Darum ist dann auch die Möglichkeit vorhanden, daß jeder zufällige besondere Wille (dies hieße: mit einem particularen Inhalt) die Absolutheit des Willens und des Ichs festhalten und unter den schlechtesten und kleinlichsten Voraussetzungen allgemeine Gerechtigkeit und Wahrheit als Ziel nicht bloß suchen, sondern wirklich sich vorstellen kann. Die bestimmte Angabe des besondern Inhaltes wird also bei allen Theorien über Recht und Staat so wichtig seyn, als bei der ringeligen Handlung der bestimmte Willensakt; denn überhaupt das Gute und Rechte zu wollen ist zwar der Anfang der Tugend, schließlich jedoch in besondern Fällen die zufällige Willführ nicht aus; und dies aufgefaßt zu haben, wäre die erste und vielleicht wichtigste Einsicht in Wille und Recht.

Die große Mannigfaltigkeit, welche der möglichen Formen des Geistes, und damit auch des Willens, zulassen, schließlich demnach Inhalt und Ordnung nicht aus, und wenn wir in der Natur auch das Zufällige abhängig, und mithin zusammenhängend und notwendig finden, so wollen wir im Geiste dasselbe wenigstens für möglich gelten lassen und die Abhängigkeiten der Willführ von der Nothwendigkeit finden wir dann vielmehr so natürlich, als das Anschließen des vernünftigen Willens an allgemeine Gesetzmäßigkeit. Wir wollen, ohne in gesondertes und geordnetes Detail einzugehen, nur aus dem Möglichen Grund für unsere Einsicht Nutzen ziehen, und das Theoretische und Praktische, was der Jurist täglich entgegenstellt, und worüber wir später vielleicht noch ein besonderes Wort uns erlauben, als Hauptabtheilung gelten lassen. Der theoretische und praktischer Geist (die Intelligenz und der Wille) ist derselbe Geist, und die Abtheilung und Trennung etwa der Rechtstheorie oder der Pflichtenlehre, in diese beiden Momente hat so wenig den Sinn, daß wir nur Eines von beiden bezwecke, als sich eine Religion denken läßt, die nur das Handeln bedingt, ohne dabei irgend etwas zu lehren. Wenn man also geistige Verhältnisse, die den Willen in seinen möglichen Formen, sich, nach einem zufälligen oder im Geiste gegründeten Maßstab, getheilt und gesondert denkt, so muß man doch die Einheit und den Zusammenhang dabei nicht außer Acht lassen. Nur Theile, die zusammen gehören, lassen eine vernünftige Sonderung zu, und bilden ein geordnetes Ganze; wir sind bei dem Verhältnisse des Ganzen und der Theile, wenn wir es abgesondert zu betrachten Gelegenheit finden sollten, unabländlicher gegenwärtig. (Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufsätze folgt.)

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 44.

Karlsruhe den 3. November 1838.

I.

Bemerkungen über die Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl unter Bezug auf die darüber ergangenen Abhandlungen in Nr. 22 dieses Jahrgangs der Annalen.

Es ist bekanntlich in neuester Zeit die Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl streitig geworden, und zwischen beiden streitenden Meinungen ist nun eine dritte als Vermittlerin aufgetreten, welche glaubt, daß man durch eine einzige Modifikation der bisherigen Praxis mit dem Wortlaut des §. 93 der Erläuterungen in Einklang bringen und also als richtige Gesetzesauslegung darstellen könne.

Diese dritte Meinung ist in dem von den Annalen bereits mitgetheilten Justizministerialerlasse vom 14. September 1838 Nr. 3720 ausgeführt.

Wenn ich diese dritte Meinung recht verstehe, so geht sie dahin, daß in dem Fall, wo die aus der Markenberechnung entstehenden Zusätze zu der zweijährigen Zuchthausstrafe so hoch anfragen, daß sie zwei Jahre oder vier Jahre Zuchthaus betragen, alsdann die Verdopplung oder Verdreifachung der zweijährigen Zuchthausstrafe wegfällt, und nicht zu erkennen sei, als die einfache zweijährige Zuchthausstrafe mit dem weitem aus der Markenberechnung entspringenden Strafzusatz.

Mit dieser Ansicht wird man aber abgesehen von ihrer sonstigen Unrichtigkeit bei Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl nicht ausreichen, denn es bietet sich alsbald die Frage dar, was man denn mit der zwar die zwei Marken des §. 77 des Strafschiffs übersteigenden jedoch nicht zwei oder vier Jahre Zuchthaus erreichenden und darstellenden Markenberechnung machen soll. Nehmen wir einen Fall des wiederholten dritten Diebstahls an, wo der Werth aller vier Diebstähle nur 26 halbe Mark erreicht. Zieht man von ihnen die zwei Marken des §. 77 des Strafschiffs ab, so bleiben 22 halbe Mark, und diese stellen keinen Strafzusatz von zwei Jahren Zuchthaus dar.

Was soll nun hier geschehen? Sollen die aus der Markenberechnung entspringenden 22 Monate an der zu verdoppelnden zweijährigen Zuchthausstrafe in Aufrechnung kommen, und sollen also vorerst die zwei Jahre Zuchthaus, alsdann die 22 Monate aus der Markenberechnung, und endlich die weitem noch zur Komplettirung der Verdopplung der einfachen zweijährigen Zuchthausstrafe fehlenden drei Monate zugeschlagen werden, damit diese Verdopplung herauskommt? Alsdann müßte man die aus der Markenberechnung entstehenden Strafzusätze, so lange solche zwei Jahre oder vier Jahre nicht übersteigen, als in der Verdopplung oder Verdreifachung der zweijährigen Zuchthausstrafe enthalten und aufgehend ansehen, und daraus würde folgen, daß die Markenberechnung so lange wegfällt, als sie nicht zwei oder vier Jahre übersteigt. Davon steht aber nichts im Gesetz, und davon wäre die nächste schlimme Folge die, daß der überhaupt nicht 48 fl. stehende vierte Dieb, da bei ihm keine Markenberechnung eintritt, alsbald mit der Verdopplung der zweijährigen Zuchthausstrafe belegt, und also mit dem 26 halbe Mark stehenden Dieb gleich bestraft wird. Das kann doch nicht geschehen! *)

*) Hatte z. B. der erste Diebstahl 12 fr., der zweite 12 fr., und der dritte wieder 12 fr. betragen, so wäre der vierte Diebstahl ohne Unterschied, ob er wieder nur 12 fr. oder ob er 336 fl. 24 fr. betrüge, nach der im Justizministerialerlasse vom 14. September 1838 enthaltenen Ausföhrung ganz gleich hoch, nämlich mit vier Jahr Zuchthaus zu bestrafen.

Beträge nämlich der vierte Diebstahl nur 12 fr., folglich die Summe aller Diebstähle nur 48 fr., so wäre gleichwohl auf die Verdopplung der einfachen Strafe des dritten Diebstahls, daß ist auf vier Jahr Zuchthaus, zu erkennen.

Beträge aber der vierte Diebstahl 336 fl. 24 fr., folglich die Summe aller Diebstähle 336 fl. oder 28 halbe Markten, so betrüge die Strafe des vierten Diebstahls schon nach der Markenberechnung vier Jahre Zuchthaus und es käme daher nach der erwähnten Ausföhrung die Verdopplung nicht mehr zur Anwendung. Darnach wäre der vierte Diebstahl ganz gleich zu bestrafen, ob er 336 fl. 24 fr. oder ob er nur 12 fr. betrüge, und dieses Resultat wäre mit dem Geiste unseres,

Soll aber in dem Fall, wo die eintretende Markenberechnung die Verdopplung oder Verdreifachung der zweijährigen Zuchthausstrafe nicht erreicht, diese Verdopplung mit dem Zusatz aus der Markenberechnung eintreten? Alsdann müßte bei einem Gesamtwert der vier Diebstähle von 26 halben Marken nach Abzug der zwei Marken des §. 77 des Strafsatzes die Verdopplung der zweijährigen Zuchthausstrafe mit weiteren 22 Monaten Zuchthaus erkannt, und also eine Strafe von fünf Jahren 10 Monaten Zuchthaus ausgesprochen werden, wornach der mit 22 Marken in die Markenberechnung tretende vierte Dieb mit 10 Monaten Zuchthaus mehr bestraft würde, als der mit 36 halben Marken in die Rechnung tretende, der nach dem eigenen Beispiel der neuen Meinung nur mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft wird? Das ist doch wohl rechtlich unmöglich, daß der weniger entwendende vierte Dieb härter bestraft wird als der mehr entwendende vierte Dieb! *)

In den Fehler, welchen die vermittelnde neue Meinung der des Oberhofgerichts vormieth, daß sie einen spätern Diebstahl nicht härter bestraft als den vorausgegangenen, fällt sie aber selbst. Nehmen wir an, daß bei dem dritten Diebstahl die Summe aller Diebstähle 40 halbe Marken betragen hat, so trat damals die Markenberechnung nach Abzug von zwei Marken mit 36 halben Marken ein, und es mußte eine Strafe von zusammen fünf Jahren Zuchthaus ausgesprochen werden. Wenn nun der Bestraft wieder stiehlt, jedoch nur einen Werth von 5 fl. entwendet, der die Markenberechnung nicht steigert, so tritt er bei dem wiederholten dritten Diebstahl abermals mit einer Markenberechnung von 36 halben Marken in Rechnung, und wird nach dem eigenen Beispiel der neuen Meinung mit fünf Jahren Zuchthaus, also gerade mit derselben Strafe belegt, welche er für den dritten Diebstahl erhalten hat. **)

die Diebstahlstrafe überall nach den Marken berechnenden, Strafsatzes sicher weit uneindeutlicher, als das der oberhofgerichtlichen Ansicht vorgeworfene Resultat, daß ein geringe vierter Diebstahl, der die Summe aller Diebstähle nicht einmal auf eine weitere halbe Mark erhöht, nur gleich dem dritten Diebstahl bestraft werden soll.

D. R.

*) Dies wäre allerdings ungerecht, aber dies ist auch die Ansicht des Justizministeriums nicht. Nach dem gedachten Justizministerialerlasse vom 14. September 1838 wäre ein vierter Diebstahl, wenn die Summe aller Diebstähle 26 halbe Marken betrüge, mit der Verdopplung der einfachen Strafe des dritten Diebstahls, folglich mit vier Jahren Zuchthaus zu bestrafen, und die Marken flieben, da sie für sich allein nicht schon ebenfalls eine Strafe von vier Jahren Zuchthaus zur Folge hätten, ganz außer Anschlag.

D. R.

**) Sehr treffend! — Damit ist der ganze und einzige Vorwurf, welcher der Ansicht des Oberhofgerichts gemacht wird, zurückgelegt.

D. R.

Unter diesen Umständen wird wohl keine der streitenden Meinungen die Vermittlung dieser neuen dritten Meinung annehmen wollen, und ich wenigstens, die Ansicht des Oberhofgerichts vollkommen theilend, will es versuchen, noch einige weitere Gründe zur Befestigung der ganz richtigen Ansicht des Oberhofgerichts mitzutheilen, obgleich vielleicht in dem Mißglücken der dritten Meinung gemeinsame Befestigung dieser Ansicht liegt.

Wenn man die Frage über die Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl, wie man auch vor allem muß, den Bestimmungen des Strafsatzes selbst unterstellt, so darf man dabei gewiß von den zwei Voraussetzungen ausgehen, daß es dem Gesetzgeber so gut wie bei den Verbrechern überhaupt so auch bei der Bestrafung des Rückfalls in den Diebstahl zu stand, dafür ein Maximum der Strafe zu besteuern, und daß er bei Einführung der Bestrafung des dritten Diebstahls wohl auch an den Fall gedacht haben kann, daß ein schon wegen dritten Diebstahls Bestrafter abermals einen dritten Diebstahl begeht.

Davon ausgegangen nun, daß der Gesetzgeber im §. 77 des Strafsatzes nicht über den dritten Diebstahlsfall hinausgeht, und bemerkt, daß er auch im §. 79 bei Bestrafung der Rückfälle des Banners in den Diebstahl nicht über den dritten Fall hinausgeht, wäre man unter den beiden obigen Voraussetzungen wohl berechtigt, die im §. 77 vorgeschriebene zweijährige Zuchthausstrafe in ihrer Verbindung mit der dorten eingeführten Markenberechnung als das Maximum der Diebstahlrückfallsstrafen überhaupt anzusehen.

So wie man aber dieses annimmt, so folgt aus dem §. 93 der Erläuterungen im mindesten nichts Anderes, denn da er sich selbst eine Anwendbarkeit nur in den Fällen zuschreibt, wo nicht im Strafsatz bei einzelnen Verbrechen der Wiederbegehung besonders eine Strafe vorgemessen ist, so folgt daraus nothwendigerweise, daß, in so fern der §. 77 des Strafsatzes schon Bestimmungen über die Wiederbegehung des Diebstahls enthält, der §. 93 der Erläuterungen daran so wenig etwas abändern will, als er z. B. die Bestimmung des §. 91 d hinsichtlich der Bestrafung der wiederholten Wilt-derei abändert.

Dieses bestätigt sich auch hauptsächlich dadurch, daß der §. 93 der Erläuterungen gerade die Grundsätze und Vorschriften des §. 77 des Strafsatzes anerkennt, anwendet, und überhaupt auf die Bestrafung der Rückfälle da ausdehnt, wo das Strafsatz nicht anderes vorschreibt.

Wenn man nämlich aus den §§ 77 und 79 des Strafsatzes entnimmt, daß der Gesetzgeber dorten schon in der Regel die Strafe des dritten Falls als das Maximum der Rückfallsstrafe ansieht und nur die Unjucht macht

davon im Strafsatz §. 62 g eine den vierten Fall als Maximum einschließende Ausnahme), so ersieht man alsbald, daß der Gesetzgeber im §. 93 der Erläuterungen bei den mit fest bestimmten Strafen bedrohten Verbrechen gleichfalls den dritten Fall als das Maximum der Rückfallsstrafen einführt, wodurch die Regel des §. 77 des Strafsatzes also bekräftigt wird.

Streng genommen war aber im §. 77 nur das enthalten, daß nicht über den dritten Diebstahlsfall hinausgezählt werden soll, nicht aber, daß die Strafe des dritten Diebstahls als solche ein festes Maximum seyn soll, denn sie konnte und mußte ja durch die dorthin mitgeführte Markenberechnung wachsen, und wenn nun der §. 93 der Erläut. gerade dieses gleichfalls bei den durch die Größe des Schadens wachsenden Strafen als das Maß der Strafe der Wiederholung vorschreibt, so ersieht man es doch wahrlich deutlich, wie dem Gesetzgeber bei dem §. 93 der Erläuterungen der §. 77 des Strafsatzes hauptsächlich vorwebte, und wie er den darin enthaltenen Grundsatz nicht über den dritten Fall hinaus auszählen, bei den mit fest bestimmten Strafen bedrohten Verbrechen als allgemeine Regel aufstellte, dagegen ein ferneres Wachsen der Rückfallsstrafen nur in die fortgesetzte Markenberechnung gelegt hat, welche er gleichfalls und allein im §. 77 einführt.

Wenn aber eine Erläuterung eines Gesetzes einen im Gesetz selbst schon für ein gewisses Verbrechen aufgestellten Grundsatz wiederholt und auf andere Fälle anwendet, so liegt darin offenbar zugleich die wiederholte Bestätigung des früheren Grundsatzes für das früher demselben schon unterstellte Verbrechen, so daß man aus dieser Zusammenstellung der §§. 77, 79 des Strafsatzes und des §. 93 der Erläuterungen nur die Meinung des Oberhofgerichts als die richtige annehmen muß, daß bei fernern Rückfällen des Diebstahls ein Wachsen der Strafe des dritten Falls nur in der Markenberechnung liegt.

Dagegen wird man sich freilich auf den §. 78 der Erläuterungen des Strafsatzes berufen und hiernach behaupten, daß der dritte Diebstahl eine eigene Gattung von Verbrechen bilde, welches als solches erstmals erscheine, demnach erst von sich an wieder eine Wiederholung begründe, und sonach unter dem §. 93 der Erläuterungen stehe, weil das Strafsatzes nirgends eine Vorbestimmung darüber ertheile, wie die Wiederbegehung des eigenthümlichen Vergehens des dritten Diebstahls zu bestrafen sei.

Allein! Mag man von der Nichtstrafe der Erläuterungen eine Meinung haben, welche man will, so wird man es doch bezweifeln dürfen, daß sie so nebenbei ein besonderes Verbrechen, eine eigene Verbrechensgattung aufstellen können, und wenn man bedenkt, daß im Strafsatz der dritte Diebstahl nirgends als eine eigene und besondere Gattung von Verbrechen erscheint, so wird man es bestritten

wissen, daß der dritte Diebstahl eine besondere Art von Verbrechen bilde, welche als solche erstmals erscheint, und als erster Fall wieder eine besondere Zählung seiner Rückfälle begründet. Die Erläuterungen selbst führen ihn auch im §. 98 nirgends als eine besondere Verbrechensform an, und wenn man nicht überseht, daß er in seiner Markenberechnung keineswegs von seinem eigenen Werth zu zählen anfängt, was er doch offenbar thun müßte, wenn er ein eigenes besonderes Verbrechen wäre, sondern daß er für sich und in seinen Rückfällen die Werthe aller früheren Diebstähle aufnimmt und zählt, so wird man annehmen müssen, daß er und sein Rückfall eine fortlaufende Reihe von Wiederbegehungen eines und ebendesselben Vergehens des Diebstahls ist.

Man kann zwar den dritten Diebstahl als eine besondere Art des ganzen Geschehens der Diebstähle ansehen, gleichwie man von großen und kleinen, von gefährlichen und qualifizirten Diebstählen spricht. Allein diese Arten des Diebstahls sind in ihrer mehrfachen Begehung immer nur als die Wiederholung eines und ebendesselben Vergehens zu betrachten, und so wenig man bei den Wiederholungen der Diebstähle immer nur die kleinen, oder die großen oder die gefährlichen je für sich ansehen und zählen kann, eben so wenig kann man den dritten Diebstahl für sich als den ersten Fall eines Vergehens betrachten, und von ihm anfangen, seine Rückfälle zu zählen. Der dritte Diebstahl ist ja gerade als solcher die dritte Begehung eines und desselben Vergehens des Diebstahls, und wie er nun eine eigene, eine besondere Wiederholung begründende Art eines Vergehens seyn kann, ist deshalb nicht einzusehen, weil er alsdann auch kein dritter Fall eines Vergehens seyn könnte, sondern überhaupt der erste seyn müßte.

Unter diesen Voraussetzungen wird man allerdings berechtigt seyn, die nicht nur dem Strafsatz selbst, sondern überhaupt allen Grundsätzen der Logik widersprechenden §. 78 der Erläuterungen in seiner Einführung des dritten Diebstahls als einer eigenthümlichen Gattung von Verbrechen mit eigenen Rückfällen nicht zu beachten, und es also bei der oben aufgestellten Folgerung aus den §§. 77 und 79 des Strafsatzes und des §. 93 der Erläuterungen zu belassen haben, daß über den dritten Diebstahlsfall nicht hinausgezählt, und daß ein Wachsen seiner Strafe nur in der Markenberechnung gefunden wird.

Aber auch angenommen, es liege der dritte Diebstahl ein eigenthümliches Verbrechen, welches wiederum eigenthümliche Rückfälle begründet, so kommt man doch nicht zum Ergebnis, daß bei seinen Rückfällen nunmehr die zweijährige Zuchthausstrafe des §. 77 verdoppelt und verdreifacht werden muß, sondern man kommt abermals wieder zu dem Resultat, daß seine Rückfälle nur in der fortgesetzten Markenberechnung das Maß ihrer Strafe finden.

So wie man nämlich den dritten Diebstahl als eine besonbere eigenthümliche Rückfälle begründende Gattung von Verbrechen ansieht, so muß man auch unbedingt annehmen, daß alsdann der §. 93 der Erläuterungen die Strafe seiner Rückfälle bestimmt.

Untersucht man nun den Inhalt des §. 93, so findet man darin alsbald zweierlei Vorschriften über die Bestrafung der Rückfälle, welche freieswegs, wie in Nr. 22 II. der Annalen gesagt wird, zu einander im Verhältnis einer Regel und ihrer Ausnahme stehen, sondern welche, auf einer nach den Stufen verschiedenen Einteilung der Verbrechen mit ihren Rückfällen beruhend, für diese verschiedenen Verbrechenfälle die selbstständigen, als verschiedene Regel sich gegenüberstehenden, Bestimmungen der Bestrafung dieser Rückfälle erteilen, was der §. 78 der Erläuterungen selbst anerkennt, indem er von den im §. 93 vorgeschriebenen Regeln der Strafe der Rückfälle spricht.

Die erste Regel des §. 93 über die Bestrafung der Rückfälle ist nun die, daß im ersten oder zweiten Wiederholungsfalle die festbestimmte Strafe des Verbrechens verdoppelt oder verdreifacht werden soll, welche der nämliche Fall würde verdient haben, wenn er der erste gewesen wäre. Da aber diese Regel auf der Verdopplung der festbestimmten Strafe eines Verbrechens beruht, es jedoch im Strafsystem auch Verbrechen gibt, welche nicht mit festbestimmten Strafen bedroht sind, so mußte begerifflicher Weise der Gesetzgeber der Vollständigkeit wegen auch für die Rückfälle dieser Verbrechen die Strafe bestimmen, und deshalb stellt er am Schluß des §. 93 die zweite Regel auf, daß in Bezug auf die nach Größe des Schadens wachsenden Strafen von Verbrechen in der fortgesetzten Berechnung des Schadens von selbst das Maß der Wiederholung liegt.

Hiermit stellt aber der Gesetzgeber die Verdopplung und Verdreifachung des ersten festbestimmten Strafe, und die aus der fortgesetzten Schadensberechnung fortwachsende Strafe einander als das verschiedene Maß der Strafe der Wiederholung entgegen, so daß es sich bei der Bestrafung des Rückfalls in den dritten Diebstahl, welchen man hier nach §. 78 der Erläuterungen als den ersten Fall des wiederholten Verbrechen zu betrachten hat, nur fragt, ob die ihm durch den §. 77 des Strafsystems angedrohte Strafe eine festbestimmte Strafe, oder eine durch die Größe des fortgerechneten Schadens wachsende Strafe ist.

Daß aber die Strafe des dritten Diebstahls keine festbestimmte, sondern eine nach Größe des Schadens wachsende Strafe ist, und daß demnach die Rückfälle des dritten Diebstahls das Maß der Strafe in dem Schlußsatz, und nur in dem Schlußsatz des §. 93 finden, läßt sich billigermaßen nicht bezweifeln.

Es ist zwar richtig, daß der §. 77 von einer zweijährigen Zuchthausstrafe des dritten Diebstahls spricht. Allein diese zwei Jahre sind selbst da, wo sie eintreten, wo nämlich die Diebstähle nicht die Summe von 48 fl. übersteigen, keine festbestimmte Strafe, weil sie das Gesetz hier selbst als ein wenigstens, als ein Minimum einführt, und weil da, wo das Gesetz von einem Minimum einer Strafe spricht, nicht von einer festbestimmten Strafe gesprochen wird. Es kann aber hier von einer festbestimmten Strafe des dritten Diebstahls um so weniger eine Rede seyn, als ja der §. 77 selbst gerade in seiner Markenberechnung die Vorschrift der Erigerung des Wachstums der als Minimum eingeführten zwei Jahre Zuchthaus zugleich und mit dieser Strafe erteilt und verbindet, so daß diese zwei Jahre Zuchthaus nicht die Strafe des dritten Diebstahls, sondern nur den Ausgangspunkt bilden, von dem aus die Strafe des dritten Diebstahls wächst und steigt, und sich zur ganzen Strafe des Verbrechens formt. Daß diese Strafe von zwei Jahren Zuchthaus nicht die Strafe des dritten Diebstahls, sondern nur ein Theil derselben ist, und daß sie erst mit den Monaten der Markenberechnung zur ganzen Strafe des Verbrechens zusammen wächst, geht aber aus dem §. 77 selbst unzweifelhaft dadurch hervor, daß er die Monate der Markenberechnung freieswegs der zweijährigen Zuchthausstrafe, sondern dieser zweijährigen Strafzeit zuwachsende läßt, und daß er also durch diese Benennung der zwei Jahre als Strafzeit sie als Straftheil betrachtet, der erst mit dem andern Straftheil der Monate der Markenberechnung die ganze Strafe des ganzen Verbrechens darstellt.

Auch dem zweiten großen Diebstahl wird im §. 76 bei einem Werth von drei Markten eine Strafe von sechs Monaten Zuchthaus zugemessen. Die §§. 74, 75 haben gleichfalls für gewisse Werthe der dortigen Diebstähle bestimmte Strafgrößen des Zuchthaus, und doch wird kein Mensch behaupten wollen, daß also diese Diebstähle mit festbestimmten Strafen bedroht sind.

Eben weil überhaupt die durch Größe des Schadens wachsenden Diebstahlsstrafen nicht in Theile zerlegt werden können, welche in sich getrennt und verschiedenen vom Gesetz bestimmt sind, eben deshalb ist auch der Versuch bei dem dritten Diebstahl die beiden Straftheile zu trennen, und die zwei Jahre Zuchthaus der ersten Regel des §. 93 der Verdopplung oder Verdreifachung, die Zusatzmonate aus der Markenberechnung aber der zweiten Regel des §. 93 der fortgesetzten Zusammenrechnung aller Schadenssummen zu unterstellen um so verwerflicher, als bei der unvertheilbaren Entgegenstellung dieser beiden Maßstäbe der Strafen des Rückfalls dadurch der Rückfall in den dritten Diebstahl doppelt gestraft würde, was nicht seyn darf.

Gerade in dem §. 77 der Erläuterungen hat auch der Gesetzgeber ausdrücklich anerkannt, daß die Markenberechnung der Maßstab der Strafe des dritten Diebstahls ist, und wenn er nun wieder in §. 93 diese Markenrechnung als das Maß der Strafe der Wiederholung nennt, was sich von selbst versteht, so ist wohlrich nicht einzufehen, mit welchem Recht man diesen einen Maßstab der Bestrafung des dritten Diebstahls, dieses Maß der Strafe seiner Wiederholung auseinanderrissen, und zwei Maßstäbe der Wiederholungsstrafen des dritten Diebstahls einführen will, von denen weder das Strafbuch noch die §§. 77, 93 der Erläuterungen etwas wissen, oder auch nur zu vermuthen geben.

Daß der Gesetzgeber die Strafe des dritten Diebstahls mit ihren Zusätzen aus der Markenberechnung als eine untreibbare und als eine durch die Größe des Schadens wachsende ansieht, folgt auch aus dem §. 79 der Erläuterungen, denn wenn der Gesetzgeber dorten von dem Fall spricht, wo die Gaunerei durch die Diebstahlsgröße eine wachsende wird, so muß er noch viel mehr die gemeine dritte Diebstahlsstrafe als eine wachsende Strafe ansehen, weil sie wie die Gaunerei in ihren zwei, vier und sechs Jahren auch einen Ausgangspunkt des Wachsenden der Strafe von zwei Jahren Zuchthaus hat, während ihr doch bei dem gemeinen Diebstahl die Momente fehlen, welche den Diebstahl des Gauners zu einem besondern Grad und einer eigenen Art des Verbrechens erheben.

Uebrigens läßt sich aber nachweisen, daß der §. 93 der Erläuterungen in seinem Schlußsatz hauptsächlich die Wiederholungen des Diebstahls im Auge hat und von ihnen spricht.

Der §. 93 handelt einmal von den durch die Größe des Schadens wachsenden Strafen, und durchgeht man nun das Strafbuch, so findet man gerade in den §§. 73 — 79 die Strafen des Diebstahls in allen seinen Arten und Formen als solche bezeichnet, wo die Strafe des Verbrechens durch die Größe des Schadens wächst, so daß also der §. 93 gewiß sich auf den Diebstahl bezieht. Betrachtet man aber den §. 93 etwas näher, so findet man alsbald, daß in ihm nicht sowohl von einem Wachsen der Strafe durch die Größe des Schadens der einzelnen zur Bestrafung vorliegenden That des Verbrechens die Rede ist, sondern daß vielmehr von einer durch die fortgesetzte Berechnung der früheren Summen des Schadens wachsenden Strafe gesprochen wird. Als Erläuterung des Strafbuchs bezieht sich jedoch der §. 93 auf das Strafbuch zurück, und durchgeht man nun solches von Anfang bis zu Ende, so findet man darin nirgend einen Fall, wo eine Strafe durch Zusammenrechnung der

früheren Summen des angerichteten Schadens wächst, als gerade den des dritten Diebstahls. Bei ihm allein werden im Strafbuch die Summen des früheren Schadens, d. h. der Betrag des ersten und des zweiten Diebstahls zu dem Betrag des jetzt zu bestrafenden Diebstahls hinzugerechnet, und wenn nun der §. 93 diese allein bei dem dritten Diebstahl vorkommende Zusammenrechnung aller Schadenssummen als das sich von selbst verstehende Maß der Strafe der Wiederholung benimmt und dem andern Maß durch Verdoppelung oder Verdreifachung der ersten selbständigen Strafe entgegenstellt, so sollte man doch meinen, daß der Gesetzgeber die Zusammenrechnung des gesammten Schadens in Verbindung mit der zu erkennenden zweijährigen Zuchthausstrafe deutlich genug als das einzige Maß der Wiederholungsstrafe auch jenes Verbrechens des dritten Diebstahls vorgeschrieben hat, von dem er allein diese Zusammenrechnung entlehnt. Wenn man dabei nicht überseht, daß der Gesetzgeber in §. 77 des Strafbuchs nur für den dritten Diebstahl als solchen und erstmal die Zusammenrechnung der Summen aller drei Diebstahle vorgeschrieben hatte, so konnte man in diesem Stand der Sache behaupten, daß für den fernern Diebstahl eine Strafbestimmung mangelte, indem man nicht vorgeschrieben hatte, was für ihn zu geschehen, und insbesondere, ob man seine Schadenssumme als dritte ebenfalls den vorausgehenden drei Schadenssummen beizurechnen habe. Dieser Mangel einer Strafbestimmung wird nun in dem §. 93 damit gerade aufgehoben, daß er die fortgesetzte Zusammenrechnung aller Diebstahlssummen ohne Beschränkung vorschreibt, und in so fern man daher den §. 93 als eine Erläuterung über die Bestrafung der Rückfälle überhaupt anzunehmen hat, so findet man in Bezug auf die Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl darin die Erläuterung und in sich neue Bestimmung, daß sie dafür die Strafe des dritten Diebstahls aufrecht erhält, und ihre Anwendung für die fernern Diebstahle nur noch dadurch mehr verdeutlicht, daß die Zusammenrechnung der Diebstahlssummen auch bei den fernern vierten und fünften Diebstählen fortgesetzt, und das Maß der Wiederholungsstrafe werden soll. Erweisen sich, daß die Zusammenrechnung aller früheren Diebstahlssummen erstmal bei dem dritten Diebstahl vorkommt. Und wo kann denn nun diese Zusammenrechnung fortgesetzt werden, wo kann sie wieder ihre Anwendung finden? Nirgends anders als bei dem wiederholten dritten Diebstahl, so daß also diese fortgesetzte Berechnung gerade für den wiederholten Diebstahl das einzige Maß seiner Strafe ist.

Man hat dieses auch sehr wohl gefühlt, man hat es selbst für nöthig gefunden, dem Schlußsatz des §. 93 irgend eine Anwendung zu ertheilen, nachdem man ihn nicht auf die

Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl beziehen wollte, und man hat ihn deshalb auf die Bestrafung von Betrügerien und Unterschlagungen bezogen. Damit hat man aber gerade zugegeben, daß sich der §. 93 auf die Bestrafung der Rückfälle des Diebstahls bezieht, denn nach was werden denn Betrügerien und Unterschlagungen in ihrer Bestrafung gerichtet? Nach den Bestimmungen über Mord oder Mordbucht? Nein, sondern nach den Bestimmungen über den Diebstahl, und wenn man also die Betrügerien und Unterschlagungen nach dem §. 93 richten will, so kann man es nur in so fern, als er sich auf die Bestrafung der Rückfälle in den Diebstahl bezieht. Alsdann muß man ihn aber auch zuerst selbst auf diese Rückfälle anwenden.

In Annahme der seitherigen Praxis über die Bestrafung der Rückfälle in den dritten Diebstahl kommt man auch auf einen Widerspruch mit den Bestimmungen über die Bestrafung der Diebstähle der Gauner, den man dem Gesetzgeber nicht zutrauen darf.

Man wird nämlich zugeben, daß der Gesetzgeber die Diebstähle des Gauners härter bestrafen wollte, als die des gemeinen Diebs, und dann wird man auch zugeben, daß die Auslegung des Gesetzes, welche unter gleichen Umständen für den gemeinen Dieb eine gleiche oder gar eine härtere Strafe nach sich zieht, als für den Gauner, nicht die richtige seyn kann.

Betrachtet man nun den §. 79 des Strafbuchs, so findet man, daß dorten bei Bestrafung der Diebstähle des Gauners von einer zweijährigen Zuchthausstrafe für den ersten Fall ausgegangen, daß sie im zweiten Fall verdoppelt, im dritten Fall aber verdreifacht wird. Es tritt sonach bei dem Gauner für seine ersten drei Diebstähle schon die Verdoppelung und Verdreifachung jenes Ausgangspunktes der Strafe ein, welche man bei dem gemeinen Dieb erst im dritten Diebstahl vorfindet, und erst im vierten und fünften Fall verdoppeln und verdreifachen will. Ebendeshalb kann man auch bei dem Gauner nicht von der dritten Strafe von sechs Jahren Zuchthaus wieder von anfangen zu zählen, man kann diese Strafe nicht auf zwölf oder achtzehn Jahre verdreifachen, sondern man muß bei dem vierten Fall abermals sechs Jahre erkennen, und so fort, so daß also der gemeine fünfte Dieb ebenfalls eine Strafe von sechs Jahren Zuchthaus erhält, wie der zum fünftenmal stehende Gauner. Ja man strafte sogar den sechsten gemeinen Dieb, weil man nicht einmal an der Verdreifachung der Strafe ansetzt, mit 8 Jahren, und muß den einen sechsten Diebstahl begehenden Gauner nur mit sechs Jahren Zuchthaus, also mit zwei Jahren weniger strafen, was doch offenbar nicht seyn kann, und was eben beweist, daß der Gesetzgeber keineswegs bei den Rückfällen in den dritten Diebstahl eine

Verdoppelung und Verdreifachung der Strafe des dritten Diebstahls, sondern nur diese Strafe mit ihren wachsenden Zusätzen der Markenberechnung einführen wollte, welche bei dem Gauner gegenüber dem gemeinen Dieb beßhalb wieder größer sind, weil bei ihm eine Mark drei Monate ausmacht, während sie bei dem gemeinen Dieb nur drei Monate darstellt.

Wenn hiernach für die Meinung des Oberhofgerichts gewiß mehr spricht als für die seitherige Praxis, so läßt sich auch der Hauptsächliche und einzige Einwand, daß man damit einen spätern Diebstahl nicht härter bestrafe als den frühern, und daß man dadurch mit dem vom Gesetzgeber im §. 77 der Erläuterungen aufgestellten Grundsatz der immer härtern Bestrafung der spätern Diebstähle in Widerspruch gerathe, leicht aus dem Weg räumen.

Vorerst kommt die nicht höhere Bestrafung des Rückfalls in den dritten Diebstahl nur dann vor, wenn der zu bestrafende Rückfall so geringen Werths war, daß er überhaupt die Markenberechnung nicht aufrust oder nicht ändert, und wenn man nun bedenkt, daß man es hier mit einem Verbrechen zu thun hat, dessen Strafe nach der Größe des Schadens steigt, so sollte man doch meinen, daß man auf der andern Seite ebenfalls mit den Hauptgrundbätzen der Bestrafung des Diebstahls in Widerspruch gerathe, wenn man einen die Markenberechnung nicht ändernden Diebstahl härter bestraft als den frühern, und daß man eher den Hauptgrundbätzen der Bestrafung getreu bleibt, wenn man den keinen größern Schaden nach sich führenden spätern Diebstahl auch nicht härter bestraft als den frühern. Uebrigens ist der Grundsatz der immer härtern Bestrafung des Diebstahls und seiner Rückfälle ein in sich unrichtiger, was man auch von Seiten des Justizministeriums schon längst eingesehen hat, weil man ihm, so lange keine weitere Qualifikationen eintreten: ein Maximum von zehn Jahren vorschrieb, und weil auch der §. 93 nicht höher zählt als bis zum dritten beziehungsweise bei dem Diebstahl fünften Fall. So lange aber eine Gesetzgebung nicht den Grundsatz aufstellt, daß der Richter immer hart und immer härter strafen muß, eben so lange wird man es nicht als einen gegründeten Vorwurf ansehen können, daß mit der Meinung des Oberhofgerichts ein wiederholter dritter Diebstahl nur mit zwei Jahren Zuchthaus gestraft werde, nachdem der vorausgegangene schon mit zwei Jahren Zuchthaus gestraft worden ist, und nachdem die Summe aller vier Diebstähle noch nicht 48 fl. erreicht.

Man darf aber hier nicht übersehen, und es liegt darin ein Hauptbeweis der Richtigkeit der hier vertheidigten Meinung, daß der angebliche Grundsatz der innerlichen härtern Bestrafung der Diebstahlsrückfälle, worauf man sich so

viel zu gut thut, gar nicht für den hier vorliegenden Fall der Wiederholung der dritten Diebstähle vorgeschrieben ist.

Dieser Grundsatz wird nur aus dem §. 77 der Erläuterungen entnommen. Untersucht man nun seine Vorchrift, so findet man alsbald, daß dorten nur von der Bestrafung des dritten Diebstahls die Rede ist, und daß der Gesetzgeber nur zu dem Zweck von einer höhern Bestrafung der dritten Diebstähle spricht, um die Strafe des dritten Diebstahls zu rechtfertigen. Wegen des schon im dritten Diebstahl liegenden und erwiesenen unverbesserlichen Hangs zum Diebstahl führt der Gesetzgeber die zwei Jahre Zuchthaus und die Markenberechnung als das Maß der Strafe des dritten Diebstahls ein, um sicher eine höhere Bestrafung als die vorausgegangene zu erreichen. Nun geht aber dem dritten Diebstahl der zweite voraus, und der Grundsatz der höhern Bestrafung geht also nur darauf, daß der dritte Diebstahl sicher höher bestraft wird als der zweite, nicht aber daß der vierte höher bestraft wird als der dritte, und der fünfte höher als der vierte.

Da der Gesetzgeber schon im dritten Diebstahl die Unverbesserlichkeit des Diebs gefunden hat, so ist der vierte Dieb nicht noch mehr unverbesserlich geworden als der dritte, sondern er ist unverbesserlich und unverbessert geblieben, und weil die Strafe der Unverbesserlichkeit schon in der Verbindung der zweijährigen Zuchthausstrafe mit der Markenberechnung aller Diebstähle liegt, so wird der in der Unverbesserlichkeit beharrende Dieb eben abermals mit der für diese Unverbesserlichkeit bemessenen Strafe bestraft. Es hat sich hinsichtlich dieser Hauptstrafbemessungsgründe nichts geändert, also ändert sich auch die Strafe nicht. Nur der weitere Bemessungsgrund der Strafe die Größe des Schadens kann sich in Rücksällen in den dritten Diebstahl ändern, und deshalb ändert sich alsdann auch die Strafe des Rücksalls in den dritten Diebstahl durch die fortgesetzte Markenberechnung. Ändert sich aber wegen geringen Betrags des Diebstahls auch die Markenberechnung nicht, oder kommt sie gar nicht zur Anwendung, so hat sich bei dem Rücksall in den dritten Diebstahl gegenüber dem dritten nichts geändert, und dann verbleibt es bei dessen Strafe.

Daß dieser der Wille des Gesetzgebers war, beweist der unmittelbar folgende §. 78 der Erläuterungen, wo gerade von dem Fall der Wiederholung des dritten Diebstahls die Rede ist, und wenn man es als einen ersten und unumstößlichen Grundsatz der Strafgesetzgebung behaupten darf, daß jede Strafe und jedes Wachsen einer Strafe nach der stimmten Momenten auf einer gesetzlichen Vorschrift beruhen muß, so wird man zugucken müssen, daß das im §. 77 nur hinsichtlich des Wachstums der Strafe des dritten Diebstahls gegenüber dem zweiten vorgeschriebenen nicht für das Wachsen

der Strafe des dritten Diebstahls zum vierten oder fünften gilt, weil der Gesetzgeber gerade im §. 78, wo von diesem Fall die Rede ist, nichts vorschreibt als die Regel des §. 93, und weil dorten nicht vorgeschrieben ist, daß auch der vierte und fünfte Fall immer höher bestraft werden müsse, als der dritte und vierte. Im Gegentheil ist dadurch, daß der Gesetzgeber auch hier wieder im Allgemeinen nicht über den dritten Fall hinausgeht, vorgeschrieben, daß die Strafe des dritten Falls das Maximum sei, und wenn dabei für die nach Größe des Schadens wachsenden Strafe die andere Regel der fortgesetzten Berechnung des Schadens eingeführt ist, so beweist dieses nur, daß also die dritte Diebstahlsstrafe und alle fernern Rücksälle nur in dieser Markenberechnung ein Wachsthum finden können und dürfen. Am Gesetzgeber wäre es gewesen, entweder den Grundsatz der immer höhern Bestrafung des späteren Diebstahls ohne alle Festsetzung eines Maximums im §. 77 allgemein oder nicht allein für den Fall des dritten Diebstahls einzuführen oder ihn im §. 78 zu wiederholen, und wenn er beides antrief, so wird es dem nicht hart und immer härter sondern dem gerecht zu Kraßen habenden Richter nicht zustoßen, eine Vorschrift des §. 77 auf den davon verschiedenen Fall des §. 78 überzugehen, und zwar eine solche Vorschrift, welche in ihrem Inhalt des in das unendliche Wachstums der Strafen ohne Wachsen des Schadens fürwahr keinem Grundsatz gerechter Strafe entspricht.

Es befähigt sich dieses durch eine weitere sehr zu berücksichtigende Betrachtung.

Wenn man nämlich die Strafbemessungen der ersten, zweiten und dritten Diebstähle untersucht, so findet man alsbald, daß der Gesetzgeber allerdings eine immer höhere Strafe des späteren Diebstahls damit erreichen will, daß er dem späteren Diebstahl im je gleichen Werth doch eine jeweils höhere Strafe rechnet, denn so wird bei dem ersten großen Diebstahl bei fünf Marken für jede weitere Mark ein Monat zugesetzt. Bei dem zweiten Diebstahl werden schon bei drei Marken für eine weitere Mark sechs Wochen, und bei dem dritten Diebstahl werden sogar bei zwei Marken für jede weitere Mark zwei Monate Zuchthaus angehängt. Bei diesem dritten Diebstahl bleibt aber der Gesetzgeber abermals stehen. Er verändert für den vierten Diebstahl seine Markenberechnung nicht dahin, daß etwa schon bei einer Mark für eine weitere Mark zehn Wochen Zuchthaus angehängt werden sollen, und eben weil er für den vierten und fünften Diebstahlsfall die gleiche und ebendieselbe Markenberechnung als wie bei dem dritten Diebstahlsfall aufrecht erhält, so beweist er abermals, daß er hinsichtlich der Straf Bemessungsgründe und der Straf Bemessungsmaßstäbe zwischen dem dritten und vierten Diebstahl keinen Unterschied macht, sondern daß er kein weiteres und anderes

Wachethum der dritten Diebstahlsstrafe kennt, denn die im §. 93 vorgeschriebene fortgesetzte Markenberechnung.

Gewiß in jeder Beziehung, in jeder Vergleichung beweist sich die Ansicht des Oberhofgerichts als die einzig richtige Auslegung des §. 93, und wenn man sich dagegen auf die seitherige Praxis berufen will, so kann diese um so weniger eine Geltung verlangen, als sie nicht eine Folge des Gesetzes ausfüßt, sondern vielmehr bestehende Gesetzesvorschriften im §. 77 des Strafgesetzbuchs und in den §§. 77, 78, 93 der Erläuterungen irrig anlegt. Und das wird doch keines Beweises bedürfen, daß zumal im Strafrecht eine irrige Gesetzesauslegung nicht selbst Gesetz werden kann.

Beflagenswerth ist es allerdings, daß man so lange eine Praxis befolgt, welche gegen das Gesetz so harte Strafen nach sich führte, und ich für meinen Theil vermag mich nur damit zu beruhigen, daß zumal bei dem Stand unfreies unvollständigen und unklaren Strafrechts Jren menschlich, daß Jren vergehlich ist. Aber mehr als beflagenswerth wäre es, wenn man jetzt, wo man den Irrthum erkennt, und wo ihn jeder Richter erkennen kann, der mit Sorgfalt und ohne vorgefaßte Meinung, sowie auch ohne Eigensliebe, weil er nicht zuerst darauf gekommen ist, die einschlagenden Stellen des Gesetzes vergleicht und erwägt, auf der seitherigen Praxis beharren, und einen vergehlichen Irrthum mit einem unvergehlichen Unrecht zudecken wollte.

Und gerade jetzt, wo wir ein so gerechteres Bestrafung der Diebstähle zurückführendes Strafgesetz in Hände zu erwarten haben, gerade jetzt ist es an der Zeit, die seitherige harte Praxis zu verlassen, indem es einer weisen Strafgerichtigkeitspflege mehr anseht, da, wo es das Gesetz erlaubt, ausreichende Uebergangspunkte von harter seitheriger Bestrafung zu neuern mildern Strafen zu gewinnen, als von einer unverhältnißmäßigen harten Bestrafung einen Sprung zu einer milden und gerechten Strafe zu thun, welcher eben in der unverhältnißmäßigen Verschiedenheit der alten und neuen Strafe klar beweist, daß entweder die alte Strafe jeder Gerechtigkeit entbehre, oder daß die neue Strafe jedes Maß notwendiger und ausreichender Bestrafung verkennt.

Sander.

II.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

4. Der Wille.

(Fortsetzung.)

So finden wir uns denn endlich erst recht im lebendigen

Hauptredacteur: Bicefänger Bell in Mannheim.

Gedankenreiche, wenn wir und immer vergegenwärtigen, wie die Freiheit, der Wille und das Denken ungetrennt sind. Freiheit ohne Wille wäre nicht denkbar, denn der Wille ist das Freie und ungeteilt; und wie Freiheit oder Wille, einzeln genommen, nur leere Worte sind, (der Wille ist ja nur als Subjekt wirklich) so ist auch von beiden das Denken nicht zu trennen. Das Denken überhaupt nennen wir Geist; und wenn der Mensch, im Vergleich mit dem Thiere, ein Geist genannt wird, so bezeichnet man damit das Denken. Denken und Willen (theoretisch und praktisch) sind also gar nicht als zwei abgeordnete Vermögen oder Kräfte zu fassen, sondern das Denken, als Trieb sich Dasjen zu geben, heißt Wille. Wille ist wollendes Denken, praktisches Denken; und theoretischer Wille kann nichts anderes seyn, als Denken. Welchen Gegenstand ich immer denke (zum Gedanken mache), so ist er nur dadurch der Meinige, denn nur im Denken bin ich bei mir. Dieses Beisichseyn des Geistes und das Begreifen des Gegenstandes ist nicht zu trennen, und daß ich dadurch dem Gegenstande seine sinnliche Einzelheit nehme und ihn verallgemeinere, das ist auch dem Denken und dem Ich eigenenthümlich, denn das Denken, das Ich selbst, ist seiner Natur nach etwas Allgemeines, und das Einzelne als solches wäre also schon das Allgemeine; was auch eine abgeordnete Betrachtung verdient. — In wiefern demnach die Vermutung richtig ist, daß die verschiedenen Standpunkte des Willens mit den Grundjungen des Geistes überhaupt zusammenhängen, so wäre die Entwicklung der Intelligenz, wie sie vom Gefühle ausgehend, durch alle Stufen des Vorstellens hindurchlaufend, sich zum Denken emporarbeitet, ganz derselbe Weg, auf dem sich auch der praktische Geist als Wille hervorbringt und in seiner mehr oder weniger bedingten Wahrheit darstellt.

Wenn man den Menschen verbieten könnte, zu denken, dann könnte man ihnen auch das Wollen untersagen. Daß ich Etwas will, schließt immer in sich, daß ich Etwas will, und die Subjektivität des Willens fiele also mit seiner Besonderheit zusammen. Auch der Staat und die Moralität haben in Rechten und Pflichten dieses Individuelle berücksichtigen müssen, und was die Bürger eines Staats wollten, ist wenigstens nicht minder wichtig, als daß sie überhaupt wollen dürfen. Auch bei der Persönlichkeit wäre also der Inhalt und das, was die Person denkt und will, für Recht und Sittlichkeit so wichtig seyn, als das Wollendürfen und Denkendürfen. Die Wirklichkeit des Willens läge demnach immer in dem besonderem Willen.

(Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufsätze folgt.)

Drucker und Verleger: Ch. Th. Groos.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 45.

Karlsruhe den 10. November 1838.

I.

Noch etwas über das Anfangsziel der Verzugszinsen nach L. R. G. 1153.

Diese praktische beinahe täglich vorkommende Frage ist noch immer bestritten, weshalb ich mir erlaube zu meiner im Archiv I. S. 63 und in den Annalen I. S. 167 niedergelegten Ansicht, daß sie nur vom Tag der Setzung in Verzug und der damit verbundenen oder nachfolgenden Anforderung ihrer selbst laufen, noch einige neue Gründe schon deshalb nachzutragen, weil es der beste Beweis der Richtigkeit einer Meinung ist, wenn man immer neue Gründe zu ihrer Bestätigung erndet.

Man ist darüber allseitig einverstanden, daß der L. R. G. 1153 der Hauptst. der Frage, und jedenfalls dazu bestimmt ist, das Anfangsziel der Verzugszinsen, im Gegensatz der Ausnahmen, der gesetzlichen Zinsen, festzustellen. Fragt man nun die gegenbezügliche insbesondere im Archiv H. I. S. 458 niedergelegte Meinung um das Anfangsziel der Verzugszinsen nach L. R. G. 1153, so antwortet sie unter Beziehung des dorten vorhandenen Wortes Anforderung auf Anforderung der Geldverpflichtung, daß die Verzugszinsen vom Tag der Anforderung der Vertragsleistung laufen. Archiv H. I. S. 168. Soll dieser Grundsatz wahr und richtig seyn, so muß er den Lauf der Verzugszinsen deutlich und vollständig bestimmen, denn dieses ist offenbar der Zweck des L. R. G. 1153, und läßt sich nun nachweisen, daß mit diesem Grundsatz das Anfangsziel der Verzugszinsen, abgesehen von den nicht hier gebührenden gesetzlichen Ausnahmen, nicht deutlich und nicht vollständig bestimmt ist, so wird man auch alsdann die Unrichtigkeit dieses Grundsatzes umsomehr behaupten können, wenn man ihm einen andern entgegenstellen kann, der nicht nur alles deutlich und vollständig bestimmt, sondern dabei dem Wortlaut des L. R. G. 1153 angemessen auch mit andern Gesetzesbestimmungen im Einklang steht.

Die Verzugszinsen laufen also nur vom Tag der Anforderung der Schuld, und durch das Wörtchen nur wird daher den Verzugszinsen eine Beschränkung ihres Laufs gesetzlich beilegt. Da nun aber Verzugszinsen schon an und für sich einen Verzug voraussetzen, und dieser Voraussetzung auch im Satz 1153 damit erwähnt wird, daß von ihnen als einer Entschädigung wegen verzögerter Erfüllung eines Vertrags gesprochen wird, so wirt sich vor allem die Frage auf, ob denn auch die Anforderung der Schuld mit der Setzung des Schuldners in Verzug gleichbedeutend ist? Dieses ist aber keineswegs der Fall, denn der Begriff der Anforderung einer Schuld ist ein ganz allgemeiner, er umfaßt öffentlich beurkundete und durch Privaturkunden erwiesene Anforderungen, selbst mündliche, ja sogar aus Umständen stillschweigend gefolgerte Anforderungen sind in ihrer Erweislichkeit Anforderungen der Schuld und begründen also einen Lauf der Verzugszinsen. Der Satz 1139 verlangt dagegen zur Erhebung in Verzug öffentlich beurkundete Aufforderungen, oder andere gleichgeltende Vorgänge, und wenn man selbst annehmen will, daß unter diese andere gleichgeltende Vorgänge auch die durch Privaturkunden erwiesene Anforderungen des Schuldners zu rechnen sind, so wird man doch wenigstens mündliche Aufforderungen, oder aus Umständen geschlossene stillschweigende Aufforderungen, und selbst solche ausschließen, welche allein nur in einer schriftlichen Anforderung des Gläubigers an den Schuldner, z. B. in einem Brief an ihn enthalten sind. Paillet, ad art. 1139, Nr. 3, der wohl den Artikel am weitesten ausdehnt, verlangt zum mindesten eine vom Schuldner unterschriebene und anerkannte Privaturkunde über die geforderte Anforderung, und verwirft also jene, die nur darin bestanden, daß man die Ablieferung eines Briefes an den Schuldner beweisen wollte, und schließt eine mündliche Aufforderung ohnedies aus. Nimmt man nun die Aufforderung des Schuldners im Satz 1139, und die Anforderung der Kapitalschuld im Satz 1153 für gleiche Begriffe, so ist die auf öffentliche Beurkundung oder andere gleichgeltende

Vorgänge beschränkte Aufforderung des Satzes 1139 der engerer Begriff, und die an nichts gebundene Anforderung der Schuld, 1. B. die mündliche in sich fassend, ist der weitere Begriff. Es bezieht sich aber der Satz 1153 anerkanntermaßen auf den Satz 1139 zurück, und da er nun durch das Wort nur ganz ausdrücklich eine Beschränkung erhalten soll, so kommen wir zu dem logischen Uffassin, dessen sich der Gesetzgeber schuldig gemacht hätte, daß er den engeren Begriff der unbedingten Aufforderung des Satzes 1139 durch den weiteren Begriff der unbegrenzten Anforderung der Schuld beschränken will. Die Verzugszinsen sollen alsdann nur vom Tag der Anforderung der Geldschuld laufen, wo doch diese 1. B. mündlich geschehene Anforderung nicht einmal einen Verzug begründet und darstellt. Um diesem auszuweichen, wird man nun sagen wollen, daß man die Anforderung des Satzes 1153 als nichts anderes denn als die Art und Weise der Inverzugsetzung des Satzes 1139 zu betrachten habe, allein der Gesetzgeber hat vorerst in beiden Sätzen zwei ganz verschiedene Ausdrücke gebraucht, welche keineswegs in ihren Begriffen synonym sind, und so ist es eine höchst willkürliche Auslegung des Satzes 1153, wenn man seinen Ausdruck Anforderung der Schuld für ganz gleichbedeutend mit der besondere Erfordernisse verlangenden Inverzugsetzung des Satzes 1139 annehmen will. Sodann läßt sich aber bei der Anforderung des Satzes 1153 die Absicht des Gesetzgebers durch das Wörtchen nur eine Beschränkung der Verzugszinsen in den Satz 1153, hineinzutragen, gar nicht verstehen, und wenn man daher die Anforderung des Satzes 1153 für gleichbedeutend mit Inverzugsetzung des Satzes 1139 ansieht, so besteht die ganze Beschränkung des Satzes 1153 darin, daß der Gesetzgeber sagt, die Verzugszinsen sollen nur vom Verzug an laufen. Das war aber wohl überflüssig zu bestimmen, wer nur etwas juristischen Sinn hat, wird einsehen, daß das Gesetz die Verzugszinsen nicht über den Verzug hinaussetzen und beginnen lassen konnte, und daß also die Bestimmung des Laufs der Verzugszinsen auf den Verzug selbst gewiß keine Beschränkung ist. Nimmt man aber dieses an, so macht man sich nicht nur der höchst willkürlichen, durch nichts unterstützten Gleichstellung des Begriffs Anforderung der Schuld mit dem Begriff der Inverzugsetzung des Satzes 1139 schuldig, sondern man wirft die ausdrücklich beabsichtigte Beschränkung des Laufs der Verzugszinsen aus dem Satz 1153 hinaus, und streicht so das Beschränkungswort nur als überflüssig durch, was man doch wahrlich nicht thun darf.

Um den Satz 1153 in seinem Wortausdruck aufrecht zu erhalten, könnte man nun sagen, daß er dahin zu verstehen sei, daß nur die Setzung in Verzug nach Satz 1153, welche zugleich eine Anforderung der Schuld enthält, den Lauf der Verzugszinsen beginnen läßt. Allein! Vorerst ist gar nicht

zu entnehmen, daß der Gesetzgeber im Verzug und seinen Folgen irgend einen Unterschied zwischen einem durch Anforderung der Schuld entstandenen Verzug gegen den aus einem andern Vorgang entspringenen Verzug machen wollte, und wenn er ihn gemacht hat, so wird man nur nachweisen müssen, (wenn man anders vom Gesetz eine vollständige Bestimmung des Laufs der Verzugszinsen bei jedem Verzug verlangen darf,) von wo an nunmehr der Lauf jener Verzugszinsen beginnt, wo der Verzug selbst nicht durch eine Anforderung der Schuld begründet wurde. Die Verzugszinsen laufen nur vom Anfordern der Schuld, wenn aber nach R. R. S. 1139 durch den Inhalt des Vertrages selbst bedungen wird, daß der Schuldner einer Summe Geldes von 100 fl. durch die Erscheinung des 12. Mai 1837 im Verzug seyn solle, ohne daß es einer weiteren Handlung bedürfe, so ist er, wenn er am 12. Mai nicht bezahlt, ganz unzweifelhaft in Verzug, in der mora ex re. Dieser Verzug geschieht aber offenbar nicht durch Anforderung der Schuld, und obgleich der Schuldner in Verzug ist, so laufen die Verzugszinsen nicht, weil sie nur von der Anforderung der Schuld beginnen. Wie sollen sie nun aber in Lauf kommen? Durch Anforderung der Schuld. Allein der Satz 1139 sagt ausdrücklich, daß der Verzug eintreten soll, ohne daß es einer weiteren Handlung bedürfe. Und welche Anforderung der Schuld ist zu verlangen? Wenn man behauptet, daß die Anforderung des Satzes 1153 die gleichartige mit der im R. R. S. 1139 seyn müsse, so verlangt man also zum Lauf der Verzugszinsen bei der mora ex re, daß der Schuldner noch einmal in Verzug gesetzt werden müsse, wo doch das Gesetz gerade sagt, daß es nicht nur keiner Inverzugsetzung, sondern sogar überhaupt keiner Handlung mehr bedürfe, um den Verzug anzunehmen. Behauptet man aber, daß alsdann jede, auch die mündliche Anforderung der Schuld, genügt, so kommt man gerade auf die ganz verwerfliche Auslegung der Anforderung im Satz 1153, daß solche nämlich wider, angebracht ist, als die Inverzugsetzung des Satzes 1139, und daß also die Verzugszinsen durch eine Handlung beginnen können, welche nicht einmal geeignet ist, den Verzug zu begründen. Bezieht man aber die Anforderung des Satzes 1153 nicht auf die mora ex re des Satzes 1139, und nicht auf andere der Aufforderung des Schuldners gleichgeltenden Vorgänge des Satzes 1139, welche keine Anforderung der Schuld enthalten, so hat der Gesetzgeber nirgends für diesen Verzug den Lauf der Verzugszinsen bestimmt, man unterschiebt also dem Gesetzgeber eine Lücke, eine Bergflüchtigkeit, und wird sich erlauben, auf das römische Recht zurückzugreifen, und die Zinsen eben vom Verzug an laufen lassen, wo doch der Gesetzgeber im Satz 1153 eine ganz allgemeine Bestimmung über allen gedentbaren Lauf der Verzugszinsen

damit gegeben hat, daß er dazu Verzug und Anforderung der Verzugszinsen überaß da verlangt, wo er nicht andere ausdrückliche Bestimmungen trifft. Das römische Recht hatte allerdings die einfache Regel, daß die Verzugszinsen vom Verzug an laufen, allein eben weil unser Landrecht diese Bestimmung nicht widerholt, sondern im Satz 1153 vorschreibt, daß sie nur von der Anforderung laufen, so ist das römische Recht jedenfalls abgeändert, denn man mag sich drehen und wenden, wie man will, mag man das Wort Anforderung gewungen genug auf Anforderung der Schuld beziehen, so ist die Anforderung der Schuld nicht gleichbedeutend mit der Inverzugsetzung des Satzes 1139, am allerwenigsten mit der gerade die weitere Handlung der Anforderung der Schuld nicht bedürfenden *mora ex re* des Satzes 1139. Für diesen Verzug wird man den Satz 1153 nicht anwenden können, und also nur sagen müssen, daß ihm entweder seine Zinsen laufen, oder daß sie im Ueberschusse dieses Falles vom Gesetz nach römischem Recht vom Tag des Verzugs ohne Anforderung der Schuld laufen.

Die Frage, so verwickelt man sich mit der Annahme, daß die Anforderung des Satzes 1153 sich auf die Anforderung der Schuld beziehe, gerade gegen den den Verzug begründenden Satz 1139 in die größten Widersprüche, aus denen man, wenn man noch dazu den Satz 127 bedenkt, nur ausdrücklich von der Anforderung der Zinsen spricht, und von dem Pailliet ad art. 1153, Nr. 1 mit Recht sagt: *au surplus l'art. 1207 leve tout les doutes: sich mit nichts als mit willkürlichen Unterstellungen und ganz verwerflichen Annahmen herauszulesen kann. Wenn man den Satz 1153 ganz unbefangen liest, so ist es in der That bedauerlich, daß man über seine Auslegung, und insbesondere über den Verzug des Wortes Anforderung so viel schreiben, und beweisen muß, daß es auf das zu beziehen ist, wovon der Satz spricht, nämlich auf die Entschädigung, auf die Zinsen. Es läßt sich dieses durch gar nichts anders erklären, denn der Satz selbst ist so klar und drallisch, als man nur einen finden kann, als dadurch, daß eben alle, welche ihn lesen, die Begriffe des römischen Rechts im Kopf haben, und daher nicht glauben, daß die Zinsen nicht vom Verzug an laufen sollen, wenn aber Hunderte und Tausende den Satz lesen, und nicht vom römischen Recht wissen, so bin ich überzeugt, daß es auch nicht einem, der deutsch kann, einfallen wird, das Wort Anforderung auf die Anforderung der Vertragseistung zu beziehen, wovon doch keine Rede ist. Da nun aber vorstehend, wie ich wohl sagen kann, ad oculos demonstrirt ist, daß auch durch die Anforderung der Schuld bei der *mora ex re* doch das römische Recht abgeändert ist, so wird man endlich einmal einsehen, daß der Satz 1153 gerade das römische Recht abändern wollte, und daß also dann das Lesen*

des Satzes 1153 mittelst einer römischen Pandektenbrille zu keinem dem Sinn, Geist und Wortausdruck des Landesrechts entsprechenden Ziele führen wird. Man hat sich über die Verjährbarkeit der Verzugszinsen binnen fünf Jahren auch lange herumgestritten, bis die Wahrheit sich die Bahn der Bejahung dieser Frage gebrochen hat. Es ist damit eine Grundbehauptung der gegentheiligen Meinung im Archiv II. 4, Satz 158, daß Verzugszinsen eine selbstständige Entschädigungsforderung seien, als unrichtig erkannt worden, und es ist zu hoffen, daß sie in allen ihren Theilen als unrichtig anerkannt werden wird. Sander.

•II.

Hofgericht des Mittelrheinkreises.

Sind die Urtheile der französischen Gerichte im Großherzogthum vollstreckbar? Auslegung der §§. 952, 953 der Prozeßordnung.

(Pouget gegen Kamartinieri.)

In Nummer 3 dieses Jahrgangs der Annalen Seite 17 — 22 wurden die verschiedenen Ansichten des zweiten Senates des mittelrheinischen Hofgerichts, und dabei das Endurtheil dieses Gerichtshofes vom 30. October 1837 mitgetheilt, worin obige Frage verneinend entschieden wurde.

Da es den Lesern der Annalen interessant seyn wird, die Ansicht des obersten Gerichtshofes über jene Controverse zu erfahren, so folgen hier die Entscheidungsgründe des von dem großherzoglichen Oberhofgericht, II. Senat, unter dem 14. September 1838 Nr. 3682 erlassenen, bestätigenden Urtheils wörtlich:

„Kläger hält sich durch das vorgelegte Urtheil vom 30. October v. J. aus dem Grunde für beschwert, weil darin der amtliche Bescheid vom 21. October 1835 befragend: die Klage und das darin gestellte Begehren um Ertheilung eines Vollzugsdecretes des Urtheils des Handelsgerichts zu Paris d. d. 8. Thermidor des Jahres XII der französischen Republik findet nicht statt,“ lediglich bestätigt worden ist.

Der Gehalt dieser Beschwerde hängt im Allgemeinen von der Frage ab, unter welchen Voraussetzungen das von einem französischen Gerichtshof gefällte Urtheil von den großherzoglich badischen Gerichten zur Vollstreckung gebracht werden darf?

Für diese Frage kann die in der Klage angeregte Rechtsbelehrung vom 24. Juni 1812, Regierungsblatt Nr. XX jetzt nicht mehr maßgebend seyn, da dieselbe durch die in der neuen Prozeßordnung enthaltenen Bestimmungen über die Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile wirkungslos geworden ist, welche nun gesetlichen Vorschriften jetzt die alleinigen Entscheidungsnormen für derartige Fälle darbieten.

Nach §. 931 der Prozeßordnung soll die Vollstreckung ausländischer Urtheile zunächst nach Maßgabe der bestehenden Staatsverträge und in deren Ermangelung nach denen von der großherzoglichen Regierung auf den Grund der Gegenseitigkeit erlassenen Vorschriften Statt finden.

Bleiben nun aber, wie dies im Verhältniß des Großherzogthums Baden zu Frankreich wirklich der Fall ist, weder solche Staatsverträge, noch Vergleichnisse auf den Grund der Gegenseitigkeit ergangene Vorschriften der Regierung, so sollen nach §. 932 der Prozeßordnung für dergleichen Urtheilsvollstreckungen folgende Regeln eintreten:

1) Auf Ersuchen eines ausländischen Gerichts wird die Vollstreckung des Urtheils gegen Angehörige des Staats, dessen Gerichte das Urtheil gesprochen haben, nach Vernehmung des Beklagten so vorgenommen, als wäre die Vollstreckbarkeit von einem inländischen Gerichte erklärt.

2) Auf Ersuchen ausländischer Gerichte gegen Inländer, oder Ausländer, die nicht Angehörige des Staates sind, dessen Gerichte das Urtheil gefällt haben, tritt die Vollstreckung nach Vorladung der Parteien dann ein, wenn dargethan ist, daß, nach inländischen Gesetzen dritttheils, die fremde Gerichtsbarkeit begründet war, und daß das Urtheil Vollkraft erlangt hat.

3) Unter gleicher Voraussetzung wird auf Vorlage eines im Ausland gegen Inländer oder Ausländer gefällten Urtheils und Bitte um Vollstreckung diese nach Vorladung der Parteien verfügt. — In dem Text des Gesetzes heißt es zwar statt Vorlage „Verlangen“; allein dieses Wort ist, einer Bekanntmachung des großherzoglichen Justizministeriums im Regierungsblatt Nr. 62 vom Jahr 1835 zufolge, ein bloßer Druckfehler, was sich auch schon von selbst daraus ergibt, weil ansonst die erwähnte Gesetzsstelle keinen vernünftigen Sinn haben würde, indem das Verlangen und Begehren um Vollziehung von Urtheilssprüchen nur Folge ergangener Urtheile, nicht aber Gegenstand der Urtheilsfällung selbst sein kann.

4) Wenn in den Fällen des §. 932, von welchen der oben sag. 3 erwähnte hier vorhanden ist, der Kläger ein Ausländer ist, und der Beklagte den Einwand macht, daß von dem auswärtigen Staat eine gleiche Willkürigkeit bei Vollstreckung von Urtheilen badischer Gerichte nicht brochtet werde, so ist nach §. 933 der Prozeßordnung dem Kläger vor der Vollstreckung die Nachweisung abzuverlangen, daß der ausländische Staat in ähnlichen Fällen die Urtheile der badischen Gerichte ebenfalls vollziehe. — In dem Fall des §. 933 der Prozeßordnung kann also das Urtheil eines ausländischen Gerichts nur dann vollzogen werden, wenn dargethan ist, daß in dem Lande, in welchem das zu vollstreckende Urtheil ergangen ist, die Vollstreckung der von dem badischen Gerichten gefällten Urtheile nicht mehr er-

schwert wird und keinen größeren Einschränkungen unterliegt, als wie dies nach unseren Landesgesetzen der Fall ist.

Da nun in vorliegendem Fall der Kläger ein französischer Staatsangehöriger, mithin Ausländer ist, da ferner vom Beklagten in der Appellationsbeineredschrift vom 19. April 1836 geläugnet wurde, daß die französischen Gerichte in ähnlichen Fällen ein badisches Urtheil vollziehen, so hatte der Kläger zum Zwecke der Begründung seines Urtheilsvollstreckungsgehruchs vorerst die Nachweisung zu liefern, daß die königlich französischen Gerichte in ähnlichen Fällen, wie der vorliegende, die Urtheile der großherzoglich badischen Gerichte ebenfalls vollziehen, wozu denn auch dem Kläger durch begerichtliches Zwischurtheil vom 23. April 1836 die Auflage gemacht wurde.

Diese Nachweisung hat der Kläger in der Beweisanstrengungsschrift vom 3. Juli 1836 zu liefern gesucht:

a) durch ein Schreiben des königlich französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 29. Juni 1836, sodann

b) durch ein von mehreren Pariser Advokaten gefertigtes Rechtsgutachten.

Von diesen beiden Urkunden ist die letztere, als eine bloße Rechtsansicht von Privatpersonen entbalten, für die dem Kläger obliegende Nachweisung nicht geeignet.

Dagegen kann dem Schreiben des königlich französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 29. Juni 1836 in dieser Beziehung die Beweiskraft nicht versagt werden, da solches die Ausrufung einer öffentlichen Staatsbehörde ist und überdies auf eingezogener Erkundigung bei dem Justizdepartement beruht, was seiner amtlichen Stellung Kenntniß über den fraglichen Gegenstand beßhmen muß.

Was nun aber dessen Inhalt anbelangt, so wird dadurch der Beweis nicht geliefert, daß in ähnlichen Fällen, wie sie im §. 932 der Prozeßordnung beßhmen sind, auch von Seiten der königlich französischen Gerichtshöfe die Urtheile der großherzoglich badischen Gerichte vollzogen werden.

In diesem Schreiben wird zunächst Bezug genommen auf den Artikel 348 des Code de procédure civile und auf den Artikel 2123 des Code civil, worin aber mehr nicht verordnet ist, als daß Urtheile ausländischer Gerichte nur dann, wenn sie von einem inländischen Gericht vollziehbar erklärt werden sind, vollzogen werden dürfen, ohne aber die Bedingungen, unter welchen diese Vollziehbarkeit von dem königlich französischen Gerichten ausgesprochen werden darf, näher festzusetzen.

Es soll hiernach, wie es in diesem Schreiben weiter heißt, durch die Gesetgebung sowohl dem Grundsat, als dem Recht nach, den Gerichten die Freiheit und die Befugniß gelassen sein, die Vollziehung der im Ausland erlassenen Urtheile auf französischem Gebiet zu gestatten.

Bei Anwendung dieses allgemeinen Grundsatzes auf einzelne Fälle sollten nun aber inbaldigst besagten Schreibens die französischen Gerichtshöfe folgende Regeln befolgen:

„Les Tribunaux français, saisis d'une requête en exécution d'un jugement rendu en pays étranger, maintiennent intacte la Souveraineté de la justice da pays; ils n'admettent l'existence qu'après que le demandeur a assigné la partie adverse devant eux et reconnu ainsi leur juridiction et leur droit à réviser au fond le jugement, dont on leur demande l'exécution. Mais si ce jugement ne statue que sur des intérêts privés, si l'équité de ses dispositions ne présente aucune incertitude, et si ces mêmes dispositions n'ont rien de contraire au droit public français, il est d'usage constant, que le Tribunal en ordonne l'exécution pure et simple.“

Die so eben erwähnten Regeln, welche die französischen Gerichtshöfe bei Vollziehung auswärtiger Urtheile nach einer konstanten Praxis befolgen sollen, geben jedoch in Vergleichung mit den Vorschriften des §. 952 der Prozeßordnung genugsam zu erkennen, daß die Vollziehung der Urtheile der großherzoglich badischen Gerichte bei den königlich französischen Gerichtshöfen ungünstig mehr, als wie nach unserer Gesetzgebung, erschwert ist. Nach dem §. 952 der Prozeßordnung ist die Vollziehbarkeit des ausländischen Urtheils bloß von der Prüfung abhängig gemacht, ob die fremde Gerichtsbarkeit begründet gewesen ist, und ob das Urtheil Rechtskraft erlangt hat, mithin vollzueig geworben ist, ohne daß dem badischen Richter die Befugniß eingeräumt ist, die Frage, ob auch das ausländische Gericht recht geurtheilt habe, seiner nochmaligen Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen.

Die französischen Gerichte hingegen nehmen eine Gerichtsbarkeit für den Gehalt der Sache selbst, so wie das Recht in Anspruch, das ausländische Urtheil und somit den ganzen Prozeß, welcher durch solches entzieden worden ist, ihrer nochmaligen Revision zu unterziehen und die Vollziehbarkeit desselben nur dann auszusprechen, wenn über die Richtigkeit der vom ausländischen Gericht gegebenen Entscheidung kein erheblicher Zweifel (si l'équité de ses dispositions ne présente aucune incertitude) obwaltet. Auf diese Weise wird der Vollzug ausländischer Urtheile im königlich französischen Gebiet von solcher Bedingung abhängig gemacht, wodurch die königlich französischen Gerichtshöfe im Grunde genommen ihre eigenen Entscheidungen über den materiellen Gehalt der Sache, und nicht mehr den Ausspruch des fremden Gerichts in Vollstreckung setzen.

Es läßt sich auch aus den Worten des §. 953 der Prozeßordnung „in ähnlichen Fällen“ die Folge nicht ableiten, daß, da die französischen Gerichte in der Vollziehung der von den großherzoglich badischen Gerichten

ergangenen Urtheile nicht die gleiche, unserer Gesetzgebung entsprechende Billfährigkeit beweisen, sondern solche an lästigeren Bedingungen knüpfen, bei nachgesuchtem Vollzug eines in Frankreich ergangenen Urtheils dasselbe Verfahren von Seiten unserer Gerichte eingehalten werden müsse, welches die französischen Gerichtshöfe in Beziehung auf die Vollziehbarkeit der Urtheile großherzoglich badischer Gerichte in Anwendung bringen. Denn einmal ist, wie schon oben bemerkt, im §. 953 der Prozeßordnung die Vollziehbarkeit ausländischer Urtheile dadurch bedingt, daß in dem Lande, in welchem es ergangen ist, die Vollziehung der Urtheile dieserseitiger Gerichte nicht mehr erschwert wird, als wie dies bei uns der Fall ist. Außerdem würde hier der Richter eine Gegenfritigkeit geltend machen, wozu er nach §. 951 der Prozeßordnung nur in Folge einer von der Staatsregierung erlassenen ausdrücklichen Vorschrift sich ermächtigt halten kann.

Da also Kläger die ihm nach §. 933 obliegende Nachweisung nicht geliefert hat, so ist vom großherzoglichen Hofgericht mit Recht, wie geschehen, erkannt worden, und es mußte daher dessen Urtheil vom 30. Oktober v. J. lediglich bestätiget, so wie Kläger, Oberappellant, nach §. 169 der Prozeßordnung auch in die Kosten dieser Instanz verurtheilt werden.

v. Stockhorn.

III.

Einwas über Ansätze der Advokaten nach der Tarordnung vom 10. Juli 1832 Regierungsblatt Nr. XXXIX.

Man hört nicht selten die Klage von Advokaten, daß sie durch das Verfahren nach der neuen Prozeßordnung und durch die darauf gebaute Tarordnung vom 10. Juli 1832 in ihrem Einkommen gegen die Tarxa des früheren Verfahrens geschmälert worden seien. Ohne mich nun auf eine allgemeine Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Behauptung einzulassen, glaube ich nur bemerken zu müssen, daß die Advokaten nicht selten deshalb die Schuld eines geschmälerten Einkommens nach den Bestimmungen der Tarordnung vom 10. Juli 1832 tragen, weil sie unterlassen, das anzusetzen, was ihnen doch darnach gebührt. Weniger fern tritt dieses hier in Kaßatt ein.

So z. B. bestimmt der §. 6 der Tarordnung vom 10. Juli 1832, daß die darin festgesetzte Gebühr für die mündliche Verhandlung bestimm ist, woraus sich für sich folgt, daß, wenn bei der mündlichen Verhandlung noch andere Verrichtungen vorkommen, dafür die sonst bestimmten Ansätze passiren. Dieses ist auch in der Tarordnung §. 9 und insbesondere §. 10 anerkannt, und doch sehr dahier kein Anwalt das an, was ihm der §. 10 selbst wortlich anzusetzen erlaubt.

Der §. 10 bezieht sich nämlich in seinem Schluß auf solche Verrichtungen, welche während einer Sitzung

also im Laufe der mündlichen Verhandlung vorkommen, z. B. Erklärungen auf Frisßgesuch, Anrufen etc.

Wenn also, was nicht selten geschieht, ein Anwalt ausgerufen ist, und ein schriftliches Frisßgesuch einreichte, worüber der gegenheilige erschiene Anwalt sich erklärt, so ist er nur, wenn die Verhandlung doch geschieht, seine Laxe für den mündlichen Vortrag, oder wenn sie nicht geschieht, seine Laxe für die Versammlung nach §. 7, nie aber die Laxe für seine Erklärung auf das Frisßgesuch nach §. 10 an, obwohl ihm dieses derselbe §. ausdrücklich gestattet.

Nicht selten bleibt ein Anwalt aus, und der andere erschiene ruft absehn auf seinen Ausfluß mit der Rechtsausführung an. Für diesen Fall paßst der §. 10 ausdrücklich seine verschiedenen Ansätze von 15 fr. — zu einem Unben, und doch ist kein Anwalt daher diese Gebühr neben seinem mündlichen Vortrag an.

Die im §. 10 angeführten Fälle der Erklärung auf Frisßgesuch und des Anrufens sind aber nur beispielweise, und man hat daher alsdab zu fragen, ob nicht den mündlichen Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen auch noch andere Verrichtungen in der Sache vorangehen, oder nachfolgen, welche ebenfalls unter den §. 10 fallen.

Dergleichen gibt es allerdings. So forrepondirt den Anrufen im §. 10 gewiß eine Bitte um Wiederherstellung, welche im mündlichen Vortrag vorkommen kann, und wofür der Ansatß des §. 10 zu paßsen wäre. Was aber jedesmal bei den mündlichen Verhandlungen vorkommt, und was eine jedesfalls von der Verhandlung der Sache getrennte Verrichtung ist, das ist die Anerkennung der Prozeßvollmachten der Anwälte selbst, und dafür wird wenigstens hier nichts angereßt, obwohl es gewiß nach §. 10 paßsen sollte. Man kann sich dagegen nicht auf den §. VII. der alten Laxordnung vom Jahr 1803 berufen, worin nach für die Uebergabe der Vollmacht nichts paßsen soll, denn diese Vorschrift geht nur auf die Uebergabe der eigenen Vollmacht, nicht aber auf die Erklärung hinsichtlich der Vollmacht des Gegentheils, und daß diese Erklärung eine eigenthümliche Verrichtung während der Sitzung, und zwar eine nicht unbedingte ist, kann um so weniger bezweifelt werden, als sie nicht selten eigene und besondere Zwischenverhandlungen nöthig machen. Die Ansätze für dergleichen überall vorkommende Vollmachtsanerkennungen sind aber eben wegen ihrer häufigen Vorkommenheit für das Einkommen eines Anwalts nicht gering.

Ich glaube selbst, daß für die Uebergabe der Vollmacht in der Sitzung trotz des §. VII. der alten Laxordnung der Ansatß des §. 10 der neuen Laxordnung paßsen muß, denn die alte Laxordnung ist nach §. 1 der neuen Laxordnung durch die letztere aufgehoben, so weit sie durch ihre Bestimmungen abgeändert erscheint, und bei der ganz

allgemeinen Vorschrift des §. 10 der neuen Laxordnung ist der §. VII. der alten gewiß für den Fall aufgehoben, wo die Vollmacht in der Sitzung überreicht wird, und dauert nur noch für den Fall fort, wo die Vollmacht mit einem Schriftsatß übergeben wird.

Nachfolgende besondere Verrichtungen kommen aber ebenfalls überall vor, ohne daß dafür etwas angeßt wird. Z. B. die Bitte um Ausfertigung und Zustellung des Urtheils. Offenbar ist dieses eine besondere Bitte, welche schon nach der alten Laxordnung §. V. paßsiren mußte, und welche nun nach der Laxordnung vom Jahr 1832 §. 10 zu den dorten bestimmten Gebühren zu paßsiren ist.

Daß aber dieses Alles eine je besonders in der Sitzung vorkommende Verrichtung ist, beweist sich am besten aus den Sitzungsprotokollen selbst, indem solche alle diese Vorkommnisse besonders damit aufzählten, daß sie lauten: der Anwalt des Appellanten hat hierauf seine Vollmacht vorgelegt, welche der gegenheilige Anwalt anerkannte. Beide hielten hierauf ihren mündlichen Vortrag, und baten nach Eröffnung des Urtheils um dessen Ausfertigung und Zustellung. Damit ist doch gewiß anerkannt und bewiesen, daß dieses besondere Verrichtungen sind, welche nach §. 10 der neuen Laxordnung zu paßsiren haben.

Es könnte zwar möglich seyn, daß diese Ansätze die und da von einzelnen Gerichtsmitgliedern gestrichen würden. Allein zu erwarten ist, daß bei der Klarheit und Bestimmtheit des §. 10 der neuen Laxordnung die Mehrheit des ganzen Gerichtshofs die Ansätze billigt, und selbst wenn dieses nicht geschehen sollte, so haben die Anwälte den Weg an das Justizministerium frei, um von diesem eine Erläuterung des §. 10 zu erbitten, und da man dorten wohl schon längst überzeugt ist, daß die Gebühren für den mündlichen Vortrag in den kleineren Klassen offenbar zu gering sind, so wird man absehn den §. 10 nicht dahin auslegen, daß in diesen für sich schon zu geringen Gebühren noch die Ansätze für besondere Verrichtungen enthalten seien, welche der §. 10 besonders betrifft haben will.

Ueberhaupt sollte man doch bei dem manchem übertriebenen Streichen an den Kostenverzeichnissen der Advokaten bedenken, daß ihnen wahrlich ihr Verdienst nicht in einem großen Maß zugemessen ist, und wenn die Staatsbediensteten nicht aus dem Auge verlieren, daß sie bei den gestiegenen Preisen des Lebens alle auf das bündigste überzeugt sind, daß ihre Beforderungen ebenfalls vergrößert gehöben, wie sich ja auch der Preis jedes Gewerbetreibenden gesteigert hat, so sollten sie so viele Billigkeit haben, daß auch dem Anwalt seine nach wohlfeileren Lebenspreisen bemessenen Laxe erhöht gehöben, und daß man ihm wenigstens das nicht streichen sollte, was er zufolge ausdrücklicher Vorschriften der Laxordnung anguseßen berechtigt ist. Sander.

IV.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechts-philosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

4. Der Wille.

(Fortsetzung.)

Aber ohnegachtet der ungeheuren Entwicklung, welche der besondere freie Wille in der Weltgeschichte durchlaufen hat und trotz der schönsten Blüten des Geistes, die er allein zu tragen im Stande war, liegt es doch bei ein wenig Reflexion gar nicht ferne, auch sogleich die Schattenseiten dieser höchsten Kraft des Menschengesistes zu bemerken, weil schon der gewöhnliche natürliche Wille, als natürliches Gefühl und als unmittelbare Gewisheit seiner selbst von Hause aus in zufälligen Meinungen, eiteln Vorstellungen und willkürlichem Streben befangen ist; und wenn nicht die häusliche Zucht und religiöse Erziehung schon in dem Kinde die selbstlichen Gefühle, die dem Menschen die Natur zurecht giebt, gebrochen und, was als Gesetz nur Buchstabe ist, im erwachenden Bewußtseyn schon durch Angewöhnung zum lebendigen Geiste hat werden lassen, so ist freilich schon dieser erste Krim des vernünftigen Willens und des freien männlichen Geistes etwas fürchterliches, und des unerzogenen Jüngling den rohen Willen nicht zu lassen, ist etwas der Vernunft so nahe liegendes, daß über die Beschränkung der Willkür als erstes Bedürfnis aller Freiheit gar niemals im Ernste Zweifel erhoben worden sind; nur der Pöbel hat von jeher die Willkür gewollt, wie jedes unmartige Kind. Daß der freie Geist des Menschen seinen ersten und größten Feind in sich selbst habe an seinem eigenen Naturgesetze, und daß, wenn das göttliche Denken, was allein dem Menschen vom Thiere unterscheidet, in ihm frei werden sollte, der Mensch im Kampfe mit seinem natürlichen Willen stiege, und durch Erhebung zu allgemeinen Zwecken selbstständig werden sollte, das liegt schon in unserer Religion. Wäre es weiter nichts, als den eigenen Willen zu haben, was die Freiheit ausmache, so wäre die individuelle Willkür das Letzte und das Höchste für den Menschen. Allein selbst in Zeiten, worin dies wirklich Prinzip gewesen ist, z. B. unter Rospespirre, war doch bei allgemeinen Staatsangelegenheiten der gesunde Menschenverstand dieser willkürlichen Freiheit zu sehr entgegen, als daß nicht selbst damals noch ganz andere Prinzipien berücksichtigt worden wären. So Nichts sagend und hohl also der einzelne Wille ist, wenn wir ihn vom Allgemeinen trennen, eben so sehr ist der allgemeine Wille, der das Besondere und Einzelne unberücksichtigt läßt, etwas Unbestimmtes.

Die größte Ausdehnung, die man im Recht diesem abso- lut Unbestimmten gegeben hatte, war das berühmte „*Aut justitia percat mundus*“. Diefem unbestimmten und

hohlen Willen entgegen, haben eine Menge edle Menschen, auch schon vor der christlichen Zeit eingesehen, daß der Mensch nicht bloß um des Gesetzes willen auf der Welt ist; und daß vollends christliche Rechtslehrer wider den reinen und leeren Buchstaben des Gesetzes die göttliche Würde der Menschenvernunft in Schutz genommen, und das vernünftige Urtheilen im einzelnen Falle wenigstens ebenso hoch gestellt haben, als das immer unbestimmte Gebot des allgemeinen Gesetzes, so daß der Richter ebenso viel Vernunft nöthig hat, als der Gesetzgeber, dazu müßte sie schon die Christenliebe nöthigen. Der Richter hat die schwierigere Stellung, daß er das Einzelne und das Allgemeine (das Seyn und den Gedanken, den Fall und das Gesetz) durch Denken in Harmonie zu bringen angewiesen ist. Jacobi hat bei ähnlicher Gelegenheit daran erinnert, was der Jurist niemals vergessen darf, daß Deth demona sterbend gelogen, Pylades, als er sich für Deth darstellte betrogen, Timoleon gemordet, Epaminondas und Johann der Witt Gesetz und Eid gebrochen, und hat für diese und ähnliche Fälle das göttliche Majestätrecht der Menschenvernunft in Anspruch genommen. Wenn es also offenbare Verbrechen geben kann, die der Würde der edelsten Menschennatur durchaus nicht entgegen sind, so gibt es möglicher Weise Rechte, Pflichten und Gesetze, die, an sich und abstrakt genommen ganz vortreflich und passend, aber in einzelnen möglichen Fällen nicht anzuwenden sind, wenn nicht das Recht mit Sittlichkeit und Moralität in Widerstreit geraten soll. Sobald nun ein solcher Gegensatz eintritt, so soll der Richter sich erinnern, daß die Moralität etwas Höheres ist, als das abstrakte Recht, und daß eben so das Ethische Höher ist, als das bloß subjektiv-Moralische. Daß dies alles dem Juristen so nahe liegt, als das Recht im engsten Sinne, das weiß er auch, denn wie sollte ihm unbekannt seyn, daß Vorsatz und Schuld, Absicht und Gewissen, daß alle Formen des Böden und ihr Verhältnis zum Guten, daß alle Ueberzeugung und alles Rechtsgefühl zur Moralität gehören und daß er, ohne aus etwas Derartigen zu stoßen, seinen Schritt im Recht thun kann. Eben so wenig wird der Jurist die Familie, die Ehe, das Vermögen der Bürger, die Rechtspflege und das Daseyn des Gesetzes in den Gerichten verschmähen; und daß dies alles, was sich direkt auf den Staat bezieht, also die ganze Verfassung desselben schon von den alten Griechen ganz richtig als Ethik bezeichnet worden ist, das ist bekannt, denn wo in aller Welt sollten Gesetze ohne Sitten einen Boden haben? Der Jurist ist also bei der Ausübung des Antinomien des Rechts durchaus nicht im Zweifel gelassen, sondern das Untergeordnete hat dem Höheren zu weichen, und das abstrakte blinde Recht ist im Konflikte mit dem Gerechten und Edleren

als in ganz bestimmten Verhältnissen untergeordnet zu erkennen. Die genaue Kenntniß der Moralität und Ethik macht bei unsern christlichen Juristen allen weiteren Detailbeweis unnöthig.

Wie höchst fein auch manchem Leser der gemachte Unterschied zwischen Sittlichkeit und Moralität dünken mag, und wie fern sie liegend wenigen Juristen beides, so wird doch die Erinnerung an das Sklavenverhältniß ein sehr einfaches Licht darüber geben. Wenn der Sklave darum keine Pflichten hat, weil er kein freier Mensch ist, denn nur dieser hat Rechte, so kann ihm auch in seiner Weise zugemuthet werden, daß er etwas thun soll, außer durch Gewalt. Wenn nun im völlig abstrakten (d. h. nur so genannten) Rechte sogar die Sklaverei subsumirt und gesagt werden könnte, daß der eine Mensch nur Rechte habe, der andere aber nur Pflichten, so war das Recht von der Pflicht (das abgesonderte Recht von der Sittlichkeit) getrennt, und wegen dieses Mangels des Rechts war bei dem Sklaven die ihm lässlicher Weise zugemuthete Sittlichkeit auch nicht zu finden. Die Alten mußten dies auch praktisch, und die Sklaven galten für schlechte Gesellen, aber daß man diese rechtlosen Geschöpfe nach dem Rechte justifizierte, das war die himmelschreiende Barbarei, wober das Recht bloß Form geworden war. Wenn also durch die Trennung der Rechte und Pflichten jedes von beiden seinen richtigen Sinn verliert, so dürfte das Verhältniß dieses sein, daß das abstrakte Recht und die geforderte Vereinigung meines eigenen Willens mit den Pflichten (man nennt dies Moralität) eine Grundlage haben müssen, die nichts anderes ist, als ihre Einheit; und diese Vereinigung der Pflichten und Rechte ist die sittliche Substanz des Volkes, ist die Basis des Staats und der Familie und ist der wirkliche Geist der Freiheit.

Daß diese Vereinigung des Rechts und der Moral schon ganz frühe bei der Erziehung der Jugend fundamementirt werden müsse, das bezweifelt praktisch kein Mensch, und man kann sich das, worauf es hier ankommt, auch für die Einsicht dadurch sogleich näher bringen, wenn man sich erinnert, daß ja auch alles Denken und Urtheilen erhalten und kernen nothwendig bei der Zucht und dem Gehorsam anfangen muß. Nicht bloß auf Schulen und bei den untergeordneten grammatikalen und ähnlichen Kenntnissen ist das kernen und sorgfältige Aufnehmen des Gegebenen wichtig, sondern auch bei allen höhern Wissenschaften ist die Selbstthätigkeit und die Kraft im Gebrauche der Gedanken, überhaupt die Anwendung durch den Gehorsam im Aufnehmen des schon Vorhandenen bedingt. Wer nicht hinreichende Stärke des Willens hätte, sich einer strengen Disziplin in Ausbildung seines Verstandes zu unterwerfen, der würde es im Denken nie zu

der Festigkeit bringen, die eine leichte Bewegung allein möglich macht; und wo bei einem Volke die Bildung der Sitten nicht mit der Zucht des Willens anfängt, im elterlichen Hause nicht weniger als in Schulen, da wird jedenfalls die erste und wichtigste Basis aller Freiheit der Einzelnen und des Volks fehlen, denn wenn die Sucht nach Zerstreuung und alles verkehrte Wesen neuer Bildung die Gemüther zu frühe berührt, so ist mit dem entstehenden eigenen Raisonniren aller Zusammenhang und alle Konsequenz im Denken der Jugend vernichtet, weil es keinen Boden hat. Siehe man nun zu, daß für das Denken und den Willen die Zucht und der Gehorsam Bedingung ist, wenn mehr, als etwas ganz Hohles und Haltloses gesucht wird, und daß zur freien Bewegung in Denken und Willen eine Basis erforderlich ist, so hat man damit zugegeben, daß die ungemessene Freiheit und Willkür schon von Hause aus beschränkt werden muß und daß der Gehorsam Bedingung der Freiheit ist.

Wenn man also nicht gänzlich nur das Gesehe und Geäußerte will, so wird man die Einwendung nicht machen, daß die Freiheit durch Schranken vernichtet werde. Durch absolute Beschränkung wird freilich die Freiheit aufgehoben; aber daß das völlig Schrankenlose praktisch ganz auf dasselbe hinausgehe, dieß ist eine Einsicht, die nicht bloß logisch, sondern auch durch Erfahrung deutlich genug geworden ist. Es heißt nicht, wenn Freiheit, ober überhaupt wenn irgend Etwas in der Welt Bestand haben soll, immer nur ein Maß, und das Mehr oder Weniger ist nicht so gleichgültig, als es oft scheint; weshalb wir auch der besondern Betrachtung einiger Verhältnisse in der Folge unsere Aufmerksamkeit nicht versagen wollen. Die Natur hat dem Thiere das Maß in der Festigkeit seines Instinkts vorgeschrieben, und der Borzug des freien Selbstbewußtseyns liegt nicht darin, gar kein Maß und keine Schranke zu halten, sondern aus sich selbst und durch seinen eignen vernünftigen Willen sich Beschränkungen zu setzen, d. h. die Gesehe sollen vernünftig seyn. Das Gesehe und Bindende der Gesehe muß aber schon durch die sittliche und religiöse Autorität so entschieden dem Unstäten und Widersprechenden der zufälligen Meinung entgegenstehen, als wenn man die Vergleichung will gelten lassen, der Trieb das Thier in der Bahn erhält. Wenn und die Aufklärung die schlechten alten Sitten und wertlosen Grundgesetze genommen hat, so ist es doch jedenfalls um die guten Sitten und moralischen Begriffe und wahrhaft sittlichen Maximen darum schade, wenn sie theilweise mit verloren gegangen sind, weil es lange Zeit bedarf, bis etwas Neues, wenn auch noch so vortreffliches, wieder alt und geltend werden und der Gesehskraft des Volkes als Basis und Wahrheit erscheinen kann. (Fortsetzung dieser rechtsphilosophischen Aufgabe folgt.)

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^o. 46.

Karlsruhe den 17. November 1838.

I.

Einiges über den Art. 918 des C. c. und des L. R. —

Zweifel gegen die Richtigkeit der Auslegung dieses Art. durch den Cassationsgerichtshof und die Schriftsteller über französisches Recht.

A. Enthalten nach dem Code civ. die in dessen Art. 918 bezeichneten Rechtsgeschäfte in jedem Fall Schenkungen zum Voraus?

Nach Pailliet, Manuel ad h. a. Nr. 2 waren vor dem Urtheil des Cassationsgerichtshofs vom 13. August 1817 die französischen Rechtsgelehrten Maleville, Levasseur und Grenier der Meinung, daß die fraglichen Rechtsgeschäfte wohl als Schenkungen oder nicht als Schenkungen zum Voraus zu betrachten seien. Erst diesem Urtheil wird aber von allen französischen Schriftstellern angenommen, daß es Schenkungen zum Voraus seien. Es besteht indessen noch eine wesentliche Differenz zwischen der Ansicht Toulliers und jener von Chabot, Duranton und Zachariae anerseits, in so ferne, als der erste im Art. 918 nur die Regel, die übrigen aber die Ausnahme erblicken (cf. Nr. 4 weiter unten):

Der Cassationsgerichtshof scheint seine Ansicht lediglich nur auf den Umstand zu gründen, daß im Art. 918 die portion disponible als ein Gegenstand dessen erscheint, was rapportirt werden mußte; wenigstens enthält das angezogene Urtheil keine andere Gründe, und eben so wenig lassen sich aus den citirten Schriftstellern andere entnehmen.

Dem deutschen, durch das Cassationsgericht nicht gebundenen Juristen darf aber die wohl begründete Autorität des genannten Tribunals nicht in dem Grunde imponiren, daß er die gegen dessen Meinung sprechende bedeutende Gründe nicht in Betracht nehmen dürfte.

Betrachtet man nun den Artikel zuoberst

1) nach den Ausprägungen derjenigen die bei dessen Abfassung thätig waren, und nach seinem rechtsgeschichtlichen Zusammenhang mit der intermediären Gesetzgebung, so er-

gibt sich zwar vieles zu Gunsten der angefochtenen Interpretation aus der Äußerung des Tribunen Jaubert — besagend:

Der Gesetzgeber mußte das Loos derjenigen Veräußerungen bestimmen, welche mit der Auflage eines Leibgebüdes zu Gunsten eines präsumtiven Erben in gerader Linie stattfinden. Würde man sie für nichtig erklären, so würde man der natürlichen Freiheit zu nahe treten; würde man sie aber unbedingt aufrecht erhalten, so würde man die Interessen der andern Erben einem Rechtsgeschäft anopfern, welches doch im Grund genommen, in den meisten Fällen nichts anderes ist als eine wirkliche Schenkung. Man distinguirte daher zwei Dinge — die Uebertragung des Eigenthums, und den Werth desselben. Nichts steht im Weg, das Eigenthum demjenigen zu lassen, der es erworben hat, hingegen der Werth dieses Eigenthums ist aus den disponibeln Theil zu rechnen, ohne Rücksicht auf die Gegenleistungen, und der Ueberschuß ist in die Masse einzuwerfen — dieser Mittelweg vereinigt alle Interessen.

Wenn man nun schon aus den aufgestellten Gegensätzen zwischen Werth und Eigenthum schließen möchte, Jaubert spreche sich über die aufgestellte Frage gar nicht aus, so folgt doch aus den letzten Worten, daß Jaubert den Artikel so betrachtet, als wäre darin eine Entscheidung per Vaucho und Bogen dahin gegeben, wie sie die französische Praxis vertheidigt.

Alein dieser Autorität — steht die Malevilles entgegen, welcher der hier vertheidigten Meinung ist, und hält ihr wenigstens die Waagschale, denn Jaubert steht gleichfalls nur als Interpret fremder Worte da, während Maleville über die Abicht des Verfassers des Artikels als Mitracteur besser unterrichtet sein konnte.

Das Gesetz vom 17. Nivose II hatte die im Art. 918 aufgeführten Uebergaben, seien sie in die Form von Schenkungen oder belasteten Verträgen eingekleidet worden, für nichtig erklärt, wenn sie nicht von den Miterben consentirt waren — und sie im andern Fall in derjenigen civilistischen Eigenschaft aufrecht erhalten, welche ihnen von den Vertragspersonen gegeben worden war.

Der Code nahm ein anderes System; er behielt die Verfügung bei, daß die Acte als belastet gelten, wenn die Miterben bestimmen, er vernichtete aber dieselbe nicht, wenn die Bedingung fehlte, sondern er erklärte sie in diesem Fall nur für Schenkungen (als indirekte Begünstigungen). Die Schwierigkeiten, die sich dem Gesetzgeber darboten, bestanden nicht darin, wie ein solcher Act, wenn man ihn als Schenkung betrachtet, zu behandeln werden sollte, sondern nur darin, einen Maßstab zu finden mit welchem man erweisen könne, ob in dem einzelnen Act eine Schenkung enthalten sei, oder ein anderer Vertrag, denn alle Acte der Art, ohne Unterschied, können nicht als Schenkungen betrachtet werden, wie auch Jaubert bemerkt. Der Gesetzgeber präsumirte nun, und zwar mit Recht, daß in den im Artikel unterstellten Fällen Schenkungen beabsichtigt werden, wenn der Vertrag nicht unter Mitwirkung der bei der Erbschaft theilhabigen zu Stande komme. Hatte er diesen Grundsatz einmal festgesetzt, so ergab sich das übrige consequenterweise von selbst. Das Gegentheil, und zwar in seiner Totalität, mußte als Geschenk betrachtet werden, oder als nicht geschenkt. Es lag dann kein Grund vor, das Object dennoch nur zu einem Theil als geschenkt zu betrachten, und halb dem Beschenkten für immer zu lassen, halb ihm wieder unbedingt zu nehmen. Der Nothstand auf welchen sich eine derartige Disposition bezog, war mit und durch Feststellung des Principes beseitigt. Es läßt sich daher aus der Geschichte und dem Grund der Disposition nicht nur nichts zu Gunsten der gegenwärtigen Meinung entnehmen, sondern das Princip ist zu Gunsten der hier versuchten Meinung.

2) Aber auch dem Wortlaut nach ist in dem Artikel die gegenwärtige Meinung nicht begründet, sondern vielmehr widerlegt:

Die betreffende Stelle heißt: *La valeur . . . des biens . . . sera imputée sur la portion disponible, et l'excédant, . . . sera rapporté à la masse.* Daraus, daß nun hier gesagt ist, daß der Ueberschuß eingeworfen werden müsse, will man nun auf der andern Seite schließen, daß das übrige nicht eingeworfen werden müsse. Dies ist aber gewiß nicht richtig. Der disponible Theil wird hier nur als Mittel für Umschreibung des Wortes reserve im Gegensatz gebraucht. Wenn gesagt ist, ein Theil solle zum Pflichttheil, der andere zum disponible gerechnet werden, so ist damit doch noch nicht gesagt, was mit dem einen und andern Theil weiter geschehen solle, und wenn dies auch in Beziehung auf den einen Theil gesagt ist, so ist es noch nicht in Beziehung auf den andern geschehen. Wenn das disponible demjenigen, welches zu rapportiren sei, entgegengerichtet ist, und man aus dem Gegensatz einen Schluß machen will, d. h. folgern will, daß das

disponible nicht zu rapportiren sei, so muß man doch vor allem ermitteln, worin denn der Gegensatz bestehe. Wenn nun von einem rapport hier die Rede ist, so ist es doch wohl kein anderer als der zur Ergänzung des Pflichttheils, die reduction des Art. 920, die in Hinsicht auf Art. 843 sqq. doch nur uneigentlich ein rapport genannt wird, und es in der That nicht ist. Stellen nun die Gegner diesem rapport, die portion disponible entgegen, so ergibt sich denn doch aus dem Gegensatz weiter nichts, als daß bei der portion disponible von diesem rapport nicht die Rede seyn könne, keineswegs aber auch, daß bei der portion disponible deshalb der wahre rapport nicht statt finde, weil etwas anderes, was nur uneigentlich ein rapport genannt wird, bei ihr nicht statt habe. Aus dem Gegensatz folgt also keineswegs, daß die portion disponible gar nicht rapportirt werden müsse, sondern kein Iota mehr, als daß sie dem rapport zur reserve nicht unterworfen sei, was aber schon ohne den Gegensatz klar war. — Ob nun die portion disponible im Sinne des Art. 843 sqq. zu rapportiren sei oder nicht, richtet sich lediglich nach diesen Artikeln — der Erbe muß sie also gleichfalls rapportiren, wenn ihm diese Pflicht nicht entweder sogleich oder später (Art. 919) vom Erblasser nachgelassen wurde, oder er nicht auf die Erbschaft verzichtet.

Daß hier der Sinn des Artikels sei, folgt auch noch aus einer andern Stelle desselben, diese rein nach ihrem Wortlaut betrachtet: Es heißt darin nämlich im 2. Satz; *cette imputation et ce rapport ne peuvent être demandés*, und hieraus ergibt sich denn aufs Klarste, daß nicht nur der rapport, sondern auch die imputation sur la portion disponible von den nicht consentirenden Miterben verlangt werden können. Von einem Verlangen kann man aber doch nur im Interesse des Verlangenden reden, wäre aber die portion disponible für alle Fälle durch den Art. 918 vom rapport (des Art. 843 sqq.) befreit worden, so könnte doch im Nachsatz nicht dennoch wieder von einer Aufrechnung des Gegentheils auf die portion disponible zu Gunsten des Miterben die Rede seyn; das Wort imputation stünde in diesem Fall ganz müßig und sinnlos in dem Nachsatz. Man kann zwar diesem Argument entgegen halten, daß das Wort imputation in dem Nachsatz nur Behufs des Gegensatzes rapport gebraucht sei, allein diese Replik würde durch das Gegenargument beseitigt, daß, wenn dies der Fall wäre, alsdann den Nachsatz ni, dans aucun cas, par les successibles en ligne collatérale der Vorwurf treffen würde, daß er überflüssig und sinnlos wäre. Die Collateralen haben nämlich wie andere Miterben vor den rapport des Art. 843 sqq. — aber nie einen rapport zur Ergänzung ihres Pflichttheils zu fordern, weil sie an sich keinen Pflichttheil haben; wäre nun das Wort imputation nur zur nä-

hern Bestimmung des letztgedachten rapport gebraucht, und also eigentlich nur von diesem rapport im Nachsatz die Rede, so wären die angeführten Endworte ganz und gar ohne Sinn.

3) Nach die Stellung des Artikels spricht gegen die Ansicht des Cassationsgerichtshof; unmittelbar nach dem Art. 918 fängt nämlich der Art. 919 mit den Worten an: *La quotité disponible pourra être donnée . . . aux enfants ou autres successibles du donateur sans être sujette au rapport (des Art. 843).* . . . *pourvu que la disposition ait été faite expressement à titre de préciput . . .* Wie kann man nun annehmen, daß man im Angesicht der Regel sich selbst unbewußt und *implicite* eine Ausnahme in den Satz 918 habe einfließen lassen? wie kann man glauben, daß der Art. 919 unter *quotité disponible*, sich etwas anderes vorstelle, als der Art. 918 unter *portion disponible*, da sonst beide Ausdrücke ganz gleichbedeutend gebraucht sind?

4) Die Regel des gemeinen Rechts ist gleichfalls für diese Auslegung und gegen den Cassationsgerichtshof: Wenn indirecte Vortheile nach 843, 853 und 854 dem Rückbringen unterworfen sind, so sollen es auch die aus dem Art. 918 bezeichneten Rechtsgeschäften gewonnene Vortheile seyn, denn das Gesetz will sie als Schenkungen betrachten wissen, obwohl nicht in allen Fällen. Wenn nun das Gesetz auch darüber singuläre Bestimmungen gegeben hat, in welchen Fällen der Act als Schenkung gelten, und in welchem Maß die Begünstigung als vorhanden zu betrachten sei, — welche es in Erwägung der Wichtigkeit und Häufigkeit der Fälle wohl geben mochte — und wenn es auch in der Bezeichnung, als es eine Art Erbverzicht ausnahmsweise hier gelten läßt, und als es ebenso den Collateralen das Recht zum Rückbringen des Art. 843 sqq. entzieht, die entgegenstehende Regeln des gemeinen Rechts bei Seite setzt, so ist dies alles doch kein Grund die Ausnahmen noch weiter auszu dehnen, als sie schon bestehen.

Der consequente Toallier (Ausgabe Tarlier II, 474): findet zwar im Art. 918, wie er ihn ansetzt (Schenkungen vom Voraus) nur eine Befristung der gemeinen Regel, daß nicht jeder indirecte Vortheil confisziert werden müsse, sondern nur der aus einer wahren Schenkung gewonnene indirecte Vortheil, und der in fraudem legis begogene; allein das, was er für die gemeine Regel ausgibt, ist es nicht. Obgleich er behauptet den Cassationsgerichtshof in diesem Punkt auf seiner Seite zu haben, so sind doch Chabot, Duranton und Zacharia gegen ihn, und die von ihm gebrauchten Argumente sind nicht zu seinen Gunsten. Der Art. 918 kann ihm natürlich nicht zur Unterstützung

dienen, denn wenn er auch den hier vertheidigten Sinn nicht hätte, so ist er doch gewiß viel zu singular in seiner Beziehung und Stellung, und zu unbräutlich gefaßt, als daß er in Collision mit dem Art. 853, 854 und 843 eine Regel begründen könnte; das Wörtchen *fraude* in 854 hat nicht die wesentliche Stellung, daß es die Regel des Art. 853 und 854 vertritt könnte, die ganz unabhängig von dem Art. 843 ausgesprochen ist, und die Rücksicht, daß die unbeschränkte Regel des Art. 853 und 843 das Entstehen von Prozeßsen zu sehr begünstige, und häufig mit dem Willen des Erblassers in Collision trete, hätten den Gesetzgeber, nicht aber den Ausleger zu bestimmen.

5) Die Fassung des Art. 918 scheint allein die Contravention zu haben: Maer wäre es allerdings gewesen, wenn der Artikel geradezu gesagt hätte, der Werth der auf solche Weise veräußerten Güter gilt als geschenkt (wie es Art. 45 des niederländischen Gesetzes über die Testamente gethan hat), indessen ist aus diesem Umstand nicht die Einwirkung zu besorgen, daß, wenn der Artikel nicht den vom Cassationsgericht angenommenen Sinn hätte, er gewiß anders redigirt worden wäre, denn man würde sie dem Erben zurückgeben, da es ebensoviele im Interesse der gegentheiligen Meinung liegen würde, und es ebenso kurz hätte geschehen können, wenn der Gesetzgeber gesagt hätte „gilt als zum Voraus — geschenkt“.

Hienach möchte nun nach dem französischen Text die Behauptung nachgewiesen seyn, daß der Art. 918, im ersten Satz, weder ausdrücklich noch *implicite* einen Voraus statuirt, und daß sonach die dahin gehörigen Aste in Beziehung auf Einwerfung und Pflichttheil als Schenkungen zu betrachten seien.

B. Nach dem babilchen Landrecht scheint die Entscheidung noch schwieriger als nach dem Cod. civ. In der Bezeichnung ist vor allem zu bemerken, daß unsere Uebersetzung das Wort *alicués* mit „übergeben“ übersetzt, daß es die Worte *sera imputée sur la portion disponible*, und *imputation* gar nicht übersetzt, dem ohngeachtet aber die Schlüsselworte *aus aucun cas etc.* beibehalten hat. Man kann nun hieraus folgen, daß der Gesetzgeber dadurch, daß er bei derartigen Uebergaben dasjenige für rückbringlich erklärt, was den Freitheil übersteigt, den Freitheil von der Einwerfung des Art. 843 sqq. habe befreien wollen, und daß (wegen des Wortes „übergeben“) nur Vermögensübergaben unter der Disposition dieses Artikels stünden, für welche letzter Meinung Brauer ad 918 sich auch erklärt hat. In der ersten Bezeichnung würde man sich also mit der französischen Jurisprudenz und Doc-

trin vollkommen vereinigen, in der andern ihr geradezu entgegenstehen. Man könnte für diese Meinung auch noch den §. 1 des C. c. anrufen, welcher den Gebrauch jeder andern Uebersetzung, als der in dem R. N. gegebenen, dem Richter unterstellt.

Mein trotz allem dem glaube ich, daß der R. N. S. 918 nach einer richtigen Behandlung ganz dasselbe Resultat gewähren werde, wie der Art. 918 des C. c. —

Der §. 1 des C. c. steht der Berücksichtigung des Grundtextes nicht im Weg; er bezieht sich nicht auf eine Vergleichung des Grundtextes mit dem Gesetzbuch durch den Richter im einzelnen Fall, sondern auf Uebersetzungen die von Dritten herkommend, im Voraus bearbeitet sind, und das Ganze des französischen Cod. Nap. umfassen. So wurde er bisher immer verstanden und angewendet, und die andere Deutung desselben würde in sehr vielen Fällen einer wissenschaftlichen Behandlung des Gesetzbuchs zu enge Grenzen setzen, während eine solche doch nicht nur in der Absicht des Gesetzgebers selbst liegt, sondern auch von ihm ausdrücklich gefordert wird (s. a. R. N. S.). Man muß also den Grundtext mit dem Art. 918 vergleichen, und dann ergibt sich dasselbe Resultat wie nach dem Grundtext selbst, denn die Verschiedenheiten, die zwischen beiden bestehen, sind weder nach dem Wortlaut noch nach dem Inhalt so wesentlich, daß daraus ein abweichender Sinn gefolgert werden dürfte. Das sera impuée u. ist nach dem französischen Text überflüssig, denn es folgt von selbst, daß dasjenige, was nicht zur reserve gehört — zum disponible zu zählen ist; es konnte also in der Uebersetzung ohne eine Aenderung in der Sache selbst wegzulassen zu wollen, weggelassen werden. Daß übrigens hier nur vom Einwerfen zu Ergänzung des Pflichttheils die Rede ist, ergibt sich aus den Worten der Uebersetzung. Auch hier kann daraus, daß der Artikel nur von der Einwerfung zu Ergänzung des Pflichttheils spricht, nicht geschlossen werden, daß er in den fraglichen Fällen die Einwerfung zu einem ganz andern Zweck — zur Gleichstellung unter den Miterben — erlasse. Es könnte nur ein anderer Zweifel aus der Fassung des R. N. S. entstehen, nämlich der, ob überhaupt das Ganze als Geschenk betrachtet werden soll, und nicht vielmehr nur dasjenige, was auf den Pflichttheil nöthig ist. Der Zweifel muß sich aber geben, wenn man erwägt, daß überhaupt nur solche Verfügungen, welche Schenkungen enthalten, der Reduction unterworfen werden können, und daß also auch aus dem Umstande, daß etwas der Reduction unterworfen wird, geschlossen werden muß,

daß das Gesetz dies so betrachtet wissen wolle, als ob es eine Schenkung enthalte (R. N. S. 920), auf welches Argument auch die französische Jurisprudenz ihre Behauptung gründet, daß in dem Art. 918 Schenkungen (zum Voraus) vom Gesetz angenommen werden. Abgesehen davon würde aber auch die Regel des Art. 843 und 853, die für diesen Fall nicht ausdrücklich beschränkt ist, im Zweifel immer die Recht noch geltend machen.

Die andere Abweichung unseres Textes in dem Wort „übergeben“ kann die Auslegung Brainers, wonach nur Vermögensübergaben unter dem R. N. S. begriffen wären, nicht rechtfertigen — denn einmal ist das Wort „übergeben“ nicht das technische für den Act einer Vermögensübergabe, zum andern würde in dieser Annahme der Zweck des R. N. S. 918 gänzlich vereitelt. Er ist nämlich nicht gemacht, um zu erklären, daß Schenkungen — belastete oder unbelastete — eingeworfen werden sollen — nein, denn diese müssen schon nach andern Gesetzstellen ohne Zweifel eingeworfen werden — sondern um den Erben auch gegen Scheinhändler, gegen solche wirthliche Schenkungen zu sichern, welche vom Erblasser, absichtlich oder nicht, in die Form von nicht frageigen Verfügungen eingekleidet worden wären. Da nun die Vermögensübergaben, auch wenn sie belastet sind (R. N. S. 1100 b a) nach ausdrücklicher Gesetzesvorschrift nichts anderes sind, als Schenkungen, so wäre nach der Auslegung Brainers der Artikel nicht nur überflüssig, sondern es würde auch der aus ihm selbst und aus der Geschichte seiner Entstehung zu entnehmende Zweck nicht erreicht werden. Das Wort „übergeben“ kann daher gleichfalls keine Aenderung bewirken. — Der Art. 1100 b c steht der hier vertheidigten Meinung nicht im Weg, denn er spricht nur von dem, was der Act dem Erblasser gegenüber ist — im Art. 918 wird aber der Act, ganz abgesehen davon als was er dem Erblasser gegenüber war, rein in Beziehung auf den Erben in Betracht genommen, und danach hilft kein anderes Mittel dem Uebernehmer, um sich vor der Einwerfung zu schützen, als Uebereinstimmung der Miterben.

Die Entwürfe „noch legend einige Erbverwandte“ u. c. sind nach der Fassung der Uebersetzung ganz missig, und können weder von der einen noch von der andern Meinung benutzt werden.

Hienach, und nach den schon ad A angeführten weiteren Gründen möchte man der R. N. S. 918 keinen andern Sinn haben als der entsprechende Satz des C. c. —

Keller.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

Nro. 47.

Karlsruhe den 24. November 1838.

I.

Großer Diebstahl mit Einsteigen.

(Verurtheilung auf Indicien.)

In der Nacht vom 6. November 1837, muthmaßlich zwischen 7 und 11 Uhr, wurde in der Mühle des Johann Großkinsty zu Obbrigheim eine baare Geldsumme von beiläufig 6200 fl. nebst vielen Effekten entwendet. Diese Mühle, welche am äußersten Ende der sogenannten Mühlgasse steht, ist von Gärten umgeben, durch welche mittheils eines Kanals das Wasser zur Mühle geleitet wird. Im obern Stock derselben sind zwei Zimmer; ein Wohnzimmer mit dem einen Fenster auf das vor der Wohnung befindliche Gärten und mit dem anderen auf den Hof. In diesem Zimmer steht ein neuer Kleiderschrank. Das andere Zimmer, worin eine Kommode und eine Truhe steht, geht mit beiden Fenstern unter welchen sich der Hauseingang befindet, auf den Hof. Das Fenster im Garten ist 12' vom Boden erhaben, während die Höhe der in den Hof gehenden drei Fenster 15' beträgt.

Bei dem am 7. November durch eine amtliche Commission vorgenommenen Localausgesehen bemerkte man an dem einen Fenster über dem Hauseingang außen an der weißen Mauerwerkwand zwei Ritzen von getrocknetem weißlichen Strafenloth, wie beim Steigen mit der Fußspitze zurückgelassen und am äußern Fenster eben so. Die Fensterhaken war $\frac{1}{2}$ breit frisch abgeschleift, wie wenn da etwas schweres an einem Seil oder Strick herabgelassen worden wäre. Gerade darunter auf dem Boden im Hofe zeigten sich Fußspuren von verschiedener Größe, wie von Eiseneln herrührend, die am Absatz mit Eisen und vorn mit Nägeln beschlagen waren. Gleiche Tritte fanden sich hundert Schritte von der Mühle in den Gärten und außerhalb des Dorfes bis zur Redarbrücke hin, in deren Nähe eine dem Müller gehörige Mistgabel gefunden wurde. Oberhalb des Trites in den sogenannten Gießsäcken fand ein Bürger von Obbrigheim einen Schmalzhafen, eine nicht geladene Pistole und zusammengebundene Stricke,

welche dem Müller gehörten. Zugleich entdeckte der Zeuge an der genannten Stelle mehrere Fußspuren und Knieeindrücke, in deren Mitte sich eine große Delle befand, wie wenn drei Menschen im Kreise herumgestaut und etwas zwischenhinein gestellt hätten.

Nach Angabe des Dammsklaten waren diese Gegenstände in dem ganz nach dem Hof gehenden obern Zimmer aufbewahrt. Am 8. November wurde unweit Dierdesheim auch noch ein neuer Halsenschlüssel gefunden, welcher die in dem oben gedachten Zimmer befindliche Kommode öffnet.

Zur Begehung des Diebstahls schritt mit Vorbedacht gerade der Tag gewählt worden zu seyn, wo man sich in Obbrigheim den Früchten der Kirchweih überließ. Am jenem Abend nach 8 Uhr begaben sich die beiden Söhne und die Tochter des Müllers zur Ruft und kamen erst gegen Mitternacht wieder nach Haus zurück. Die in der Mühle zurückgebliebenen Personen hatten sich schon vor 8 Uhr zur Ruhe begeben. Der Müller, dessen hochgeachtete Schwester und ein altes Männchen schliefen unten in der Wohnstube; die Müllerin dagegen schlief im obern Stock, jedoch in einem hinteren Zimmer gegen die Gärten zu. Die Mühle war stillgeblieben. Nach Mitternacht wollte Dammsklat wieder Wasser auf dieselbe lassen; weil aber das Werk nicht ging, so rief er seine beiden Söhne, um zu sehen, wo es fehle. Als sie mit einander eine kleine Strecke am Kanal hinaufgekommen waren, fanden sie theils in diesem selbst, theils daneben viele Kleidungsstücke und andere ihnen gehörige Effekten, wodurch das Wasser abgewendet worden. Nun ist der Müller — wie er sich ausdrückt — in den Tod erschrocken, weil er besorgt, daß auch sein Geld fort seyn möchte. Er ließ seinen Sohn Martin bei den Sachen zurück und eilte mit dem andern in die Mühle, um im obern Stock nach dem Gelde zu sehen. Weil er jedoch das nach dem Hof gehende Zimmer verriegelt fand, so krieg er auf der Leiter, welche wie gewöhnlich im Hof gelegen, in das Wohnzimmer ein, um von da durch die Zwischenthüre in das andere Zimmer, worin das Geld gewesen, zu gelangen. Hier fand er aber die Thüre zugeschnelt, den Kleiderschrank

geöffnet, und die Riste, an der sich die Thürhügel schließen, abgerissen, auch den obern Riegel ausgezwängt. Bei dem Angreifen wurde gewahrt, man außerdem an dem einen Thürhügel frische Eindrück, welche von Anwendung eines Meißels herzuführen schienen.

Der Sohn stieg nunmehr in das andere Zimmer und öffnete die Zwischenthür, wo sich dann zeigte, daß an der von der Mühle in dieses Zimmer führenden Thüre der Riegel innen vorgeschoben, die Kommode geöffnet und ausgeleert, dergleichen aus der neben der Thür stehenden Truhe, wozu der Schlüssel gesteckt, das Geld entwendet war.

Den Schlüssel zur Kommode, worin jene zur Truhe gelegen, hatte die Müllerin bei sich gehabt. Die Diebe müssen also — wie man glaubte — die Kommode, welche unverletzt gewesen, mit einem Diebschloß geöffnet und daraus den Schlüssel zur Truhe genommen haben.

Das größtentheils aus Kronenthalern, zum Theil auch aus preussischen und sächsischen Thalern u. dergl. bestehende Geld, welches der Bestohlene seit Jahren gesammelt hatte, um seine Tochter auszuheiraten, war in einem weissen etwa 2 Schuh langen und nicht gar wie ein Mantelsack weiten Sack zusammengefüllt und 138 Pfund schwer; denn er hat es etwa 6 Wochen vorher noch gegählet und abgewogen, sofort das Gewicht mit der Kreide an die Stubenthüre geschrieben. Seinem Vermuthen nach müssen die Diebe das Geld mit Stricken hinabgelassen haben, da sie es auf der Leiter nicht wohl hätten hinunterbringen können.

Außer dem Gelde sind, theils aus dem Schrank, theils aus der Kommode, noch viele andere Gegenstände, als Betten, Kleider, Weidzeug u. dergl. zusammen 54 Stücke, im Werthe von 121 fl. 26 kr., entwendet worden, die sich jedoch größtentheils wieder vorgefunden haben. Wahrscheinlich theilten die Diebe nur solche Sachen, in welche sie das Geld nach der Vertheilung räumen und weiter bringen konnten.

Niemand in der Mühle hatte um die Zeit, in welcher das Verbrechen verübt worden seyn mag, ein Geräusch oder Gerausel vernommen. Die Thäter konnten daher auch nicht sogleich verfolgt werden. Man kam ihnen jedoch alsbald auf die Spur. Als der That verdächtig wurden die in der ganzen Umgegend gefürchteten Brüder Georg Simon und Andreas Götschenberger von Kajmthal, welcher Ort drei Stunden von Dbrigheim entfernt ist, und Peter Ehrenann von Dbrigheim eingezogen. Ueberdies wurde dem Amte Mosbach von dem königlich württembergischen Obergerichtshof in einem Schreiben vom 17. November 1837 angezeigt, daß dort ein gewisser Georg Freß, Schatzkassirer von Tellnauhof (im Amte Adelshausen) mit einer bedeutenden Summe Geldes aufgegriffen worden und es möglich ist, daß dieser sehr verdächtige Pursche bei dem Dbrigheimer Diebstahl mitgewirkt habe. Dieser Verdacht

bestärkte sich in Kurzem so sehr, daß die Untersuchungsbehörde die ihr angebotene Auslieferung des Georg Freß begeherte, um auch gegen diesen Infulpaten zu procediren. Nachdem die Älten bereits an das großherzogliche Hofgericht ringsendend waren, fand Freß Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entweichen. Er kam abermals in ein Württembergische und zwar nach Züllingen, wo er sich betrunken, viel Geld ausgegeben und durch das Verlieren eines von seinem Vertheidiger an ihn geschriebenen Briefes verrathen hat, daß er wegen Diebstahls in Untersuchung stehe. Freß wurde daher wieder an das Amt Mosbach zurückgeleitet, wo er sich jetzt verurtheilt stellt und an das Hofgericht gebracht zu werden verlangt. Am 14. September d. J. erging das hofgerichtliche Erkenntnis, welches den oben genannten Infulpaten des fraglichen Diebstahls für schuldig erklärt und zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt, die übrigen drei Angeklagten hingegen klagfrei spricht.

Entscheidungsgegend. Nach der eideschwörischen Angabe des Müllermeisters Johann Großkinsky in Dbrigheim ist demselben in der Nacht vom 6 — 7. November 1837, während ein Theil seiner Familie auf der Kirchweib war, aus dem zweiten Stockwerk seines Mühlgeländes ein Sack mit 6150 — 6200 fl. Geld — größtentheils in Kronenthaler bestehend — aus einer daselbst befindlichen Truhe, und eine Anzahl von andern Fahrnißgegenständen — im Werth von 121 fl. 26 kr. aus einer mit einem Schloß versehenen Kommode und zum Theil aus einem erbrochenen Schranke entwendet, von diesen Fahrnissen jedoch ein großer Theil an verschiedenen Orten wieder aufgefunden worden.

Diese Angabe durch das eidliche Zeugnis der Schwester des Dammskältern Joseph Gärtner's Witwe, seines Sohnes Johann Melchior Großkinsky und mehrerer anderer Personen, welche von den entwendeten Fahrnissen am andern Tage auffanden, so wie durch den richterlichen Augenschein am Orte der That unterstützt und später durch das außergerichtliche Geständnis eines der Thäter bestätigt worden.

Das Auffinden der dem Dammskältern gehörigen Leiter im Hofe, mehrere Spuren an der Wand und an dem Fenster, so wie unten am Boden, lassen keinen Zweifel übrig, daß die Diebe von außen in den 15 Fuß hohen zweiten Stock eingestiegen sind und den schweren Sack mit dem Gelde an einem Stricke oder Seile heruntergelassen haben.

Dieser Entwendung verdächtig wurden die vier im Urtheil genannten Individuen in Untersuchung genommen, und das Ergebnis war folgendes:

I. In Beziehung auf den Infulpaten Gg. Freß. Georg Freß, welcher bereits wegen vieler Vergehen und Verbrechen in Untersuchung war, ist

1) wenige Tage nach dem Dbrigheimer Diebstahl in der württembergischen Obergerichtshof in Untersuchung genommen, hatte

gleich bei seiner Verhaftung seinen wahren Namen zu verheimlichen gesucht und sofort zu erdichteten Angaben seine Zuflucht genommen, wo er sich die letzten Tage aufgehalten, so daß er später genöthigt war, seine Angaben selbst wieder zurückzunehmen. Während er nämlich die letzten Wochen über dem Rhein zugebracht haben wollte, ergab sich, daß er seit seiner Entlassung aus dem Zuchthause in Bruchsal planlos umhergezogen war, wie sich aus der eidlischen Angabe des Brigadier Kirchbauer ergibt, der ihm am 31. October 1837 bei dem Wimmersthof im Aute Adelsheim begegnet war.

Inbeisondere ergab sich,

2) daß Inzulpat am Tage vor der Entwendung — ankamft in Landau — vielmehr — in dem nur zwei Stunden von Obrißheim entfernten Orte Sulzbach war, daselbst von Nachmittags zwei Uhr bis den andern Morgen um neun Uhr verweilt und sodann sich in einer Richtung entfernte, welche ihn nach Regenthal zu den — der Theilnahme an dem Obrißheimer Diebstahl bringend verdächtigen Inzulpaten Göttsfelderger führen konnte, wie er denn auch später dem Friedrich Fruchtler erzählte, daß er an jenem Tage mit den Letztern zusammenkam.

3) Ueber seinen Aufenthalt in der Nacht des Diebstahls konnte er sich nicht nur nicht ausweisen, sondern nahm zu der hangerichtlichen Lage seine Zuflucht. Ueberwiesen, daß er in jener Nacht nicht in Speyer war, wie er früher behauptet hatte, erklärte er nämlich, daß er sich in dem Weibtagsswalde verirrt und dort die Nacht zugebracht habe, während er doch von dem nahen Sulzbach her noch am hellen Tage in jenen Wald kam, während jener Wald nicht und nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden breit ist und ein breiter Weg hindurchführt, während Inzulpat nach eigenem Geständniß in jener Gegend bekannt ist und in damaliger Jahreszeit der Boden naß und die Nacht kalt war, während endlich Inzulpat dem Untersuchungsrichter nicht widersprach, daß am nächsten Morgen, wo er in verschiedenen Orten einkehrte, seine Kleider keine Spur zeigten, daß er die Nacht auf die angegebene Weise zugebracht hatte.

4) Vor dem Obrißheimer Diebstahl war Inzulpat ohne Beschäftigung und ohne Mittel: als er nämlich am 31. October 1837 dem Brigadier Kirchbauer begegnete, klagte er demselben seine Noth, und sein ärmliches Aussehen bekräftigte die Klage, wie er denn bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause weiter nichts als die geringe Ersparniß von 8 fl. 40 kr. auf den Weg erhalten hatte: auch später erzählte er dem Friedrich Fruchtler, daß es ihm damals sehr übel gegangen sei, und am Abend vor dem Obrißheimer Diebstahl hatte er im Weibtagsswald zu Sulzbach, während die ledigen Purche den Vorabend der Kirchweih feierten, bloß wenige Kreuzer für Suppe und Wein verzehrt, ohne daß die Wirthin

— Edwenwirth Egners Wittve — weitere Mittel bei ihm wahrnehmen konnte.

Gleich am Morgen nach dem Obrißheimer Diebstahl war Inzulpat reichlich mit Geld versehen und ging sogleich an, seinem früherhin bewiesenen Hang zur Verschwendung freien Lauf zu lassen, indem er Geschenke machte, zechte und andere bewirthete, kostbare Kleider, eine Uhr, Ketten und Mantelschloß kaufte, und auf diese Weise in drei bis vier Tagen gegen 70 fl. ausgab.

5) Ueber den Erwerb dieses Geldes konnte sich Inzulpat nicht ausweisen, sondern verwickelte sich in offenbare Unwahrheiten und Widersprüche. Er will nämlich die bedauernde Summe Geldes, welches bei ihm bei seiner ersten und zweiten Verhaftnahme gefunden wurde, und welches er schon davon verwendet hatte, durch Ersparniß zusammengebracht und seit 1834 vergraben gehabt haben.

Allin in Betracht, daß Inzulpat, der sein halbes Leben in Straf- oder Untersuchungsverhaft zugebracht und von jeher verschwenderisch gelebt, auch die kleine Schuld bei seiner Schwester, Heinrich Streckers Ehefrau, ungeachtet öfterer Mahnung nicht bezahlt hatte, von seinem Verdienst als Schaffner eine solche Summe nicht erspart haben konnte; daß Inzulpat das Geld bald bei Adelsheim, bald bei Sennfeld begraben haben will, während sich bei ersterem Orte in der angegebenen Richtung eine solche Mauer befindet, daß er zu der Zeit, wo er es begraben haben wollte, im Untersuchungsarrest war, oder doch nach seiner damaligen Angabe an andern Orten sich aufgehalten hatte; daß das Geld keine Spuren von der Art zeigt, daß es bis auf die jüngste Zeit an einem freien Ort begraben seyn konnte; daß Inzulpat an mehreren Orten erklärte, das Geld gehöre einem Herrn, für den er Hämmer einzukaufen habe, daß endlich Inzulpat, während er das Geld bis dahin so sorgfältig verborgen haben wollte, solches jetzt plötzlich offen in den Taschen trug, bis ihm Wirth Jakob Vogel in Widdern freiwillig ein Säckchen anbot, um es nicht zu verlieren, und daß er sich jetzt auf einmal seines Geldes rühmte, einen Handel anzufangen, ein Haus kaufen wollte &c.

Bei allen diesen Umständen ist es, auch abgesehen von den oben berührten Bekantnissen seiner Dürftigkeit bei Brigadier Kirchbauer und Friedrich Fruchtler, durchaus ungläublich, daß Inzulpat dies Geld erspart und vergraben haben konnte. Dazu kommt aber,

6) daß das bei dem Inzulpaten vorgefundene Geld aus lauter solchen Münzsorten bestand, wie dasjenige, welches in Obrißheim bei Müllermeister Großkinsky entwendet wurde, und daß es sogar von dem Letztern, noch bestimmter aber von dessen Schwester Joseph Gärtners Wittve und dessen Sohn Johann Melchior Großkinsky als von ihrem Geld herrührend eidlisch anerkannt wurde: wenn auch ein solcher

Anerkennung an sich nicht verläßlich ist, so tragen doch mehrere Münzen Kennzeichen, welche das Anerkennung möglichst machen, und jedenfalls ist die Uebereinstimmung der Münzsorten in Verbindung mit allen übrigen Umständen hinreichend, um eine hohe Wahrscheinlichkeit zu begründen, daß solche von dem entwendeten Gelde herrühren.

7) Vor dem Diebstahl in Sulzbach erinnerte sich die Wirthin nicht, an dem Infulpaten einen Hosen Fuß bemerkt zu haben; nun hatte aber Infulpat dort einen halben Tag und eine ganze Nacht ausgerastet, am andern Tage nach einem kleinen Marsch von drei bis vier Stunden die ganze Nacht im Bald geliegen und den andern Morgen nach dem Diebstahl war er plötzlich mit einem Fußfädel befaßt und mußte seine Stiefel ablegen, was darauf hindeutet, daß er die Nacht über viel oder in unregelmäßiger Richtung gelaufen war, wie er denn später seiner Schwester und seinem Schwager bei Erzählung des Diebstahls unter andern bemerkt hatte, was sich ohnehin von selbst versteht, daß nach der Theilung des Geldes sich jeder in verschiedenen Richtungen mit seinem Antheile davon gemacht habe.

8) Nach der That begab sich Infulpat — zum Theil mit sich einer Fuhr — geradweg hinüber ins Württembergische, dessen Wiederbetretung ihm bei Strafe unterlagt war, während er doch, wenn er eine so bedeutende Summe Geldes mit Recht besaß, sich im Badischen hätte fortleben oder wenn er im Württembergischen vorübergehende Geschäfte hatte, sich dazu vorher die Erlaubnis hätte auswirken können. Statt dessen setzte er sich der sofort auch erhaltenen empfindlichen Strafe aus, die er nur so ficherer zu befürchten hatte, weil er bereits früher nicht nur darauf aufmerksam gemacht, sondern schon einmal bestraft worden war, woraus sich ergibt, daß Infulpat auf jede Gefahr hin schliesslich aus dem Badischen zu kommen strebte.

9) Daß er nicht aus einem rechtlichen Beweggrunde in's Württembergische zu kommen suchte, bewies sein Benehmen auf der ganzen Reise: während er nämlich, wenn er dort mit reichlichem Geldebesitz eine Verklümmung gesucht hätte, keinen Grund hatte, seine Absichten zu verheimlichen, resp. daß er sich in lägenhaften Vorgaben, woher er komme, wohin er wolle, bei welchem Herrn und an welcher Orten er in Diensten stehe, daß das Geld bald einem seiner Herrn, bald ihm selbst gehöre, daß er mit Hammeln handle, dann wieder, daß er ein Haus kaufen wolle, bald daß er wieder zurückkomme, bald daß er mit einem Herrn zusammenzufreie, und wie verdächtig sich Infulpat hierdurch darstellte, hat er selbst dadurch bekräftigt, daß er anfänglich seine Einkünfte in den fraglichen Orten zu verheimlichen gesucht hatte.

10) Diese Verdachtsgründe werden durch die Umstände unterstützt, womit seine Entweichung aus dem Untersuchungsverfahre begleitet war. Während der Untersuchung hatte

nämlich Infulpat behauptet, daß bei ihm gefundene und bis dahin ausgegebene Geld sei alles, was er vergraben gehabt habe, während er bei der Eisaßbette Mehreres geäußert, das Geld, welches er damals bei sich hatte, sei noch nicht alle, und er habe noch mehr vergraben; während er ferner bei seiner Schwester angegeben, er habe für seinen Antheil am Diebstahl 600 fl. erhalten und den größten Theil vergraben. Ersteres Geständnis wird nun dadurch bekräftigt, daß Infulpat nach seiner Entweichung alsbald wieder mit einer bedeutenden Summe Geld versehen war, ohne daß er im mindesten nachweisen konnte, woher er dasselbe bekommen. Denn daß er eine solche Summe Geldes im Wams eingekleidet hatte, ist eine ebenso augenscheinliche Erdichtung, als daß er die nach der Flucht angehabten Kleider von einem Fuhrmann zum Gesellen erhalten habe.

Dabei ist bemerkswerth, daß Infulpat im Wirtshaus zu Zittingen sich seines Geldes zu entleeren suchte: denn wenn auch das allgemeine Gerücht, daß er vor dem Hause, wo er umfiel, Geld weggeworfen habe, nicht durch spätere Zeugnisse unterstützt ist, so gibt doch Infulpat selbst zu, daß er im obern Stock mehrere Kronenthaler wegzog, während er nicht in dem Grad betrunken war, daß sich dieß damit erklären ließe.

11) Besonders sprechen aber gegen den Infulpaten seine außergerichtlichten Geständnisse; daß man ihn überhaupt solche Geständnisse zutrauen kann, beweist sein ganzes Benehmen, indem er allenthalben, wo er hinkam, ohne besonderen Anlaß seine Verhältnisse zum Besten gab und von Peter Kailbach, der ihn schon lange kennt, bezeugt wird, daß Infulpat ein Mensch sei, der nichts verschweigen könne.

a) Schon am Abend nach dem Diebstahl hatte Infulpat auf dem Schusterhof, als er mit der Eisaßbette Mehrere allein in der Stube war, derselben zwei Tassen voll Geld mit der Kränzung gezeigt: „O Mäde, da seht wir aber nahe gekommenen“ und befragt: „da ist noch nicht alles, ich habe noch mehr vergraben“, und daß sowohl Infulpat als die Jungen hinterher nichts anderes verstanden, als daß das Geld gestohlen sei, beweisen die weiteren Reden und Gegenreden. Wenn nun auch dieses Geständnis des Infulpaten nur durch die eibliche Aussage dieser Zeugin bestätigt ist, so wird ihre Angabe doch durch die weiteren Zeugnisse, wonach Infulpat auch anderwärts Bekenntnisse abgelegt hat, unterstützt, nämlich:

b) durch die eiblichen selbst dem Infulpat unter das Gesicht behaupteten Angaben seines Schwagers Heinrich Sterker und seiner Schwester der Ehefrau des Letztern. Infulpat wendet zwar gegen seinen Schwager ein, daß er ein schlechter Mann sei, und gegen Beide, daß sie ihm Geld freier, weil er seine Schuld nicht ganz bezahlt habe;

Allein die erstere Behauptung ist nicht erwiesen und wenigstens hat Inzulpat seiner Schwäger keinen solchen Vorwurf machen können; und daß beide wegen des angegebenen Umstandes dem Inzulpat abgeknigt seyn sollen, ist um so weniger glaubhaft, als Inzulpat so lange bei ihnen verweilte, deren Kinder besuchte, sofort von seinem Schwager noch bis zum nächsten Ort, wobei dieser ihm den Pock trug, begleitet wurde: auf allen Fall ließe sich nicht einsehen, warum diese Verwandte aus einem solchen Grunde dem Inzulpat eines so schweren Verbrechens anschnldigen sollten.

Außerdem tragen deren Aussagen das Unverkennbare Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich: denn anfänglich hatten beide versucht, den Aufenthalt des Inzulpaten in ihrem Hause und dessen Gesandniß zu verheimlichen; sodann stimmten sie, obgleich sie getrennt vernommen wurden, dennoch in ihren Aussagen genau überein; und endlich ist es kaum denkbar, wie dieselben schon am zweiten Tage nach der That in einer so großen Entfernung im Auslande, zu einer Zeit, wo der Oberrheimer Diebstahl dort nirgend bekannt war, alle Umstände so genau hätten wissen können.

Dafür spricht besonders, daß Inzulpat auf wiederholtes Befragen bei dem Oberramtsgericht Hall nicht nur den Versuch zu verschweigen, sondern sogar in Abrede zu stellen suchte, daß er Verwandte in Mosbach habe, wozu er einen besondern Grund haben mußte, nachdem er einmal im Besitz von Geld arretirt und außer dem abgelegten Gesandniß nichts mehr zu verheimlichen war.

Dieses Gesandniß des Inzulpaten stimmt aber mit dem Oberrheimer Diebstahl in allen Umständen überein; es stimmt namentlich darin überein, daß der Bestohlene ein Müller sei, der eine große Lechter habe, die er mit dem Geld habe auskueuern wollen; daß der Diebstahl von mehreren Dieben zusammen und daß er mittelst Einsteigen in den zweiten Stock der Mühle auf einer Leiter und zwar während der Kirchweih verübt, daß dabei auch ein Schrank aufgebrochen, das in einem Sack verwahrte Geld am Fenster mit einem Strick herabgelassen, und außer dem Ort auf dem Boden getheilt wurde; daß anfänglich auch noch andere Sachen insbesondere Kleider mitgenommen, sodann aber wieder zurückgelassen wurden; daß das Geld in beiläufig 6000 fl. bestanden etc. Alle diese Thatsachen sind nämlich auf andere Weise als richtig hergestellt.

Hierdurch hat aber Inzulpat eingebeunt, daß er bei dem Diebstahle thätig mitwirkte und einen Theil von 600 fl. erhielt. — Dazu endlich

c) die außerordentliche Neugierde des Inzulpaten bei

Friedrich Feuchter. Nach Aussage dieses Zeugen hatte Inzulpat demselben vertraut: „Er sei zu Rajenthal in das Haus desjenigen gekommen, der mit ihm im Korrekthaus in Beuschal gewesen — Fremde allein konnten es nicht gethan haben, es müsse einer aus dem Ort dabei gewesen seyn — ob die einfindenden von Rajenthal nicht Rajenberge hießen? — Die zwei Rajenthaler und der Oberrheimer hätten den Schatz schon lange im Auge gehabt, hätten aber die Gelegenheit der Kirchweih abgewartet. — Sie hätten auf einem Luch getheilt, er Inzulpat habe aber weniger bekommen, als die andern etc.

Diese Umstände stimmen mit andern Ergebnissen der Untersuchung genau überein, insbesondere damit, daß die beiden Inzulpaten Oberrheimer von Rajenthal der Mitwirkung an dem Diebstahle dringend verdächtig sind; daß der eine derselben wirklich schon mehrere Tage zuvor in Oberrheim gesehen wurde; daß beide mit dem Inzulpaten P. Hermann daselbst verdächtige Zusammenkünfte hatten; daß Inzulpat Feib wirklich zu gleicher Zeit mit Andreas Oberrheimer im Bruchhäuser Buchhaus saß; daß Feib sich über seinen Aufenthalt in der Nacht des Diebstahls nicht auszuweisen vermochte und daher von dem nahen Sulzbach aus eine Zusammenkunft mit den Uebrigen in Rajenthal gehabt haben konnte etc.

Ist nun auch Friedrich Feuchter eine sehr überberichtigte Person, so sind doch seine Angaben theils eben wegen dieser Uebereinstimmung mit andern Umständen, die er zum Theil nur von einem Betheiligten erfahren haben konnte, theils besonders deshalb glaubhaft, weil sie durch den Gefangenwärter Greßler, welcher ohne Wissen Feuchters die Unterredung mit anhörte, theilweise bestätigt wurde. Endlich

12) hat Inzulpat sich bereit erklärt, vor dem großherzoglichen Hofgerichte alles anzugeben, wenn ihm dort seine Aften vorgelesen würden, womit er wohl nur die Ablegung eines Bekenntnisses gemeint haben kann, da sich nicht absehen läßt, was er sonst noch anzugeben haben sollte.

In Erwägung, daß Inzulpat Georg Feib Kraft dieser gegen ihn streitenden Beweise der Mitwirkung an dem in Oberrheim bei Müllermeister Großknecht verübten Diebstahl als überwiesen zu betrachten ist;

In Erwägung, daß dieser Diebstahl von Mehreren in verabredeter Gemeinschaft, sowie daß er mittelst Einsteigens und Einbrechens jedoch in der Art verübt wurde, daß beim Einsteigen die eigene Leiter des Bestohlenen als zufällig aufgefunden anzunehmen und nicht zuweisen ist, daß der Einbruch des Schrankes mittelst eines zur Gegenwehr geeigneten

Werkzeug verübt wurde, sowie es auch am hinlänglichen Beweise fehlt, daß zur Oeffnung der Kommode oder Truhe Diebstahlschlüssel angewendet wurden;

In Erwägung, daß Inzulpat Frig bereits durch hochgerichtliches Urtheil vom 22. September 1835 des dritten Diebstahls für schuldig erkannt worden ist;

nach Ansicht der hier maßgebenden §§. 78 und 77 des Strafbefehls in Vergleich mit der höchsten Staatsministerialverfügung vom 8. Februar 1824, sojourn des §. 74 und der Erläuterungen v. J. 1812 §. 70, 71 und 72, sowie des §. 49 des Strafbefehls in Betreff der Kosten wurde, wie geschiedt, erkannt.

II. In Beziehung auf Georg Simon und Andreas Götschenberger.

1) Aus der Art, wie nach den vorhandenen äußeren Spuren der Diebstahl der Müllermeister Großinsky verübt wurde und aus dem großen Betrag des entwendeten Geldes und der großen Anzahl der entwendeten Gegenstände ergibt sich unzweifelhaft, daß der Diebstahl von Mehreren ausgeführt wurde. Dies wird denn auch durch die drei außergerichtlichen Geständnisse des Inzulpaten Georg Frig bestätigt und aus dessen weiteren Angaben, die er dem Friedrich Bruchter machte, und die zum Theil von dem Gefangenwärter Großler in Haß mitangehört wurden, ergibt sich, daß die Männer, welche bei dem Diebstahle mitwirkten, aus Rajenthal seien und Rajenberger hießen, daß er Frig den einen derselben vom Zuchthaus in Bruchsal aus kenne und vor dem Diebstahl in dessen Haus zu Rajenthal gekommen sei.

Daß unter diesen Männern die Götschenberger, insbesondere aber Andreas Götschenberger gemeint seien, kann schon deshalb nicht zweifelhaft seyn, weil der Letztere zu gleicher Zeit im Korrektionshause zu Bruchsal saß, während Inzulpat Frig in dem dortigen Zuchthaus war und nicht bekannt ist, daß damals auch ein anderer Rajenthaler von ähnlichem Namen in jener Strafanstalt war; daß aber die Inzulpaten Frig und Andreas Götschenberger sich daselbst im Allgemeinen kennen lernten konnten, wird von der Zucht- und Korrektionshausverwaltung daselbst bestätigt.

Ebenso unzweifelhaft ist, daß Inzulpat Frig den Abend vor dem Diebstahl oder doch kurze Zeit vorher nach Rajenthal gekommen seyn konnte, indem er eingekerkertenmaßen den Tag vor dem Diebstahl in dem nahen Sulzbach übernachtete, am andern Morgen sich in der Richtung, die auch nach Rajenthal führt, entfernte und sich nicht nur nicht ausweisen konnte, wo er jenen Tag und Abend zugebracht hatte, sondern zur abentheuerlichsten Erdichtung seine Zustände nahm.

2) Aus der Art, wie der Diebstahl verübt wurde, namentlich, daß die Diebe sogleich in diejennigen Zimmer eingingen, worin sich das Geld befand, wird es ferner sehr

wahrscheinlich, daß dabei Jemand aus dem Orte selbst, der die Gelegenheit kannte, mitgewirkt haben muß, und auch dieses wird durch die außergerichtlichen Geständnisse, welche Inzulpat Frig sowohl der Friedrich Bruchter, als bei seiner Schwester und seinem Schwager Heinrich Streder ablegte, bestätigt, indem er ersteren vertraute, „die beiden Rajenthaler und der Dbrigheimer hätten den Schatz schon lange im Auge gehabt“ — und zu den Letztern: „ein Mann, der im Ort wohne, habe ihnen den Schatz verrathen.“

Da sich nun gegen keinen der Dbrigheimer Einwohner, zu deren Mann sich der That irgend versehen konnte, ein Verdacht ergab, dagegen aber sich zeigte, daß die beiden Götschenberger Zusammenkünfte mit dem Inzulpat Peter Ehrmann von Dbrigheim hatten, so wird gegen dieselben der stärkste Verdacht begründet, zumal da Beide hartnäckig läugneten, daß sie kurz vor dem Diebstahl bei Peter Ehrmann oder überhaupt nur in Dbrigheim waren. — Es ist nämlich

3) durch die eidlische Aussage der Ehefrau des Peter Ehrmann in Verbindung mit der Angabe der Elisabetha Banschbach, sowie zum Theil durch das eigene Geständniß des Peter Ehrmann selbst erwiesen, daß die beiden Inzulpaten Götschenberger gegen Ende October 1837 wirklich in die Behausung des Peter Ehrmann gekommen waren, daselbst mit dem Letztern sprachen und sich mehrere Stunden aufhielten.

Zugleich bezeugt Joseph Banschbach, daß Andreas Götschenberger schon im verfloffenen Frühjahr einmal bei Peter Ehrmann war.

Aus diesem wiederholten und langen Besuch läßt sich ein genaueres Verhältniß zwischen den beiden Götschenbergern und dem Peter Ehrmann vermuten und das hartenzeugen der Erstern, sowie der Widerspruch des Peter Ehrmann selbst, daß der Begleiter des Andreas Götschenberger bei jenem Besuch nicht dessen Bruder Georg Simon gewesen sei, während der Letztere doch von dessen Ehefrau und der Elisabetha Banschbach als der Mitbewohnende anerkannt wurde, beweist, daß ihre Zusammenkunft keinen religiösen Zweck hatte. — Dazu kommt noch

4) daß Georg Simon Götschenberger am Samstage vor dem Diebstahl höchst wahrscheinlich zu Dbrigheim gewesen ist: denn

Katharina Großinsky von Sulzbach sah denselben an jenem Nachmittage auf dem Wege nach Mösbach, bekleidet mit einem grauen Mantel und einer Schilfkappe. Georg Heinrich, Peter Siffer und Georg Siffer sahen am Freitage oder Samstag, wahrscheinlich aber an letzterem Tage den Georg Simon Götschenberger in derselben Kleidung gegen die Driedeheimer Brücke gehen;

Philipp Schmidts Witwe von Dbrigheim sah einen ebenso gekleideten Mann und wurde von ihm wegen der Wohnung des Peter Ehrmann befragt;

Martin Jost von Dbrigheim, in der Nähe der Mühle wohnend — traf auf verdächtige Weise einen ebenso gekleideten Mann in seinem Hofe, der Größe und Korpulenz nach — ganz dem Georg Simon Götschenberger gleichend, und denselben Mann sah später dessen Ehefrau Margaretha geb. Münch durchs Ort gehen.

Anton Fritz von Dallau sah denselben Abend um 9 Uhr einen ebenso gekleideten Mann nach Rajenthal hingerhen.

Georg Simon Götschenberger giebt nun zu, daß er an jenem Abend den grauen Mantel seines Bruders getragen habe und führt an, daß er von der Arbeit auf der Birkheimer Schaffer hinweg nach Mosbach gegangen sei, daß er dort Gleich habe kaufen wollen jedoch sein Geld nicht mehr in der Tasche gefunden und solches wahrscheinlich bei der Arbeit verloren gehabt habe. Allein letztere Angabe ist an sich nicht wahrscheinlich und erstere um so weniger, als ja sein Vater behauptete, daß er selbst von Sennfeld Gleich mitgebracht habe.

Die Aussagen des Rathschreiber Dittmann und Wilhelm Vopp stehen obigen Zeugnissen nicht entgegen, da sie über die Stunde, wann sie den Georg Simon Götschenberger auf der Sulzbacher Steige sahen, keine bestimmte Auskunft geben können und ersterer für möglich hält, daß Inzulpat noch vor Nacht zur Bräute habe kommen können.

Noch mehr wird der Verdacht durch die Widersprüche erhöht, in welchen die Aussagen der Götschenbergerschen Familie stehen:

Georg Simon Götschenberger will nämlich an jenem Abend um 7 Uhr nach Hause gekommen sein und sein Vater zwischen 7 — 8 Uhr: ersterer will schon Alles im Bette getroffen, letzterer den Georg Simon gesprochen und ihm sein mitgebrachtes Gleich gezeigt haben, während der Bruder Heinrich Götschenberger behauptet, daß, als sein Vater nach Hause gekommen, Georg Simon noch nicht zu Hause gewesen sei.

Hieraus ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit, daß der Mann, der jenen Abend zu Dbrigheim auf die verdächtigste Weise gesehen wurde, niemand anders war, als Georg Simon Götschenberger, zumal da auch Inzulpat Ehrmann hartnäckig widerspricht, den bei seinem Herausreten an seiner Hausthüre stehenden Mann im grauen Mantel, den die Philipp Schmidts Witwe dorthin geleitet hatte, gesehen oder gesprochen zu haben.

5) Erwägt man hierzu noch die Angabe des Urban Fichter, daß er am Dienstag 7. November 1837 früh

8 Uhr auf der Höhe der Mosbacher Schaffer einen Mann gesehen, den er für den Georg Simon Götschenberger gehalten habe; die Aussage des Bildhauers Johannmann, daß er von Andreas Götschenberger den Auftrag erhalten habe, dessen Bruder Heinrich Götschenberger zu ihm ins Gefängniß zu bestellen, weil er dem Dbrigheimer Mann nicht traue; die verdächtige Aussage des Andreas Götschenberger an Johann M. Schneider *); das anfängliche Verheimlichen des Letztern, daß er auf dem Moscheimer Markt gewesen und für eine bedeutende Summe Tuch und Barchent gekauft habe; den Umstand, daß die Götschenberger ihren Postel- und Feuerbrand ungedacht vieler Mahnungen durch Auslösung der geständerten Uhr nicht eher bezahlten, als am Tage nach dem Dbrigheimer Diebstahl, während sie ihr Guthaben bei dem St. Mosbach bereits am 20. October 1837 eingenommen hatten; daß die beiden Inzulpaten an den Tagen vor und nach dem Diebstahl gegen ihre Gewohnheit die Kirchweide nicht im Wirtschause freizien und sich der Verhaftnahme durch die Flucht zu entziehen suchten;

so ergibt sich aus dem Zusammenhang aller dieser Umstände, daß die Inzulpaten Georg Simon und Andreas Götschenberger in hohem Grade verdächtig sind, den Diebstahl in der Dbrigheimer Mühle in Verbindung mit dem Inzulpaten Fritz verübt zu haben, wenn gleichwohl diese Umstände zu ihrer vollkommen Ueberführung nicht hinreichen.

III in Beziehung auf den Inzulpaten Peter Ehrmann.

Nach den Angaben des Georg Fritz bei seiner Schwester und seinem Schwager „ein Mann, der im Ort wohne, habe den Schatz verrathen; der sei aber Nacht im Bette gelegen und die Andern hätten seinen Theil weggezogen“, in Verbindung mit den Aussagen der Ehefrau des Inzulpaten P. Ehrmann, der Sybilla Schilling und Katharina Schramm ist es zwar wahrscheinlich, daß dieser Inzulpat bei der Ausföhrung des Diebstahls selbst mitgewirkt hat, obgleich außer Fritz noch drei Personen dabei gewesen seyn sollen.

Allein aus dieser Angabe des Georg Fritz und aus den weiteren Äußerungen desselben bei Friedrich Fruchter: „Fremde allein können so etwas nicht gethan haben, es muß Einer aus dem Ort dabei gewesen seyn — die zwei Rajentbaler und der Dbrigheimer hätten den Schatz schon lange im Auge gehabt“ — in Vergleich mit den höchst verdächtigen Zusammenhängen des Inzulpaten Ehrmann und der beiden Götschenberger, sowie mit dem beiderseitigen Zugrunde — geht doch ein gegründeter Verdacht hervor, daß P. Ehrmann um den Diebstahl wußte, daß er derjenige Dbrigheimer war, der den Andern die Gelegenheit dazu verschaffte, ja, daß er sogar einen Antheil an dem Entwege

*) Dieser Inzulpat erkrankte nämlich den Schneider, welcher neben ihm in einem Gefängnisse gefesselt zur Nachtzeit: er möge, wenn er entlassen werde, nach Rajenthal zu seiner Schwester Linde gehen und ihr sagen, sie solle ihm Ställe den Schlag (Laden), welcher verriegelt sei, losmachen und so dahinter sei, herauszubringen, aber acht geben, daß der Vater nichts davon höre; er solle dafür 8 Ralter Kartoffeln erhalten.

beten zu erwarten hatte, da Georg Frick von einem Antheil des Obriethermer sprach, welchen die Anderen weggezogen hätten.

In Erwägung endlich, daß P. Erdmann, welcher sich früher wegen Verdachts der Theilnahme an einem Straßenraub im Sicherheitsverhaft befand, wegen der Verbindung, die er in letzter Zeit mit den berüchtigten Inculpanten Götscherberger unterlieft, immerhin als ein Subjekt erscheint, dem man die Theilnahme an einer That, wie die vorliegende, ohne Anstand zutrauen kann, ist gegen ihn Klageerklärung ausgesprochen worden.

II.

Rechtsfall über die Zulässigkeit einer Appellation.

M. hatte an S. eine durch rechtskräftiges Urtheil liquide gestellte Forderung von 533 fl. 24 fr. zu machen, und suchte im Vollstreckungsverfahren unter anderem auch dadurch zu seiner Befriedigung zu gelangen, daß er ein Guthaben seines Schuldners an S. bis zum Betrag seiner Forderung mit Arrest belegen ließ. Dieser Arrest wurde auch von dem Richter erkannt und dem Beklagten aufgegeben, den Kläger binnen vier Wochen zu befriedigen, widrigenfalls die mit Arrest belegte Forderung demselben an Zahlungsstatt zugewiesen würde.

Nach Umfluß obiger Frist hat nun der Kläger um diese Zuweisung, Statt nur diese zu verfügen, erging aber nun folgendes Urtheil an den S.

Wied S. angewiesen, von seiner Schuld an P. nunmehr die Summe von 533 fl. 24 fr. an M. binnen 14 Tagen bei Vermeidung des Gerichtsgeldstrafs zu bezahlen.

Dagegen hat S. die Appellation angemeldet, und als sein in die nächste Gerichtssitzung vorgeladener Anwalt deren Zulässigkeit nachzuweisen gesucht hatte, wurde die angemeldete Appellation für zulässig erklärt und sofort Tagfahrt in der Hauptsache anberaumt. *)

Die Entscheidungsgründe der Majorität bestanden kurz darin, daß der Richter, ohne daß die Voraussetzungen zur Erlassung eines unbedingten Befehls vorhanden seien und von dem Kläger um einen solchen gebeten wurde, statt nach Vorchrift des §. 1018 der Prozeßordnung die mit Arrest belegte Forderung dem Kläger bloß an Zahlungsstatt zuweisen, dem S. foglich aufgegeben habe, binnen kurzer Zeit bei Erstationsvermeidung Zahlung zu leisten, durch welche einem Urtheil gleichgeltende Verfügung S. allerdings brischiert sei.

Ich bin nun zwar ebenfalls der Ansicht, daß der Richter eine fehlerhafte Verfügung ertheilt hat; ich glaube aber nicht, daß S. zu deren Aufhebung jetzt schon ein Rechtsmittel an den höhern Richter ergreifen konnte, sondern daß es dazu weiter nichts als einer Einsprache wie gegen jeden unbedingten Befehl bei dem Richter bedurft, und erst wenn diese von demselben verworfen worden wäre, nach §. 718 der Prozeßordnung Appellation dagegen Statt gefunden hätte.

Man hat aber gegen die Anwendbarkeit dieses §. der Prozeßordnung auf den vorliegenden Fall hauptsächlich

den Einwand erhoben, daß die Bille des Klägers um Zuweisung des fraglichen Guthabens an Zahlungsstatt unter die Voraussetzungen zur Erlassung eines unbedingten Befehls enthalten, noch der Kläger um einen solchen gebeten habe; allein deswegen bleibt die erwähnte Verfügung des Richters nach Ansicht des §. 702 der Prozeßordnung nicht desto weniger ein unbedingter Befehl, und es folgt aus den vorliegenden Argumenten der Gegner nur so viel, daß S. um so mehr Grund hatte, dagegen vorerst bei dem Richter Einsprache zu erheben.

Warum sollte er auch nicht dazu das Recht gehabt haben; denn wenn ihm der §. 708 der Prozeßordnung in dem Falle eine solche Einsprache gestattet, wenn dieselbe von dem Mangel wesentlicher Voraussetzungen der Rechtsbeständigkeit des Verfahrens oder der Zulässigkeit dieser Prozeßhafter hergenommen ist; so muß sie ihm gewiß auch dann erlaubt sein, wenn der Richter den im §. 5 der Prozeßordnung ausgesprochenen allgemeinen Prozeßgrundsatz „sein Verfahren von Amtswegen“ und damit wie sich von selbst versteht, auch die Rechtsbeständigkeit des Verfahrens verletzt hat. Kann aber der Beklagte (hier der S.) durch eine solche Einsprache die Folgen eines vom Richter ertheilten unbedingten Befehls von sich abwenden, wozu noch ein Rechtsmittel an den höhern Richter; die Einräumung eines solchen würde ebenso dem im §. 1165 der Prozeßordnung ausgesprochenen Grundsatz, wie der Natur der Sache widersprechen.

Aus dem bisherigen folgt ferner, daß die erwähnte Verfügung einem Urtheil nicht gleich geltend ist; denn der §. 764 der Prozeßordnung rechnet nur vollzogene unbedingte Befehle zu den Urtheilen; vollzogener war aber der gegenwärtige unbedingte Befehl so lange nicht, als dem S. noch zufland, Einsprache dagegen zu machen; wäre er es aber gewesen, so hätte ohnehin keine Appellation, sondern nur das Rechtsmittel der Wiberberstellung statt gefunden. arg. §. 945 und 1251 der Prozeßordnung.

Man hat ferner noch gesagt, es sei die Verfügung des Richters lediglich als eine im Vollstreckungsverfahren ergangene zu betrachten, und wären daher nicht die gesetzlichen Bestimmungen über unbedingte Befehle, sondern die des §. 1018 der Prozeßordnung darauf anwendbar; allein im Vollstreckungsverfahren findet zwar nach §. 963 und 569 der Prozeßordnung gegen die Verwerfung eines Einhaltsgeldes Appellation statt; ein solcher Fall liegt jedoch einmal hier gar nicht vor, denn aber läßt sich nicht einmal sagen, daß dem jetzigen Appellanten gegenüber schon eine Vollstreckungsverfügung ergangen sei; es hat vielmehr der Richter das Vollstreckungsverfahren gegen den früher Beklagten durch Zuweisung seiner mit Arrest belegten Forderung an den Kläger des Vollstreckungsverfahrens geschlossen, und ein neues gegen den Appellanten S. hätte erst denn wieder beginnen können, wenn dieser in der anberaumten Frist nicht bezahlte und auch keine Einsprache gegen die befallige Verfügung erhoben hätte.

Wissen.

Druckfehler in Nr. 43.

Seite 291, Column 1. Zeile 14 lies (schließen statt schon für. 3. 14 überdies 1. item Zeile 14. lies. Hatten. „ 290, Col. 1. 3. 17 l. Verfahrungsweise l. Verfügungsweise. 3. 19 ebenfalls 1. eben st. aber.

*) Unterlassen wurde übrigens diese Sache durch Verzicht des Appellanten erledigt.

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 48.

Karlsruhe den 1. Dezember 1838.

I.

Kindesaussetzung.

Am 4. August 1837, Mittags um 1 Uhr, kamen vier Tagelöhner auf einen südlich von der Landstraße zwischen Heidelberg und Wiebzingen gelegenen Acker, um Frucht zu schneiden. Sie hörten alsbald von einem entfernter gelegenen Kartoffelfelder her, welcher auf ein dort befindliches Schühenhäuschen stieß, ein seines Geschrei, ähnlich dem eines jungen Hasen oder eines Kammchens. Erst beläufig um 7 Uhr Abends, nachdem die Schmitter der Stelle, woher das Geschrei kam, näher gerückt waren, begab sich einer von ihnen auf den Kartoffelfelder, um nachzusehen, was dort sei. Dieser rief sogleich den übrigen zu, daß ein lebendes Kind in den Kartoffeln liege. Sie eilten nun alle dahin, und fanden wirklich ein angekleidetes Kind, welches, das Köpfchen auf die linke Seite gedreht, auf dem Rücken in einem Kartoffelstode lag und schrie. Die rechte Wange des Kindes war von der Sonnenhitze rothbraun verbrannt und das eine Auge von Eiter zugeflossen. Um die Augen, an dem Rande und in demselben wimmelte es von Mäusen, welche an dem Eiter saugten. Die unter dem Schmitter befindliche Frau reinigte das Kind und suchte es zu befechtigen, während ihr Mann sich nach Heidelberg begab, um von dem Fuhrer die Anzeige zu machen. Unterwegs dahin begegnete er einigen Tagelöhnern, welche von Heidelberg nach Wiebzingen zurückkehrten und von dem Vorfalle unterrichtet dem Schühenhäuschen zuwies. Einer derselben nahm der Frau das Kind ab, um es dem Bürgermeister in Wiebzingen zu überbringen, welcher dasselbe der Oberhebamme zur einwilligen Verpflegung übergab und sie den andern Morgen damit nach Heidelberg sandte, wo dasselbe auf legale Weise inspicirt und von der Oberhebamme der akademischen Entbindungsanstalt für dasjenige anerkannt wurde, mit welchem die selbige Katharina Dörr von Hoffheim, im großherzoglichen Kreise Bensheim, am 4. August, Morgens um 6 Uhr, das Gebärdhaus verlassen hat. Das Kind war weiblichen Geschlechts, ungefähr 14 Tage alt und frei

von äußerlichen Verletzungen. Dasselbe erholte sich in der Entbindungsanstalt unter der Pflege der Oberhebamme alsbald so gut, daß die Gerichtsbärzler keinen weiteren Nachtheil für dessen Gesundheit und Leben befürchteten. Da man wußte, daß die K. Dörr vor ihrem Eintritt in die Entbindungsanstalt zu Mannheim gedient, und daß sie mit ihrem Kinde den Weg dahin eingeschlagen hat, so wurde der in Heidelberg stationirte Brigadier der Gendarmen, unter Mittheilung ihres Signalements und eines Requisitionsschreibens an das Stadtmag. Mannheim, sofort beauftragt, auf die Infulpatin zu fahnden. Es gelang ihm, dieselbe am 5. August in dem Hause eines Alermanns zu Mannheim, bei dem sie einige Stunden vorher sich als Waga verdingt hatte, ausfindig zu machen. Sie gestand ihm sogleich unter Zittern und Erben, daß sie in der Heidelberger Gebärdanstalt vor 14 Tagen geboren habe. Als er aber nach ihrem Kind fragte, konnte sie ihm von Wein und Schluchzen keine Antwort geben. Erst bei dem Transporte von Mannheim nach Heidelberg gestand sie ihm, daß sie am letzten Freitag in der Frühe ihr Wiebzingen'sches Kind in einen Kartoffelfelder niedergelegt und sich dann nach Mannheim begeben habe, um einen Dienst zu suchen.

In dem ersten Verhöre vom 6. August — welches im Gebärdhaus abgehalten wurde, erzählte die Inquisitin, daß sie sich vor 6 Wochen von Mannheim nach Heidelberg begeben habe, um, da sie unethisch schwanger gewesen, in der dasigen Gebärdanstalt niederzukommen; ferner, daß sie am 20. Juli, um die Mittagzeit, ein Mädchen geboren und mit demselben am 4. August, Morgens um 6 Uhr, die Entbindungsanstalt verlassen habe. Befragt, wo dieses Kind hingelommen, gab sie weiter an: Ich habe mein Kind wohl eingewickelt auf dem Arm getragen, als ich vorgestern um 6 Uhr Morgens dieses Haus verließ. Ich nahm Abschied von den Vorlesern und ging langsam in trübem Gedanken, was ich mit dem Kinde nun anfangen werde, auf der Landstraße nach Mannheim hin. Ich setzte den Vorstoß, es der Vorrichtung Gottes zu überlassen, für das Kind durch gute Menschen, die es finden möchten, zu

forgen. Vor dem ersten Dorfe hewärts ging ich links in einen Kartoffelacker von der Straße ab und gab dem Kind noch einmal zu trinken. Es schlief. Da legte ich es auf einen Kartoffelstock nieder, legte den Lauffchirn und den Entlassungsschein *) neben das Kind, empfahl es dem Schutze Gottes und setzte so dann meinen Weg nach Mannheim allein fort. Man zeigte ihr nun das fragliche Kind vor und befragte sie, ob sie dasselbe als das übrige anerkenne, welches sie am 20. Juli in dieser Anstalt geboren und vorgelesen nächst dem Dorfe, in einem Kartoffelacker niedergelegt und verlassen habe? — Die Insalpatin nahm das Kind vom Tragstuhle auf, bedeckte es mit Küssen und sprach unter vielen Thränen das Anerkenntniß aus: „Ja, dieses ist mein Kind, das ich hier geboren, vorgelesen in den Kartoffelacker niedergelegt und verlassen habe.“ —

Hierauf ward die Insalpatin mit den Schritten auf's Feld hinausgeführt, wo sie, 7 Schritte vom Schützenhäuschen entfernt, den Kartoffelstock bezeichnete, in welchem die Zugen das von ihnen vor Gericht ebenfalls recognoscirte Kind gefunden haben. Diese Stelle ist 230 Schritte von der Heidelberg'scher Chaussee, 300 Schritte von dem Bicalnsweg, welcher von Heidelberg auf den Gräbhof führt und 270 Schritte von jenem Wege entfernt, welcher sich in Wieblingen nach Kirchheim zieht. Von dem Schützenhäuschen beträgt die Entfernung bis Wieblingen eine halbe Viertelstunde und bis Heidelberg 2 1/2 Viertelstunden. In dem zweiten Verhöre vom 9. August versicherte die Inquisitin, daß sie den Entschluß, sich ihres Kindes zu entseigen, erst unterwegs gefaßt, und daß ihre hilflose Lage, da sie weder Eltern noch sonstige Verwandte, die sich des Kindes hätten annehmen können, sie zu diesem Gedanken veranlaßt hätte. Ich bezeuge — sehr sie hinzu — meine That sehr, und würde gewiß in einem ähnlichen Falle anders handeln. Hätte ich nur zwei Gulden gehabt, ich würde mein Kind nicht preisgegeben haben.

Ein junger Purche von Wieblingen, welcher am Morgen des 4. August etwa eine Ackerlänge von dem Schützenhäuschen entfernt Aehren gelesen hatte, sagte aus: er habe eine Weibsperson (deren Beschreibung auf die Inquisitin paßt) gesehen, welche von der Heidelberg'scher Straße ab durch das Feld dem Schützenhäuschen zugeht, sich daselbst niedersetzte, dann aufstand, sich auf den benachbarten Kartoffelacker begab und dort blüete, vorher aber nach allen Seiten umschaute und sich hierauf schief über das Feld hinüber gegen Wieblingen zu davon machte. Der Zeuge bemerkte jedoch kein Kind und dürfte auch nicht schreiben. In Mannheim angekommen, besuchte die Dörre eine Freundin, welcher sie erzählte, daß sie ein todt's Kind

geboren habe. Hieraüber konstituit gab sie vor, daß sie aus Furcht, recht ausgezankt zu werden, die Auslieferung des Kindes verschwiegen hätte.

Inzwischen starb das Kind am 2. September in Folge einer Krankheit, die sich bereits am 10. August eingestellt hatte. Nach dem Ausspruch der Gerichtsbärge stand jedoch der Tod desselben in keinem Kausalzusammenhange mit der früheren Auslieferung.

Als man der Inquisitin das Ableben ihres Kindes eröffnete, stieß sie ein schreienendes „Rein“ aus und fing an, bestig zu werden und zu schimpfen, so daß seine zusammenhängende Antwort von ihr zu erhalten war.

Auf die Frage, was sie denn mit dem Kinde angefangen haben würde, wenn es am Leben geblieben wäre? versetzte sie mit vielen Unterbrechungen: „Ich hätte es groß gezogen und gesehen wie ich es untergebracht hätte.“

Was die Personalien der Inquisitin betrifft, so ist sie den 12. November 1819 zu Heßheim geboren und also zur Zeit der That noch nicht 18 Jahre alt gewesen. Sie betrug sich nach den vorliegenden Zeugnissen jeder Zeit still und sitzsam und erwarb sich bei geringen Anlagen nur nothdürftige Kenntnisse in der Religion und Sittenlehre. Als ein Kind von 11 Jahren kam sie nach dem Tode ihrer Eltern in fremde Dienste. Nach der letzten Vormundschaftsrechnung besteht ihr Vermögen in 3 fl. 40 kr. In Mannheim hatte sie zuletzt 18 Monate lang gehirt und sich während dieser Zeit treu und fleißig betragen. Von ihrer Dienstherrschaft wird sie als ein unerfahrenes, tapferes Ding bezeichnet. Ihrer Dienstreise gestand sie auf Verhalt, von dem Knechte schwanger zu sein, was jedoch dieser geradezu widersprach. Als sie aus dem Dienste trat, erhielt sie 4 fl. Lohn und als sie Heidelberg verließ, besaß sie noch 12 fr. davon. Dies war ihre ganze Baarschaft.

Durch hofgerichtliches Erkenntniß vom 14. November 1837 wurde die Inquisitin auf den Grund des Art. 132 C. C. der Kindesauslieferung für schuldig erklärt, jedoch mit Rücksicht auf die milderen Umstände, welche sich aus dem Vorhergehenden ergeben, bloß zu einer 6 monatlichen Zuchthausstrafe nebst Landesverweisung verurtheilt. — Wirkt man einen vergleichenden Blick auf den Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Großherzogthum Baden, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß hiernach das Urtheil noch gelinder ausgefallen seyn würde. Die Inquisitin wäre nämlich in keinem Falle peinlich bestraft und des Landes verwiesen worden, weil die Landesverweisung vermöge §. 22 nur als Folge einer zeitlichen Zuchthausstrafe gegen den Ausländer zu erkennen, daß im §. 233 auf die Kindesauslieferung gedrohte Freiheitsgefängniß oder Arbeitshaus aber nach §. 33 eine bürgerliche Strafe ist. Ueberdies wären der In-

*) Diese Papiere konnten jedoch als Nachsuchens ungeachtet nicht aufgefunden werden.

quistin, weil es sich um eine der Größe nach unbedeutende Grasse handelt, außer den durch den §. 225 gebotenen Rücksichten noch die im §. 142 unter Nr. 1 bis 6 aufgezählten Milderungsgründe zu Ratten gekommen.

Stellt man zwischen dem gegenwärtigen Falle und zwei früheren, welche in den Annalen, erster Jahrgang Nr. 23 und fünfter Jahrgang, Nr. 21 mitgeteilt wurden, eine Vergleichung an, so findet sich überall das nämliche Motiv zur That. Diese Wahrnehmung erregte die Aufmerksamkeit des Gerichtshofs, welcher sich veranlaßt sah, nach vorgängiger Sammlung der nöthigen Notizen höhern Orts diejenigen Rürthe zu stellen, welche ihm geeignet schienen, um der öftern Wiederholung ähnlicher Verbrechen möglich vorzubeugen.

Das Großherzogth. Ministerium des Innern ertheilte hierauf, unterm 27. Nov. 1837 nachstehende Entschlieung. „Um der Wiederholung des schon öfters vorgekommenen Falles, daß eine aus der Einbindungsanstalt zu Heidelberg entlassene Weibsperson auf dem Heimwege sich ihres neugeborenen Kindes durch Aussetzung, Tödtung oder auf sonstige verbrecherische Weise entledigt, so viel als thunlich entgegenzuwirken, sieht man sich veranlaßt, folgende Anordnung zu treffen: Die Direktion der Einbindungsanstalt wird künftig bei Entlassung einer Person, bei welcher sie nach deren bisherigem Betragen ein solches Verbrechen zu befürchten Grund hat, in Zeiten das Obramt Heidelberg in einem besonderen Schreiben von der Sache in Kenntniß setzen und zugleich die Entlassene anweisen, sich alsbald bei eben dieser Behörde anzumelden. Das Obramt hat sodann der Anmelbenden zur Deife an den Ort, in welchem das Kind derselben künftig verpflegt werden soll, einen Paß auszufertigen, und in demselben den Weg, welchen dieselbe mit ihrem Kind zu nehmen darf, genau zu bezeichnen, so wie auch dieselbe unter sonst geeigneter Bezeichnung ernstlich anzuweisen, den vorgezeichneten Weg ohne Fehler einzuhalten und bei ihrer Ankunft in dem Bestimmungsort sich bei dem Bürgermeifter anzumelden und diesem ihr Kind vorzuzeigen. Gleichseitig wird auch die Direktion der Einbindungsanstalt, wie schon in der dreiseitigen Verfügung vom 24. Juni 1833 Nr. 7239 angeordnet wurde, dem Bürgermeifter und dem Pfarramt des letztgedachten Ortes die erforderliche Benachrichtigung im Dienstwege zugehen lassen.

Bleibt eine solche Entlassene entweder gar keine oder nicht zureichende Mittel, um die Kosten ihrer Heimreise zu bestreiten, so hat das Obramt Heidelberg aus seinem Fond zum Transport von Gefangenen derselben so viel als Reisegeld mitzugeben, als sie nach billiugem Ermessen notwendig bedarf. Daß auf diese Weise vorgeschlossene Reisegeld wird dem Obramt von der Heimathsgemeinde der Entlassenen wieder zu ersetzen.“

Obdurch diese Anordnung dem Uebel einigermaßen gesteuert werde, muß die Zukunft lehren. Indessen sei es erlaubt, hier einige Bedenken niederzulegen. Eine Person, die schon in der Anstalt den Entschluß gefaßt hat, ihr Kind bei Seite zu schaffen, wird sich sehr nicht ansehen lassen, sie wird der Anweisung, sich bei dem Obramente anzumelden, keine Folge leisten, oder, wenn sie es thut, den erhaltenen Paß alsbald beiseitesetzen und den vorgedachten Weg nicht einschlagen u. s. w. Die Benachrichtigung des Bürgermeisters und Pfarrers von der Entlassung einer solchen Person kann zwar gegen dieselbe,

falls sie das Kind binnen einer gewissen Frist nicht vorweist, den Verdacht, dasselbe ausgeführt oder geidtet zu haben, wohl begründen, aber das Verbrechen selbst nicht verhindern.

In den angeführten Fällen lag kein Grund vor, zu vermuthen, daß die That schon in der Anstalt prämeditirt war. Keine der Entlassenen schien verdächtig. Der Entschluß wurde erst nach dem Austritt gefaßt und rasch vollführt. Selbständigen allein bewahren schwerlich vor solchen Anpromptu's. Es ist nicht bloß die augenblickliche Mittellosigkeit, sondern mehr noch das Alleinsein der Mutter mit dem Kinde, welches jene zu trüben Gedankenstimmt und das Bewußtsein der Verlassenheit bei dem geschwächten Zustande einer Wöchnerin schnell zur Verweiskung reizt, in welcher die That verübt wird. Darum glaubt auch der Gerichtshof, das sicherste Vorbeugungsmittel darin zu finden, daß dergleichen Personen, wie Schünblinge, vermittle einer Fähr an ihren Bestimmungsort verbracht werden. Ein solches einmal da angelangt, wo sie von Verwandten oder aus öffentlichen Kasien die nöthige Unterstützung erhalten, so ist alle Gefahr für das Leben der Kinder vorüber, weil Verwegung und Gelegenhit zum Verbrechen hinwegfallen.

Vayer.

II.

Rechtssall.

Eine Entschädigungsforderung an den großherzogth. Fiskus wegen Abänderung von Justizstatuten betreffend.

1) Die Bürgermeister in Mannheim erhoben am 13. Februar 1837 eine Klage gegen den großherzogth. Fiskus, worin sie vortrugen:

Nach der im Jahre 1747 von dem Pfalzgrafen Karl Theodor für ihre Anstalt erlassenen Anordnung sei die Erwerbung des jüdischen Meisterrichts an den Best eines eigenen Bachhauses gebunden gewesen. Dadurch seien die vorhandenen Bachwasserstätten rigens, auf gewissen Häusern haftende Realgerechtigkeiten geworden. Diese in dem Grundbuche eingetragenen Realrechte hätten den Häusern, auf welchen sie haften, einen bedeutend höhern Werth verliehen; sie seien mit ihnen verkauft, vererbt und verpfändet worden. Eine spätere laubesherrliche Verordnung vom 12. Juni 1799 habe wiederholt festgesetzt, daß jeder neu zu gehende Jungfugnisse vordemals zu Erwerbung eines mit dem Feuerrechte versehenen Hauses anzuhalten sei. Bis in die neueste Zeit seien die Badgerechtigkeiten stets als eigenschastliche Privatrechte behandelt worden, und sämtliche dormalige Bürgermeister besäßen solche durch Kauf, Erbschaft u. dgl. um den oben angeführten hohen Preis, also durch einen Privatvertrah. Bei Gelegenheit der Annahme des Bädermeisters N. habe jedoch das großherzogth. Ministerium des Innern am 23. März 1835 erklärt, daß diese Badgerechtigkeiten durch §. 27 des sechsten Konstitutionsedikts und die Verordnungen vom 20. August und 25. Dezember 1819 aufgehoben seien; auch das großherzogth. Staatsministerium habe nach Beschluß vom 1. März 1836 ausgesprochen, daß die fraglichen Bad- und Feuerberechtigkeiten nicht als ein solches Privatvertrah zum betrachten wären, wofür Entschädigung angesprochen werden könne. Die Bäder wollten sich daher auf den Civilrechtsweg wenden und, — da aus der Erwerbung jener Rechte durch Kauf, Erbschaft u.

so wie nach der Natur derselben im Vergleich mit R. N. S. 326 a. sie als unkörperliche unbewegliche Sachen und als Gegenstand des Privateigenthums zu betrachten seien, da ferner, wenn derartige Rechte als der Gesamtheit nachtheilig um des öffentlichen Nutzens willen aufzuheben würden, dieselbe nach R. N. S. 343 und §. 34 der Verfassungsurkunde nur gegen Entschädigung geschehen könne — getreten haben, zu erkennen:

„Daß der großherzogl. Fiskus schuldig sei, für die Aufhebung der bieder auf ihren Häusern gebastet habende Rast-, Bad- und Feuergerathschaften durch Zahlung deren Werths, resp. des hierdurch entstandenen Winderwerths dieser Häuser die Kläger zu entschädigen, wobei die Bestimmung der Größe der Entschädigung einer besonderen Liquidation vorbehalten sei.“

2) Auf diese Klage wurde, als vor den Gerichten nicht Statt findend, von dem Hofgerichte die Ladung verweigert; aus folgenden Gründen:

Sowohl die Ertheilung der Gewerbesconcessionen als die Festsetzung der Bedingungen, unter welchen die Ausübung einzelner Gewerbe im Staate oder in einer Gemeinde von der Regierung gestattet werden soll, sind Gegenstände des öffentlichen Rechts. — Aus politischen Gründen kann die Erlangung einer Gewerbesconcession in einer Periode an lästiger und in einer andern an weniger günstigen Bedingungen geknüpft werden, ohne daß diejenigen Gewerbesteuer, welche ihre Concession in einer Zeit erlangt haben, in welcher solche erschwert war, daraus, daß sie die lästigeren Bedingungen erfüllt haben, ein Recht ableiten könnten, in welcher solche erleichtert war, dieselben Bedingungen vorzuziehen müßte. — Schon zur Zeit, als die oben angeführten Verordnungen publicirt wurden, hatte die Reichsregierung über diesen Punkt maßgebende Verfügungen getroffen.

Es verordnet der Reichsschluß vom 16. August 1731 namentlich, daß jede Landesobrigkeit vermöge ihrer Hoheit befugt sei, die Zustimmungen nicht nur zu verbessern und zu verändern, sondern sogar wieder aufzuheben.

Da demnach solche Zustimmungen überhaupt nicht als Privilegien anzusehen sind, welche für die Zustimmung der Landesregierung gegenüber Privatrechten begründen sollen, sondern nur als spezielle Polizeigesetze erscheinen, welche die Verhältnisse der Zustimmungsnen unter sich und andern Gewerbesconcessionen gegenüber regeln, so folgt von selbst, daß die Zustimmungsnen bei Abänderung der Statuten auf den Grund dieser Abänderung keine Entschädigung gegen die Regierung und den sie vertretenden Fiskus vor den Gerichten erheben können.

Wenn daher die obgedachten Landesverordnungen, so weit durch sie die Erlangung der Bäderconcession an den Besitz einer besonderen Feuergerathenschaft geknüpft war, jetzt für aufgehoben erklärt wurden, so steht den Klägern, welche bei Erlangung ihrer Concession den dieselben bedingenden damaligen Gesetzen genügt haben, daher kein Klagerrecht zu.

3) Die Bäder appellirten; das großherzogl. Oberhofgericht bestätigte aber die kaiserliche Verfügung, indem es in seinen Entscheidungsgründen sich dahin ausdrückte: Die vormalige kurfürstliche Zustimmung von 1747, sowie

die Verordnung vom 12. Juni 1799 sind bloße gewerbespolizeiliche Verfügungen, welche, als solche, zwischen der Staatsgewalt, von der sie zunächst im Interesse des öffentlichen Wohls ausgegangen sind, und zwischen dem Einzelnen, dessen besonderer Vortheil sie etwa bezwecken, kein privatrechtliches Verhältniß begründen. Die Ertheilung der Vorschriften über die Ausübung der Gewerbe im Staate ist lediglich Sache der Staatspolizei und steht somit ganz unter dem Einflusse der öffentlichen Verwaltung. Solche Rechte aber, welche unter dem Einflusse der öffentlichen Verwaltung aus Gesetzen sich gebildet haben, deren Handhabung dieser Verwaltung übertragen ist, gehen niemals in das Privateigenthum des Einzelnen über, sondern sind bloße politische Verordnungen, welche in jeder Beziehung der Wandelbarkeit der Gesetzgebung unterworfen sind. Hiernach ist es ohne weitere Ausführung klar, daß es sich im gegebenen Falle, wo die Kläger ihre Gewerbesconcession gegenüber dem Staate nicht auf einen privatrechtlichen Titel, sondern einzig auf frühere administrative Anordnungen stützen, und aus deren Ausübung durch die neuere Gesetzgebung ihre vermeintliche Rechtskränkung ableiten wollen, offenbar um keine Verletzung wohlverworbener Privatrechte handelt. —

Der von den Klägern besonders geltend gemachte Grund, daß nach der früheren Gesetzgebung die Ausübung des Bädergewerbs an den Besitz bestimmter Häuser geknüpft worden sei und somit gleichsam als dingliches Recht auf denselben habe, ist völlig unrichtig, indem dieser Bestimmung offenbar kein anderer Zweck unterstellt werden kann, als die Zahl der bereits bestehenden Bäderhäuser, welche wahrscheinlich dem damaligen Bedürfnisse entsprach, nicht zu vermehren und somit die Errichtung neuer Bäderneuen zu beschränken. Keineswegs aber läßt sich annehmen, daß die damalige Regierung damit den Bädern einen privatrechtlichen Anspruch in der Weise haben einräumen wollen, daß sie sich etwa verbindlich gemacht, jenen früheren Zustand für immer unverändertlich fortzubehalten zu lassen und ihnen dafür Gewähr zu leisten. — Eben so unrichtig ist der weitere Umstand, daß die fraglichen Gewerbeberechtigungen Gegenstand des Privatverkehrs geworden und insbesondere bei Käufen, Verpfändungen u. dgl. ihr Werth in Anspruch gekommen sei. Denn dieser Umstand, welcher überhaupt den Staat nicht berührt, vermag an der Natur der Berechtigung nichts zu ändern. Es kommt hier keineswegs darauf an, ob etwa die Kläger von Dritten ihre Bädergerechtsame durch Privatrechtstitel erworben haben, sondern vielmehr nur darauf, ob sie solche vom Staate, welcher auf Gewährleistung belangt werden will, privatrechtlich erworben haben. —

Handelt es sich nun aber dem Bisherigen zu Folge nicht um die Verletzung eines Privatrechts, so eignet sich die gegenwärtige Sache auch nicht zur richterlichen Entscheidung, indem dem Richter so wenig über die Befugnisse des Staates zu Anstehung der in Frage stehenden Berechtigung der Kläger, als über dessen Verbindlichkeit zur Entschädigung ein Erkenntniß zufließt.

In Anbetracht dieser Gründe mußte das kaiserliche Erkenntniß lediglich befähigt werden.

R. n.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Erchter Jahrgang.

N^{ro}. 49.

Karlsruhe den 8. Dezember 1838.

I. Hofgericht Kaffatt. Rechtsfall.

Welche Kraft hat das Verkommen über streitige Fragen des Zehntebezugs, und wem gehört in Zweifelsfällen der Zehnten der Zichorienwurzel? Zur Erläuterung der L. R. S. 710 c. a., 710 c. f., 710 c. g.

Der Domänenfiskus verlangte als großer Zehnherr gegen die Pfarrei Gamshurst als kleiner Zehnherr, daß ihm in einem Distrikt der Gamshurst Ortsgemarkung der dort fällige Zehnten von der Zichorienwurzel als zum großen Zehnten gehörig zugesprochen werde.

Die Pfarrei Gamshurst erwiderte, daß in dem fraglichen Distrikt der Zehnten nicht in den großen und kleinen Zehnten getheilt sei, sondern daß ihr der Zehnten von allen darfs im Sommer gepflanzten und zur Reife kommenden Früchten der sogenannte grüne Zehnten zustehe, zu welchem denn auch der Zehnte der Zichorienwurzel gehöre? Sie behauptete ferner, daß sie seit dem Anbau der Zichorie den Zehnten davon beziehe, und bestritt, daß die Zichorie nach der Bestimmung des L. R. S. 710 c. f. zum großen Zehnten gehöre. Den letzten Grund für schlagend ansiehend, wies das Amt die Klage ab.

Dagegen ward anher appellirt, und auf den Grund der in erster Instanz vorgebrachten Thatsachen ward zuerst der Pfarrei Gamshurst der Beweis auferlegt, daß sie durch ein gegenseitig vereinigtes Verkommen den Bezug des Zichorienzehntens erworben habe. Sie trat den Beweis durch Zeugen an, allein bei der Schlussverhandlung ging man von dem früher gefällten Beweisergebniss ab, und bekräftigte das unterrichtliche Urtheil abermals aus dem Grund, weil man die Zichorienwurzel nach L. R. S. 710 c. f. als eine solche Frucht erachtet, welche nicht zum großen Zehnten gehöre.

Da die hier zur Sprache und zur Entscheidung gekommenen Fragen bei dem erstinstanzlichen Urtheil, bei dem hofgerichtlichen Zwischenurtheil und Endurtheil getrennt

zur Erwägung kamen, und da vorauszu sehen ist, daß trotz dem gottlob seinem Ende zugehenden Zehnten die hier vorkommenden Fragen in ihrer allgemeinen Richtung auch bei andern zumahl über den Bezug des Kunkelrübenzehntens entstehenden Prozessen ebenfalls erscheinen werden, so wird eine nicht in den Schranken der Entscheidungsgründe zum hofgerichtlichen Endurtheil sich bewegende freie Erörterung derselben nicht unwillkommen seyn.

Als man der Pfarrei Gamshurst den Beweis auferlegte, daß sie den Zichorienzehnten durch ein gegenseitig vereinigtes Verkommen erworben habe, ging man von der Ansicht aus, daß ein Zehntrecht durch ein Verkommen als solches und allein für sich betrachtet entstehen und begründet werden könne, und diese Ansicht stützte man auf den L. R. S. 710 c. a., der da lautet:

„Der Zehntebezugs erhält seine Bestimmung in jeder Ortsgemarkung durch Verträge und Verkommen, wo diese aber nicht Maß geben, durch nachfolgende Regeln.“ Allein diese Ansicht wird sehr bestritten und wohl als eine irrige dargestellt werden können.

Die Pfarrei Gamshurst sprach sich das Recht des Zichorienzehntens zu, und stützte solches Recht auf das Verkommen als solches. Es sollte daher dieses Recht allein auf das Verkommen begründet werden, und dagegen schreibt der L. R. S. 6 d. ganz bestimmt vor, daß das Verkommen niemals Rechte schaffen könne, also auch nicht im Stande sei, ein Zehntrecht als solches zu begründen. Wenn man sich dagegen auf den L. R. S. 710 c. a. beruft und behauptet, daß hiernach das Verkommen den Zehntebezugs regle, also allerdings ein Zehntrecht schaffen könne, so darf man nicht übersehen, daß der L. R. S. 710 c. a. keineswegs das Verkommen als solches und für sich allein zu einer gesetzlichen Norm für den Zehntebezugs erhebt, daß er nicht sagt, als Norm gelten Verträge, sobald das Verkommen, und wo beides fehlt, die nachfolgenden gesetzlichen Regeln, sondern daß er nur von Verträgen und Verkommen spricht, und diesen die gesetzlichen Regeln entgegenstellt. Was sind nun die im L. R. S. 710 c. a. erwähnte

„diefe“, find es Verträge, und fobann das Herkommen? Nein, es find nur Verträge und Herkommen. Nicht das Herkommen allein und für ſich betrachtet wird zu einer gefetlichen Norm erhoben, fondern das Herkommen wird mit den Verträgen in Verbindung gefet, fo daß nur das Herkommen im Zehntbezug eine gefetliche Beachtung gewinnt, welches mit einem Vertrag in Verbindung fteht, darauf gefügt ift, und inbefondere dahin ergeht, daß es die Ausübung eines vertragmäßigen beftimmten Zehntbezugs darftellt.

Diefe grammatifalifch nicht zu brandfandende Auslegung gewinnt aber wohl dadurch eine nicht zu beftreitende Richtigfeit, weil fie es allein ift, welche den R. R. S. 710 c. a. mit dem R. R. S. 6 d. in eine Uebereinstimmung fetzt, und dadurch einen Widerspruch des Gefetzes vermeidet, der ein bedeutender wäre. *)

Nimmt man nämlich das Herkommen als folches als gefetliche Norm des Zehntbezugs an, fo würde daraus folgen, daß es unter der Herrfchaft des Landrechtes alle jene Zehntberechtigungen fchaffen könne, welche unter den R. R. S. 710 c. n. und folgende abgehandelt werden. Mit andern Worten: das Landrecht würde im R. R. S. 6 d. in Verbindung mit Satz 710 c. a. fagen, das Herkommen als folches kann kein Recht fchaffen. Nur Zehntrechte der R. R. S. 710 c. n. und folgende kann es fchaffen und abfchaffen, denn das wird man zugeben müffen, daß, wenn es überhaupt geeignet feyn follte, die Zehntbezugsberechtigungen zu fchaffen, es auch geeignet feyn muß, beftehende und zu erwerbende Zehntbezugsberechtigungen zu ändern und ganz aufzuheben. Man kann aber gewiß nicht annehmen, daß das Landrecht im Satz 710 c. a. eine fo durchgreifende Abänderung des R. R. S. 6 d., eine fo schwere Ausnahme des R. R. S. 6 d. für Zehnt-

fachen machen wollte, ohne diefe Ausnahme alsbald im R. R. S. 6 d. zu machen. Bei der untaffelfamen Anführung diefer Ausnahme des R. R. S. 6 d. widerfprechen ſich also die R. R. S. 6 d. und 710 c. a.; es wäre aber damit nicht nur ein bedeutender Gefetzwiderspruch in das Landrecht gelegt, es wäre auch das ganze Rechtsgedäude des Gefetzes hinsichtlich der Erwerbungsgründe von Rechten über den Haufen geworfen. Käst man nämlich durch das Herkommen als folches Zehntbezugsrechte entftehen, fo müffen diefer Rechtsentftehung die Grundlege geftehen, welche das Landrecht über das rechtliche Dafeyn des Herkommens überhaupt anftellt. Nun ſchweigen die R. R. S. 710 c. a. u. folgende darüber. Es müffen also die R. R. S. 61 d. c. f. dafür gelten, und was daher in Zehntfachen zu verſchiedenen Zeiten von verſchiedenen Perſonen in der Meinung Recht zu thun, offenkundig, gleichartig und durch wenigſtens zehn Jahre hindurch ununterbrochen geübt wurde, ift Recht, und wird Recht. Hierdurch würde in Zehntfachen eine eigenthümliche Erſtungsart von zehn Jahren ohne gefetmäßigen Rechts titel eingeführt und die R. R. S. 2263 u. folgende werden in Zehntfachen eine gänzliche Abänderung erleiden. Da jedoch durch das Herkommen nicht nur Rechte des Zehntbezugs erworben, fondern auch abgeſchaft werden könnten, fo würde das zehnjährige Herkommen des R. R. S. 6 d. in Zehntfachen auch eine zehnjährige Verſetzung, eine zehnjährige erlöschende Verjährung darſtellen, was wiederum eine gänzliche Abänderung des R. R. S. 2262 in Zehntfachen wäre, die um ſo weniger angenommen werden kann, als das Landrecht das Herkommen in den Sätzen 711 — 717 nirgends als eine Erwerbungsart von Eigenthum und Rechten anführt.

Verbindet man dagegen das im R. R. S. 710 c. a. erwähnte Herkommen mit den Verträgen, ſo gewinnt die Vorſchrift dieſes Satzes eine vollkommen mit dem Satz 6 d. zu treffende Bedeutung, denn wenn der R. R. S. 6 d. ſagt, daß das Herkommen über die Art und Weiſe des Umfangs und des Gebrauchs eines Rechts, über welche Gefetze oder Verträge nichts maßgeben, den mithinmaßlichen Willen der Vertragperſonen ausdrückt, ſo ſetzt er also voraus, daß das Recht ſelbſt auf einen Vertrag gezeigelt ift. Ganz das Gleiche ſchreibt nun der R. R. S. 710 c. a. vor. Das Herkommen in der Ausübung eines Rechts geht gerade auf den Umfang und die Art und Weiſe des Gebrauchs des Rechts, und wenn nun das Recht des Zehntbezugs auf einen Vertrag gefügt ift, ſo foll über den Inhalt dieſes Vertrags das Herkommen in der Ausübung des Vertragsrechts entſcheidend feyn. Ohne Vertrag ift aber das Herkommen in der Ausübung eines Rechts nichts anders als die naſte Thatſache der Uebung ſelbſt, und durch eine ſolche naſte Thatſache kann zwar auch ein Recht oder eine Freiheit erworben werden, dieſes aber nur dann, wenn die Grund-

*) Aus dem Verbindungswort „und“ (im Satze: „Verträge und Herkommen“) möchte ich nicht ableiten, daß das Herkommen (für ſich allein) keine Wirkung habe, fondern nur in Verbindung mit den Verträgen. Man müſte ſonſt von den Verträgen ſelbſt das Nämliche gelten laſſen, denn auch dieſe ſind ja durch das „und“ mit dem Herkommen verbunden, ſie könnten also ebenfalls nur in Verbindung mit dem Herkommen, nicht aber für ſich allein Wirkung haben, was wohl Niemand behaupten wird.

Wir ſcheint übrigens der Satz 710 c. a., wenn man auch dem Herkommen für ſich allein ſchon die beſtbezeichnete Wirkung zuſchreibt, mit dem Satze 6 d. keineswegs im Widerſpruch, ſondern im Einklange zu ſtehen.

Der Satz 710 c. a. ſteht nicht im Eingang des ganzen Kapitels vom Zehntrecht, er bezieht ſich nicht auf den Zehnten überhaupt, auf die Zehntberechtſchaft, auf die Entſtehung oder Erlöſchung des Zehntrechts an ſich. Er ſteht nur im zweiten Abſchnitte, welcher von Zehntbezug handelt, worin die Beſtimmungen über den Umfang und Gebrauch eines Zehntrechts (dieſes mag an und für ſich kraft Gefetzes, kraft Vertrags oder kraft einer Verjährung beſtehen) enthalten ſind, hiemitlich des Umfangs und des Gebrauchs einer Berechtigung, ſo aber das Herkommen nicht bloß beim Zehnten, ſondern nach Satz 6 d. ſchon im Allgemeinen maßgebend. D. R.

frage über Erstgung oder Verjährung zutreffen und vorhanden sind. Der R. R. S. 710 c. a. ist sonach die ausdrückliche Anwendung des allgemeinen Satzes 6 d. auf Zehntrechte, und das wird keines Beweises bedürfen, daß die Auslegung, welche die zwei Sätze der Landrechts vereinigt, vor jener dem Bezug vorzieht, welche dem Satz 710 c. a. eine Bedeutung geben will, die einen Widerspruch gegen den Satz 6 d. enthält, und zugleich das ganz Richtige über das Landrecht über Erwerbungsarten des Eigentums und insbesondere über die Verjährung über den Hausen weist.

Es läßt sich aber auch noch aus einem weiteren Grund nachweisen, daß hier im vorliegenden Rechtsstreit das Herkommen als solches nicht zur Entscheidung desselben dienen kann.

Es besteht hier kein Rechtsstreit zwischen dem Zehntberrn und dem Zehntpflichtigen, sondern die beiden Zehntberrn der Gemarkung Gamsbuck sind darüber im Streit, wem von ihnen die Zehntrechte gehören, welche von den Zehntpflichtigen unwirgerlich gegeben wird. Soll nun das Herkommen als solches die Norm der Entscheidung bilden, so muß es dieselbe nach den Vorschriften des R. R. S. 6 f., und insbesondere des R. R. S. 710 c. a. dahin bilden, daß man ein Herkommen nach den Erfordernissen des R. R. S. 6 f. und zwar nach R. R. S. 710 c. a. für die betreffende Gemarkung nachweisen muß.

Für einen Streit zwischen zwei Zehntberrn über den Bezug eines Zehntens geben aber die R. R. S. 710 c. f. u. 710 c. g. die Bestimmungen, wornach er dahin zu entscheiden ist, daß ein Zehnten dem Zehntberrn zuzuwiesen ist, der denselben in der Gegend einfüßmig bezieht. Dieser einfüßmige Bezug in der Gegend ist nun von dem Herkommen einer Ortsgemarkung verschieden, und in dieser Hinsicht würde es sich fragen, was denn bei einem Streit unter Zehntberrn nachzuweisen ist, ob ein Herkommen von zehn Jahren in der Ortsgemarkung, oder ein zwar keine zehn Jahre verlangender Zehntbezug im Orte, dagegen aber dessen Ausdehnung auch für die umliegenden Orte, und diese Frage müßte wohl am Ende dahin entschieden werden, daß man für den Fall, wo das Herkommen als solches für genügend erachtet wird, ein Zehntrecht zu konstatiren, annehmen müßte, daß im R. R. S. 710 c. f. der dorten aufgestellte einfüßmige Bezug des Zehntens in der Umgegend eine eigenthümliche Art eines Herkommens bildet, der als besondere Bestimmung des R. R. S. 710 c. f. außer allgemeinen des R. R. S. 710 c. a. voranginge. *) Diese gewungene der

allgemeinen Definition des R. R. S. 6 f. widersprechende Annahme wird aber dadurch wieder vermieden, daß man nach R. R. S. 710 c. a. das alleinige Herkommen nicht als Zehntrechte begründend anerkennt, sondern daß es nur dann Gewicht erhält, wenn es sich auf ein vertragsgemäß begründetes Zehntrecht bezieht, *) so daß also die Annahme von R. R. S. 710 c. a. und 710 c. f. in der Art zu geschehen hat: wem die in einem Streit liegenden Zehntberechtigungen auf einen Vertrag gegründet sind, so entscheidet dieser Vertrag, wie er nach dem in der Ortsgemarkung geltenden Herkommen sich ausgebildet hat; besteht aber kein Vertrag, so entscheidet der einfüßmige Bezug des fraglichen Zehntens in der Umgegend.

Nach allem diesem wird gewiß folgen, daß man zumal im vorliegenden Streit zwischen Zehntberrn von dem aufgestellten Beweis eines Herkommens wieder abgehen mußte.

Auf eine weitere Erbaupung der Parrei Gamsbuck, daß ihre der grüne, alle im Sommer eingepflanzte und reisende Früchte enthaltende Zehnten zustehe, konnte aber ebenfalls kein Beweisermuthung erschöpfen werden.

Zwischen den streitenden Theilen bestand kein Vertrag über Theilung des Zehntens, und es müßten also nach R. R. S. 710 c. a. die dorten folgenden gesetzlichen Regeln zur Entscheidung des Rechtsstreits dienen. Nun läßt aber der R. R. S. 710 c. f. und der auf seine Voraussetzung gebaute Satz 710 c. g. keine Regeln der Entscheidung gerade für den Fall an, wo unter den Zehntberrn der Zehnten nach Fruchtgattungen getheilt ist. Eben wegen der Unversäglichkeit der Begriffe große und kleine Zehnten wollte man bei Theilung des Zehntens nach Fruchtgattungen bestimmte Vorschriften geben, und diese Vorschriften gelten daher auch für die ihre Theilung ebenfalls nach Fruchtgattungen machende Behauptung des Besandes eines grünen Zehntens, dessen Begriff ohnedies noch viel unzuverlässiger ist, als jener des großen oder kleinen Zehntens.

Der kluge Herr hatte sich ferner im Rechtsstreit auch darauf bezogen, daß in der Umgegend von Gamsbuck der Zehntberrn im einfüßmigen Bezug des großen Zehntens stehe. Es konnte aber diese sonst relevante Behauptung nach den besondern Verhältnissen des Rechtsstreits ebenfalls nicht zu Beweis ausgereicht werden.

Nach R. R. S. 710 c. f. wird nämlich ein Streit zwischen dem Zehntberrn und dem Zehntpflichtigen in der Umgegend entschieden, wenn es sich um eine in der

*) Warum denn dies? — Das Herkommen der Ortsgemarkung geht ja nach Satz 710 c. a. den nachfolgenden Bestimmungen, also auch der Bestimmung des Satzes 710 c. f. vor. Uebrigens müßte das Herkommen die Erfordernisse des Satzes 6 f., also auch eine wenigstens zehnjährige Dauer haben, ohne Unterschied, ob es ein Herkommen eines Orts oder einer Gegend sei. D. R.

*) Ein Zehntrecht kann das Herkommen nach Satz 6 d. und nach den Sätzen 710 c. a. — c. w. allerdings nicht begründen, sondern nur den Umfang und Gebrauch eines an sich schon bestehenden Zehntrechts bestimmen, dieses jedoch ohne Unterschied, ob das Zehntrecht auf dem Besitze (Satz 710 b. u. a. f.) beruht, oder durch Vertrag oder durch Verjährung erworben worden sei. D. R.

Gegen schon längst gebaute Fruchtgattung handelt, und nach L. N. S. 710 c. g. wird ein Streit über neue Fruchtgattungen, abgesehen von dem dorten angeführten hier nicht eintretenden Fall, daß die neue Fruchtgattung für eine andere alte in Van kommt, durch Lösung der Frage entschieden, ob die in Frage stehende Frucht für den Handel in das Große tauglich ist oder nicht. Man nahm aber in Beziehung auf die Zichorienpflanze an, daß sie eine neue Fruchtgattung sei, über welche ebendeshalb noch kein einseitiger Bezug in der Art entstanden seyn könnte, daß aus ihm die Entscheidung zu schöpfen sei.

Es mag zwar richtig seyn, daß die Zichorienpflanze schon längst bei uns wächst, sie wächst ja wild, gebört also zu den einheimischen Pflanzen, und es mag selbst richtig seyn, daß sie hier und da schon früher als Viehfutter oder zum Gebrauch in Apotheken dienend gebaut wurde, allein so viel wird man auch anzunehmen berechtigt seyn, daß die Zichorie erst als Surrogat des Kaffee eine Bedeutung gewonnen hat, und daß sie also erst von da an als eine im inländischen Gebirge aufgenommene Frucht zu betrachten ist, von wo an und da auch ihr fabrizirtes Surrogat des Kaffee selbst eine größere Ausdehnung erhielt. Man ist es eine bekannte Sache, daß alle die Surrogate der Kaffeeplanten erst durch die Kontinentalpflanze entstanden, und erst nach ihr im Handel und in der Fabrikation eine Bedeutung erhalten haben. Der Zichorienbau als solcher ist an die Existenz von Zichorienkaffeeabriken gebunden. Solche Fabriken sind erst nach Einführung des Landrechts entstanden, haben erst am Ende der 1810er und zu Anfang der 1820er Jahre eine größere Ausdehnung und einen gesicherten Markt erhalten. Erst von da an schreibt sich auch die Anpflanzung der Zichorie im inländischen Gebirge, und in dieser Hinsicht muß sie also als eine neue Frucht des L. N. S. 710 c. g. angesehen werden, welche nach L. N. S. 710 c. f. noch nicht längst gebaut wird. Unter diesen Voraussetzungen liegt also die Entscheidung des Rechtsstreits in der Beantwortung der Frage, ob die Zichorienpflanze eine Frucht ist, welche ihrer Natur nach für den Handel in das Große als tauglich betrachtet werden kann, und diese Frage ist zu verneinen.

Bei der Beantwortung dieser Frage muß man nun vor allen Dingen darüber einig seyn, daß man unter dem Ausdruck des Gesetzes — eine Frucht, welche ihrer Natur nach zum Großhandel tauglich ist — die Frucht in ihrem natürlichen Zustand zu verstehen und die Lösung der Frage zu unterstellen hat, und daß man dabei in keiner Weise das Fabrikat aus der natürlichen Pflanze der Beurtheilung der Frage unterlegen darf, ob sich solches zum großen Handel eignet.

Welches aber die Erfordernisse sind unter denen sich eine

Frucht in ihrem natürlichen Zustand zum Großhandel eignet, das führt der L. N. S. 710 c. f. selbst an, indem er davon spricht, daß Früchte bloß zum Gebrauch der Markungsberechtigten oder Versorgung nahgelegener Städte wegen Verderblichkeit ihres Stoffs oder wegen der Unbehaltbarkeit ihrer Masse geeignet sein können, und also deshalb nicht zum großen Handel tauglich sind.

Beides tritt aber bei der Zichorienpflanze ein, und in beiden Ursachen wird auch die Untauglichkeit einer Frucht zum Großhandel wichtig bezeichnet.

Unter Großhandel versteht man nämlich den Handel der auf größere Entfernung hin die Versorgung der Abnehmer der Handelswaaren übernimmt und bewirkt. Die größere Entfernung, also der ausgedehnte Markt bedingt aber nothwendigerweise auch eine größere Anzahl der Abnehmer, und diese erfordert wieder die Sammlung und Versendung der Waare in größerer Menge. Der Großhandel ist sodann an die fortlaufende Versorgung der Abnehmer der Waare gebunden, und erfordert daher auch den fortwährenden Besitz der Waare in größerer Menge um zu jeder Zeit dem Verlangen der Abnehmer genügen zu können.

Der Sammlung der Zichorienpflanze in ihrem natürlichen Zustand in größerer Menge und auf längere Zeit tritt aber der Umstand entgegen, daß sich die Zichorie in ihrem natürlichen Zustand nicht in größerer Menge aufbewahren und magazinieren läßt. Sie geseht sich und verfault bald, wenn man sie in ihrem natürlichen Zustand aufbewahren wollte, weshalb sie auch alsbald von Produzenten in die Zichorienfabriken geführt, und dorten erst durch künstliche Behandlung zur längeren Aufbewahrung in größerer Menge zubereitet und tauglich gemacht wird. Die Zichorienpflanze ist daher in ihrem natürlichen Zustande wegen Verderblichkeit ihres Stoffs nicht zum Großhandel geeignet.

Da weiters der Großhandel auf große Entfernung hinwirkt, und daher die Versendung der Waare auf weitabgelegene Märkte erfordert, so muß die Waare für sich selbst einen solchen Werth haben, daß er durch die Kosten des Transports nicht überwiegen wird, indem sonst durch die Unverhältnismäßigkeit der Transportkosten und des Werths der Sache für sich die weitergeführte Waare einen solchen Gesamtpreis erhält, daß derselbe die Waare so sehr vertheuert, daß sie entweder keinen Abnehmer mehr findet, oder dem Verbraucher einen so geringen Vortheil abwirft, daß er mit Erfolg nicht die Versendung auf weite Entfernung hin unternehmen kann. Gerade dieses tritt abermals bei der Zichorienpflanze in ihrem natürlichen Zustande ein. Sie ist in diesem Zustande viel zu unbehaltbar und mit zu viel werthloser Fruchtigkeit verbunden,

als daß sie für sich selbst einen auch nur etwas bedeutenden Werth haben könnte. Die Beführung der schweren Zichorienpflanze auf weite Entfernung hin würde den Betrag der Transportkosten alsbald über den Werth der Frucht für sich reigiren, und da dieser Werth schon deshalb ein nicht bedeutender ist, weil der Absatz der Frucht in ihrem natürlichen Zustand wegen Verderblichkeit ihres Stoffs sehr beschränkt ist, und weil sie in ihrem natürlichen Zustand von niemanden angekauft wird als von den nicht zahlreichen Zichorienfabrikanten, also wenige Abnehmer besitzt, so ist eine Beführung der Zichorienpflanze auf eine weite Entfernung hin wegen unverhältnismäßiger Transportkosten gegenüber dem innern Werth der Frucht für sich rein unmöglich, sie kann daher auch aus diesem Grund nicht in den Großhandel kommen.

Die Erfahrung bestätigt alles dieses auf das Vollkommenste, indem sich nachweisen läßt, daß die Zichorienpflanze weder im Großhandel, noch überhaupt nur im eigentlichen Handel bei uns steht.

Wo ein Handel mit natürlichen Früchten getrieben wird, da läßt sich nachweisen, daß die Frucht als solche von Zwischenhändlern bei dem einzelnen Producenten aufgekauft, in größeren Massen gesammelt, und alsdann auf weite Entfernung hin verschifft wird. So wird z. B. der Tabak, der Kopfen aufgekauft, magacinirt und dann in größerer Menge und in weiterer Entfernung verschifft. Davon ist bei der Zichorie nichts ersichtlich. Niemand kauft als Zwischenhändler vom Landmann seine Zichorienwurzel, magacinirt sie, und verschifft sie dann weit fort, sondern der Landmann führt seine schon im Bau bestellte Frucht dem Zichorienfabrikanten unmittelbar zu, und dieser verarbeitet sie, und treibt seinen Handel nicht mit der Zichorienwurzel, sondern mit seinem Fabrikat. Weil aber der Werth der Frucht für sich selbst kein großer ist, so ist sogar die Beführung der Zichorienwurzel von Erben des Producenten zu dem Fabrikanten auf die Umgegend der Fabrik selbst beschränkt. Es wird seinem verständigen Landmann im Tauberggrund einfallen, Zichorie zu pflanzen und nach Jahr zu führen. Nur in der Umgegend von Jahr, und überhaupt von Zichorienfabriken wird Zichorie gepflanzt. Es giebt im ganzen Land nicht einen Handelsmann, der mit der Zichorienwurzel in ihrem natürlichen Zustand einen Handel, geschweige einen Großhandel treibt. Der Zichorienbau ist nur zur Versorgung nahe gelegener Gassen bestimmt, und in seiner Weise kann die Zichorie bei der Unbeholfenheit ihrer Masse und bei der großen Verderblichkeit ihres Stoffs als eine zum Großhandel geeignete Frucht betrachtet werden. Auch aus Kartoffeln wird in Fabriken Stärkmehl und in Brauereibrennereien Brandwein fabricirt, und doch wird niemand deshalb

sagen, daß die Kartoffel eine im Großhandel stehende Frucht ist, obson der Werth der zu Stärkmehl und Brandwein fabricirten Kartoffeln gewiß ein größerr ist, als der Werth der zu dem leidigen Zichorienfabrikanten Zichorienwurzeln.

Bei der Zweifelsigkeit der Beantwortung der Frage, ob die Zichorienpflanze in ihrem natürlichen Zustande zum Großhandel tauglich sei, daß dieses nicht der Fall ist, konnte es aber auf die im R. N. S. 710 c. v. angeführte Regel, daß im Zweifel für den großen Zehnten gegen den kleinen Zehnten zu entscheiden sei (die Großen haben eben überall mehr Recht als die Kleinen, was auch eine und zwar verständliche rechtsphilosophische Betrachtung ist), nicht ankommen, sondern der hier im Streit liegende Zichorienzehnte mußte dem kleinen Zehnten der Psarrer Gamschurst zugewiesen werden. Sander.

II.

Welche rechtliche Bedeutung hat das Wort Selbstzähler bei Bürgschaften.

In einem Vertrag über Zahlung einer Summe von 1700 fl. hatte sich Jemand als Bürge und Selbstzähler des Schuldners unterschrieben. Bald nachher wurde er auf Bezahlung verlangt, und sein Anwalt unterließ es gänzlich, obson es die Verhältnisse sonst gestattet hätten, der Klage die Einrede der Vorausklage des Schuldners entgegenzusetzen, wahrscheinlich weil er glaubte, es sei eine ganz ausgemachte Sache, daß sich der Bürge, der sich auch als Selbstzähler unterschreibe, des Rechts der Vorbehaltung der Einrede der Vorausklage des Schuldners bebede. Diese Meinung ist überhaupt ziemlich allgemein verbreitet, und doch unterliegt sie erheblichen rechtlichen Zweifeln.

Daß durch die Unterschrift einer Bürgschaftsurkunde als Bürge und Zähler, oder Bürge und Selbstzähler der Erklärung sich der Einrede der Vorausklage nicht bedienen zu wollen, ausgedrückt werde, lehrt Brauer zu R. N. S. 2021 a. Verm. 16 als etwas ganz gewisses, und nicht zu bezweifeln ist es, daß diese seine Lehre die einzige Grundlage der ihr beitrühenden Meinung ist. Fragt man aber nach ihren Gründen, so liegen ihr nur die zwei unter, daß schon nach dem frühern Rechtsgebrauch die Ausdrücke Zähler und Selbstzähler als Verträge auf die Einrede der Vorausklage angesehen worden seien, und daß diese Auslegung auch jetzt noch Statt finden müsse, weil sonst beide Worte ganz mißig daständen, was nach R. N. S. 1157 nicht sein dürfte. Weitere Gründe führt Brauer nicht an, und wenn man also beide widerlegen kann, so sollte man glauben, die Meinung selbst widerlegt zu haben.

Daß nun nach dem frühern Rechtsgebrauch mit den Aus-

beden Zähler und Selbstzähler der Sinn der Entfagung auf die Einrede der Vorausklage verbunden gewesen sei, könnte man zugeben, ohne daß daraus für das jetzige Recht und Gesetz irgend etwas Verbindliches folgt. Der frühere Rechtsgebrauch war auf das frühere Recht und Gesetz gebaut, und da nun dasselbe durch das Landrecht geändert und aufgehoben wurde, so ist mit der Grundlage des früheren Rechtsgebrauchs auch der Rechtsgebrauch selbst und zwar um so mehr untergegangen, als nach L. R. S. 6 d. und 6 c. alles als Gesetz geltendes Herkommen seine Kraft verloren hat, und als insbesondere nach L. R. S. 6 b. nur noch das in Beziehung auf das bürgerliche Recht als Gesetz gilt, was ein Satz des Landrechts geradezu oder folgerweise sagt, mag es auch vordem als gemeines oder Landesgesetz, aus Gewohnheiten oder Rechtsmeinungen als gesetzlich gegolten haben. Der frühere Rechtsgebrauch aber den Sinn des Ausdrucks Zähler oder Selbstzähler in einer Bürgschaftsurkunde beweist also für jetzt nichts Gesetzliches mehr, und will man den auf die Entfagung der Einrede der Vorausklage auszuliegenden Sinn des Ausdrucks Zähler oder Selbstzähler als gültig und gesetzlich für das Landrecht behaupten, so muß man darthun, daß dieser Sinn geradezu oder folgerweise aus einer Vorschrift des Landrechts folge, was aber schwer fallen wird.

Ueberdies ist die Berufung auf den ältern Rechtsgebrauch für sich selbst sehr ungewiß. Die Auslegung des Ausdrucks Zähler oder Selbstzähler auf die Entfagung der Einrede der Vorausklage war unter dem alten Recht keineswegs unbestritten, und gerade aus Grundrissen und Schriftstellern des ältern Rechts ist in den oberhofgerichtlichen Jahrbüchern von 1825 S. 295 — 297 ausgeführt, daß der Ausdruck Zähler oder Selbstzähler keineswegs einen Verzicht auf die Einrede der Vorausklage mit sich führe.

Wenn sonach auf den alten Rechtsgebrauch hinsichtlich der Auslegung der Ausdrücke Zähler oder Selbstzähler kein großer Gewicht gelegt werden kann, wenn man vielmehr aus dem Landrecht nachweisen muß, daß irgend eine Vorschrift desselben den darin liegenden Verzicht auf die Einrede der Vorausklage ausdrücklich oder folgerweise enthalte, so wird man vor allem darüber einig seyn, daß eine dieses ausdrücklich enthaltende Vorschrift des Landrechts nicht besteht, und man wird daher nachweisen müssen, daß diese Auslegung folgerungsweise aus andern bestimmten Vorschriften abzuleiten sei.

Solche Rechtsfolgerungen sind aber schon für sich selbst äußerst unsicher, und gerade hinsichtlich der hier in Frage stehenden wird sich mit bei weitem mehr Grund und Schlüssigkeit nachweisen lassen, daß die auf den Verzicht der Einrede der Vorausklage ergehende Auslegung des Ausdrucks Zähler und Selbstzähler unrichtig und verwerflich ist.

Vorrest ist nun hier in das Auge zu fassen, daß der

Verzicht der Einrede der Vorausklage aus keiner Vorschrift des Landrechts über Bürgschaften geschöpft wird, sondern daß man dafür lediglich nichts bringbringen weiß, als die Vorschrift des L. R. S. 1157, wornach man den Worten Zähler und Selbstzähler einen Sinn beilegen müsse, indem sie sonst ganz müßig daständen, und wornach man also auf den Verzicht der Einrede der Vorausklage argumentiren müsse, weil man diesen Worten keinen andern Sinn beilegen könne.

Es ist aber eine bekannte Sache, daß die L. R. S. 1156 — 1164 eine bestimmte in gewisser Hinsicht eingeschränkte Vorschriften des Gesetzes sind, sondern daß sie eigentlich nur Fingerzeige, Rathschläge des Gesetzgebers für den Richter über die Richtung ertönen, wornach er bei der Auslegung eines Vertrags zu verfahren habe. Es folgt dieses schon aus der Natur der Sache, weil es unmöglich ist, über die Fälle, wo der gebrauchte Ausdruck zweifelhaft ist, bestimmte Vorschriften zu geben, indem sonst kein Zweifel bestände, und es folgt dieses aus dem Inhalt der L. R. S. 1156 — 1164 selbst, indem sie für sich betrachtet mit einander im Widerspruch stehen, und man ganz leicht eine Auslegung nach der Vorschrift j. V. des Satzes 1157 mit jener Auslegung nach Satz 1162 widerlegen und als unrichtig hinstellen kann.

Geht man aber auch auf die Auslegung der Ausdrücke Zähler oder Selbstzähler nach L. R. S. 1157 ein, so muß man es vor allen Dingen bestreiten, daß daraus ein Verzicht auf die Einrede der Vorausklage folge, und daß sonst, wenn man diese Auslegung nicht annehme, die Ausdrücke Zähler und Selbstzähler ganz bedeutungslos wären. Es ist dem nicht so.

Wenn man nämlich, wie man muß, hierbei alles Gewicht auf den Ausdruck Zähler und insbesondere Selbstzähler legt, so wird man sagen müssen, daß also Jener, der sich als Zähler und hauptsächlich als Selbstzähler unterschreibt, sich damit verbindet, die Schuld des Hauptgläubigers zu zahlen. Er, er selbst, und nur er selbst soll also diese Schuld zahlen. Nimmt man nun aber an, daß sich mehrere als Zähler und Selbstzähler unterschrieben haben, so haben sie nach L. R. S. 2026 die Einrede der Theilung der Schuld mit dem Erfolg zur Seite, daß der Einzelne nicht auf die ganze Schuld belangt werden kann, sondern daß er nur seinen Antheil daran zu bezahlen hat. In einem solchen Fall wäre also der eingeklagte Zähler oder Selbstzähler keineswegs der Selbstzähler, sondern andere sind mit ihm noch Zähler, und da nun der Ausdruck Selbstzähler offenbar bebrut, daß man selbst zahlen will, und daß man die Zahlung nicht auf einen andern, auf ein Nichtselbst werfen will, so würde daraus folgen, daß man den Ausdruck Zähler oder Selbstzähler ebenso gut ja noch mit mehr Recht auf einen Verzicht auf die Einrede

der Theilung auslegen kann, denn auf einen Verzicht auf die Einrede der Vorausklage.^{*)}

Man kann es also sehr wohl bestritten, daß der, eines Sinns bedürftige Ausdruck Zähler oder Selbstzähler gerade als ein Verzicht auf die Einrede der Vorausklage ausgelegt werden muß, allein man kann es auch noch weitere bestritten, daß überhaupt nur das Wort Zähler oder Selbstzähler neben dem Wort Bürge möglich sei, und daß man also für dasselbe einen eigenenthümlichen Sinn suchen müsse, den man nur in einem Verzicht auf die Einrede der Vorausklage finden zu können behauptet.

Wird man nämlich davon aus, daß die Bürgschaft ein Nebenvertrag ist, der eine andere Schuld durch den Beitritt eines Dritten darin sichern soll, daß sie gegen den Gläubiger erfüllt werden wird, so umfaßt sie im Allgemeinen alle Arten und Weisen, durch welche ein Gläubiger für die Erfüllung seiner Forderung an den Hauptschuldner durch einen Dritten gesichert werden kann. Eine solche Sicherheit liegt nun zwar gewöhnlich darin, daß der Bürge, zumal bei den Geld- oder Geldwerth bestehenden Schulden verspricht, solche vorkommenden Fälls zu zahlen, allein diese Art der Sicherheit ist nicht die einzige, sondern man kann sich auch für die Zahlbarkeit des Hauptschuldners verbürgen, oder man kann bei in Geldwerth bestehenden Verbindlichkeiten dafür gutsehen, daß die von einem Kontrahenten hergegebene Sache gut und Eigentum des Erbhabers ist. Und selbst bei den allein in einer Geldschuld z. B. einem Doctoren bestehenden Verbindlichkeiten kann man für einen geringern Betrag, als die Geldschuld hat, dem Gläubiger Sicherheit leisten, so daß es sich also bei jeder Bürgschaft fragt, in welcher Art und Weise von dem Bürgen dem Gläubiger eine Sicherheit geleistet wird, und in welchem Umfang sie geleistet wird, mit andern Worten, wie sie arithmetisch und umfänglich (quantitativ und qualitativ) beschaffen ist.

Köft man daher unter dieser gewiß richtigen Voraussetzung den Ausdruck Bürge in seiner allgemeinen Beziehung dahin auf, daß damit einem Gläubiger überhaupt für seine Forderung Sicherheit geleistet wird, so erhält das Wort Zähler oder Selbstzähler seinen ganz richtigen und natürlichen Sinn dahin, daß diese Sicherheit darin bestehen soll, daß der Bürge nach den sonst für Bürgschaften geltenden Gesetzen die Schuld zahlen, d. h. in Geld entrichten will, und daß er die ganze Schuld und nicht einen geringern Theil zahlen will.^{**)} Es ist daher in keiner Beziehung nöthig, dem Wort Zähler oder Selbstzähler den Sinn eines Verzichtes auf die Einrede der Vorausklage zu unterstellen, der ihm bei weitem ferner liegt als der einfache natürliche Sinn, daß Zähler oder Selbstzähler nichts anderes bedeutet, als die Art und

Weise, sowie den Umfang der geleisteten Bürgschaft auszu- drücken und zu bezeichnen.

Es muß aber auch noch aus einem andern Grund die Auslegung des Worts Zähler oder Selbstzähler auf einen Verzicht der Einrede der Vorausklage vermieden werden.

Es mag zugegeben werden, daß die R. N. S. 1155 — 1164 dem Richter als allgemeine Vorschriften für die Auslegung der Verträge maßgebend sind, es ist aber auch ebenso richtig, daß das Vordrath bei den einzelnen Arten von Verträgen solche Auslegungsergebnisse gegeben hat, welche absonderlich als besondere Vorschriften den allgemeinen der R. N. S. 1155 — 1164 vorgehen müssen.

Betrachtet man nun das rechtliche Wesen der Bürgschaft überhaupt, so liegt dasselbe hauptsächlich darin, daß die Bürgschaft subsidiärer Natur ist, d. h. daß die aus ihr entspringende Verbindlichkeit nur absondern tritt, wenn der Hauptschuldner als der in erster Reihe Verpflichtete seine Verbindlichkeit nicht erfüllt. Es gebt also die Nachweisung des Nichtzahlens des Schuldners, und in so fern dessen vorausgehende Einlösung zur hauptsächlichsten Verbindung der aus der Bürgschaft entstehenden Verbindlichkeit. Die Einrede der Vorausklage ist also auf das Grundwesen der Bürgschaft auf ihre subsidiäre Natur gebaut, und so sie nicht besteht, besteht eigentlich gegen den Gläubiger keine Bürgschaft, sondern eine Mitschuldnerschaft, welche von der wahren Mitschuldnerschaft nur in Beziehung auf den Hauptschuldner dadurch verschieden ist, daß der Bürge seine ganze Zahlung der Schuld wieder an den Hauptschuldner verlangen kann und nicht seinen ihn treffenden Antheil der Schuld auf sich behalten muß.

Somit aber die Einrede der Vorausklage in dem Grundwesen der Bürgschaft liegt, und, sowie Jemand durch Unterzeichnung eines Vertrags als Bürge sich dieses Grundwesens des Bürgschaftsvertrags theilhaftig gemacht hat, so folgt schon aus allgemein richtigen Grundbegriffen, daß man das Grundwesen des Bürgschaftsvertrags, nämlich die Einrede der Vorausklage so lang aufrecht erhalten muß, als man nicht auf eine bestimmte und deutliche Weise darthun kann, daß solche Einrede hier nicht bestehen solle. Obenstehend verlangt der R. N. S. 2021 einen Verzicht auf diese Einrede, wenn sie wegfallen soll. Verzicht heißt bestimmt und deutlich sein, und man wird nicht berechtigt sein zu thun, aus den Wörtern Zähler und Selbstzähler einen Verzicht auf die Einrede der Vorausklage da zu entnehmen, wo derselbe darin nicht ausgedrückt ist, und so kein Nothwendigkeit besteht, diesen Sinn in solche Ausdrücke hineinzulegen.

So viel muß man wenigstens zugeben, daß in den Wörtern Zähler und Selbstzähler der Verzicht auf die Einrede der Vorausklage nicht auf eine bestimmte und deutliche Weise liegt. Nun ist es aber gewiß richtig, daß die mit einem Verzicht auf die Einrede der Vorausklage verbundene Bürgschaft den Bürgen in eine bei weitem schlimmere Lage versetzt, als jene, wo dieser Verzicht nicht geschehen ist. Nach R. N. S. 2015 sollen aber Bürgschaften nicht über die Schranken, in denen sie geleistet wurden, ausgedehnt werden. Es sollen also Bürgschaftsverträge in allen zwischelfalligen Fällen zum Vollen des Bürgen gegen den Gläubiger ausgeliefert werden. Der Verzicht auf die Einrede der Vorausklage ist der Sache nach die Ausdehnung der rechtlich subsidiären Bürgschaft in eine Mitschuldnerschaft. Er geht

*) Wenn der Ausdruck „Selbstzähler“ wirklich sagt, „daß man selbst zahlen will, und daß man die Zahlung nicht auf einen Andern, auf ein Nichtselbst, werfen will.“ so sagt er auch, daß man sich der Einrede der Vorausklage nicht bedienen, also die Zahlungspflicht vorläufig nicht auf einen Andern überwälzen will.

Die Einrede der Theilung ist abrigend dem Bürgen schon allgemein durch das Gesetz (§ 2025) erloschen, ohne daß es hierzu erst einer besondern Verpflichtung durch Verfügung des Worts „Selbstzähler“ bedurfte.

**) Dagegen bedarf es der Verpflichtung als Selbstzähler nicht, denn die Rechtswirkungen hat schon die einfache Verpflichtung als Bürge.

D. R.

am meisten über die Schranken der subjektiven Bürgerschaft hinaus, und ein solcher Bericht darf nach bestimmter Vorschrift des §. R. S. 2015, der die Auslegungsbefugnis des §. R. S. 1162 zur Hauptregel der Auslegung der Bürgerschaftsverträge erklärt, nicht aus den Wörtern Zähler oder Selbstzähler entnommen werden, welche, wie gezeigt, einen andern viel natürlicheren Sinn haben bezeichnen, daß sie die Art und den Umfang der Bürgerschaft bezeichnen.

Soviel wird daher richtig seyn, daß in keinem Fall die Ausdrücke Zähler oder Selbstzähler auf einen Bericht der Einrede der Vorausklage ausgelegt werden dürfen, und wenn man auch nicht ihren vorkühnend bezeichnenden Sinn annehmen will, so wird man eben annehmen haben, daß sie nicht sind als eine Verstärkung der Ueberrahme der Bürgerschaft. Und wenn man bedenkt, daß diese Ausdrücke sich aus dem ältern Rechtsgebrauch herfschreiben, so wird man auch allerdings annehmen dürfen, daß sie zu gar nichts andern ursprünglich bestimmt waren, als es recht deutlich und anschaulich zu machen, daß man sich verbürgt hat. Es ist eine bekannte Sache, daß man in der Sprache der ältern Vertragurkunden glaubte dadurch deutlich zu seyn, wenn man alles darin Vorkommende mit andern Worten wiederholte und wiederholte, wenn man auf alle Exceptionen und Einreden versagte und sich verbindlich machte, Hypotheken und Unterpfand zu stellen. So ging es auch mit den Wörtern Bürgen, Zählern und Selbstzählern, denn wenn sie gleichbedeutend sind, so hat man sie gerade nach dieser alten Art zusammengesezt, um zu keinen Zweifel zu lassen, daß man sich verbürgte. Man suchte früher keinen verschiedenen Sinn darin, und man hat daher auch jetzt einen solchen nicht nöthig.

III.

Ein Thema der allgemeinen Logik, aus dem rechtsphilosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

a. Der Wille.

(Einf.)

Wenn ein Volk seine religiösen und Rechtebegriffe, und damit Sitten und Moralität verloren hätte, so hätte es mit dem Wahren auch das Gute eingebracht, und die neuen Wahrheiten wären jedenfalls noch nicht, was sie seyn sollen, und hätten noch keine Festigkeit in den Gemüthern. Wenn wir sie nach einer allgemeinen Eigenschaft bezeichnen wollen, so sind beide das Wahre und das Gute dies, daß sie sind, wie sie seyn sollen; wir meinen damit, daß sie ihrem Begriffe gemäß sind. Schon eine einzelne schlechte Handlung ist nur schlecht in so fern als sie keine rechte, und richtige und wahre ist, und die Einsicht, daß das Böse und das Verbrechen etwas Unwahres ist, was nicht seyn

soll, weil es dem Begriffe des ansehnlichen vernünftigen Willens entgegen ist, spricht die eigenthümliche Bestimmung einer jeden Handlung, und damit die Idee des Rechts und die Definition des Unrechts, und nebstbei auch die Einheit des Begriffs und der Objektivität, vollkommen scharf aus. Dies alles, namentlich das Sollen, wird sich jedoch einer genaueren Darlegung in der Folge nicht völlig entziehen können. Je schwächer und unfähiger demnach bei einem Volke, durch den Gang der Bildung, das allgemeine Wesen des Rechts und die moralische Basis geworden ist, in desto höherem Grade ist die Forderung der Allgemeinheit und Objektivität in Willen und Denken für den Richter vorhanden, wenn nicht Recht und Unrecht nur völlig nominell und am Ende auch alle Familienbände zerstört und alle Streben der Menschen ein wüthes chaotisches Gesehe nach dem bloßen Scheine werden soll; dem wir bei seinem furchterlichen Umfange und da er alle Denkvorhältnisse durchzieht, noch oft genug begeben und vielleicht gar einmal ganz absichtlich ihn festzuhalten suchen werden.

Gleich bei der Betrachtung der Strafe, in sofern sie ganz richtig als Wiedervergeltung angesehen wird, ist das Nächste, was uns entgegentritt, die Noth, Handlung eines völlig subjektiven Willens, und die Forderung, daß in der Strafe der allgemeine Wille des Gesezes enthalten seyn soll, ist in dieser bloßigen Form der Wiedervergeltung noch nicht befriedigt. Wenn es nun nur Richter geben würde, ohne Geseze, so wäre diese heroische Jurisdiction so abentheuerlich, als es andenkbar ist, daß Geseze ohne wackende Personen zu ihrem Selten gelangen sollten. Es liegt also in jeder Form der strafenden Gerechtigkeit dieser Wiedervergeltung, daß ein subjektiver, und damit einzelner, Wille vorhanden sei, welcher das Allgemeine will, und dieser Begriff der Strafe enthält folglich schon die Forderung, daß ein Wille vorhanden sei, der als besonderer (subjektiver) das Allgemeine (das Recht als solches) wolle. Ein solcher Wille wird moralisch genannt, und die Moralität des Willens ist mithin die erste Forderung an den Richter. Unter allen möglichen Gestalten des Willens ist diese Erhebung des Besonderen zum Allgemeinen und die Erhaltung seines subjektiven Willens auf dieser objektiven Höhe für den Juristen das Schwierigste (denn es ist eine fortgesetzte That und nicht durch Einen Willenskraft zu bewerkstelligen), aber eben darum auch das Höchste und Preiswürdigste, und alle Wirksamkeit des Rechts beruht auf solchen erworbenen Subjektivitäten. Der Richter ist seiner Idee nach die vollendete moralische Persönlichkeit, und wenn die Freiheit das Prinzip dieses Standpunktes ist, so ist in dem Richter die freie Selbstbestimmung der Subjektivität zur neidlosen Allgemeinheit als moralischer Wille vorhanden.

Anzeige.

Mit dem Jahre 1839 beginnt der *Ne Jahrgang* dieser Zeitschrift, welcher von der bisherigen Redaction fortgesetzt wird, und halbjährig bei allen Buchhandlungen fl. 2. — und bei den Postämtern fl. 2. 15 kr. kostet. Die bedenkende Polizeiverordnung macht es nöthig, daß jedes Exemplar neu bestellt wird, wir erlauben und daher die verehrlichen auswärtigen Herren Subscribenten darauf aufmerksam zu machen und sie zu bitten: den betreffenden Postämtern möglichst schnell anzuzeigen, daß sie die Annalen auch ferner zu erhalten wünschen, damit keine Unterbrechung in der Zufendung eintritt.

Von den bis jetzt erschienenen Jahrgängen sind noch vollständige Exemplare zu haben, die wir, so weit es möglich ist, noch zum wohlfeilsten Subscriptionspreis abgeben.

Karlruhe, den 8. December 1838.

Die Verlagsbuchhandlung von Ch. F. Grosse.

Hauptredaction: Bielefelder Volk in Hannover.

Drucker und Beleger: Ch. F. Grosse.

Annalen

der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 50.

Karlsruhe den 15. December 1838.

I.

Straßenraub.

(Wegen Verurtheilung auf Inbircien.)

Obwohl dieser Fall sich schon am 4. September 1836 ereignet hat, so ist dennoch das Urtheil erst am 26. April 1838 von großherzoglichem Hofgerichte gefällt worden, weil sich dem Fortgang der Untersuchung mehrfache Hemmnisse entgegen gestellt hatten, welche die in Kürze berührt werden sollen.

Das Verbrechen ward auf großherzoglich heßischem Staatsgebiet verübt und daher zunächst die Thätigkeit der dortigen Behörden in Anspruch genommen, welche bemüht waren, den Thatbestand zu erheben und die Räuber zu verfolgen.

Edd Himmel, der Bote des Beraubten Joseph Marx von Strümpfelbrunn, welcher dem Landgerichte Mißelsbad des Komplotts mit den Räubern verdächtig schien, wurde sogleich unter besondere Aufsicht gestellt und dann im Arrest behalten, bis es ihm am 19. October 1836 gelang, aus dem Gefängniß zu entweichen und seine Heimath zu erreichen.

Er stürzte sich des andern Tages bei dem Amte Eberbach, welches ihn aber wieder entließ und am 6. November auch noch die schon in der Nacht vom 4. September verhafteten Inculpanten G. Ad. Weisel und Nic. Dürrin von Strümpfelbrunn in Freiheit setzte, weil ihm, seitdem die Akten am 17. September dem Landgerichte Mißelsbad als forum del. com. übersendet worden, keine weitere Mittheilung oder Nachricht zugekommen war, als die, daß E. Himmel aus dem Gefängnisse entflohen sei.

Am 26. November wurde Weisel in Mosbach wieder verhaftet, weil er dort auffallend viel Geld ausgegeben und sich betrunken hatte. Er entsprang zwar, allein man brachte ihn am folgenden Tage neuerdings zur Haft.

Nachdem das Amt Eberbach die jüngsten Anzeigen verfolgt und das Landgericht Mißelsbad von dem Ergebniß in Kenntniß gesetzt hatte, ohne darauf eine Antwort zu erhalten, ließ es den Weisel am 5. Januar 1837 wieder

frei. Derselbe hat sich jedoch sobald durch Bruchwendung und insbesondere durch das Ausgeben von zwei Goldstücken abermals in so hohem Grade verdächtig gemacht, daß er am 16. Februar zum drittenmal festgenommen wurde.

Mittlerweile hatte das Amt Eberbach in einem Beicht vom 26. Januar dem großherzogl. Hofgericht den Stand der Dinge angezeigt und um dessen Einschreitung gebeten, damit ihm die Akten von dem Landgerichte Mißelsbad zurückgesendet werden, um die Kostenbefreiung bewirken zu können.

Mehrfältige Kommunikationen mit dem großherzogl. heßischen Hofgerichte der Provinz Staakenburg zu Darmstadt hatten zur Folge, daß endlich am 11. April die Akten an das Amt Eberbach zurückgelangten, von welchem sie sofort, früherer Weisung gemäß, dem Gerichtshof vorgelegt wurden.

Darauf erhielt das Amt, welches sich bisher nur als requirirten Richter angesehen unterm 22. ejusd. eine umfassende Anweisung, wie es als forum domicilii et apprehensionis die Untersuchung fortsetzen und ergänzen soll. Zugleich ward die Wiederverhaftung des Nic. Dürrin und die Fortdauer des gegen G. Ad. Weisel verhängten Arrestes angeordnet. Allein am 29. April brach Weisel aus dem Gefängnisse und irrte einige Tage in den Wäldern umher, bis er, durch die Verfolgung der Gewarman genöthigt, sich am 2. Mai wieder bei dem Untersuchungsrichter stellte und als Grund seiner Entweichung angab, daß er nun wieder einmal nach Haus gewollt habe.

Am 2. Juni legte Dürrin ein umständliches Bekenntniß ab, welches nicht nur weitere Nachforschungen sondern auch die Verhaftung des E. Himmel veranlaßte. Dabei verblieb es jedoch nicht; denn am 14. ejusd. widerrief Dürrin sein Geständniß. Erst am 7. August nahm er den Widerruf zurück und fügte einige weitere Revelationen hinzu, welche mehrfache Erörterungen nach sich zogen. Dazu gestellte sich noch ein Weisel in der Person des Inquirenten, wodurch der Schluß dieser Untersuchung bis gegen das Ende des Monats December verzögert wurde

Nach erhobener Defension erließ das großherzogl. Hofgericht auf erstatteten Vortrag unterm 28. April 1838 folgendes Urtheil:

„Daß Gg. Ad. Beisel, so wie Nic. Düfzin des an J. Marx von Strümpfelbronn verübten Straßenraubs für schuldig zu erklären und daher jeder derselben zu einer in Mannheimer zu ersiehenden zehn-jährigen scharfen Zuchthausstrafe und mit sammtverbindlicher Haft des Einen für den Andern in gleichem Maße, zum Ersatz des Geraubten, bestehend in einer Summe mit 750 fl. Geld, und in einem Beutel mit 37 fl. Geld, wie zur Tragung der Untersuchungskosten zu verurtheilen, auch jeder in die durch seine Straferkennung veranlaßten Kosten zu verurtheilen; L. Himmel dagegen der Theilnahme an diesem Straßenraube für kläglich zu erklären und mit allen Kosten zu verschonen sei.“ —

Entscheidungsgründe.

Handelsmann Jos. Marx von Strümpfelbronn, Bezirksamt Eberbach, wollte im Spätjahr 1836 die Frankfurter Messe besuchen. Aus Besorgniß, es möchte ihm von Haus aus etwas widerfahren, hatte er eine verpackte Summe mit 750 fl. Geld im Voraus zu dem Judenwirth Meier Joseph in das benachbarte großherzogl. hessische Städtchen Beerfelden bringen lassen, und in der Nacht vom 3. — 4. September 1838 trat er in Begleitung eines Boten, Namens Edd Himmel von Strümpfelbronn, die Reise an, welche über Beerfelden, Michelstadt u. s. f. durch das Großherzogthum Hessen gehen sollte.

Von Beerfelden aus trug der Bote die Summe um den Leib, während Jos. Marx in einem Beutel in der Hosentasche noch weitere 37 fl., worunter 2 holländische Zehnguldenstücke in Gold, bei sich hatte.

Als sie auf der Landstraße bis gegen das Dorf Ebersberg im Bezirk des hessischen Landgerichts Michelstadt gekommen waren, wurde Jos. Marx plötzlich von zwei mit Prügelein bewaffneten, und in weiße Hemden verkleideten Männern angefallen, auf den Kopf geschlagen, zu Boden gerissen und ihm, während er dem Boten zurief, mit der Summe davon zu eilen, der Geldbeutel aus der Hosentasche herausgeschritten und von den Räubern mitgenommen.

Er eilte sogleich nach Ebersberg hinein, rief um Hülfe, um die Summe zu retten, womit der Bote noch zurück war, und gieng dann mit mehreren Leuten, welche aus den Häusern herbeigekommen waren, den Weg zurück. Bald kam ihnen der Bote weggelassen entgegen, und erzählte, daß auch er, als er eine Strecke zurückgelaufen, von 5 Räubern überfallen, mißhandelt und die Summe beraubt worden sei.

Sie machten nun sogleich bei dem Ortsvorsteher von Ebersberg und sofort bei dem Landgericht Freinslein die Anzeige, welches sie jedoch an das Landgericht Michelstadt zurückwies, von welchem die Untersuchung alsbald eingeleitet wurde.

Schon das Landgericht Freinslein hatte Verdacht geschöpft, nicht allein, daß der Bote Edd Himmel mit den Räubern einverstanden gewesen, sondern daß auch die Letztern dem Geraubten aus der Heimath nachgefolgt seien, und hatte daher noch an demselben Morgen das Bezirksamt Eberbach von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Eine allgemeine Aufforderung an alle Ortsvorsteher des Amtsbezirks Eberbach hatte den Erfolg, daß an demselben Abend zwei Individuen von Strümpfelbronn, nämlich der ledige Bursche Georg Adam Beisel und der verheirathete Bürger Nikolaus Düfzin, festgenommen wurden, welche bei der Haussuchung vermißt worden waren.

Ungeachtet vieler Verdachtsgründe, welche sich gegen diese Personen ergaben, leugneten beide lange Zeit ihre Mitwirkung zu dem Raube. Endlich aber legte Nikolaus Düfzin ein umfassendes Geständniß ab, daß er und Georg Adam Beisel diesen Raub wirklich verübt hätten, und zwar im Einverständniß mit dem Boten Edd Himmel, der ihnen bei der Veranbarung des Jos. Marx die Summe freiwillig übergeben habe.

Georg Adam Beisel aber, sowie der Bote Edd Himmel, welcher aus dem Untersuchungsarrest, worin er in Michelstadt saß, entwichen war, und sich ebenfalls vor dem Bezirksamt Eberbach gestellt hatte, waren zu keinem Geständniß zu bewegen. Selbst Nikolaus Düfzin versuchte, sein Geständniß zu widerrufen, kehrte aber wieder zu demselben zurück und behauptete es nicht nur in der Konfrontation mit den beiden Uebri-gen, sondern auch im Schlußverhör.

Die vorliegende That erscheint ihrem allgemeinen Merkmalen nach als das Verbrechen des Raubs, wie das Strafschick vom 4. April 1803 §. 67 solchen beziichnet, und obgleich die That im Ausland verübt wurde, so ist dennoch die Zuständigkeit der hiesseitigen Gerichte begründet, weil nach den Erklärungen zum Strafschick (Hglb. 1812, Nr. 20) § 2 für solche Fälle der Bezirk der Heimath oder der Ergreifung den Gerichtsstand bestimmt und eine Auslieferung der inländischen Verbrecher an ausländische Gerichte nicht statt findet.

Auch ist diese That nach den inländischen Strafgesetzen zu beurtheilen, weil sie von Inländern an einem Inländer verübt, auch der Entschluß dazu im Inland gesetzt, und nur durch Verfolgung des Geraubten ins Ausland vollführt worden ist, in welchem Fall der Verbrecher der Wirksamkeit der inländischen Strafgesetze weder nach als

gemeinen Grundrissen (Fenerbach, Lehrbuch S. 31 — Hefstter, Lehrbuch S. 26 und 35), noch nach dem Geiste der badischen Strafgesetze entzogen ist.

Staatsvertrag mit der Schweiz v. 30. Aug. 1808, §. 8 (Nagl. 1810, Nr. 11).

Entwurf eines Strafgesetzbuches für Baden S. 4. In dem vorliegenden Fall ist nun

der objektive Thatbestand

des Raubes hergestellt: denn was

a) die geraubten Gegenstände betrifft, so ergibt sich a) aus der eidlichen Aussage des Jos. und Isaak Marx, der Witwe Moses Marx und des Judenwirts Meyer Joseph von Beerselden, daß Ende Aug. 1836 eine versiegelte Gurte, welche nach Angabe der drei erstgenannten Zeugen an eigenthümlichem Geld derselben die Summe von 750 fl. enthielt, nach Beerselden gebracht wurde.

b) Aus der eidlichen Angabe des Jos. und Isaak Marx und die Witwe Moses Marx, daß Erstere nebstdem noch einen Geldbeutel mit 37 fl. Geld, wovon 2 holländische Zehn guldenstücke in Gold, bei seiner Abreise am 3. September 1836 zu sich genommen hatte.

c) Aus der eidlichen Aussage des Jos. Marx und Ebb Himmel, daß diese Beide mit eben dieser Gurte (wie Erstere angiebt) auch mit dem Geldbeutel sammt den gedachten Geldsummen in der Nacht vom 3. — 4. Sept. 1836 bis zum Ort der Beraubung gekommen waren.

d) Aus dem eigenen Geständniß des Inculpats Düftrin, daß eine solche Gurte und ein solcher Beutel während der Beraubung bei Jos. Marx und Ebb Himmel gefunden worden, wobei es auf die abweichende Angabe, daß in dem Geldbeutel nur 28 fl. gewesen, gegenüber den eidlichen Zeugnissen der Marx'schen Familie, um so weniger ankommen kann, als Inculpato Düftrin darüber eine bestimmte Wahrnehmung nicht gemacht hat.

2) Die Entziehung dieser Gegenstände durch Gewaltanwendung gegen die Person des Beraubten ist erwiesen:

a) durch die eidliche Aussage des Jos. Marx und theilweise durch jene des Ebb Himmel, wonach der Erstere in der Nacht vom 3. — 4. September 1836 nahe bei Ebersberg von 2 Männern mit Prügeln angefallen, auf den Kopf geschlagen, und ihm der Geldbeutel aus der Hosentasche geschnitten worden ist, die Gurte aber unmittelbar nach dem Angriffe sich nicht mehr im Besitz des Jos. Marx, oder des Boten befand.

b) Durch das Geständniß des Inculpats Düftrin, wodurch alle diese Thatfachen und zwar hinsichtlich der Gurte dahin bestätigt werden, daß er, Düftrin, selbst, während der Mitthäter Beisel noch mit Jos. Marx beschäftigt war, die Gurte mit sich fortgenommen habe.

c) Durch das eidliche Zeugniß mehrerer Bürger von Ebersberg, wonach Jos. Marx in jener Nacht hülflos und blutigverwundet daselbst erschienen war; durch den wundärztlichen und vom Physikat Ebersbach bekräftigten Erfund mehrerer Verwundungen am Kopfe des Jos. Marx; durch den richterlichen Augenschein am Orte der That; durch den Befund der Hosentasche des Jos. Marx, welche ungleich abgeschnitten war.

Nach Angabe des Boten Ebb Himmel soll nun zwar ein zweiter Raub an der Person des Regiers durch 5 andere Räuber stattgefunden haben: allein diese Angabe hat sich weder durch den Befund an seiner Person, noch am Orte des vorgeblichen Angriffs im mindesten bewährt, vielmehr hat einer der beiden Räuber, welche den Jos. Marx angriffen, zugestanden, daß Niemand anders, als sie Beide auch die Gurte mitgenommen haben, und die Angabe des Ebb Himmel verdient um so weniger Rücksicht, als er des Einverständnisses mit den beiden Räubern selbst dringend veredlicht erscheint.

Die Thäter.

Hinsichtlich den 3 Inculpaten, welche wegen dieses Raubs in Untersuchung genommen worden sind, liegt gegen den Inculpaten

A. Nikolaus Düftrin

vollständiger Beweis vor, nämlich

1) sein eigenes Geständniß, an dessen voller Beweisraft nicht zu zweifeln ist, indem Düftrin sich damit gegen sein eigenes Interesse zu einem mit schwerer Strafe verpönten Verbrechen bekennt, indem er dieses Geständniß mehrmals gleichförmig wiederholt und in der Konfrontation mit andern Standhaft behauptet hat, indem dieses Geständniß allen Zeichen nach, wofür insbesondere auch der bisherige gute Rummund Düftrins und sein Benehmen in der Konfrontation mit Beisel spricht, aus Gewissensregung hervorgegangen ist, und überdies nicht nur mit allen andermweit erhobenen Umständen übereinstimmt, sondern selbst viele Thatfachen offenbart, welche Düftrin ohne seine Mitwirkung nicht hätte wissen können, wozin z. B. die genaue Beschreibung des Orts der That, der Gurte und Geldsoeten, des auf dem Beraubungsort gefundenen Fassetstecks, das Begehren mehrerer Bursche in Oberseebach und Eyrbach und insbesondere die mit denselben gemischelten Reden, das Nachfragen in mehreren Häusern in Bullau u. s. w. gehöre.

Zwar hatte Inculpato Düftrin dieses Geständniß eine zeitlang widerrufen und behauptet, es sei ihm durch Versicherung der Freiheit entlockt worden: allein letzterer Umstand ist auf den Vorhalt des Untersuchungsrichters und

des Amtdieners von Düftrin selbst wieder aufgedeckt worden, und den Widerruf selbst mußte Düftrin durch weiter nichts, als durch eig angebliches Alibi zu begründen, welches letztere durch die von ihm selbst angeführten Zeugen, nämlich die Hirschwirths Bielefelds Ehefrau von Sattelbach, durch den Dreher Jos. Schäfer von Mosbach, durch Ferdinand Klot von Sattelbach, und endlich durch seine eigene Frau *) vollkommen widerlegt ist.

Gegen den Infulpaten Düftrin liegt ferer vor:

2) sein, sowohl durch seine eigene Angabe, als durch das Zeugniß des Valentin Strumpfler von Strumpflebeonn bewiesenes, aussergerichtliches Geständniß, wonach Düftrin dem Kegern zur Zeit, wo er frei war, seine Theilnahme an dem vorliegenden Raub auf gleiche Weise vertraut hatte, wie er sie später gerichtlich eingestand.

Diese Geständnisse werden

3) außerdem durch eine Reihe Umstände unterstützt, insbesondere dadurch, daß Infulpat Düftrin bei seiner Raubhaufahrt von der That einen blauen Wams trug, und eilig ablegte, welcher dem Mitthäter Beisel gehörte; daß er das Entkleiden dieses Wamfes von Beisel anfänglich hartnäckig leugnete; daß er seine Abwesenheit in jener Nacht anfänglich nicht nur zu verheimlichen, sondern auch ein Alibi zu beweisen suchte; ferer, daß Düftrin vor der That mit Beisel zusammen war, daß in der fraglichen Nacht kurz vor der That in Obersensbach und in Heppbach zwei Männer in der Richtung zum Ort der That und ebenso nach der That in Vullau und in Friedrichsberg gesehen wurden, wovon die Beschreibung des Einen auf Düftrin paßt; daß Düftrin sich bei seinem anfänglichen Leugnen in viele Widersprüche verwickelte.

Durch das Geständniß Düftrins in Verbindung mit den Beweisen, welche oben in Beziehung auf den objektiven Thatbestand angeführt sind, ist aber hergestellt, daß Düftrin sich mit dem Mitthäter Beisel förmlich verabredete, daß und auf welche Weise sie den Jos. Marx seines Geldes berauben wollten, daß Düftrin sich zur Ausführung durch Zuhandnahme eines grünen Haselstock und durch Ueberziehen seines Hemdes über die Kleider vorbereitete; daß er sofort bei der Ausführung selbst Alibi that, was er bei der Verabredung zugesichert hatte, indem er den

Jos. Marx zuerst angriff, mit dem Haselstock auf ihn los schlug, ihm, als er zu Boden lag, den Mund zubielt, und ihn würgte; Johann auf den Boten Ebb Himmel zuging, und ihm die Gurt mit dem Geld abnahm und davon eilte; ferer, daß Düftrin nach der That die Gurt tragen half, bei der Theilung des Geldes sowohl auf der Gurt, als aus dem Gelbbeutel einen Antheil zu sich nahm, ihn zu Hause verbarg und später, nachdem er aus dem ersten Untersuchungsarrest entlassen war, wieder aufsuchte.

Damit ist der objektive und subjektive Thatbestand seiner Theilnahme an dem Raube gesetzlich erwiesen und insbesondere liegt auch hinsichtlich der Gurt eben dieses Verbrechen vor: denn entweder reichte der Gurt die Gurt unschuldig dar; dann war dieß eine Folge des auf den Eigenthümer des Geldes geschehenen, dem Schrine nach lebensgefährlichen Angriffs, worin für den Boten ein hinreichender moralischer Zwang lag, dem nachher auf ihn losgehenden Räuber die Gurt zu überlassen; oder der Gurt übergab die Gurt als Komplize, wie Düftrin behauptet, und dann war die Ueberväلتung des Jos. Marx abermals das Mittel, um ihn auch der Gurt zu berauben, wobei es auf den Umstand, daß der Gurt die Gurt trug, um so weniger ankommen kann, als Jos. Marx dadurch, daß der Gurt die Gurt urden ihm dertug, noch nicht aus der unmittelbaren Verfügung oder Wehr derselben geriet war.

Henke, Handb. des Krim. Rechts, B. III S. 150.

Hefter, Lehrbuch des Krim. Rechts, S. 617.

In Anbetracht nun, daß Düftrin hiernach zur Verurtheilung des Jos. Marx als Komplize mitgewirkt hat;

In Erwägung, daß es dabei auf die Behauptungen desselben, daß er nämlich dem Beraubten nicht auf den Kopf getroffen, und daß er von dem geraubten Gelde nicht die Hälfte, sondern weniger als 1/4 erhalten habe, nicht ankommen kann, indem Düftrin als Komplize alle Folgen der That sich zurechnen lassen muß, zumal da, was die Vermuthung betrifft, sowohl aus der eiblichen Aussage des Jos. Marx, als aus der Beschaffenheit des auf dem Verabredungsort gefundenen Prügels sich ergibt, daß Düftrin den Beraubten auf den Kopf getroffen hat.

In Erwägung, daß auch die Angabe des Düftrin, daß Infulpat Beisel der Haupturheber der That gewesen sei, wiewohl an sich sehr wahrscheinlich, dennoch durch andere Beweismittel nicht genügend hergestellt ist, und dieß auch hier, wo es sich um Anwendung einer selbstbestimmten Strafe handelt, hinsichtlich der Bestrafung des Düftrin nicht von Einfluß ist;

In Erwägung, daß gesetzliche Milderungsgründe für ihn nicht vorliegen, aber auch dafür, daß die Mißhandlung des Beraubten weiter gehen sollte, als nöthig war,

*) Diese hatte zwar anfänglich, so lang ihr Mann selbst leugnete, Aankhaft versichert, daß er in der fraglichen Nacht an ihre Seite geschlafen habe, auch desätigste der Bruder des Ebb Himmel, daß Düftrin an dem fraglichen Abend schon vor 8 Uhr zu Bett gegangen. Späterhin gab sie jedoch, auf Erzhörung des von ihrem Manne abgelegten Geständnisses, als richtig zu, daß er vollständig um 10 Uhr, als es außer am Fenster gestopft, aufgestanden und fortgegangen, auch erst in der folgenden Nacht zurückgekommen sei.

um den Widerstand desselben abzuwenden, seine Inzichten vorhanden sind;

Nach Ansicht des übereinstimmenden Gutachtens der Gerichtsärzte, wonach die Verwundungen des Jos. Marx ohne bleibenden Nachtheil geheilt sind;

Im Hinblick auf das Strafgesetzb. §. 67 und 19, so wie auf die R. N. E. 1382 bis 1382 f. ist, wie geschehen, erkannt worden.

B. Georg Adam Weisel.

Auch gegen diesen Inculpanten liegt hinreichender Beweis vor, daß er an der Veranbung des Jos. Marx Theil genommen hat, nämlich

1) das Zeugniß des Mitschuldigen Dürin.

Derselbe war nach dem Zeugniß seiner Vorgesetzten vor der That als ein rechtschaffener Mann bekannt, und sein Gesändniß selbst, sowie sein Benehmen in der Konfession mit Weisel zeigen unverkennbare Spuren einer besseren Natur. Dürins Angaben haben sich in allen andern Beziehungen bis zur Evidenz erwiesen, und ein Interesse bei der Rennung seines Mitschuldigen kann er nicht haben, da er sich ja in der Strafe damit nicht zu erleichtern strebt, sondern sich als Komplizen desselben bekennt, den die gleiche Strafe trifft, eine Uebersetzung, die Dürin dadurch bekräftigt hat, daß er sogleich hat, ihn zur Antretung der Strafe einstweilen in's Zuchthaus abführen zu lassen.

Zu dieser innern Wahrscheinlichkeit seiner Angaben kommt aber noch, daß er mit dem Inculpanten Weisel stets in gutem Vernehmen stand, wie schon die von Weisel selbst zugestandene Thatfache beweist, daß Weisel öfter und zwar selbst noch am Abend vor der That mit Dürin zusammen war; daß Weisel selbst keinen Grund angegeben weiß, warum Dürin falsch gegen ihn ausgesagt sollte; daß ein sonstiger vertrauter Umgang Dürins mit irgend Jemandem nicht bekannt, dagegen aber gewiß ist, daß der sonst furchtsame Dürin ohne Mitwirkung gerade eines solchen unternehmenden Burschen, wie Weisel, sich zur That nicht entschlossen haben würde; daß Dürin schon bei seinem außgerichtlichen Gesändnisse, wobei er gar keinen Grund hatte, die Wahrheit zu entstellen, den Weisel als den Mithäter bezeichnete; daß endlich, wenn Dürin etwa den wahren Thäter auf Kosten Weisels hätte verheimlichen wollen, dieß bei der — noch am Tage der That vorgenommenen Hausdurchsuchung, wobei nur Weisel und Dürin fehlten, nothwendig hätte an den Tag kommen müssen.

Bei solchen Umständen ist das Zeugniß eines Mitschuldigen nach der Ansicht der Strafrechtslehrer wohl geeignet, eine hohe Wahrscheinlichkeit zu begründen, wofür sich auch der oberste Gerichtshof bereits ausgesprochen hat.

Mittermeier Strafverfahren Bd. II. §. 165.

Feuerbach Lehrbuch des Cr. R. §. 559.

Oberhofger. Jahrb. n. F. Bd. I. S. 252—53.

Dieses Zeugniß wird aber

2) durch die dringendsten Inzichten unterstützt: denn a. gleich bei seiner ersten Verhaftnahme war Inculpant Weisel bemerkt, ein Mißbi zu bewiesen und brachte dafür so offensbare Lügen vor, daß gerade dadurch der Verdacht seiner Abwesenheit bekräftigt wird. Nachdem er sich in den ersten Verhören des für ihn so wichtigen Unfandes, daß er sich in der Nacht vom 3.—4. September 1836 bei der Ehefrau des Bäckers Lininger um die Zeit erkundigt habe, nicht mehr erinnert haben will, giebt er solchen erst 15 Tage später an und will zu dieser Nachfrage dadurch veranlaßt worden seyn, weil in jener Nacht der Mond so schön erschienen habe, daß er geglaubt, es sei Tag, während doch der Kalender von 1836 ausweist, daß der Mond damals im letzten Viertel stand; nachdem er ferner beauptet hatte, er sei an jenem Sonntagmorgen dem Valentin Link von Wagenschwand begegnet und habe mit demselben gesprochen, erklärt ihm dieser eidlich ins Gesicht, daß dies nicht wahr sei und Weisel weiß darauf nichts zu erwidern, als er müsse sich geirrt haben, während er den Link, wenn er mit ihm sprach, doch wohl genau erkannt haben mußte.

Wahr legte die Ehefrau des Bäckers Lininger anfänglich ein Zeugniß ab, welches Weisels Angabe zu bestätigen schien; allein abgesehen davon, daß diese Frau nach dem Zeugniß des Pfarramts und Gemeinderaths beschränkter Geistesbildung ist, in drückenden Verhältnissen lebt und daß deren Ehemann vor der nachträglichen Angabe Weisels offenbar mit dem Letztern kolludirt hatte, erklärt diese Zeugin einmal, daß sie jene Nacht nicht mehr bestimmen wisse, daß es in jener Nacht nicht dunkel, aber auch nicht hell gewesen sei, sondern geregnet habe, daher dies nicht dieselbe Nacht gewesen seyn kann, von welcher Weisel spricht. Sodann auf Vorhalt dieses Widerspruchs geräth sie in sichbare Berlegenheit und ändert zuletzt ihre Angabe dahin, es sei damals so dunkel gewesen, daß sie den Weisel nicht gesehen, sondern den Fragenden nur der Stimme nach dafür gehalten habe.

Somit bleibt dem Weisel nur noch das Zeugniß des Zingirger's Schmitt und der Barbara Berlinger übrig, zweier Leute von so schlechtem Ruf und so vertrautem Verhältniß mit Weisel, daß ihre Aussagen gegenüber andern Zeugnissen nicht den mindesten Glauben verdienen.*)

*) Der Zingirger's Schmitt, bei welchem die als Bapanten bekannte B. Berlinger wohnt, ist ein Ueberbleibsel der Habsburg'schen Bande und dessen Tochter die Concubine des Reichs.

Wenn nun hierdurch die Angabe Dürfins, daß Inf. Beisel in jener Nacht nicht zu Hause war, verstärkt wird, so ist

b. durch das eigene Geständniß desselben und durch Dürfins Aussage hergestellt, daß er mit diesem Mitschuldigen an dem fraglichen Samstag Abend beisammen war; es ist

c. ferner durch die eidlische Aussage des Elisabetha Jöhrig, welcher Ebb Himmel nicht widerspricht, erwiesen, daß er mit diesem, der Mitwissenschaft um den Raubplan bringend verdächtigen Begleiter des Brandens an eben jenem Abend beisammen war und sich mit demselben $\frac{1}{2}$ Stunde lang unterredete, während Beisel nur ein Paar Worte mit demselben an einem andern Ort gesprochen haben will, wodurch mithin die Angabe Dürfins, daß Beisel ihn der getroffenen Verabredung mit Ebb Himmel versichert habe, abermals bekräftigt wird;

d. nach der eidlischen Aussage mehrerer Ursache von Oberfenbach und Heppach kamen in eben jener Nacht kaum 1—2 Stunden vor dem Raub zwei Männer durch diese Orte, wovon die Beschreibung des Einen hinsichtlich der Gestalt und Kleidung ganz mit jener des Beisel übereinstimmt, wodurch also Dürfins Angabe, daß Beisel sein Begleiter gewesen, wieder unterstützt wird;

e. der beraubte Joseph Marx bemerkt, daß die Räuber unter den Hemden dunkelblaue Kleider trugen, was mit der Kleidung, die Beisel an jenem Sonntag eingekauften Kleider trug, übereinstimmt;

f. nach der That erschienen Nachts 2 Männer in Dulkan und die Beschreibung, welche die dort um den Weg befragten Leute von dem Einen derselben machen, trifft abermals mit Beisels Gestalt und Kleidung überein, bekräftigt also wieder die Angabe des Dürfin.

g. In Friedrichsdorf, woselbst Beisel Abends nach der That eingekauften Kleider war, erschien Beisel in eben dieser Kleidung. Ein Zeuge sah, daß er nicht den Weg herkam, den er vorgab, zwei Zeugen sahen ihn, daß er nicht allein ins Dorf kam, sondern in Gesellschaft eines andern blauekleideten Mannes, während Beisel dies selbst in der Konfrontation hartnäckig läugnet, Beisel will nun damals noch gar nichts von dem Raub gewußt haben: *) welchen Grund konnte er nun haben, einen falschen Weg anzugeben und die Gesellschaft eines Mannes zu leugnen, der ihm ja zufällig begegnet und ein ganz anderer Mann gewesen seyn konnte, als der spätere in

Verdacht genommmene Dürfin? Zudem war Dürfin bisher ein rechtschaffener Mann, von welchem Beisel nicht voraussetzen konnte, daß er eines Verbrechens werde überwießen werden, wenn er davon nicht schon gewußt hätte. *)

Drei Zeugen sagen uns, daß Beisel sehr erbt in's Wirthshaus kam, wo er schon vor der Hausthüre Wein bestellt hatte, daß er sich sehr eilig wieder entfernte und daß er sich nach der Aussage eines Zeugen im Vorbeigehen vor ihm sehr auffallend benommen habe. Nun will aber Beisel gerade vorher einen langen Mittagsschlaf im Wald gemacht haben und war sein Auszug überhaupt nur ein Spaziergang, so läßt sich sein Benehmen nicht erklären, vielmehr wird dadurch die Angabe des Mitschuldigen Dürfins auf alle Weise bekräftigt.

h. Nach eidlischen Angaben des Joseph Marx und Ebb Himmel hatten beide Räuber die Hemden über die Kleider gezogen und Dürfin bekräftigt, daß er und Beisel dies gethan hätten. Nun wurde aber an Beisels Hemd ein großer Flecken entdeckt, den schon der Oefangenerwärter für einen Flecken von Straßenloth ansah, den die chemische Untersuchung als wie Straßenloth sich verhaltend erkannte und von welchem das Landgericht Mißschickat bekräftigt, daß er von dem am Verabredungsort befindlichen Roth herrühren könne. Läßt sich nun auch eine solche Identität nicht herstellen, so ergibt sich dennoch ein gegründeter Verdacht daraus, daß Beisel, anstatt eine natürliche Entfärbung des Fleckens zuzugeben, seine Zuflucht zu der Vorphpiegelung nimmt, daß derselbe von einem Mißflickten von den Hosen durchgeschlagen habe, was sich bei näherer Prüfung als durchaus unwahre erwiesen hat.

i. Dürfin hatte bei dem Raub einen alten blauen Wams an, kenntlich durch besondere Merkmale; er hatte anfänglich hartnäckig geläugnet, daß er diesen Wams vom Beisel habe, nach abgelegtem Geständniß aber endlich auch dieses zugegeben. Eben diesen Wams erkennen nun 4 Zeugen, worunter selbst Beisels Bruder, als demselben oder einen ganz gleichen an, wie der ältere Wams des Beisel; ein Zeuge und Dürfin selbst erklären, daß es eben derselbe Wams sei. Beisel aber läugnete nicht nur dies, sondern behauptet sogar, daß er seit 2 Jahren keinen solchen Wams mehr gehabt habe. Dieses läugnen in Verbindung damit, daß Beisel in Friedrichsdorf nicht in Dürfins Gesellschaft gewesen seyn will, zeigt, daß er sorgfältig jedes Verhältniß mit Dürfin von sich abzuwenden sucht, wäh-

*) Als einer der im Wirthshaus zu Friedrichsdorf anwesenden Gäste von dem in der verflochtenen Nacht vorgeschlagenen Raube, wobei den Strümpfentrenner Juden ihr Geld genommen worden, zu erzählen anfing, äußerte Beisel: „Mir wird keines genommen“ — trank schnell aus und entfernte sich. D. E.

*) Wie Dürfin angab, so stellte ihm Beisel, als er nicht gleich auf dessen Vorschlag eingehen wollte, sehr eindringlich vor: du bist ein armer Mann und streckst hart, auf diese Art kannst du dir helfen, auf dich fällt kein Verdacht u. s. w. — damit stimmt obiges Argument überein. D. E.

rend dies an sich doch ganz zufällige und ihm gleichgültige Umstände seyn konnten, wenn er nicht wußte, daß Dürsin bei dem Raub betheiligt war.

k. Nach Dürsins Angabe hatte Beisel einen bestimmten Antheil von dem geraubten Gelde erhalten. Nun machte Beisel von seinem ersten Freilassung an (8. Nov. 1836) bedeutend Geldausgaben und zwar in denselben Münzsorten, welche in der Gorte und in dem Geldbeutel waren. Will man nun auch annehmen, was Beisel nicht durch unverbüthliche Zeugen beweisen konnte, daß er sich solches Geld zum Zweck seiner Bereicherung erspart hatte, so ist doch unerklärlich, wie er gerade jetzt, wo er wieder frei war, dazu kam, das Geld durchzubringen, während er doch durch fortgesetztes Sparen seinen Zweck eher erreicht hätte; es ist unerklärlich, wie er zu einer Zeit, wo er, wie er vorgiebt, sich vorgeblich um Arbeit in Waldleistungen umgesehen hatte, zu Ausgaben kommen konnte, welche mehr von Ueberfluß zeugen, als zum Ankauf einer theuren Pistole, einer Tabakspfeife für 7 fl. 30 kr.; wie er ferner dazu kam, für Andere bedeutende Zechen zu bezahlen.

l. In dem Geldbeutel des Joseph Marx befanden sich zwei holländische Zehnguldenstücke in Gold und Dürsin giebt an, daß Beisel solche bei der Theilung für sich behalten habe. Nun kamen aber in Neukirchen, woselbst Beisel nach seiner ersten Freilassung mit dem Soldaten Johann Moser war, eben solche zwei Goldstücke zum Vorschein, deren Besitz Beisel von sich ab- und auf den Soldaten Moser zu wälzen sucht. Nürin bedient man:

daß Beisel nach der eidlischen Aussage seines Vetteres, Markschreiber Kirch in Neuenkirchen, diese Goldstücke schon vorher besaß, ehe Moser solche bei Wirth Hillegaß wechselte; ließ;

daß Beisel zuerst den Versuch machte und zwar auf heimliche Weise, diese Goldstücke bei seinem Ritter auszuwechseln;

daß Beisel nach seinem übrigen Benehmen viel zu klug ist, um sich durch heimliches Auswechseln solcher Goldmünzen im Namen eines Dritten einem starken Verdacht preiszugeben oder vielmehr den auf ihn längst aus vielen Untersuchungen ruhenden Verdacht auf die auffallendste Weise zu verstärken;

daß Moser, wie Beisel selbst zugiebt, eine Schuld für Jeder zu bezahlen und mithin keine Ursache hatte, voreilig Münzen einzuwechseln, zumal er noch 15—26 fl. sonstiges Geld bei sich hatte;

daß Beisel die starke Zechen beinahe allein bezahlte, während er vorgiebt, von Moser Geld geliehen zu haben;

daß Beisel alle Kraft aufbot, um in Neuenkirchen aus dem Streif durchzubrechen, offenbare um Mittel zu finden,

die Ausgabe der Goldstücke zu verheimlichen, daß er sofort auch wirklich Leute nach Neuenkirchen schickte und zwar zu seinem Vetter, um durch diesen den Wirth Hillegaß zum Stillschweigen bereeden zu lassen und daß er dies in Auftrag eines Andern nicht wohl unternommen haben würde; daß Johann Moser nach dem vortrgerichtlichen Zeugniß ein über allen Verdacht erhabene Mann ist, dessen Angabe, daß Beisel ihn habe bereeden wollen, diese Angabe auf sich zu nehmen, so zu glaubhafter ist, als Moser nachher nicht den Beisel, sondern dieser den Moser aussuchte; so ist unzweifelhaft, daß Beisel der Besitzer dieser Goldstücke war und solche theils heimlich auszugeben suchte, theils den Johann Moser zu deren Ausgabe verleitete.

Nun erkannte aber Dürsin diese beiden Goldstücke als dieselben an, die sich in dem geraubten Geldbeutel vorfanden; Joseph Marx erkennt sie als dieselben oder wenigstens als ganz gleiche an, wie er sie im Beutel hatte und auf die Angaben der früheren Besitzer kann es nicht ankommen, da sie selbst gesehen, daß sie keine bestimmte Kenntniß davon hatten.

Bedenkt man nun, daß solche Goldstücke in Dörfern selten kursiren, daß Beisel aber deren Erwerb sich nicht auszuweihen vermag, vielmehr sich aufs eifrigste bemüht, deren Besitz von sich abzuwenden; daß auch nirgends eine Vermuthung gegründet ist, woher er sie sonst, als von dem Raub, bekommen haben soll, so ist wohl die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sie durch den Raub an sich gebracht hatte.

m. Zu allen diesen Anzichten kommt noch der äußerst schlechte Erumund des Beisel, da derselbe schon mehrmals wegen Diebstählen unter erschwerenden Umständen bestraft wurde, dann beinahe jedes Jahr, ja mehrmals in demselben Jahr wegen Diebstahl und zuletzt sogar schon wegen eines Straßenraubs in Untersuchung war, daß er von der Zeit an, wo er das erstemal klagfrei erklärt wurde, ungerachtet aller Anzichten nicht mehr zum Bestandniß zu bringen war, daß er mit dem verworfensten Gesindel im vertrautesten Verhältniß steht und weder jemals einen Raubergewitz ergriffen, noch Lust dazu bewiesen hat.

Bringt man nun alle diese Umstände in Zusammenhang damit, daß die Gegend, wo der Raub vorfiel, nach dem Zeugnisse der dortigen Landgerichte und der vielen abgehörten Bürger von Verresiden und Ebersberg stets sicher war, indem sogar die Juden die Straße zur Nothzeit ohne Bedeckung mit Geldtransporten passirten; daß ferner in jener Gegend Niemand von der Krise des Jos. Marx wußte; daß die Wahl des Beraubungsorts bewirkt, daß die Räuber der Gegend nicht feurig waren und daß daher anzunehmen ist, daß die Räuber dem Beraubten und der

Heimath, woselbst die Abreise bekannt war, gefolgt sind, zumal da sie sich vor dem Beraubten unentzucht zu machen suchten:

Bedenkt man dazu weiter, daß der Raubvorfall noch an demselben Morgen durch einen Expressen in Eberbach angesetzt und sogleich ein Circular in alle Orte des Kantons bezieht, sofort alleenthalben Nachfrage nach den Abwesenden angestellt und dabei Niemand vermisst wurde, als eben die beiden Inculpanten Dürrin und Beisel, so liegt der Beweis und beziehungsweise die Wahrheit der Angaben Dürrins so klar vor Augen, daß nach allen menschlichen Erfahrungen ihre Schuld nicht dem mindesten Bedenken unterliegen kann.

In Erwägung nun, daß Inculpant Beisel hierdurch der Theilnahme an der Verabreichung des Joseph Marr überwiegen ist;

In Erwägung, daß diese Theilnahme in Folge einer vorausgegangenen Verabredung statt gehabt, wofür nicht nur die Angabe des Inculpanten Dürrin, sondern auch die anderwärts erwiesene planmäßige Ausföhrung der That spricht.

In Erwägung, daß Inculpant Dürrin den Beisel als den intellektuellen Urheber der That darzustellen sucht, daß jedoch diese Angabe, obwohl an sich sehr wahrscheinlich, doch genügend nicht erwiesen ist, indem in dieser Hinsicht das Zeugniß Dürrins nicht durch hinreichende Thatfachen unterstüzt ist;

In Erwägung, daß auch die weitere Angabe Dürrins, daß Beisel von dem geraubten Geld einen grösseren Antheil erhalten habe, keine genügenden Anzeichen für sich hat, daß daher zwischen beiden bezüglich das Verhältniß gewöhnlicher Complicen statt findet, von denen Jeder sich die gleichen Folgen der That zuemessen lassen muß.

In Anbetracht des Gutachtens der Gerichtsarzte und nach Ansicht der oben angeführten Geschehnisse fand sich der Gerichtshof bewogen, wie geföchten, zu erkennen.

C. Ebb Himmel.

Auch Inf. Ebb Himmel hat sein Mitwissen und seine Theilnahme an dem Raub nicht eingestanden. Indessen liegen gegen ihn die dringendsten Anzeichen vor, denn

1) im Allgemeinen ist schon nicht anzunehmen, daß zwei Räuber, worunter der kühnste Inf. Dürrin, es gewagt haben würden, zwei junge mit Prügel und Stöck bewaffnete Männer anzugreifen, wenn sie von Seiten eines ernstlichen Widerstand zu befürchten gehabt hätten;

2) wenn auch die baldige Abreise des Inf. Marr nach Frankfurt bekannt war, so wußte doch Niemand den Tag derselben, als Inf. Ebb Himmel, den Inf. Marr denselben Abend davon unterrichtet hatte. Die beiden Thäter konnten daher den Tag, den die Marrsche Familie sonst Jedermann verheimlicht hatte, nicht wohl von Jemand anders als von Ebb Himmel erfahren haben.

3) Wirklich bezeugt nun auch eine Zeugin, Elisabetha Jöhr von Strümpfelbrunn, eidlisch, daß sie an jenem Samstag Abend den Ebb Himmel mit Beisel unter den Bäumen bei Dürrins Haus beisammen sehen und $\frac{1}{2}$ Stunde lang mit einander reden sah, und Ebb Himmel wagt es in der Konfrontation mit dieser Zeugin selbst nicht, dieser Angabe zu widersprechen, während Dürrin behauptet, Ebb Himmel habe ihm solches in Gefängniß durch eine Oeffnung gestanden. Zwar will Ebb Himmel damals den Tag der Abreise selbst noch nicht gemüßt haben; allein da er selbst die That zuvor nach Dreifeld geragen hatte, und so viel wußte, daß die Reise in wenigen Tagen statt finde, da ferner Inf. Marr eben von dem Heilbrunner Markt zurückgekehrt, woraus Ebb Himmel schließen konnte, daß die Reise an diesem oder an einem der nächsten Tage vor sich gehen werde, und Jaak Marr sogar im Zweifel ist, ob er ihm beim Transport der That nach Besselden den Tag nicht schon gesagt hatte, da er doch wenigstens dem Judenwirth Meyer Joseph daselbst eröffnet hatte, so ist dieser Einwand nicht von Bedeutung, zumal da Ebb Himmel dem Beisel noch am Abend, ehe er mit Inf. Marr abreiste, sichere Auskunft geben konnte.

Der Verdacht wird noch dadurch erhöht, daß Beisel die lange Unterredung mit Ebb Himmel an dem bezüglichen Orte standhaft leugnet;

(Schluß folgt).

Anzeige.

Mit dem Jahre 1839 beginnt der 21. Jahrgang dieser Zeitschrift, welcher von der bisherigen Redaction fortgesetzt wird, und halbjährig bei allen Buchhandlungen fl. 2. — und bei den Postämtern fl. 2. 15 kr. kostet. Die behörliche Posteinrichtung macht es nöthig, daß jedes Semesther neu bestellt wird, wir erlauben uns daher die verehrlichen answärtigen Herren Subscribenten darauf aufmerksam zu machen und sie zu bitten: den betreffenden Postämtern möglichst schnell anzuzeigen, daß sie die Annalen auch ferner zu erhalten wünschen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Von den bis jetzt erschienenen Jahrgängen sind noch vollständige Exemplare zu haben, die wir, so weit es möglich ist, noch zum wohlfeilsten Subscriptionspreis abgeben.

Karlshöhe, den 8. Dezember 1838.

Die Verlagehandlung von G. H. G. G. G.

Hauptredaction: Bielefelder Post in Mannheim.

Drucker und Verleger: G. H. G. G. G.

I.

Straßenraub.

(Wegen Verurtheilung auf Indicien.)

(Schluß.)

4) Dazu kommt, daß Edd Himmel beim Angriff dem Jos. Marx in der That keinen ernstlichen Widerstand leistete, während er doch sonst für einen herabhaften Vurschen gilt, während er einen Stock trug und wußte, daß Jos. Marx mit einem dicken Prügel bewaffnet war;

5) ferner kommt in Betracht, daß Weisel und Dürsin nicht zuerst den Voten, der die Gurte trug, sondern den Jos. Marx allein angriffen und den Voten mit der Gurte davon gehen ließen;

6) besonders wird aber der Verdacht gegen Edd Himmel dadurch bekräftigt, daß er eine offenbar ganz falsche Angabe machte, auf welche Weise er die Gurte verloren habe. Von den angeblichen 5 Räubern, welche ihm die Gurte abgenommen, ihn dabei zu Boden geworfen und verwundet haben sollen, war auf der bezeichneten Stelle keine Spur zu finden; seine Kleider zeigten außer einigen Rissen keine Spur, daß er auf dem erwiderten Boden gelegen; seine Schenkel keine Spur, daß er beschädigt worden; sein Kamentiren bei dem Zusammentreffen mit Jos. Marx und den Ebersberger Bürgern war erzwungen, und zeigte nach der einstimmigen Aussage dieser Leute von keiner Bestürzung; die Räuber gab er mehrmals in verschiedener Zahl an; ebenso wechselte er in der Beziehung des Orts; seine Veranbahn soll nur einige Minuten gedauert haben, und dennoch blieb er eine Viertelstunde zurück. Kurz, sein Benehmen war von der Art, daß die hessischen Landgerichte kein Bedenken trugen, ihn sogleich festzunehmen.

7) Mit diesen Umständen stimmt es nun ganz überein, wenn Dürsin wiederholt behauptet, daß Weisel ihm eröffnet habe, es sei mit Edd Himmel Alles verabredet, Einer von ihnen gehe zum Schein auf denselben zu, und werde die Gurte von ihm erhalten, Edd Himmel werde von dem Selben einen vollen Antheil bekommen. Es ist sehr

glaubhaft, wenn Dürsin ferner versichert, Edd Himmel habe ihm, als er gleich anfänglich zum Schein auf denselben habe losgehen wollen, zurückgewinkt und ihm später, nachdem Jos. Marx überwunden war, die Gurte nicht nur freiwillig dargereicht, sondern ihm auch einen nahen Rückweg nach Oberesbach gezeigt.

Dadurch wird das ganze Benehmen des Edd Himmel erklärbar, insbesondere, warum er unterwegs stets einige Schritte hinter Jos. Marx zurückgeblieben war, und warum er mit der Gurte nicht vorwärts gegen das nahe Ebersberg, sondern gegen Hrebach zurückließ, während er den Weg schon einmal mit Joseph Marx gemacht hatte, und die Nähe von Ebersberg wissen mußte.

Hierdurch ist nun allerdings ein dringender Verdacht begründet, daß Edd Himmel mit Weisel wegen der Veranbahn des Joseph Marx im Einverständniß war und daß er die Räuber theils durch sein passives Verhalten, theils durch Begünstigung ihrer Flucht unterstützte.

Indessen beruht die Angabe Dürsins über das Eingeständniß des Edd Himmel nur auf Hörensagen und das Benehmen des Edd Himmel während der That, worüber Dürsin aus eigener Wahrnehmung ausfragt, beruht allein auf dieser Aussage, welche immerhin einigermaßen dadurch erklärbar wird, daß Edd Himmel durch den Angriff überrascht gewesen und sich seiner Furchtsamkeit geschämt haben konnte.

In Anbetracht dessen und des sonstigen nicht schlechten Rufes des Edd Himmel:

In Erwägung, daß seine Theilnahme, deren er hiernach als verdächtig erscheint, nicht von der Art war, daß auf diesen dringenden Verdacht hin, gemäß §. 10 des Strafschäfts auf Detention erkannt werden kann;

nach Ansicht des Strafschäfts §. 18 und 19 wurde gegen ihn erkannt, wie geschlossen.

Anmerkung. Hinsichtlich des Dürsin und Himmel wurde das Urtheil einstimmig gefällt, in Ansehung des Weisel aber mit zehn Stimmen gegen eine; abermals ein Beweis, daß die in Nr. 31 des fünften Jahrgangs der Annalen vertheilte Ansicht immer mehr von sich greift.

Wäre nur das, allen Erfordernissen des Art. 31 der P. O. D. entsprechende, Zeugniß des Mitschuldigen Düßrin gegen Beißel vorgelegen, so würde er zufolge §. 10 des Strafsbuchs verglichen mit §. 14 der Erläuterungen für klagsfrei erklärt, und zur Detention verurtheilt worden sein, da die Bestimmung unseres Partikulargesetzes, wonach der Sicherheitsverhaft an die Stelle der prinzipialen Frage treten soll, mit dem Art. 22 der P. O. D. korrespondirt. Nun ist aber, außer dem Zeugniß des Mitschuldigen, durch die gegen Beißel oben unter A. 2, litt. a. und d. bis i. einschließlich, aufgezählten Thatfachen, als zusammentreffende indicia indicii oder mittelbare Anzeigen, dessen Anwesenheit am Orte der That noch besonders nachgewiesen. Dazu kommt ferner nach litt. b. und c. das Zusammensein des Beißel mit Düßrin und Himmel am Abend vor der That, und nach litt. k. und l. der Besitz eines Theils des geraubten Geldes, sodann nach litt. m. der schlechte Rummuth, hernach die Flucht aus dem Gefängnisse (Art. 25. §. 1. 2. 3. 7 und Art. 38 der P. O. D.) und endlich der Mangel an allen Gegenindicia, welche die Unschuld des Begünstigten auch einigermaßen wahrscheinlich zu machen geeignet wären. Diese ineinander greifenden Anzeigen unterstützen und ergänzen sich gegenseitig dergestalt, daß sie vereinigt ein Ganzes bilden, und die Schuld des Inquisiten so sicher außer Zweifel stellen, als die Aussagen zweier Augenzeugen, weil jene weit mehr auf die That abzielende und mit derselben in augenscheinlicher Verbindung stehende Momente an die Hand geben, als zwei Zuschauer bei dem Raube wahrzunehmen im Stande gewesen sein würden. Da nun das im Art. 22 der P. O. D. enthaltene Verbot, auf einigerlei Argwohn oder Verdacht peinliche Strafe zu erkennen, — beim Dafürsein eines zusammen gesetzten Beweises nicht anknüpft, so konnte folgerichtig, von dem vorliegenden Falle, nicht Klagfreierklärung mit Detention, sondern nur Verurtheilung zur ordentlichen Strafe erfolgen.

Bayer.

II.

Hofgericht des Oberrheinkreises.

Auslegung des P. N. S. 1684.

Apotheker B. Witte verkaufte unterm 10. August 1834 an Apotheker F. eine Apotheke. Am 4. August 1836 trat der Käufer mit einer gerichtlichen Klage auf, behauptend, er habe vor Kurzem den Holz- und Mauererschwamm in der Apotheke entdeckt, was die Apotheke zu ihrem Gebrauche minder tauglich mache, und verlangte von der Verkäuferin die Rückzahlung eines Theils des Kaufschillinge.

Die Beklagte stellte in Abrede, daß zur Zeit des Ver-

kaufes oder nachher der Holz- und Mauererschwamm in der Apotheke existirt habe, und schützte Verjährung der Klage vor. Das Bezirksamt M. erkannte hiernach auf Beweis, daß der Schwamm zur Zeit des Kaufes in der Apotheke sichtbar vorhanden gewesen sei, und der Kläger trat diesen Beweis mittels Production von Zeugen an. Durch deren Vernehmung ergab sich, daß der Holz- und Mauererschwamm schon vor und auch nach dem Verkaufe der Apotheke in der Apotheke gewesen war. Ein Zeuge gab insbesondere an, daß derselbe an einer gewissen Stelle sichtbar gewesen sei. Das Amt erkannte nun auf einen Erfüllungserb, welchen der Kläger dahin abweisen sollte, daß er zur Zeit des Kaufes den Holz- und Mauererschwamm nicht gesehen habe, und verurtheilte für den Fall der Eidesleistung die Beklagte nach dem Klagantrage. Diese ergriff jedoch die Appellation in deren Folge das amtl. Urtheil dahin abgeändert wurde: daß der Kläger mit seiner Klage abzuweisen sei.

Entscheidungsgründe.

Das Begehren des Klägers ist zufolge P. N. S. 1641. 1644 in Rechten begründet; namentlich ist die angestellte Klage auch zulässig gegen Liegenschaftskäufe *), indem das Gesetz nicht unterscheidet, und der Ausdruck „Waare“ in P. N. S. 1643 nach dem gemeinen Sprachgebrauche überhaupt den Gegenstand des Kaufvertrages bezeichnet.

Die Beklagte hielt jedoch der Klage vor Allem entgegen, daß sie nach P. N. S. 1645 binnen kurzer Frist hätte angestellt werden sollen, somit bereits verjährt sei. Diese Einrede erscheint begründet, und ist insbesondere auch auf die Minderungsklage, nicht allein auf die Umlopfungsklage anzuwenden **). Denn der französische Urtit nennt allgemein: l'action résultant des vices rédhibitoires, und hierin wollte der Uebersetzer unseres Landrechts, Staatsrath Brauer, keine Veränderung machen, wie seine Erläuterungen Bd. III S. 533 (vergl. mit S. 529 — 530) zeigen, wo er ausdrücklich von Verjährung der Wandklagen handelt. Und damit stimmt auch der Geist und Grund des Gesetzes überein, die Rechtssicherheit im Verkehr so wenig als möglich zu beschränken, und jedem Käufer braverlich zu machen, daß er die gekaufte Sache alsbald genau untersuche und wegen etwaiger Mängel Klage erhebe.

Ein Ortsgebrauch für die Verjährungsfrist ist von keiner Seite angeführt, und man muß also bei dem Man-

*) Dies bestritt Durantou cours de droit français (ed. de Br.) tom. 3 Nr. 317, p. 180 auf den Grund einer englischen Praxis.

**) Eine entgegengesetzte Entscheidung findet sich in v. Hohenhausen Jahrb. 1835, 260 — 23.

gründerer Entscheidungsquellen entweder nach L. R. A. S. 1 h auf die 10jährige Frist des L. R. A. S. 92 a f oder in Anwendung des L. R. S. 4 a auf die Jahresfrist des L. R. S. 1622 zurückgehen. Jedenfalls beginnt aber die Frist vom Tage des Kaufes zu laufen, theils weil der Gesetgeber den Anfang der Verjährung nicht der Willkür des Käufers überlassen konnte, theils nach Analogie des erwähnten L. R. S. 1622 in Verbindung mit dem Umstande, daß der Schwamm ein Mangel ist, welcher bei einiger Aufmerksamkeit binnen Jahresfrist entdeckt werden kann.

Hiernach war gegen den Kläger, als er seine Klage anstellte, die Verjährung bereits vollendet, und er hätte folglich abgewiesen werden sollen. Die Beklagte ist daher durch das amtliche Urtheil wirklich beschworen, und es mußte deshalb in der Hauptsache abändernd erkannt werden, u. s. w.

Anmerkungen des Einsenders.

1) In Frankenrich bestehen über die Dauer der Wandsklagen, jedoch nur beim Verkauf von Thieren, die verschiedenartigsten Ortsgebräuche; im Uebrigen ist Alles auf das richterliche Ermessen ausgesetzt. Die Ausleger berufen sich auch daher auf das römische Recht, und dieses müßte

2) nach §. 3 des II Einf. Ed. auch bei uns zur Anwendung kommen, wenn die Zulässigkeits der oben angeführten Analogie bestritten werden sollte. Die Frist beträgt dann für die actio redhibitoria 6 Monate, für die actio quanti minoris ein Jahr l. 19 §. 6. l. 38 pr. D. de aedil. edict. (21. 1).

Es entsteht hier aber

3) eine neue Schwierigkeit, indem es streitig ist, ob die Frist vom Tage des Kaufes, oder von der Zeit laufe, wo der Käufer von dem vorhandenen Fehler Kenntniß haben konnte. l. 53 D. cod. Tropolog de la vente Nr. 587 ist darüber in großer Verlegenheit; mir scheint jedoch, daß l. 2. C. de aedil. act. (4. 38) der angeführten Pandektenstelle dießent entgegen stehe, und in diesem Falle ist der Rober den Pandekten vorzuziehen.

Thibaut civilist. Abhandlungen S. 90—93 Mayer.

III.

Hofgericht des Oberheinkreises.

Auslegung des L. R. S. 1834.

Im Jahre 1837 trug der Prinzenwirth Christian L. gegen den Fabrikanten Johann L. Klagen vor, der Beklagte sei mit dem Kläger behufs der Betreibung einer gemeinschaftlichen Bierbrauerei in den Jahren 1815 und 1816 in Geschäftsoverbindung gestanden, und habe zu diesem Behufe von dem Kläger einen Zuschuß von 700 fl. erhalten, durch diesen Geschäftsbetrieb sei ein reiner Ge-

winn von 600 fl. erzielt worden, der Beklagte habe die ganze Verrechnung und die Kasse geführt, und besinne sich noch im Besitze des Gesellschaftsvormögens. Der Beklagte habe jedoch an den Kläger nur die Hälfte des Gewinns auszahlt, und er sei darum noch schuldig an den Kläger die Einlage von 700 fl. nebst Zinsen herauszuzahlen und Rechnung zu stellen, worauf denn das Vergehen gerichtet war. Der Beklagte stellte sämtliche Thatfachen in Abrede, und es erfolgte deshalb eine Beweisauflage an den Kläger, welcher er dadurch zu entsprechen suchte, daß er dem Beklagten den Haupteid zuschob. Der Unterrichter erkannte auf diesen Eid; dagegen ergriff aber der Beklagte die Appellation, und es erfolgte ein abänderndes Erkenntniß, welches den Kläger mit seiner Klage abwies.

Entscheidungsgründe.

In Erwägung, daß das Begehren der angestellten Klage in thatsächlicher Beziehung auf einem angeblich zwischen den Parteien zu Stande gekommenen Gesellschaftsvertrage, in rechtlicher Beziehung auf den dispositiven Bestimmungen der L. R. S. 1693 und 1696 beruht;

In Erwägung, daß von beklagter Seite sämtliche der Klage zum Grunde gelegten Thatfachen widersprochen worden sind, worauf nach Ansicht des §. 400 der Pr. D. der ganz sachgemäße Zwischenbescheid vom 29. Juli vorigen Jahres erfolgen mußte;

In Erwägung, daß nach dem Vortrage der Klage der Zweck der eingegangenen Gesellschaft die gemeinschaftliche Betreibung einer Bierbrauerei gewesen, somit nach Ansicht des Anhangsabsatz 1 a — ein Handelsgesellschaft — daher auch die Anwenbarkeit des Handelsrechts nicht unterstellt werden kann; woraus folgt, daß die Entscheidung aus dem Landrechte geschöpft werden muß;

In Erwägung, daß nach dem deutlichen Worte des L. R. S. 1834 befragend:

„Alle Gesellschaften müssen schriftlich geschlossen werden, sobald das Einbringen den Werth von fünf und siebenzig Gulden übersteigt,“

wenn gleich nicht zur formellen Gültigkeit, dem nach L. R. S. 6 k sonst die Nichtigkeit des Geschäfts ausdrücklich verordnet sein müßte, doch die schriftliche Abfassung des Gesellschaftsvertrags als zur Beweiskraft unerlässlich betrachtet werden muß, so oft nicht solche Beweisführung durch gerichtliches Erkundniß des Beklagten überflüssig ist;

In Erwägung, daß ein solches Erkundniß überall nicht abgelegt worden, die Existenz einer Vertragsurkunde klägerischer Seite nicht einmal behauptet ist, der allegirte L. R. S. 1834 aber bei seiner in dem Worte „muß“ lie-

graden unbedingten Forderung der schriftlichen Verfassung kein anderes Beweismittel, also auch die Eidzuschreibung nicht zuläßt.

Aus diesen Gründen mußte das amtliche Erkenntniß abgeändert werden.

Anmerkungen des Einsenders.

Bei Entlassung des vorstehenden Urtheiles, welches mit Stimmenmehrheit erging, vertheilte die Minorität folgende Sätze für die Bestätigung des amtlichen Beschlusses:

Der R. N. S. 1834 ist nur eine Wiederholung des R. N. S. 1341, angewendet auf den Gesellschaftsvertrag. Auch der letztere fordert anscheinend, daß

- 1) für jedes Rechtsgeschäft, dessen Gegenstand den Werth von 75 fl. übersteigt, nur Urkundenweis, und
- 2) gegen die se Urkunden kein Zeugenbeweis zugelassen werde.

Auf diese Art ist jedoch der Art. 1341 noch nie aufgelegt worden, und zwar mit Recht, weil seine Geschichte durchaus entgegen steht. Er ist aus den Ordnonngen von 1566 und 1667, aus der letztern fast wörtlich entlehnt, und diese Ordnonngen wurden immer nur dahin verstanden, daß in den bezeichneten Fällen der Zeugenbeweis ausgeschlossen sei, weil man bei dem großen Sittenverderbnisse sehr leicht Zeugen erkaufen könne. Dieser Grund, meinte Bigot - Préameneu bei Verathung des 3. Titels des 3. Buchs des Code civil, schlage auch jetzt noch an, und es wäre deshalb naßlich gewesen, die längst ergriffenen Maßregeln nicht beizubehalten. Freilich ist dabei die Fassung des Artikels etwas schief ausgefallen; man halte aber kein Mißverständniß zu fürchten, weil nur altes bekanntes Recht bekräftigt worden war, und sehr natürlich ist, daß die Terminologie der Ordnonngen von 1566 und 1667 den Ansprüchen jetziger Zeit nicht entsprechen kann.

In der That hat noch kein Ausleger des französischen Civilrechts an der Fassung des Art. 1341 Anstoß genommen, und dafür spricht ziemlich deutlich seine Stellung in dem Abschnitte: „Von dem Zeugenbeweise.“ Eben so wenig hat je ein Ausleger daran gezwifelt, daß die Art. 1834 und 1923 für Gesellschaften und Hinterlegungen nicht

weiter verordnen, als der Art. 1341 für alle Geschäfte gethan hat, und eine solche Wiederholung kann wohl nicht auffallen, wenn man erwägt, unter welchen Umständen das Gesetzbuch verfaßt, daß einzelne Titel gesondert berathen und verfaßt wurden, und daß die Entwürfe aus verschiedenen Fäden geflossen sind. Man vergleiche Art. 465 mit 817, 1162 mit 1802, 1163 mit 2048.

Aus Art. 1923 und 1924 geht aber insbesondere hervor, daß bei der Hinterlegung auch andere Beweismittel als Urkunden unbedingt zulässig sind, und so ist es wohl auch bei Handelsgesellschaften; denn wenn nach R. N. S. 39, 40 alle solche Gesellschaften nur mit Urkunden erwiesen werden dürfen, so würde R. N. S. 41 ohne Sinn und Bedeutung sein.

Und von diesen Bestimmungen wird eine Abweichung des badischen Landrechtes nicht unterstellt werden dürfen. Denn nach §. 1 des I. Einführungsdekrets ist dasselbe eine Uebersetzung des Code Napoleon, woraus für den Richter nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht entspringt, auf den französischen Urtext zu greifen, um sich den deutschen Text klar zu machen. Namentlich wird eine Abweichung des badischen Landrechtes nicht darin zu finden sein, daß es in R. N. S. 1834 sich ausdrückt: „Alle Gesellschaften müssen schriftlich geschlossen werden.“ Der französische Text bedient sich des Zeitworts „devoir“, und dieß bezeichnet bekanntermaßen eben sowohl unser „sollen“, als unser „müssen.“ Diese beiden Worte aber werden im Deutschen häufig promiscue gebraucht, sowohl im gemeinen Leben, als in der Sprache der Gesetze. Den besten Beleg liefern die R. N. S. 1341 und 1923; denn beide verlangen mit dem „muß“ einen Urkundenbeweis, und doch läßt der R. N. S. 1924 ausdrücklich noch andere Beweismittel zu. Es wird deshalb der Richter mindestens die billigste Wortbedeutung („sollen“) vorzuziehen, und in diesem Geiste die R. N. S. 1834 und R. N. S. 39 anzuwenden haben.

3) Dann aber der Urkundenbeweis nicht eine nothwendige Förmlichkeit oder Förmlichkeit des Gesellschaftsvertrages, so kann von der Anwendung des R. N. S. 6 k die Rede nicht seyn.

Mayer.

Anzeige.

Mit dem Jahre 1839 beginnt der 9te Jahrgang dieser Zeitschrift, welcher von der bisherigen Redaction fortgesetzt wird, und halbjährig bei allen Buchhandlungen fl. 2. — und bei den Postämtern fl. 2. 15 kr. kostet. Die bestehende Pesteinrichtung macht es nöthig, daß jeder Empfänger neu bestellt wird, wir erlauben uns daher die verehrlichen anzuwärtigen Herren Subscribenten darauf aufmerksam zu machen und sie zu bitten: den betreffenden Postämtern möglichst schnell anzuzeigen, daß sie die Annalen auch ferner zu erhalten wünschen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintreift.

Von den bis jetzt erschienenen Jahrgängen sind noch vollständige Exemplare zu haben, die wir, so weit es möglich ist, noch zum wohlfeilsten Subscriptionspreis abgeben.

Karlshöhe, den 8. December 1838.

Die Verlags-handlung von Ch. F. H. Groos.

Hauptredaction: Beckmayer's Verlag in Mannheim.

Drucker und Verleger: Ch. F. H. Groos.

Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte.

Sechster Jahrgang.

N^{ro}. 52.

Karlsruhe den 29. Dezember 1838.

I.

Oberhofgericht.

Wiederherstellung wegen Neuheiten, die sich auf das
Daseyn gesetzlicher Bestimmungen beziehen.

In Sachen der Wilhelmine Jägerschmidt zu Karlsruhe, Klägerin, Appellantin, Oberappellantin, nun Revisionsbessagte, gegen ihren geschiedenen Ehemann Heinrich Bierordt zu Karlsruhe, Beklagten, Appellanten, Oberappellanten, nun Revisionskläger, Vermögensauseinandernehmung insbesondere die Gültigkeit des Ehevertrags betreffend, wurde, wie aus den Nummern 33 und 46 der Annalen von 1836, sodann aus Nr. 5 und 9 vom Jahr 1837 ersichtlich ist, der von der Klägerin angefochtene Ehevertrag als nichtig erklärt, weil bei Errichtung desselben die Vorschriften der Notariatsordnung nicht beobachtet, namentlich keine Zeugen beigezogen wurden.

Der beklagte Ehemann übergab gegen dieses Urtheil eine Wiederherstellungsklage, welche durch oberhofgerichtliches Erkenntnis vom 17. Mai 1838 verworfen wurde.

Das Nähere erhellt aus den nachstehenden oberhofgerichtlichen Entscheidungsgründen.

Die Wiederherstellungsklage des früheren Beklagten Heinrich Bierordt ist gegen jene Bestimmung des oberhofgerichtlichen Urtheils vom 18. August 1836 gerichtet, welche auspricht:

„daß der unterm 23. August 1823 zwischen Hanselmann Bierordt und Wilhelmine Jägerschmidt errichtete Ehevertrag wegen Mangels der gesetzlichen Formlichkeiten für nichtig zu erklären, daher auf die durch Entscheidung erfolgte Auflösung ihrer Ehe die Vermögensabsonderung nach den Regeln der gesetzlichen Forderungsmittel vorzunehmen sei.“

Nach den diesem Urtheile beigelegten Entscheidungsgründen besteht der Grund der Nichtigkeit des Ehevertrages darin, daß bei dessen Errichtung der — durch die Notariatsordnung vom Jahr 1806 und durch deren Nachtrag

vom Jahr 1809 als nothwendige Formlichkeit vorgeschriebene Beizug von zwei Zeugen nicht Statt fand, und daß gegen die klare Vorschrift dieser Gesetzgebung — von dem großherzoglichen Justizministerium ausgegangene Erläuterung vom 27. Mai 1812 (Reggbl. Nr. 18), wornach die von Amtsberevisoren ohne Beizug von Zeugen verfaßten Eheverordnungen im Rande gültig seien, nicht berücksichtigt werden könne, weil ihr — als nicht vom Gesetzgeber herrührend — gesetzliche Kraft nicht zukommt.

Die Wiederherstellungsklage stützt sich nun:

I. insofern auf die angeblich neu entdeckte Thatsache und auf die zu deren Beweis beigebrachten Urkunden, daß zur Zeit der Publication der erwähnten Justizministerials Erläuterung dem großherzoglichen Justizministerium von Sr. Königlichen Hoheit dem damaligen Großherzog sowohl schriftlich als mündlich die Befugnis zur authentischen Interpretation der Gesetzgebung verliehen gewesen sei.

Den Zeitpunkt dieser Verleihung bestimmt der Revisionskläger in der Replik noch näher dahin, daß sie erst im Jahr 1811 nach Aufhebung der Ministerialconferenz erfolgt sei.

Da nach §. 1253 der Prozeßordnung nur solche neue Thatsachen und Beweise dem außerordentlichen Rechtsmittel der Wiederherstellung gegen rechtskräftige Urtheile Eingang zu verschaffen vermögen, welche entscheidend, d. h. von der Art sind, daß sie — wären sie dem Richter schon vor der Fällung des Urtheils vorgelegen, denselben hätten bestimmen müssen, statt des gefällten ein anderes — dem Revisionskläger günstigeres Urtheil zu erlassen: so hängt der Werth oder Unwerth des in Frage stehenden ersten Revisionsgrundes und folglich seine Wirkung von der Erörterung der beiden Fragen ab:

A. Ist die angebliche — dem großherzoglichen Justizministerium durch mündliche oder schriftliche — wesentlich nicht verkündete Entschliessung des Großherzogs ertheilte Ermächtigung zur authentischen Interpretation

pretation der Gesetze — eine im vorliegenden Rechtsstreite entscheidende Thatsache? und eventuell

B. ist sie durch die von dem Restitutionskläger beigebachten Urkunden in rechtliche Gewißheit gesetzt?

Zu A. In absoluten Monarchien, worunter von dem Zeitpunkte der Auflösung des deutschen Reichsverbandes (Jahr 1806) bis zum Eintritt der ständischen Verfassung im Jahr 1818 das Großherzogthum Baden zu zählen war, steht die gesetzgebende Gewalt als ein Bestandtheil der Staatsgewalt nur allein dem Regenten zu. Vermöge seiner Nachvollkommenheit kann er allerdings, ja er ist sogar durch den Staatszweck dazu verpflichtet, Gehörten annehmen, und diesen die Ausübung einzelner Theile der Staatsgewalt anvertrauen. Wenn aber, welchen Personen oder Behörden er die Ausübung dieser oder jener Theile der Staatsgewalt anvertraut habe — dieß muß er nothwendig seinem Volke bekannt machen, wenn dieses davon gebunden sein, die Bevollmächtigten des Regenten als solche erkennen, ihre Handlungen und Willensäußerungen, Erbote und Verbote als vom Regenten ausgegangen achten und sich darnach richten soll; d. h. der Regent, in so weit er die ganze Staatsgewalt nicht in Person ausüben will oder kann, muß deshalb die geeigneten Bestimmungen treffen in einem Verfassungsgesetze, und dieses seinem Volke verkünden. Die Verbindlichkeit eines Verfassungsgesetzes fängt, wie die eines jeden andern Gesetzes, mit seiner öffentlichen Bekanntmachung (Promulgation) an, und dauert — bis der Regent auf gleichem Wege eine Aufhebung oder Abänderung auspricht.

In Baden namentlich hat der Regent diesen Grundsatz längst schon vor dem Jahr 1811 nicht nur anerkannt, sondern selbst in Vollzug gesetzt, indem derselbe schon im Jahr 1803 und in den Jahren 1807 und 1808 durch die verschiedenen Organisationsedikte, am umfassendsten aber durch das Organisationsedict vom 26. November 1809 und dessen Beilagen jede Behörde und den Umfang, in welchem sie an der Ausübung der Staatsgewalt Theil zu nehmen befußt sein soll, genau bezeichnete, und diese getroffene Gewaltvertheilung (Verfassungsgesetz) dem Volke durch das Regierungsblatt bekannt machte, welches durch die Geheimenrathsverordnung vom 27. Oktober 1807 §. 5. (Regierungsblatt Nr. 37) zum Gesetzblatt — mit dem erklärt ist, daß alle vom Regenten ausgehende Willensbekundung, die eine bleibende Norm für Handlungen der Diener oder Unterthanen werden sollen, dadurch verkündet werden müssen. Derselbe Grundsatz folgt auch aus dem R. R. S. 4, wornach die Gesetze erst durch die Verkündung des Staatsherrschers wirksam werden; denn — wenn gleich dieser Satz unmittelbar nur von den Gesetzen des Civilrechts handelt, so folgt daraus doch, daß

auch diejenigen Gesetze, welche sagen, wir und von wem die Gesetze des Civilrechts erlassen, abgeändert oder authentisch erläutert werden können, der gleichen Verkündung unterliegen.

Wenn nämlich neue Civilgesetze den Staatsbürgern, damit sie sich darnach richten, zu Folge des R. R. S. 4 verkündet werden müssen, so muß ihnen auch verkündet werden, was als ein solches neues Civilgesetz anzusehen, d. h. von wem und in welcher Form es erlassen sein müsse.

Es fragt sich daher nur, wem nach den zur Zeit der erwähnten Erläuterung vom 27. Mai 1812 bestehenden — öffentlich verkündeten Gesetzen das Recht der Erlassung, Abänderung oder authentischen Auslegung von Gesetzen zugesprochen sei?

In dem Gesetze vom 26. November 1809 Beilagen F. §. 38 d und §. 39 bezieht sich der Großherzog insbesondere die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt ganz ungeschmälert vor, indem er die Befugniß, sowohl neue Gesetze zu geben, als die bestehenden Gesetze authentisch zu interpretiren, der von ihm präsidirten Ministerialconferenz, und für den Fall, daß er ausnahmsweise derselben nicht selbst präsidiren sollte, seinem Cabinet zuwies, dem Justizministerium aber nach §. 31 litt. i nur die Fertigung von Vorschlägen über die Gesetzgebung im bürgerlichen Rechte, und im Criminalfache überließ.

Den ganz gleichen Vorbehalt erklärte der Großherzog in dem Verfassungsgesetze vom 21. September 1811. Regierungsblatt Nr. 24, wodurch Höchsterseibe die durch das Organisationsedikt vom 26. November 1809 bestimmte Ministerialconferenz aufgehoben, und dabei wörtlich ausgesprochen hat:

„Alle bisher für Uns und zur Ministerial- Conferenz „geeignet gewesenen Geschäftsgegenstände ohne Ausnahme werden hinfort, an Uns, zu Unserm „heimen Cabinet eingeschickt.“

Der nämliche Vorbehalt blieb auch nach dem späteren im Regierungsblatt Nr. 18 vom Jahr 1817 verkündeten Verfassungsgesetze vom 15. Juli 1817, dessen Eingang sich dahin ausspricht:

„Wir Carl 1^{er} finden uns bewogen, die bisher bestehenden Geheimen Cabinetsscreferate einzustellen, und „die früher an die Geheimen Cabinetsträte zum Vortrag gewiesenen Geschäftsgegenstände (unter welche „dem Obigen zu Folge die Gesetzgebung mit „Anbegriff der authentischen Interpretation gehörte) Uns „von Unserm gesamnten Staatsministerium vortragen, und dort ausfertigen zu lassen.“

Nach alldem — vom Großherzog gegebenen und den

Unterthanen im Geseßblatt verkündeten Verfassungsgesetzen war und blieb der Großherzog für den Zeitraum von 1809 bis zum Eintritt der Repräsentativverfassung der alleinige Geseßgeber, und nur die von ihm selbst in diesem Zeitraum ausgegangenen Erläuterungen oder Auslegungen der Geseze haben hinbrnde Kraft für Richter und Parthieen.

Eine Uebertragung der geseßgebenden Gewalt — an das Justizministerium, wenn auch nur in Ansehung der Geseßbauilegung, wäre eine Abänderung der angeführten Verfassungsgesetze gewesen, und hätte ohne Verkündung an die Unterthanen nicht wirksam werden können, indem die nicht verkündete Abänderung die Fortdauer der gehörrig verkündeten Verfassungsgesetze nicht hemmen konnte, und zufolge der letzteren — Richter und Parthieen berechtigt und verbunden waren, nur denjenigen Auslegungen gesetzliche Kraft zuzugestehen und Folge zu leisten, welche vom Regenten herrührten, dagegen die vom Justizministerium ertheilten Belehrungen und Auslegungen, so wie die aller übrigen Rechtsgelehrten lediglich als doctrinelle anzusehen und zu behandeln. Der schriftlich oder mündlich — nur dem Justizministerium verkündete Wille des Regenten verpflichtete nur jenes, konnte aber für Richter und Parthieen die Wirkung eines Geseßes so lange nicht haben, als derselbe nicht durch das Geseßblatt verkündet war.

Damit steht der Satz im Einklange, daß ein bloßer Rechtsirrtum nie einen Grund zu einer Wiederherstellungsklage abgeben könne, denn entweder ist das Geseß, wegen dessen Nichtbeobachtung Wiederherstellung gesucht wird, als solches gehörrig verkündet, oder es ist nicht. Im letztern Falle hat dasselbe keine Wirkung, und im ersten Falle mußte es nicht nur dem Richter sondern nach R. N. S. 1 b selbst den Parthieen schon bei der ersten Verhandlung bekannt seyn, ist also keine Neuheit.

Bei der sich hiernach darstellenden Auerkennung der Thatsache der fraglichen Ermächtigung des Justizministeriums, kommt es auf die Frage

zu B. ob sie erwiesen sei, nicht weiter an, die übrigen ebenfalls zu verneinen wäre. Denn was

1) die vom Replikationskläger beigebrachten Urkunden Ziffer 2 bis 5 betrifft: so enthalten dieselben

a. einen an den Großherzog gerichteten Anfragebericht des Hofgerichts zu Mannheim vom 21. Oktober 1841, worin sich dasselbe nach Aufhebung der Ministerialconferenz durch die Verordnung vom 21. September 1841 und nach der darin ausgesprochenen Verweisung aller Geseßgebungsangelegenheiten an den Staatrath, höchste Entscheidung darüber erbat, ob — wenn es in den nicht seltenen Fall komme, höhern Orts Geseßeserläuterungen

einholen zu müssen, nach wie vor die Interpretation vom großherzoglichen Justizministerium einzuholen seien;

b. ein auf diesen Bericht gestelltes Bedenken des Justizministerialdirektors Brauer vom 27. Oktober 1841 des Inhalts:

„Die Hofgerichte haben stets an ihr vorgesetztes Justizministerium zu berichten, das alsdann schon weiß, wenn es zu einer Interpretation höhere Genehmigung bedarf. Es wird daher ehrenbeiligt, anheimgestellt, dieses zu solcher Verbescheidung dem Justizministerium zu übergeben.“

c. Die unter diesem Bedenken ersandliche von Brauer beurskundete Bemerkung von 30. Oktober 1841 besagend: „Den Ihro Königliche Hoheit ist dieses Bedenken gnädigst genehmigt.“

d. Einen Justizministerialbeschuß vom 2. November 1841, wodurch von der vorgebrachten höchsten Genehmigung dem Hofgericht zu Mannheim, und auch den übrigen Hofgerichtlichen Nachricht gegeben wurde.

Von einer Erweiterung des Gewaltskreises des Justizministeriums, insbesondere in Beziehung auf Geseßgebung ist in all' diesen Urkunden keine Rede.

Es liegt vielmehr darin die Bestätigung der in den öffentlich verkündeten Verfassungsgesetzen gegebenen Bestimmung, daß Geseze und die ihnen gleichstellenden Auslegungen nur vom Regenten ausgehen, daß es aber nach wie vor, in das Ermessen des — zu Geseßvorschlügen ermächtigten Justizministeriums gelegt seyn solle, ob im einzelnen Falle eine authentische Interpretation vom Regenten einzuholen sei, oder nicht, oder ob es etwa an einer von ihm, dem Ministerium zu ertheilenden Belehrung (doctrinellen Interpretation) für den gegebenen Fall genügen möchte.

2) In dem unter Ziffer 6 der Replikationsklage angefügten Beschlusse des Justizministeriums vom 31. Dezember 1841 stellt dasselbe allerdings die Behauptung auf:

„Daß seit der Aufhebung der Ministerialconferenz das jus interpretandi ohne allen Zweifel dem Justizministerium zusteht, wie das Sr. K. Hoheit mehrmals, und unter andern erst kürzlich in S. der Gemeinde Hemsbach gegen die Gemeinde Laudendach ausdrücklich erklärt und befohlen haben, daß erst da, wo das Justizministerium dem Ausdruck eines Geseßes zweifelsfrei, finde, die höchste Entscheidung darüber eingeholt werden soll.“

Allein diese Behauptung, insofern sie nur im Allgemeinen dahin geht a) es stehe ohne allen Zweifel dem Justizministerium das jus interpretandi zu, und b) es habe dieß Serenissimus mehrmals ausdrücklich erklärt, widerspricht in ihrem ersten Theile geradezu dem

im Verfassungsgeſetze vom 21. September 1811 aus-
ſprochen und im Regierungsblatt No. 24 deſſelben Jahres
öfentlich verkündeten Willen des Großherzogs, und kann
daher ſo wenig als ihr zweiter Theil zu b) in Beziehung
auf welchen ſie nur als ein Referens sine relato erſchint,
als gegründet vom Richter angenommen werden, und
zwar um ſo weniger als ſelbſt das — an die Stelle des
Juſtizminiſteriums getretene oberſte Juſtizdepartement in
einem an das Oberhoſgericht gegebenen Beſchluffe vom
11. Auguſt 1824 den vom Juſtizminiſterium ausgegangenen
Erklärungen des Strafſenſ vom Jahr 1812 den Charakter
und die Kraft einer authentischen Geſetzeserklärung
nicht zuſtand, was ſich nur daraus erklären läßt, daß
ſich das oberſte Juſtizdepartement von dem Mangel einer
regentenamtlichen Ermächtigung des Juſtizminiſteriums zu
authentischen Interpretationen überzeugt hielt.

Oberhoſgerichtl. Jahrbücher von 1824, Seite 356 und 357.
Soweit aber der in Frage ſtehende Juſtizminiſterial-
beſchluß den Inhalt der Erklärung oder des Befehls
des Großherzogs wirklich anſieht, „daß nämlich erſt
da, wo das Juſtizminiſterium den Ausdruck eines Ge-
ſetzes zweifelhaft finde, die höchſte Entſcheidung darüber
eingeſchalt werden ſoll.“ ſo läßt ſich hieraus eine Er-
mächtigung des Juſtizminiſteriums zur authentischen In-
terpretation ebenſowenig als in der oben angeführten Ge-
nehmigung des Brauerſchen Bedenkens vom 30. October
1811 entdecken, und überhaupt mehr nicht entnehmen, als
daß der Geſetzgeber nicht durch jeden Zweifel, den irgend
ein Individuum oder Behörde über den Sinn der Geſetze
hege, beſtürzt werden wollte, und deßhalb das Juſtiz-
miniſterium anwies, nur alldann dem Regenten Vortrag
zu erſtatten, wenn das Miniſterium die Ertheilung einer
authentischen Erklärung für nothwendig halte,
was nun der Fall ſeyn könne, bei ſolchen Geſetzen, über
deren wahren Sinn unter den Mitgliedern des Miniſte-
riums ſelbſt verſchiedene Meinungen beſtänden.

So und nicht anders hat auch das Juſtizminiſterium
den erwähnten Befehl aufgefaßt, wie

3) aus ſeinem der Reſtitutionsklage unter Ziffer 7
beigelegten Beſchluffe vom 22. Februar 1812 klar hervor-
geht, worin daſſelbe ſagte: „der Fall zu einer höchſt-
eigenen (d. i. Großherzoglichen), ehemals durch den Weg
der Miniſterialconferenz und jezo durch jenen des Staats-
Raths einzuholenden authentischen Interpretation
bleibe demalſen nur jenen Fällen aufbewahrt, wann das
Miniſterium ſelbſt in ſich eine Verſchiedenheit der Anſich-
ten faſſe, und dadurch über den Sinn des Geſetzes un-
gewiß werde.“

Damit iſt ganz unabweislich gegeben, daß authen-
tiſch nach wie vor nur der Großherzog interpretiren,

daß er dieß jedoch nur im Falle eines wirklichen — von
dem Juſtizminiſterium als vorhanden erkannten Bedürf-
niſſes thun werde.

Wenn nun das Juſtizminiſterium dennoch in dem näm-
lichen Beſchluffe die Behauptung aufſtellte, daß die von
ihm ausgehenden öfentlich verkündet werden den Rechts-
beſtimmungen volle verbindende Kraft haben: ſo ſtellt
ſich dieſe Behauptung aus den von ihm dafür angeführ-
ten Gründen keineswegs rechtfertigen. Denn

a. die deſſelben durch die Organisation vom 26. No-
vember 1809 anvertraute Ueberſicht über die Gerech-
tigkeitspflege, und die Unterordnung der Gerichte unter
daſſelbe, woraus es die verbindende Kraft ſeiner Rechts-
beſtimmungen abzuleiten ſuchte, ſind von dem Rechte der
Geſetzgebung und der — dieſer angehörigen authentischen
Interpretation ganz verſchieden, und können das letztere
Recht um ſo weniger involviren, als dieſes ja durch das
nämliche Organisationsreſcript von den erſtern getrennt,
und der Miniſterialconferenz, ſpäter aber dem Kabinet
und dem Staatsminiſterium zugewieſen wurde, oder viel-
mehr ſtets dem Regenten vorbehalten blieb.

Andere aber — als authentische Rechtsbeſtimmungen —
mögen ſeyn, wo immer herrühren, verbinden den Richter
und Partheien nicht zu ihrer Anwendung.

b. Die — dem fraglichen Juſtizminiſterialbeſchluffe als
Beleg für die Richtigkeit der aufgeführten Behauptung
in Abſchrift beigelegte großherzogliche Entſcheidung iſt
die ſchon oben bei 1) angeführte Genehmigung des Brau-
erſchen Bedenkens vom 30. October 1811, in welchem, wie
ſchon dort gezeigt wurde — von einer Ermächtigung des
Juſtizminiſteriums, Rechtsbeſtimmungen mit verbindender
Kraft zu geben, oder Geſetze authentisch zu in-
terpretiren, überall nicht die Rede iſt.

Weitere Beweismittel für den erſten Reſtitutionsgrund
ſind nicht beigebracht.

II. Als Reſtitutionsgrund wurde ferner die Thatſache
geltend gemacht, und Unſtundenbeweis darüber angetreten,
daß das großherzogliche Juſtizminiſterium zur Erthei-
lung und Verkündung ſeiner Erklärung vom 27. Mai
1812 inſonderere durch einen Bericht des Directoriums
des Redactkreiſes veranlaßt worden ſey, worin dieſes den
Antrag geſtellt habe, eine für alle Juſtizketten ver-
bindliche im Regierungsblatt zu verkündende Norm aus-
zuſprechen, wornach die ohne Zuſiehung von Zügen von
Amteſcribenten aufgenommenen Gewerträge gültig ſeyn
ſollten.

Die Unverbindlichkeit dieſes Klaggrundes ergibt ſich ſchon
aus der obigen Prüfung des erſten. War — wie dort
nachgewieſen iſt — das Juſtizminiſterium im dem Zeit-
raum von 1809 bis 1818 nicht mit der Macht beſetzt,

Gefetze authentisch zu interpretiren: so ist und bleibt seine Rechtsprechung vom 27. Mai 1812 eine bloß doctrinelle Gericht und Partbeien nicht bindende, was auch immer den Anlaß dazu gegeben haben mag.

III. Entlich soll in dem, dem oberhofgerichtlichen Urtheil nachgefolgten provisorischen Gesetze vom 3. November 1836 (Regierungsblatt Nr. 50.) insbesondere in der Verfügung desselben „daß rückwärts alle seit Einführung des Landrechts errichteten Eheverträge, wenn sie von einem Amtsdirektor ohne Zugang von Zeugen errichtet worden seien, gütlig seyn sollen“ — ein Restitutionsgrund liegen.

Alein so verfügte das provisorische Gesetz nicht, und konnte so nicht verfügen ohne verfassungswidrige Verwechslung der gesetzgebenden mit der richterlichen Gewalt. Es erklärt sich zwar selbst, als ein rückwirkendes — auf alle seit Einführung des Landrechts geschlossenen Eheverträge erstreckendes Gesetz in so weit, daß es dieselben gegen künftige Anfechtung schützt; — auf rechtskräftig schon entschiedene Fälle dagegen hebt es seine Rückwirkung nicht aus.

Da hiernach sämtliche vom Restitutionskläger vorgebrachten neuen Thatsachen und Beweise unerheblich sind, so mußte derselbe mit seiner Wiederherstellungsklage abgewiesen, und nach §. 169 der P. D. in die Streikosten verurtheilt werden.

II.

D oberhofgericht. Rechtsfall.

In Nr. 43. des Jahrgangs 1837 der Annalen ist der Rechtsstreit in Sachen des Obervogt Waldfchütz gegen die Gräfinne von Langensteinke Curatel, Befolgungsbezug betreffend, dargestellt.

Das Hofgericht des Mittelr-einreifes hat unterm 13. November 1837 das Erkenntniß des Stadtmagis Karlsruhe vom 13. December 1836, wodurch der Kläger, Obervogt Waldfchütz, mit seiner Klage abgewiesen wurde, dahin abgeändert, daß die Gräfinne von Langensteinke Curatel schuldig sei,

„dem Kläger die volle Befolgung mit 2677 fl. 20 fr. per Jahr vom 23. April 1827 an, in soweit er solche inzwischen nicht bereits empfangen, nebst Verzugszinsen vom Befolgungsrußande 5 % vom 1. Mai 1832 binnen 4 Wochen zu bezahlen, und diese nämliche volle Befolgung fortzuentrichten, unter Verfallung in die Kosten.“

Dieses hofgerichtliche Erkenntniß wurde nun auf die von der Beklagten ergreifene Oberappellation durch Urtheil des Oberhofgerichts vom 19. October 1838 bestätigt, und zwar aus folgenden

Entscheidungsgründen:

Die Herrschaft Mönchshöf war ein Bestandtheil der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803, §. 5 dem damals marckgräflichen Hause Baden zur Entschädigung für die jenseit des Rheins verlorenen Besitzungen unter andern zugewiesenen Reichsabteli Salmannsweiler und warac mit Vorbehalt der Oberhoheitsrechte für den Staat, gleichfalls in Entschädigungsweise, den Herrn Markgrafen Friedrich und Ludwig überlassen.

Der Kläger bekleidete seit 1792 die Stelle eines Justiz-, Polizei- und Kammeralbeamten zu Mönchshöf, und trat in dieser Eigenschaft im Jahr 1803 in die Markgräflichen Dienste über; er gehört daher insofern unstreitig zu denjenigen weltlichen Dienern geistlicher Regenten, welchen §. 59 des erwähnten Reichsdeputationshauptschlusses den unabhängigen lebenslänglichen Fortgenuß ihres bisherigen Ranges, ganzen Gehalts und rechtmäßiger Emolumente oder, wo diese wegfallen, eine dafür zu leistende Vergütung garantirt. Bis zum Jahr 1813 bezog der Kläger auch unter seiner neuen Dienstherrschaft seine Dienstbesoldung in der frühern Weise fort. In jenen Jahren ward er in Folge des landesherrlichen Edikts vom 5. Mai 1813 seiner Dienstleistungen als Justiz- und Polizeibeamter entzogen, verblieb aber als landesherrlicher Rentei-verwalter nachmals im privaten Dienste der Frau Markgräfin Friedrich; er kam später mit der Herrschaft Mönchshöf in jene des höchstseligen Großherzogs Ludwig R. D., und wurde von Höchstemselben unterm 23. März 1827 unter Fortbelassung seiner vollen Befolgung in Ruhestand versetzt. In die Herrschaft Mönchshöf succedirte der Alodialerbe des verlebten Großherzogs, der Graf von Rangenstein. Ob nun die erhobene Klage auf lebenslängliche Fortentrichtung der vollen Befolgung mit 2677 fl. 20 fr. vom 23. April 1827 an und mit Verzugszinsen aus den zu wenig bezahlten Beträgen mit Recht gegen die Gräfinne Curatel gerichtet worden sei, hängt einerseits von den Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses vom Jahr 1803 und anderseits vom Inhalte derjenigen Vereinbarungen ab, welche in Bezug auf die Dienst- und Befolgungsverhältnisse des Klägers zwischen dem Staat, seiner Dienstherrschaft und ihm selber getroffen wurden.

Räge das landesherrliche Edikt vom 1813 über Aufhebung der Patrimonialjurisdiction nicht in Mitte, so könnte darüber nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß der Kläger seinen Ruhegehalt ausschließlich nur an die Gräfin von Rangensteinke Curatel als Rechtsnachfolger seiner letzten Dienstherren zu fordern habe, weil dieser und der Herr Markgraf Friedrich durch die schon im Jahr 1803 geschene Uebernahme des Klägers in ihre Dienste ohne über dessen Befolgung sich etwas auszubedingen, auch die nach

§. 59 des Reichsdeputationshauptschlusses der neuen Landesherrschaft obliegende Verbindlichkeit, dem Kläger den lebenslänglichen Genuß seines bisherigen Einkommens zu gewähren, mit übernahmen. Das erwähnte Edikt veränderte jedoch die dienstliche Lage des Klägers; im §. 5 des ersten war verordnet, daß (vom 1. Juni 1813 anfangend, an welchem Tage nämlich von aller Obrigkeit in Criminal- und Civil-, auch Rechts-, Kirchen- und gemeinen Polizei- auch Regierungssachen die Verwaltung mit Vorthell und Laßen an den Staat übergieng) gemischte, nämlich (neben der Justiz- und Polizeiamministrazione) zugleich zu Rentreigeschäften angestellte Landes- und grundherrliche Diener, in welche Kategorie der Kläger gehört, in Bezug auf Justiz- und Polizeigeschäfte zwar ihres dem näheren Dienstkreise geleisteten Eids entbunden, wegen der Rentreigeschäfte aber solchen unterliegend bleiben sollten, bis eine Ueberinkunft zwischen dem Staat, den Dienern und ihrer Diensthererschaft bestimmt haben würde, welchem Dienst sie künftig allein angehörten. Nun geht aus den vom Kläger schon in erster Instanz in Original vorgelegten Rescripten des Secretärsdirektorium vom 21. Juli, und der Rentreiamministrazione der Frau Margschäferin Friedrich vom 22. October 1817, so wie aus dem in zweiter Instanz abschriftlich productirten Finanzministerialerlasse vom 18. Juli 1817 ungewiderrlich hervor und wurde auch von Seiten des Beklagten zugestanden, daß eine Ueberinkunft zu Stande kam, welcher zufolge Kläger lediglich in landesherrlichen Diensten verbleiben, und seine ganze Besoldung ausschließlich von der Ständeherrschaft künftig empfangen, der in Gemäßheit der aufgehobenen Patrimonialjurisdiction zu Münchhöf zu zahlende ararialische Beitrag zur Besoldung des Beamten in die landesherrliche Kasse fließen, im Besoldungsbezuge des Beamten selber aber keinerlei Veränderung eintreten sollte.

Beim Tausch der Herrschaft Münchhöf durch den höchstseligen Großherzog Ludwig gieng gleichfalls mit dem Kläger eine andere Veränderung nicht vor, als daß an die Stelle der bisherigen Diensthererschaft eine neue trat, welche daher anstatt des Staats für die dem Kläger im §. 59 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 verbriefene Besoldungs- und Pensionsansprüche einzustehen hat. Die beklagte Curatel ist die Rechtsnachfolgerin des verewigten Großherzogs in Ansehung des von höchstselben hinterlassenen Allodialvermögens, und sie erscheint deswegen allerdings jetzt, als die rechte Beklagte für den ganzen eingestragten Betrag.

Die Klagegründung im Allgemeinen liegt in dem mehrerwähnten Staatsvertrage, im angezogenen §. 59, und es bängt deswegen die Entscheidung des Streits immer nur noch davon ab, ob der Kläger das Recht zum Bezuge einer

Besoldung im Betrage von 2677 fl. 20 kr. bereits gehörig erwiesen habe?

Hierbei versteht sich von selber, daß eine genaue Untersuchung über die Rechtmäßigkeit aller einzelnen Bezüge, welche zusammen das vom Kläger angesprochene Gehalt bilden, und über den Geldanspruch der Naturalien und Dienstleistungen überflüssig ist, wenn wirklich, wie in der Klage behauptet wird, das Gehalt des Klägers im Geldansprache von 2677 fl. 20 kr. von der markgräflichen Rentreiamministrazione anerkannt, und wie in der Replik angeführt ist, von dieser Rentreiamministrazione selbst an die oberste Staatsfinanzbehörde das Ansinnen gestellt worden wäre, $\frac{1}{4}$ der Besoldung von 2677 fl. 20 kr. auf die Staatskasse zu übernehmen.

Die Gültigkeit eines solchen Anerkenntnisses an die Beobachtung der im R. N. S. 1337 vorgeschriebenen Form zu knüpfen, möchte darum unzulässig seyn, weil die im §. 5 des Edikts von 1813 vorbehaltene Ueberinkunft kein Privatrechtsgeschäft zum Gegenstand hatte, sondern es sich um den Vollzug eines Gesetzes handelte, welches Verhältnisse des öffentlichen Rechts betraf, gleich wie die dem Kläger zustehenden reichsdeputationshauptschlusmäßigen Ansprüche, in seinen Gehaltsbezügen wider seinen Willen niemals verfürzt zu werden, auf einen Akt des öffentlichen Rechts sich gründen. Es kommt vielmehr zunächst darauf an, ob bei dem nach Maßgabe des Edikts von 1813 eingeleiteten und mit der Uebernahme von 669 fl. 20 kr. als einem Viertel der Besoldung des Klägers auf die Staatskasse beschlossenen Unterhandlungen, Kläger als Bethetheiliger und Mißpacificent betrachtet werden könne oder nicht?

Für die Bejahung dieser Frage spricht sowohl der ausdrückliche Inhalt des §. 5 des Edikts als das Verhältniß des Klägers als vormalss Abtei Salmannswilcher Beamter, in dem jenes Gesetz und der Reichsdeputationshauptschlusß ihn vor willkürlichen und nachtheiligen Verfügungen der Landes- und Ständeherrschaft über seine Dienst- und Besoldungsverhältnisse sicherten, als auch die Art und Weise, wie die bis ins Jahr 1817 fortgesetzten Verhandlungen betrieben wurden. Es unterhandelte die Staatsbehörde weder mit dem Kläger, noch mit der markgräflichen Ständeherrschaft allein; sondern es geht theils aus dem von der beklagten Curatel mit der Replik vorgelegten Rentreiamministrationserlaß vom 30. August 1817, theils aus dem vom Kläger produirten Rescript des Secretärsdirektorium vom 31. Juli 1817 hervor, daß jene Unterhandlungen auf den Grund der dem Kläger abverlangten und von ihm übergebenen Besoldungspositionen zwischen der Staatsfinanzbehörde und der markgräflichen Rentreiamministrazione gepflogen, und der Kläger für seine

Person vom Endresultat der Verhandlungen in Kenntniß gesetzt wurde. War die nächste Veranlassung zu jenen Unterhandlungen gleichwohl nur die Ausmittelung des Staatsbeitrags zur Besoldung des Beamten zu Münchhof, so war doch damals schon der Zeitpunkt gekommen, wo der Kläger über den rechtmäßigen Bezug seiner Besoldung und Emolumente sich auszuweisen hatte; das allseitige Einverständniß, daß seine Besoldung in Geld, Naturalien und Dienstleistungen den Betrag von 2677 fl. 20 kr. erreichte, war die Grundlage der ganzen Vereinbarung, das Anerkenntniß des großherzoglichen Fiskus sowohl als der Standesherrschaft, daß dem Obervogt Waldschüg ein Dienstgehalt, in Geld angeschlagen, in obiger Summe rechtlich gebühre, läßt von dem vereinbarten Theilungsmasse von $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$. . 669 fl. 20 kr. und 2008 fl. zwischen dem Staate und der Patrimonialherrschaft, um so weniger sich trennen, als weder das großherzogliche Finanzministerium noch die Standesherrschaft eine nochmalige Revision der vom Kläger in seinen Forderungen in Anspruch genommenen Gehaltstheile und Anschlag der Naturalbezüge und Dienstleistungen oder eine weitere definitive Gehaltsfestsetzung sich vorbehielten. Nachdem die Renteadministration unterm 26. Juli 1817 der Verwaltung Münchhofs das Finanzministerialescript vom 18. desselben Monats, in dessen Eingang ausdrücklich erwähnt war, daß die Standesherrschaft das Anerbieten von der Besoldung des Obervogts Waldschüg $\frac{1}{4}$ mit 669 fl. 20 kr. vom Juni 1813 an auf das Aerarium zu übernehmen, acceptirt habe, mitgetheilt, und durch weiteren Erlass vom 22. October 1817 mithin nach dem angeblichen Rescript vom 30. August 1817 ausgesprochen hatte, daß er seine Besoldung wie bisher in Geld, Naturalien und Leistungen fortzubziehen und ihm für die entgangenen Amts- und Amtverweisportellen 100 fl., nach Verfügung vom 24. November 1817 aber 200 fl. angebesirrt werden sollten, und nachdem endlich am 23. März 1827 Kläger unter Fortbelassung seiner vollen Besoldung in Ruhestand versetzt war, konnte zwar das Finanzministerium für den Staat, und die Standesherrschaft für sich, wegen eines neuen Maßstabs der Theilung der Besoldung des Klägers sich vereinbaren; es fand aber weder der Fiskus noch die Dienstherrschaft befangen, das bei der früheren Uebereinkunft, nach vorgenommener oder wenigstens ihnen freistehender Prüfung der klägerischen Ansprüche anerkannte Recht zum Bezug einzelner Gehaltstheile und den früheren Erdschlag der Naturalien und Leistungen von neuem aufzustanden, und Nachweisungen zu verlangen, welche, so lange der Kläger im Dienste und im Besitze der Verwaltungsberechtigungen war, ihm leicht beizubringen, jetzt aber zu liefern schwer sind. Eben so wenig braucht sich der Kläger die

erst nach dem Jahre 1817 in Uebung gekommenen Ansätze der Naturalien gefallen zu lassen, weil er nicht nach §. 19 des Decrets vom Jahr 1819, sondern unter Verlassung seiner vollen Besoldung pensionirt wurde. — Wie wenig es auch Anno 1817 die Meinung war, eine weitere Prüfung und allseitige Confirmation der vom Kläger mit 2677 fl. 20 kr. liquidirten Besoldung vorzubehalten, geht insbesondere aus dem vom großherzoglichen Finanzministerium am 26. November 1826 (mithin vor der Pensionirung des Klägers) erlassenen Rescript hervor, wonach dem Kläger eröffnet wurde, daß man den Aerarischen Beitrag ad $\frac{1}{4}$ zu seinem Gehalt mit 669 fl. 20 kr. ganz definitiv auf den Staatspensionsfond überwiesen habe.

Die Schritte, welche die markgräfliche Standesherrschaft bis zu Ende des Jahres 1817 that, die Erlasse derselben an das großherzogliche Finanzministerium im eigenen Interesse und zugleich in jenem des Klägers; ihre Erlasse an die Verwaltung Münchhof, welcher der Kläger vorband, sind alles Handlungen, zu welchen die Standesherrschaft, nur unter Voraussetzung des Anerkenntnisses der Ansprüche des Klägers auf eine Besoldung von 2677 fl. 20 kr. veranlaßt seyn konnte, und wenn die Standesherrschaft als den vierten Theil jener Besoldung den Betrag von 669 fl. 20 kr. anerkannte, und von 1813 bis 1827 für sich selbst einmündlich verrechnen ließ, so kommen die Unberechtigungen 1108 b und 1338 a wider die jetzige Beklagte in Anwendung. Es bedarf eines Beweises weder darüber, daß die Renteadministration selber den Staatsbeitrag von 669 fl. 20 kr. als $\frac{1}{4}$ des Münchhofer Beamtengehalts ausdrücklich verlangt habe, noch daß am Normaltag, am 24. August 1802, Kläger im rechtmäßigen Besitze aller behaupteten einzelnen Gehaltstheile sich befanden, noch daß alles was er in partem salarii bezog, zusammen einen Geldwerth von 2677 fl. 20 kr. gehabt habe.

Aus diesen Gründen ist die beklagte Curatel durch das dieselbe nach dem Klagevortrage, jedoch nur mit der Verbindlichkeit zur Ersatzung von Zinsen vom Klageantritt, verurtheilende hofgerichtliche Erkenntniß nicht im mindersten gravirt und mußte letzteres bekräftigt, die Curatel als unterlegener Theil aber auch nach §. 149 der Prozeßordnung in die Kosten dieser Instanz verurtheilt werden. J.

III.

Rechnersuntreue.

Der Hülfskassener zu Stein hatte sich durch Vermengung von 362 fl. 11 kr. Stillsitzgegelde in eigenen Nutzen, der Rechnersuntreue schuldig gemacht, jedoch aber, theils vor angefangener Untersuchung, theils vor gefälltem Urtheile vollständigen Ersatz geleistet, weshalb durch hofgerichtliches Erkenntniß vom 2. August 1838 bloß die Dienst-

entsehung gegen ihn ausgesprochen und wegen des geleisteten Ersatzes von weiterer Strafe Umgang genommen wurde. Gegen dieses Erkenntnis ergriff der Staatsanwalt den Rekurs und führte solchen auf dieselbe Weise aus, wie in Nr. 29 der Annalen von 1837 zu lesen ist.

Hierauf erkannte das großherzogl. Oberhofgericht durch Urtheil vom 30. Oktober 1837 abändernd zu Recht:

„Daß Inzalpat nebst der Dienstentsehung zu einmonatlicher Gefängnißstrafe und in die Kosten des Rekurses zu verurtheilt sei.“

Entscheidungsgründe.

Da der Rekurs sich lediglich auf Strafmaß beschränkt, so kommt es darauf an, zu ermitteln, was nach dem §. 90 des Strafbüchs unter dem unteren Grade des Verbrechens der Rechneruntreue, dessen Strafe schon gelind bestimmt sei, und daher auch wegen des geleisteten Ersatzes des Reßes keiner weiteren Milderung mehr unterliegen sollte, zu verstehen sei? — Es ergibt sich nun

1) schon aus dem Ausdruck: „dessen Strafe bestimmt ist,“ daß diese Bestimmung in gedachtem Gesetze selbst enthalten seyn müsse; in diesem aber findet sich erst für einen Kasseneingriff von 50 fl. oder für einen diesem gleichgetheilten geringeren Eingriff eines schon einmal forrigirten Rechners eine Strafbestimmung dahin: daß derselbe neben dem Erfasse des Reßes und der Entsehung vom Dienste mit einmonatlicher Gefängnißstrafe geahndet werden soll, und die Erläuterungen von 1812 zu diesem §. 90 des Strafbüchs führen unter Nr. 83 als Grund, warum für einen Kasseneingriff unter 50 fl. in diesem Gesetze nichts bestimmt sei, den an, weil ein solcher Eingriff noch unter die dienstpolizeilichen Vergehen gehöre, daher nach dem Ermeßsen der Polizeibehörde zu bestrafen sei;

2) daß, wenn demnach der Kasseneingriff von 50 fl. oder der ihm gleichgetheilte eines schon forrigirten Rechners der untere Grad des fraglichen Verbrechens ist, bei dessen Bestrafung der geleistete Ersatz des Reßes niemals in Betracht gezogen werden soll, also, auch wenn der Eingriff sich auf eine höhere Summe beläuft, wegen geleisteten Ersatzes nie unter die Strafe des unteren Grades heruntergegangen werden kann, sondern die einmonatliche Gefängnißstrafe stets unverändert stehen bleibt, und das Abrechnen

des geleisteten Ersatzes erst bei dem überschreitenden Betrage beginnt, der einen höheren Grad des Vergehens begründet;

3) daß auch nur durch diese Auslegung ein richtiger Vergleich in die Bestrafung der verschiedenen Grade dieses Vergehens kommt, indem sonst die Ungerechtigkeit entstehen würde, daß ein mehr als 50 fl. betragender Kasseneingriff, dessen Ersatz vollständig geleistet worden ist, bloß mit Dienstentsehung bestraft würde, während ein bloß auf 50 fl. sich belaufender Eingriff neben dieser noch mit einmonatlicher Gefängnißstrafe geahndet werden müßte;

4) daß dem allem zufolge der Rekurs des Staatsanwalts in so weit begründet ist, als das großherzogliche Hofgericht gegen den Angeklagten, welcher seinen ganzen auf 382 fl. 11 kr. sich belaufenden Reß abgab, d. h. vor Aburtheilung der Sache, nach Nr. 83 der Erläuterung, erstet hat, nicht bloß die Strafe der Dienstentsehung, sondern auch die des einmonatlichen Gefängnisses hätte erkennen sollen u. c.

Anmerkung. In Nr. 48 und 49 Seite 95 und 204 der Annalen von 1837 werden vier Fälle der Rechneruntreue unterschieden, die aber zusammen doch nur drei Grade ausmachen, indem jener Rechner, welcher wegen eines Reßes unter 50 fl. schon einmal corrigit war, bei m Rückfall mit demjenigen, welcher zum erstenmal einen Reß von 50 fl. gemacht hat, in die nämliche Kategorie gesetzt wird. Diese beiden Fälle bilden also den ersten beziehungsweise untersten Grad. Der zweite Grad ist ein Reß von 100 fl. und der dritte ein solcher über 100 fl. Wenn nun der §. 90 von vier höheren Graden spricht, so kann dies nur ein Redactions- oder ein Druckfehler seyn, was uns so gewisser angenommen werden darf, als nirgends von einem fünften Grade die Rede ist, den man doch haben müßte, um von vier höheren sprechen zu können.

Setzt man hiernach „zwei“ statt „vier“, so ist das Räthsel gelöst. Die Strafe des ersten Grades mit einmonatlichem Gefängniß und Entsehung vom Dienste muß, auch wenn der Reß von 50 fl. oder darüber vor der Aburtheilung gänzlich getilgt war, jedesmal erkannt werden, so fern nicht die handeltübliche Verpflichtung des Rechners unterbleiben ist, in welchem Falle sich die Gefängnißstrafe um die Hälfte vermindert. — Die oberhofgerichtlichen Entscheidungen werden daher — trotz der Anführung in Nr. 49 — als gerechtfertigt erscheinen. Bayer.

Anzeige.

Mit dem Jahre 1839 beginnt der *7te Jahrgang* dieser Zeitschrift, welcher von der bisherigen Redaction fortgesetzt, aber mehr **Rechtsfälle des Oberhofgerichts**, wie früher, enthalten wird, und halbjährig bei allen Verhandlungen fl. 2. — und bei den Postämtern fl. 2. 15 kr. kostet. Die beständige Pocheinrichtung macht es nöthig, daß jedes Exemplar neu bestellt wird, wir erlauben uns daher die **verehrlichen auswärtigen Herren Subskribenten** darauf aufmerksam zu machen und sie zu bitten: den betreffenden Postämtern **möglichst schnell** anzuzeigen, daß sie die Annalen auch ferner zu erhalten wünschen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintreift. Von den bis jetzt erschienenen Jahrgängen sind noch vollständige Exemplare zu haben, die wir, so weit es möglich ist, noch zum wohlfeilsten Subscriptionspreis abgeben.

Karlshöhe, den 29. December 1838.

Hauptredacteur: **Stenkauler Hoff** in Mannheim.

Die Verlagsanbahnung von **G. H. Grock.**

Drucker und Beleger: **G. H. Grock.**



